PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit.

III. Jahrgang. 1909.

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Basel.
Druck und Expedition R. G. Zbinden.
1909.

75359

NEUE WEGE
B 3 1909

Inhaltsverzeichnis.

I. Betrachtungen.

Seite

L. Ragaz: Wohin? 2
R. Liechtenhan: Zeit und Ewigkeit 17
A. D.: Weihnachtsgedanken 25
W. Joß: Allgemeinheiten 84
F. Sutermeister: Zum Charfreitag 97
L. Ragaz: Direkt oder indirekt leben 143
S.: Gedanken bei einer Osterpredigt 147
R. W. Weeks (übersetzt von F. Israel): Die Last des neuen sozialen Gewissens 342
J. R. Campbell (übersetzt von Clara Ragaz): Gemeinschaftsglaube und irdischer Besitz 386

II. Religiöse Probleme.

B. Hartmann: Heidenmission 19
R. Liechtenhan: Messina 41
J. Schwegler: Religion und Naturauffassung 52
H. Bader: Christentum als Ideal, Symbol und Wirklichkeit 65, 99
R. Liechtenhan: Ein theologisches Buch 78
J. Matthieu: „Dein Reich komme“ 148
H. Kutter: Jesus Christus und unsere Arbeit 203, 233
W. Brenner: Gott und die Naturgesetze 265
L. Ragaz: Zur gegenwärtigen Umgestaltung des Christentums 289
B. Hartmann: Missionsfragen 337
L. Ragaz: Religion und Liberalismus 346
B. Pfister: Vom Suchen und Finden Gottes in Kunst und Religion . . . 370

III. Ethische Fragen.

O. B.: Ein Imperialist über den Krieg 27
F. Israel: Weltbürgertum als Ziel der Geschichte 45
W. Zuberbühler: Ein verwandeltes Dorf 86
A. K.: Die Antialkoholausstellung 151
H. Bader: Zum Kapitel Persönlichkeit 154
E. Stuckert: Das Gute 178
R. Liechtenhan: Heiligt der Zweck die Mittel? 181

IV. Historisches, Biographisches.

Seite

W. Brenner: Charles Darwin 75
P. Wernle: Gustav Werner 116, 129
J. Matthieu: Zum Zentenar Proudhons 168
P. Wernle: Johannes Calvin 193
R. Liechtenhan: Aus der Werdezeit des Christentums 321, 361

V. Kirchliches.

F. Sutermeister: Was wir von der Kirche verlangen 161
A. Maurer: Pfarrer und Abstinenz 224
R. Hauri und A. Maurer: Die schweiz. Predigergesellschaft und die Abstinenz 252
W. Staub: Eindrücke vom 3. schweiz. Katholikentag in Zug 307, 325

VI. Pädagogisches.

A. B.: Frauenbildung 29
G. S., eine Leserin, E. W., Straehl-Imhoof: Ein Erziehungsproblem 60, 88, 156
A. Barth: Försters neuestes Buch 246

VII. Soziales.

J. Matthieu: Der Marxismus und die gegenwärtige Krise des Sozialismus 8, 33
R. Liechtenhan: Naumann über das Schicksal des Marxismus 89
L. Lüthy: Gesetzlicher Schutz des Wirtschaftspersonals 107
L. Stückelberger: Ein Werkplatz für Arbeitslose 186
C. Ragaz: Bei den Heimarbeiterinnen 216
L. Koehler: Die Werkplätze, eine grundsätzliche Frage 250
L. Ragaz: Zur Heimarbeitsausstellung 275
A. Meyer: Soziologisches aus Bern 313
F. Sutermeister: Soziale Rundschau 228, 255, 286, 348, 394

VIII. Gedichte.

G. Bohnenblust: Anthrope 1
G. Bohnenblust: Ein Traum 106
G. Bohnenblust: Frieden 129
P. Altheer: Der Traum 178
P. Altheer: Wunsch 223
P. Altheer: Der Fluch 306
H. Luther: Marc. 8, 2 352

IX. Lesefrüchte.

Seite 352.

X. Umschau.

Generalversammlung der sozialen Käuferliga 30
Strafvollzug 31

Seite

Winkelwirtschaftswesen 31
Zur Basler Kirchenfrage 61
Heidenmission und Universitäten 63
Hofprediger Adolf Stöcker † 92
Freidenkertum und Redefreiheit 93
Die Mission im neuen China 94
Freunde der Neuen Wege 124
Theologengespräche 125
Charles Darwin 125
Bekenntnis eines Richters 126
Herr Sulzer-Ziegler als Utopist 126
Zum Fall Richter 127
Die religiös-soziale Konferenz 158
Schundliteratur 159, 190
Freier Samstag Nachmittag 160
Ehre? 160
Ferienkurse in Jena 189
Mädchenhandel 190
Städtische Trinkerfürsorge 191
Schweiz. Heimarbeitsausstellung und -Kongreß 231
Die thurgauische Regierung 232
Wie man den Staat erhält 232
La réglementation du vice 259
Schülerselbstmorde 261
Heimarbeit 316
Wer hat recht behalten? 353
Machtvoller Fortschritt des Sozialismus 353
Zwei Mene Tekel 354
Branntweinboykott der deutschen Sozialdemokratie 354
Freunde der religiös-sozialen Konferenz 355
Die Wahl Liechtenhan's nach St. Matthäus in Basel 397
Soziale Pflichten der Käufer 398

XI. Büchertisch.

Heilmann, Wozu die Kirche (F.) 32
Juzi, Fester Grund (F.) 32
Mezger, Eigenart und innere Lebensbedingungen einer prot. Volkskirche (L.) 64
Zurhellen, Lebensziele (L.) 96
Barth, Die Entwicklung der neuen Machtverhältnisse in Ostasien (L. R.) . . 96
Calvinliteratur von Baur, Barth, Lang, Schwarz (Wernle) 191
Rittelmeyer, Buddha oder Christus (L.) 262
Rittelmeyer, Der Pfarrer (L.) 262
Seidel, Soziale Frage, Schule und Lehrerschaft (L.) 263
Seidel, Die Schule der Zukunft eine Arbeitsschule (L.) 263
Pflüger, Die Wohnungsfrage (L.) 264
Soziale Literatur (F. S.) 318

Seite

Reichen, Auskunfts- und Fürsorgestellen für Lungenkranke (F. S.) 318
Verzeichnis sozialer Literatur (F. S.) 318
Rade, Das religiöse Wunder und Anderes (H. G.) 318
Schmid, Glauben und Wissen (Th. M.) 319
Rinck, Ein verkannter Wohltäter (L. R.) 320
Büscher, Die Abschaffung der Armut (L. R.) 355
Netoliczka, Individualität und Persönlichkeit (L. R.) 356
Lhotzky, Die Zukunft der Menschheit (L. R.) 357
Armstrong, Gott und die Seele (H. B.) 357
Kabisch, Das Gewissen, sein Ursprung und seine Pflege (L. R.) 358
Dubois, Selbsterziehung (O. H.) 358
Möschlin, Die Königschmieds (E. J.) 358
Der Stern (L. R.) 359
Liechtenhan, Jeremia (L. Köhler) 399
Heußer, Die bedingte Verurteilung (L.) 400
Hauri, Die Religion, ihr Wesen und ihr Recht (B. H.) 400

XII. Berichtigung.

Seite 320.

XIII. Redaktionelles.

Seite 32, 128, 192, 264, 360, 400.

XIV. Anzeigen.

Seite 127, 192, 320.

Anthrope.

Anthrope war ein Mägdlein, das lebte froh
Und sorglos hin in Frühling und Blütensang;
Und keine dunklen Wissenswolken
Ballten sich über dem Jugendgarten.

Einst kam des Wegs ein trotziger Wandersmann,
Der sah das Wunder fröhlichen Glücks, und sprach:
„Ich bin der Wille, und ich will dich
Hin in die Lande des Lebens führen."

Da ging sie mit dem Willen zum Vater hin
Und hört' sein ruhig lächelndes Rätselwort:
„Zieh hin im Frieden; denn du wirst doch
Immer im Hause des Vaters bleiben."

Und in die Weite führte der Wille sie
Und sucht' mit ihr des ewigen Lebens Land,
Und sucht' mit mut'gem Wandern, bis daß
Heulend der Sturm übers Herbstfeld jagte.

Da schrie sie auf und fluchte des Willens Kraft,
Und lief zurück, woher sie der Weg geführt.
Doch ihre Augen waren offen, —
Hin war das Land ihrer Jugendträume. —

Todmüde sank sie hin in des Willens Hut;
Und da des Winters Härte am herbsten war,
Fand sie in eines Sohnes Leben
Wieder die Kraft ihrer höchsten Ziele.

Nun ziehn sie immer weiter dem Lande zu,
Das ihrer Sehnsucht Hoffnung von Anfang war —
Der Wille, der die Seele weckte,
Und der sie beide beglückt — der Glaube.

Gottfried Bohnenblust.

Wohin?

Eine der Titelvignetten der Neuen Wege zeigt ein Schiff, das über das weite Meer hin nach fernen, unbekannten Küsten fährt. Wenn dieses Schiff die Sache darstellen soll, die unsere Zeitschrift vertritt, so ist zu sagen, daß es im vergangenen Jahre einige Male durch schweren Sturm mußte. Das ist ganz in der Ordnung; ein Schiff kann nur im Sturme zeigen, ob es fest gebaut ist. Es ist bei diesen Anlässen allerlei über uns gesagt worden; wir sind durch „böse Gerüchte und gute Gerüchte" gegangen. Darum mag es am Platze sein, daß wir bei Beginn einer neuen Fahrt auch noch einmal sagen, was wir selbst von der von uns vertretenen Sache denken, welches unser Kurs sein soll und welches das Ziel, welches in Folge davon auch die allgemeine Haltung unserer Zeitschrift.

Schon deren Name hat auf der einen Seite falsche Erwartungen, auf der andern ebenso unbegründeten Zorn erregt. Vielen schien er zu verheißen, daß wir unerhörte Dinge sagen, neue Offenbarungen bringen wollten. Es ist in ihren Augen schon ein Vorwurf gegen uns, wenn man zeigen kann, daß schon Luther, ja schon die Propheten ähnliche Gedanken ausgesprochen hätten wie wir. Als ob dieser Vorwurf nicht das größte Lob für uns wäre! Wo in aller Welt haben wir den ungeheuerlichen Anspruch gemacht, eine neue Offenbarung zu bringen? Ueberhaupt kommt es uns auf das „neu" nicht so sehr an, als auf das „wahr". Die Sache Jesu, der Propheten und Reformatoren ist, soweit wir sie verstanden haben, auch die unsrige; wir haben nie Anlaß zu der Vermutung gegeben, daß sie es nicht sei. Aber einerseits könnte es doch wohl sein, daß diese Sache von Zeit zu Zeit neu verstanden wird, andrerseits, daß zu allen Zielen neue Wege gesucht werden müssen, weil die bisherigen ungangbar oder ungenügend geworden. Neue Wege in diesem Sinne suchen nicht wir allein, wir haben viele Genossen; das war uns stets selbstverständlich. Unsere Titelvignette zeigt deutlich, daß noch viele anderen mit uns über das wogende Meer der Probleme, Nöte und Verheißungen der Gegenwart nach dem ersehnten Strand einer erneuerten Welt fahren. Wir sind bei weitem nicht so unbescheiden, wie manche anzunehmen scheinen, wir sind nur so unbescheiden, arbeiten zu wollen, vorwärts zu wollen.

An ein Neues glauben wir allerdings, ein Neues haben wir im Auge. Aber nicht wir sind's, die es geschaffen haben, es ist da, es lockt, befiehlt; wir aber möchten ihm bloß dienen, seinem Werden, so viel an uns liegt, zu Hilfe kommen, und möchten zu diesem Zwecke zuerst seinen Sinn recht klar erkennen. Wir glauben, daß eine neue Welt im Kommen ist. Für blind müßten wir die halten, die ihre Zeichen nicht sähen. Auf allen Gebieten des Lebens und Arbeitens regt es sich: in Kunst, Wissenschaft, Philosophie, Pädagogik, Wirt-

schaftsleben. Wir fragen diese Zeichen, was sie im Grunde bedeuten und erhalten hoffnungsvolle Antwort. Denn wir sind Optimisten, nicht des Gegebenen, sondern des Verheißenen, nicht des Seienden, sondern des Seinsollenden. Wir meinen, daß sie uns weissagen eine neue Bemeisterung der Natur durch den Geist, der Sachen durch die Persönlichkeit, also ein erhöhtes Menschentum und einen starken Schritt vorwärts in der Menschwerdung des Menschen. Aber der Mensch ist uns nicht das oberste Wort, womit wir die Bewegung der Zeit deuten. Wir sehen darin Gott walten, den schaffenden, vorwärts führenden, und sehen daraus hervorbrechen eine neue Entfaltung des in Jesu Botschaft und Leben erschienenen Gottesreiches. Wir sind darum Hoffende, Zukunftsgläubige um Gottes und Christi willen; aber wir sind es nicht zu wolkenwandelnder Schwärmerei, sondern zur Arbeit. Mitarbeiter, verstehende und entschlossene, des schaffend vorwärtsschreitenden Gottes zu sein, das ist das Sehnen und Wollen, das im Tiefsten uns treibt, das uns immer mehr treiben soll, uns und viele andern — wie gern hofften wir: alle andern. Wir haben darin unsere beste Lebensfreude; und wie möchten wir sie allen gönnen!

Aber wir empfinden es und haben es auch von der Geschichte gelernt, daß Gott nicht in abstrakten Theorien zu den Menschen spricht, zu allen Zeiten ganz gleich, und daß wir ihn nicht in Gedankengebilden zu suchen und zu erkennen haben, sondern daß er in der Geschichte redet, in seinem fortschreitenden Schöpfungswerk, und darum jeder Zeit wieder ein anderer wird, zu jeder Zeit wieder ein besonderes Wort redet, bis einst die Fülle seiner Wahrheit erschlossen sein wird. Obschon er der gleiche geblieben ist, redet er anders zu uns, den Kindern des Maschinenzeitalters und Weltverkehrs, den Zeitgenossen des Kapitalismus und Sozialismus, als er zu Moses und Paulus und zu Luther geredet. Dieses besondere Wort Gottes an unsere Zeit möchten wir verstehen. Wir glauben aber nicht, daß es in den Studierstuben der Theologen oder in den Versammlungslokalen der Pastoralkonferenzen, auch nicht, daß es in den Laboratorien der Naturforscher oder in den Hörsälen der Philosophen offenbart wird, sondern glauben aus der Geschichte zu wissen, daß Gott das neue Wort der Offenbarung, das er zu einer Zeit spricht, mit ihrer größten Not und Sehnsucht verbinde. Diese aber sehen wir heute konzentriert in der sozialen Bewegung, das Wort im tiefsten Sinne verstanden, den es haben kann.

Damit gelangen wir zu dem Punkt, wo wir im großen und ganzen den meisten Anstoß gegeben haben. Immer wieder wirft man uns vor, daß wir zu viel von sozialen Dingen reden, zu sozialistisch seien. Wenn wir unter fünf Aufsätzen religiösen, ästhetischen, historischen, ethischen Inhalts einen über ein „soziales“ Thema bringen, so ist er für eine ziemliche Anzahl Leser ein Aergernis. Sie wären uns vielleicht dankbar, wenn wir ein Jahr lang nichts dergleichen mehr brächten.

Aber diesem Wunsche können wir grundsätzlich nicht entsprechen, auch wenn wir aus andern Gründen zeitweilig die mehr wirtschaftlich-politischen Erörterungen etwas zurücktreten lassen sollten. Die möglichst gründliche Verarbeitung des sozialen Problems gehört zum Kern unseres Programms. Wir würden unserm eigensten Wollen untreu, wenn wir sie aufgäben. Uns ist das soziale Problem zugleich ein religiöses. Wir haben eben gelernt, Gott nicht bloß in Theorien, Andachten, Stimmungen, kirchlichen oder theologischen Fragen zu finden, sondern ihn als in der Wirklichkeit, der groben, kampfreichen, unbequemen Wirklichkeit Schaffenden zu schauen. Ihn da zu verstehen, da ihm handelnd nachzugehen, ist uns „religiöse Arbeit", nicht andächtiges Träumen oder theologisches Diskutieren. Es gibt nun freilich in allen Kreisen Leute, die die schweren Probleme der Zeit im wesentlichen als Gegenstand höherer Unterhaltung, als eine Art Sport, betrachten. Es ist ihnen eine zeitlang interessant, darüber zu lesen, zu diskutieren, aber nach einer Weile wird das ihnen zu langweilig. Sie begehren Abwechslung. So geht es manchen mit den sozialen Dingen. „Ach geht mir mit der sozialen Frage weg," rufen sie, „wir haben das satt." Sie wollen zur Abwechslung lieber etwas anderes treiben, z. B. Esperanto oder Graphologie. Darf jemand unter uns so denken? Uns ist doch das soziale Problem nicht Gegenstand einer intellektuellen Neugier, oder zeitweilig ganz interessantes Vortragsthema, sondern ernsteste Herzens- und Gewissenssache, Gottes Sache und Gottes Mahnung. So lange Not und Unrecht tausendstimmig zum Himmel schreien und darin Gott uns ruft, so lange ist die soziale Frage uns eine zentrale Aufgabe, mag sie kurzweilig sein oder nicht.

Wir haben aber, wie schon bemerkt, nie einen Zweifel darüber offen gelassen, daß das soziale Problem als ökonomisches uns nur ein Teil eines größeren, eines ethischen oder religiösen Problems ist. Wir glauben, daß die wirtschaftliche Bewegung nur ein Hinweis auf die Notwendigkeit und Möglichkeit einer allgemeinen, auch geistigen Erneuerung des Lebens sei. Ihr gilt vor allem unser Sehnen und unser Arbeiten. Das versteht sich wohl von selbst. Wir schauen nach den höheren Kräften aus, die dieses Werk vollbringen müssen. Wir sehen sie zum Teil schon in der wirtschaftlichen Bewegung selbst am Werke, zum Teil hoffen wir, daß sie dadurch geweckt und erschlossen werden. Wir glauben vor allem, daß es die Aufgabe der Menschen, die sich zur Sache Jesu bekennen, sei, diese neue Geisteswelt suchen, erschließen, schaffen zu helfen, deren Geburtswehen uns die wirtschaftlich-politischen Kämpfe sind. Wir hoffen auf eine Erneuerung des Christentums, oder, besser gesagt: auf ein neues Aufleuchten, Verstandenwerden, Lebendigwerden der Wahrheit, die in Jesus ihren höchsten Ausdruck gefunden hat. Wir ersehnen ein neues Offenbarwerden der Realität Gottes, eine neue Fleischwerdung des Christusgeistes in der Menschenwelt. Diese Sehnsucht ist's, die unsere Kritik des Kirchentums und landläufigen Christentums (unser eigenes inbe-

griffen) veranlaßt. Sie soll dem Größeren dienen. Sie hat nicht die Zerstörung, sondern das Bauen zum Ziel. Denn wir glauben allerdings, daß die Gestalt der Christenheit erneuert werden müsse — nicht bloß durch menschliches Suchen allerdings, sondern durch Kraft und Geist von der Höhe her, aber doch so, daß auch wir das Unsrige tun müssen.

Durch diese Gesichtspunkte wird unser Arbeitsprogramm bestimmt. Im einzelnen mag es mannigfache Variationen annehmen. Es werden bald wirtschaftliche, bald ethische, bald wieder Fragen der sogenannten Weltanschauung mehr im Vordergrund stehen und wir werden wie bisher bemüht sein, darin eine gewisse notwendige Abwechslung eintreten zu lassen. Wir werden das umsomehr können, je mannigfaltigere Mitarbeit wir finden. Immer wird es uns auf das Eine ankommen: das Verständnis Gottes in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Und immer hat unsere Arbeit den Sinn, daß wir niemanden unsere Meinungen aufdrängen wollen. Was wir wollen, ist nach wie vor eine ernste Diskussion der Dinge, die uns gegenwärtig die wichtigsten zu sein scheinen. Dabei kommt es uns darauf an, daß sie von möglichst hoher Warte aus geschehe und möglichst mit Geist, vor allem mit dem Geist vollkommener Freiheit und Wahrhaftigkeit. Darum ist uns ein tüchtiges Widersprechen stets sehr lieb, wenn es vom guten Willen zur Verständigung getragen ist. Darum werden wir unsere Augen für mancherlei Zeiterscheinungen und Lebensgebiete offen halten, um nicht in Einseitigkeiten befangen zu werden. Denn in allen Erscheinungen der Zeit muß schließlich die eine Grundtendenz wirksam sein. Wer uns in dieser Hinsicht etwas zu sagen hat, ist uns stets willkommen. Unsere Freiheit soll vornehmlich auch darin bestehen, daß wir nicht Gefangene unserer eigenen Engigkeit werden, sondern Herz und Auge weit offen halten „To the Godward side.“*)

Aus diesem Grunde werden wir auch keine neue Partei bilden. Ich darf das nicht nur im Namen der Redaktoren der Neuen Wege sagen, sondern auch im Namen aller derer, die unserem Wollen nahe stehen. Uns ist das Parteiwesen zu sehr zum Ekel geworden, als daß wir Lust hätten, dieses Uebel wieder in neuer Form zu provozieren; auch ist uns der Parteiweg gerade durch unseren größeren Ziele verboten. Das ist jedenfalls ein Neues, das wir wollen. Wir glauben an ein im Schaffen der Zeit aufbrechendes Leben, das zu groß ist für alles Parteiwesen und das darum die Kraft hat, bisher Getrennte zu einigen, auch über die Parteien hinweg — die wir im übrigen leben lassen wollen, solange sie leben können.

Gerade dies wird uns allerdings immer wieder bestritten. Von anfang an ist man krampfhaft bemüht gewesen, uns mit Gewalt zu einer neuen Partei zu stempeln. Umsonst, daß unser Mitarbeiterkreis

*) Nach Gottes Schaffen (wörtlich: Seite) hin.

sich aus allen theologischen Lagern zusammensetzte, daß wir unsere Türen allen weit offen halten — es half alles nichts, wir müssen eine Partei sein. Umsonst, daß wir keine Spur von Organisation haben, daß wir keine kirchenpolitische Macht erstreben, daß wir unter uns selbst sehr verschieden geartet sind — wir müssen eine Partei sein. Warum denn wohl? Es ist interessant, die Gründe dieses Bemühens, uns zur Partei zu machen, zu prüfen. Offenbar will man uns damit unschädlich machen. Also hat man selbst das starke Gefühl, daß das Parteiwesen eine bedenkliche Sache ist, daß ein Unternehmen diskreditiert ist, sobald man es zu einer Parteisache stempelt. Nachdrücklicher können die Parteien sich nicht selbst verurteilen, als durch diesen Versuch, uns zu etwas zu machen, was wir nun einmal nicht sind und nicht sein wollen.

Aber haben wir nicht in Basel im Namen unserer Ziele eine Pfarrstelle besetzen wollen? Ja, das haben wir getan. Aber wir haben es getan, gerade um dort den Bann der Parteiherrschaft zu durchbrechen, den wir für einen Schaden halten, den ich persönlich als einen Fluch empfunden habe. Wir sind uns darin durchaus treu geblieben. Wir haben auch gar nicht im Sinne, uns in Zukunft „religiös-sozial" zu nennen. Wir mußten uns in Basel diese Bezeichnung gefallen lassen, weil sie immerhin einigermaßen unser Wollen trifft, und es damals in der Eile und Bedrängnis des Kampfes schwer war, Schlagwörter zu vermeiden, aber wir werden diese Etiquette nicht dauernd akzeptieren, so wenig als wir uns der „modernen Theologie" verschrieben haben. Was uns einigt, sind nicht Parteiparolen oder Parteitheorien, sondern eine Gesinnung ist es. Es ist eben die Gesinnung, die gegen Parteischlagwörter und Parteiherrschaft protestiert, die über dogmatische und andere Unterschiede hinweg auf eine Höhe kommen möchte, wo die verschiedensten Geister sich finden können in einem ehrlichen Suchen der Wahrheit, einer Freude an jeder ehrlichen Ueberzeugung, einer ehrlichen Arbeit an gemeinsamen Zielen, und, wenn es sein muß, zu einem ritterlichen, brüderlichen Kampf um die Wahrheit. Zu einer solchen Freiheit möchten wir emporstreben und emporführen, der einzigen, die es gibt, von der wir noch so weit entfernt sind und die wir doch so dringend nötig haben. Das klingt utopistisch, wir sind uns dessen deutlich genug bewußt, aber wir wollten und wollen nun einmal etwas Ungewöhnliches wagen. Wir haben es getan und tun es weiter, weil wir wissen, daß wir das am meisten nötig haben, wenn wir der großen Aufgabe der Zeit gewachsen sein wollen: daß wir miteinander auf eine solche Höhe kommen, an einen solchen Ort der Einheit des Geistes trotz aller Verschiedenheit. Daneben mögen ja die Parteibestrebungen noch immer ihre besondern Organe haben, wenn nur die einigende Tendenz auch deutlich zum Ausdruck kommt.

Wird man es uns endlich glauben? Es ist doch merkwürdig, wie wenig namentlich die Theologen einander glauben. Gottfried Keller erzählt in einer seiner bekanntesten Novellen von einem Pfarrer,

der später Geschäftsmann wird. Er ist darin sehr erfolgreich. Warum? Weil er niemanden traut! Soll Keller recht behalten? Wenn nicht, dann soll man doch einmal unserem Worte glauben. Sonst ist es ein schlechtes Zeichen — aber nicht für uns! Wir gehen unseren Weg und die Zukunft wird zeigen, wer recht behält. Wir wollen Größeres als eine neue Partei!

Es wird also auch künftig, wir betonen es nochmals, volle Freiheit der Aussprache bei uns zu finden sein. Die Redaktoren und die bis jetzt fleißigsten Mitarbeiter selbst sind unter sich gar nicht immer gleicher Meinung, weder religiös noch sozial noch in andern Dingen. Was uns einigt, ist das Vorwärtsschauen und Vorwärtsstreben, ist die Entschlossenheit, uns durch den Geist der Wahrhaftigkeit und Freiheit leiten zu lassen, den ich geschildert habe, ist die Opposition gegen gewisse herrschende Zeitmächte und die Sehnsucht nach einem Besseren, ist auch das Vertrauen zu einander, die Achtung vor des Anderen Wollen und innerer Freiheit.

Zu dieser Gemeinschaft des Arbeitens laden wir wieder ein. Es würde uns freuen, wenn unser Leserkreis sich noch erweiterte. Aber wir erklären freimütig: die Rücksicht auf Gewinnung oder Erhaltung von Abonnenten kann nicht die Leitlinie unseres Schaffens sein. Wir wollen uns durch die Leser gern in vielen Dingen belehren lassen, aber unsere Ansichten und Gesinnungen können wir niemanden zuliebe ändern. Wir haben dieses Blatt nicht gegründet zu unserem Zeitvertreib, nicht um die Unterhaltungslektüre zu vermehren, sondern für den Dienst einer ernsten Sache. Wir müssen auf Leser rechnen, die das Blatt aus dem gleichen Grunde halten und haben uns ja darin bis heute nicht enttäuscht gesehen. Diesen Lesern müssen wir auch zumuten, nicht gleich in Harnisch zu geraten, wenn dann und wann etwas in den Neuen Wegen steht, das ihnen mißfällt. Wenn sie selbst schrieben, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie es auch nicht allen recht machen könnten. Schreibt man dazu überhaupt ein Blatt? Die Hauptsache ist doch, ob wir mit Ernst und Reinheit des Wollens einer notwendigen Aufgabe dienen oder nicht. Wenn unsere Sache aber etwas wert ist, so muß sie kämpfen. Kampflos setzt sich nur das Triviale durch. Es wird daher in unserem Blatt manchmal ein Kampfton herrschen. Wer das nicht ertragen mag, der gehört nicht zu uns. Nur soll er dann auch seine Bibel ungelesen lassen; denn sie ist voll Kampf. Wo aber gekämpft wird, wird vielleicht einmal ein Wort zu viel gesagt. Aber es wäre traurig, wenn wir so zartnervig geworden wären, daß wir ein scharfes Wort, ein Wort ehrlichen Zornes, nicht mehr vertragen möchten. Pour faire de grandes choses, il faut avoir de la passion; wo aber Leidenschaft ist, da wird nicht in erster Linie auf die ästhetische Gebärde geachtet.

Diese letzten Bemerkungen sollen nicht etwa eine Ankündigung sein, daß nun die Neuen Wege voll Schwerterklang und Kampfgeschrei sein werden. Jedenfalls werden wir uns auf polemischen

Kleinkrieg so wenig einlassen, als wir es diese zwei Jahre getan haben, und werden wie bisher alle Giftteleien, Nadelstiche, unsachlichen Anfechtungen aller Qualitäten ignorieren und unser Pulver für ernste und sachliche Auseinandersetzungen trocken halten. Niemand kann mehr als wir wünschen, daß wir aus der wüsten Atmosphäre der rabies theologorum*), der persönlichen Empfindeleien und Gehässigkeiten herauskommen in die Höhenluft der gegenseitigen Achtung, der ritterlichen Denkweise und Kampfweise. Daß die Größe der Sache, der wir alle dienen wollen, die Liebhaber der „alten" und die der „neuen" Wege, uns größer machen möchte, daß wir darin uns selbst vergessen und daher einander näher kommen möchten, das ist auch jetzt unser caeterum censeo und unser innigster Wunsch für das neue Jahr. Daß Gottes Sache darin wachse, auch um den Preis, daß die unsrige abnehme; daß sie wachse auch durch uns, das ist doch wohl das Beste, was wir uns als Jahressegen denken könnten. L. Ragaz.

Der Marxismus und die gegenwärtige Krise des Sozialismus.

I.

Die heutige Sozialdemokratie bietet einen seltsamen Anblick dar. Auch ein in der Betrachtung sozialer Vorgänge ungeübtes Auge entdeckt hier rasch Meinungsverschiedenheiten in Fragen der Theorie und der Taktik, scharfe Gegensätze, Spaltungen. Und wenn man vor einem oder zwei Jahrzehnten noch versucht sein konnte, hierin ausschließlich den Einfluß einzelner Persönlichkeiten zu erblicken, so ist dies heute kaum mehr möglich. Ein flüchtiger Blick auf die sozialistischen Parteien der verschiedenen Länder, auf ihre ökonomischen und politischen Bestrebungen, ihre parlamentarischen Debatten, ihre Parteitage, ihre literarischen Fehden genügt, um sich zu überzeugen, daß es sich hier um Gegensätze und Fragen handelt, die weit über die Sphäre individueller Ansichten hinausreichen.

So wäre denn auch für die Partei, die mehr als alle andern auf Einheit und festes Zusammenhalten angewiesen ist, die Stunde gekommen, da der Zwiespalt zersetzend und verheerend hereinbricht; auch sie müßte der Zeit den Tribut zahlen, den heute so viele Gebiete entrichten müssen: die Krise wäre da.

Man kann sogar sagen: Die Krise ist da, sofern man das Wort bei seiner allgemeinen Bedeutung belassen will und Krise etwa im Sinn von entscheidendem Wendepunkt braucht, hiemit eine Lage be-

*) Theologenwut.

zeichnend, die unter dem Einfluß von allerhand Faktoren äußerer und innerer Art, schwer bedrängt sein kann, vielleicht zu tiefgreifenden Aenderungen der Form und des Wesens zwingen wird, aber nicht notwendigerweise verzweifelt zu sein braucht. Es mag sich da um eine Lebensfrage für die Bewegung, die Partei, das Gebiet handeln, welche die Krise ergreift; aber der Untergang ist hier nicht notwendig das Ende.

Doch nun zugegeben, die Sozialdemokratie mache einen Krisenprozeß durch, wie ist hier die Krise zu erklären? Gibt es in der unmittelbaren Umgebung oder in der vergangenen Zeit ähnliche Erscheinungen, die uns hier die Möglichkeit der Vergleichung bieten und uns zu einer klaren Ansicht verhelfen können, oder ist etwa diese Krise ein Unikum, wie ja die Partei, deren Gebiet sie ergriffen hat, in unserer Kultur, ja in der Geschichte überhaupt, etwas Einzigartiges ist?

Krisenerscheinungen gibt es allerdings heute auf den verschiedensten Gebieten, und es läßt sich auch im allgemeinen darlegen, wieso gerade unsere Zeit so reich an solchen Erscheinungen ist. Schuld daran sind einmal das beschleunigte Tempo der Lebensführung, die nervöse Stimmung des modernen Menschen, der sich infolge der gewaltigen Umwälzungen, die er in kurzer Zeit erlebt, an einen raschen Wechsel der Stimmung gewöhnt und darum von der Zukunft erwartet, was ihm die unmittelbare Vergangenheit in so reichem Maße bietet: Fortschritt, Wechsel, Ueberbietung des Alten. Es kommt der unserer Neuzeit eigentümliche Subjektivismus hinzu mit seiner kühnen Lust am Wagen, seinem Trieb, im bewußten Gegensatz zur Vergangenheit, neues zu verwirklichen oder wenigstens zu probieren. Er bringt ins ganze Wesen der Zeit etwas Planloses; ihm fehlen feste Normen und Regeln. Daß solche Faktoren auf den verschiedensten Gebieten des ökonomischen, sozialen und geistigen Lebens Krisen hervorrufen oder wenigstens befördern können, liegt auf der Hand.

Nun ist leider, was wir als das allgemeine Wesen dieser Krisen bezeichnen können, sehr allgemein.

Es sind bei dem heutigen raschen Tempo der Entwicklung akut gewordene Zusammenstöße zwischen alten und neuen Werten, sei es, daß das Alte den Ansprüchen nicht mehr genügt und Reformen herausfordert, oder daß sich das Neue, in voreiligem Streben, das Alte zu entwerten, überstürzt und dies mit Rückschlägen, Depressionszuständen oder mit dem völligen Untergang büßen muß.

Hiebei können die Widerstandskraft des Alten, die Leistungsfähigkeit des Neuen, der Einfluß äußerer Faktoren, der Grad der inneren Widerstandsfähigkeit je nach den Kräften und Werten, die im Spiel sind und die in Konflikt mit einander treten, sehr variieren. So liegt einem ernsten Beurteiler die Pflicht ob, sich nicht mit den allgemeinen Kennzeichen zu begnügen, die eine Krise der Jetztzeit mit den Parallelerscheinungen ihrer Periode teilen mag, sondern die Motive eingehend zu untersuchen, welche den Kampf der verschiedenen Werte

hervorrufen, und diese Werte selber auf ihre Bedeutung zu prüfen, sie mögen sein, welcher Art sie wollen, politischer, ethischer oder religiöser Natur.

Dies mußte hier vorausgeschickt werden zur schärferen Abgrenzung des Themas und zur Begründung des Rechts, die Krise des Sozialismus auf die innern Motive und Gegensätze zu prüfen, im Gegensatz zu den Ansichten, die sie unter Herbeiziehung scheinbar paralleler Erscheinungen aus der Peripherie unseres Kulturlebens auf ein Maß reduzieren, gegen das schon die große Bedeutung der Bewegung den beredsten Protest einlegt.

Es ist ja zuzugeben, daß die Versuchung hiezu nahe liegt, weil der Sozialismus, wenigstens was die äußere Form anbetrifft, den unbestimmten Charakter gewisser Strömungen unserer Zeit zu teilen scheint, bei denen politische, ethische, soziale und religiöse Beweggründe mitspielen, und welche durch die lockere Verbindung dieser Faktoren der zersetzenden Krise, deren Verheerungen ein einheitliches, geschlossenes Gebiet nicht verschonen, in höherem Grade ausgesetzt sind. Es ist in der neuern Zeit keine seltene Erscheinung, daß eine Partei, eine Verbindung, eine religiöse Gemeinde, vom Zuge der Zeit, zu viel zu wagen und in der Zukunft das Land der unbegrenzten Möglichkeit zu erblicken, mitgerissen, ihre Verkennung der realen Lebensbedingungen nach kurzer Blütezeit durch den Krach oder wenigstens durch Rückgang, Spaltungen, Krisen büßen muß.

Ob bei dem Versuch, die gegenwärtige Krisenperiode der Sozialdemokratie solchen gescheiterten Utopien anzureihen, nicht häufig der Wunsch mitspricht, bei ihr Symptome der Zersetzung und Auflösung der Partei zu finden, die sich unterfängt, unsere ganze Kultur der schärfsten und unbequemsten Kritik zu unterwerfen, frage ich lieber nicht. Ich bemühe mich hier bloß, diese Krise als das, was sie mir in Wirklichkeit zu sein scheint, darzustellen, als einen zentralen Vorgang in unserer Kultur, noch mehr, als einen weltgeschichtlichen Prozeß.

II.

Wenn wir zunächst von einer nähern inhaltlichen Bezeichnung der geistigen Potenzen absehen, deren Konflikt die Krise verursacht, und für die Form, die der Kampf zwischen alten und neuen Werten hier annimmt, größere geschichtliche Analogien suchen, bietet sich ungesucht eine Erscheinung zum Vergleich dar, die sich förmlich aufdrängt, wenn man die innern literarischen Kämpfe des Sozialismus, die Streitigkeiten seiner Parteitage genauer untersucht.

Es ist dies der Vorgang, den wir mit den Ausdrücken Revision oder Kritik der Lehre, der Anschauungen bezeichnen, die einer Partei zur theoretischen Fundamentierung dienten. Theologen reden hier von einer Revision des Bekenntnisses oder von Dogmenkritik. Aber der Vorgang ist im Grund derselbe: Die Formeln, in denen man von

seinem Standpunkt aus einen adäquaten Ausdruck der Weltansicht gefunden zu haben glaubte, das Programm, das ein für allemal dem Willen die Richtung angegeben, das Ziel gesteckt zu haben schien, erweisen sich als ungenügend und entsprechen den Anforderungen nicht mehr, die man an sie stellen darf. Die Zustände haben sich seit der Zeit, da Lehre und Programm festgestellt wurden, verändert; auch die Partei oder die Kirche, die sie früher vertrat, hat sich unter dem Druck der äußeren Umstände oder aus innerer Notwendigkeit anders gestaltet, und kann in ihnen nicht mehr den sublimierten, alles Zufälligen baren Ausdruck ihres Wesens und Strebens erblicken.

So werden Dogmen, Bekenntnisse, Programme von denen angegriffen, die sie für veraltet ansehen und in ihnen oder in ihrer bestehenden Form ein Hemmnis des Fortschritts erblicken. Man will sie zum mindesten revidieren oder modernisieren, sei es auch um den Preis eines Kampfes mit der Partei, die sie aus Pietät zur Vergangenheit oder aus Angst, eine feste Grundlage zu verlieren, krampfhaft festhält.

Ein flüchtiger Blick auf die gegenwärtigen Kämpfe innerhalb des Sozialismus läßt uns ganz ähnliche Vorgänge sehen. Schon die Bezeichnungen der Parteifraktion, an deren Auftreten sich wenigstens das symptomatische Erscheinen der Krise knüpfte, weisen darauf hin. Revisionisten oder Reformisten, wie die Bezeichnung in Frankreich und Italien lautet, haben etwas zu revidieren oder zu reformieren, und dies Etwas ist die Lehre, die Theorie oder das Programm, die Taktik, mag sich diese Reform, wie es in Frankreich, dem Temperament des Volkes entsprechend, der Fall ist, sofort aufs praktische, politische Gebiet werfen, oder mag die Revision, der deutschen Anlage gemäß, erst nach einer eingehenden Kritik der Theorie zu praktischen Konsequenzen übergehen.

Merkwürdig dabei ist nur, daß die zutreffendsten Analogien zu diesen innern Streitigkeiten, die übrigens nicht nur in Deutschland und Frankreich, sondern in jedem Land, in dem der Sozialismus festen Fuß gefaßt, eine Rolle spielen, sich auf dem Gebiet finden, da man es zunächst am wenigsten erwarten würde — auf dem theologischen. Ich will hier kein zu großes Gewicht auf Aeußerlichkeiten legen, wenn schon die Heftigkeit und Bitterkeit der Polemik mehr an die rabies theologica erinnert, als an die philosophische Würde, mit der das ruhige, objektive Abwägen verbunden ist. Wer sieht nicht, wenn er die Verhandlungen eines Dresdener Parteitages verfolgt, Bilder von Ketzergerichten und Konzilien aufsteigen, die durch Verurteilung von Neuerungen die Tradition, die reine Lehre, an der das Heil der Welt zu hangen scheint, retten möchten. Diese scheinbar zufällige Aehnlichkeit weist in Wirklichkeit auf eine engere Wesensverwandtschaft hin. Es gibt Dinge, die derart mit den höchsten Werten verwoben sind, daß Kämpfe, bei denen sie im Spiel sind, fast

notwendig zu temperamentvollen, heftigen Fehden werden müssen. Zu ihnen zählen in erster Linie die religiösen Fragen.

Und nun bildet die Weltanschauung des Sozialismus heute für die Menge einen Ersatz für den religiösen Glauben. Ich untersuche hier nicht, durch wessen Schuld; ich frage auch nicht, ob man das Recht hat, von einer Religion oder der Religion der Menge zu reden. Ich weise nur darauf hin, daß die sozialistische Lebensansicht durch ihren Schwung, die Größe ihres Strebens und das ihr eigene Bewußtsein, im Dienst einer alles individuelle Streben weit überwiegenden Macht zu stehen, von allen Sphären menschlichen Seelenlebens am engsten mit der Religion verwandt ist. Es ist darum kein so unlösbares Rätsel, wenn die Krisen, die sie durchzucken, etwas von der Heftigkeit religiöser Kämpfe an sich haben.

In dieser Hinsicht lassen sich gegen eine Theorie, welche die heutige Krise des Sozialismus vorwiegend als Bekenntnisrevision, Dogmenkritik auffaßt, keine stichhaltigen Einwände machen. Ihre Vertreter können sich sogar auf heutige Bestrebungen, wie sie vor allem den protestantischen Liberalismus kennzeichnen, berufen, Bestrebungen, die die veralteten Bestandteile der kirchlichen Glaubenslehre zum Zweck einer besseren Anpassung an die heutigen Begriffe und Ansichten umzugestalten bezwecken. Fast näher noch läge der Vergleich mit dem katholischen Modernismus, weil hier das Moment, das den Vergleich des sozialistischen Revisionismus mit dem protestantischen Liberalismus bestimmt, noch deutlicher hervortritt. Es ist der Gegensatz einer kleinen Elite von Intellektuellen mit scharfem Blick für die Relativität der geschichtlichen Größen und der großen Menge, die sich in der Sphäre des Absoluten, bei einer massiveren, auf Dogma und feste Tradition gestützten Religion wohlbefindet und allen Versuchen einer Vergeistigung des Glaubens und einer Anpassung an moderne Ansichten gänzlich ablehnend oder wenigstens sehr skeptisch gegenübersteht. Der Vergleich hat etwas Bestechendes. Formell läßt sich nichts dagegen einwenden; denn die drei oben erwähnten Strömungen weisen tatsächlich in diesen Punkten auffallende Aehnlichkeit auf. Unter einer Bedingung können wir ihn festhalten: lassen wir uns nicht verführen, in der heutigen Krise des Sozialismus einen vorwiegend intellektuellen Vorgang zu erblicken, der sich ohne Beteiligung der großen Menge an hoher Stelle abspielt, etwa wie das theoretische Gezänk, das die Schwelle des Konzilsaales nicht überschreitet. Es handelt sich hier allerdings um den Kampf gegen eine alte und veraltete Glaubenslehre, die aber, wie wir gleich sehen werden, wie kaum je ein Dogma Eigentum der großen Menge geworden, sodaß ihre Aenderung einen Sturm entfacht, der nicht nur an der Oberfläche Störungen verursacht, sondern die untersten Tiefen erschüttert.

Hiemit wären wir bei der Frage nach dem Inhalt, der Lebensansicht angelangt, deren Korrektur die gegenwärtigen Wirren und

Krisen des Sozialismus verursacht. Als solche bezeichne ich den Marxismus.*)

Wenn ich mir auch einer gewissen Einseitigkeit bewußt bin, indem ich die Revision des Marxismus als die Hauptursache der gegenwärtigen Krise des Sozialismus bezeichne, hoffe ich doch zeigen zu können, wie und warum er die Centralmacht geworden, deren Krise die ganze soziale Bewegung in Mitleidenschaft zieht.

Zu einer tieferen Einsicht in das Wesen des Marxismus, in die Ursachen, die aus ihm eine geschichtliche Macht ersten Ranges oder, um mit Fouillée zu reden, eine «Idée force» werden ließen, ist es zunächst nötig, sich zu veranschaulichen, auf welchem Boden er erwuchs und von welchem Hintergrund von sozialen Bestrebungen und Reformversuchen er sich abhebt.

Den vormarxistischen Lösungsversuchen der sozialen Frage hat Engels die Etikette Utopie aufgesetzt. So bezeichnet, nehmen sie in der Weltgeschichte etwa die Stelle ein, die alten alchymistischen Werkzeugen zukommt, welche wir in unsern historischen Museen mit antiquarischem Interesse betrachten, nicht ohne Stolz, es mit unsern wissenschaftlichen Methoden so viel weiter gebracht zu haben. Wissenschaft im Sozialismus gäbe es also erst seit Marx' Auftreten. Die wohlgemeinten, aber ungenügenden Versuche vor ihm glichen einem unsichern Tasten. Nun soll gewiß nicht bestritten werden, daß der Marxismus die vor ihm entstandenen Lösungsversuche weit in den Hintergrund gedrängt hat. Es ist nicht schwer zu zeigen, wie die eigentümliche, ihm innewohnende Macht ihn bald zur Zentralströmung werden ließ, wie seine Weltansicht mit dem Anspruch auftrat, die Weltansicht des Proletariats zu werden, Herrenrechte forderte — und sie erlangte.

Ist dies alles aber nur deshalb der Fall gewesen, weil der Marxismus als Wissenschaft ein unwissenschaftliches Verfahren ablöste? Sind nicht neben, ja vor dem wissenschaftlichen Charakter andere Faktoren erforderlich, damit eine Lebensansicht die Seele der Menge

---

*) Zu einem leichteren Verständnis füge ich eine vorläufige kurze Charakteristik des Marxismus hinzu, dessen Wesen ich im Folgenden nach weiteren Gesichtspunkten schildern möchte. Die Hauptmomente dieser Weltanschauung sind folgende: Der Gedanke, daß die ganze Weltgeschichte von ökonomischen Faktoren bedingt wird. „Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt." Diese Entwicklung hat bis jetzt zur kapitalistischen Produktionsweise geführt. Ihre Verdienste (technische Beherrschung der Natur, Aufschwung des Handels und Verkehrs) weiß Marx vollauf zu würdigen; aber er behauptet, es liege in ihrem Wesen, sich selber aufzuheben und zu einer kommunistischen Produktionsweise zu führen. Das Kapital nämlich vermehrt und konzentriert sich immer mehr; es ballt sich in immer weniger Hände zusammen. Indem es ferner durch Ausbeutung und Mehrwert (der Kapitalist muß den Preis der menschlichen Arbeit aufs Minimum reduzieren, um seinen Profit zu steigern) wächst, führt es zur Verelendung der Massen und spaltet die ganze Gesellschaft in zwei Lager. Erst der Klassenkampf, die proletarische Revolution kann die Erlösung bringen, nachdem sich mit Naturnotwendigkeit der Gegensatz aufs äußerste gesteigert.

derart ergreifen kann, daß sie zu einer weltgeschichtlichen Strömung wird? Zeigt nicht die Geschichte, wie oft gerade die Utopie mehr Werbekraft besitzt als die Wissenschaft, weil sie unmittelbarer die Phantasie anregt, die Sehnsucht entfacht? Stünden wir hier vor einem absoluten Dilemma, so würde ich vielmehr Engels Urteil umkehren und behaupten: als grandioseste der damaligen Utopien behielt der Marxismus die Oberhand. Das Dilemma ist aber in dieser Ausschließlichkeit nicht vorhanden.

Das Verhältnis des Marxismus zu seiner Umgebung würde etwa folgendermaßen zu bezeichnen sein: Die Periode sozialer Reformversuche vor Marx ist stark unter dem Eindruck gestanden, die Menschheit sei an einem Wendepunkt angelangt, bei dem eine neue Wertung der Welt beginne. Es ist, als würde man sich erst damals bewußt, welche Konsequenzen für die Daseinsweise der menschlichen Gesellschaft die ganze Entwicklung der Neuzeit haben müsse. Die seit der Renaissance sich geltend machende Schätzung des Diesseits mit seinen Gütern und Aufgaben, der mächtige Aufschwung der Technik und des Handels lassen das Problem der menschlichen Arbeit in ihren Beziehungen zu Reichtum und Wert, zu Recht der Persönlichkeit und Würde des Menschenlebens in den Vordergrund treten.

Den letzten und kräftigsten Impuls hiezu hat die französische Revolution mit ihrer Proklamierung der Menschenrechte gegeben. Sind auch diese Gedanken in ein gut bürgerliches Gewand gehüllt, so beginnt man doch zu ahnen, daß das Kleid hier etwas Zufälliges sein und einmal mit der Bluse vertauscht werden könnte, ohne Bild, daß ihre Bedeutung weit über das rein politische hinaus eine durchgehende Aenderung der sozialen und wirtschaftlichen Zustände erfordert. Akut wird die Frage infolge des mächtigen Aufschwungs der Industrie, deren glänzender Triumphzug sich von einem düstern Hintergrund von Leiden, Elend und Jammer abhebt. Neben der tiefen Ueberzeugung, daß eine Reform großen Stils erforderlich sei, ist für das vormarxistische Zeitalter eine große Unklarheit und Zersplitterung in betreff der Mittel, die Gesellschaft neu zu fundieren, bezeichnend. So sehr uns hier neben der Fülle und Mannigfaltigkeit der Gedanken die Größe des Erstrebten, die Weite der Problemstellung, die Reinheit der Motive Bewunderung einflößen, so wird doch ein Auge, das an geschichtliche Erscheinungen gewöhnt ist, nimmermehr in ihnen die geistigen Gewalten erblicken, denen die Zukunft gehört. Wir haben hier eine Lage, wie sie uns die Weltgeschichte an ihren großen Wendepunkten vor dem Durchbruch des Neuen zeigt. Da sind weite Kreise tief von der Unhaltbarkeit des Alten durchdrungen. Dies Gefühl äußert sich in dumpfer Verzweiflung oder in kühnen Reformversuchen. Die Kräfte sind aber noch zu zersplittert; es fehlt an dem Programm, das dem Willen ein sicheres Ziel stecken kann. Noch ist die Parole nicht ausgegeben worden, die die berufenen Träger der Reform aus einer zusammenhangslosen Masse zu einer geschlossenen Schar macht.

So war es vor Marx. Oben vielfach guter Wille, Einsicht in die Notlage, Bereitwilligkeit, auch um den Preis persönlicher Opfer in die Schranken zu treten. Der Graf Saint-Simon verkündet das Evangelium der Arbeit, der Industriebaron Owen begibt sich seiner Rechte, und Lamennais schreibt das Buch des Volks. In den Lebenswerken solcher Männer erweitert sich die soziale Frage zu einer neuen Religion. Durch Vernunft, Liebe und Gerechtigkeit soll auf Erden ein Himmelreich gegründet werden, aus dem Elend und Ausbeutung verbannt sind.

Unten das Gegenstück zu dieser hochherzigen, optimistischen Stimmung: Elend und Verzweiflung, das dumpfe Gefühl der Unterdrückten, die erst von einer radikalen Erneuerung die Befreiung erhoffen können. Weil man hier am meisten leidet, ist die Sehnsucht hier am heißesten. Die proletarischen Erhebungen und Hungeraufstände dieser Zeit sind nur ein erstes Wetterleuchten; aber ihr fahler Schein zeigt uns, wo sich die dunklen Wolkenmassen zum Gewitter zusammenballen.

Was wäre aus dem allem ohne Marx' Auftreten geworden? Die Frage ist mehr, als müßige retrograde Spekulation. Es bedeutet einen Riß in unsere ganze Kultur, daß die soziale Reform großzügig und mit wahrem Verständnis für die Notwendigkeit tiefgreifender Aenderungen nur von einer Partei vertreten wird, die sich in Gegensatz zur bestehenden Gesellschaftsordnung stellt, von der Arbeiterpartei. Wer diesen Gegensatz schmerzlich empfindet, wird kaum ohne Wehmut auf die Zeit zurückblicken, da der Marxismus noch nicht diese Verengung und Verschärfung der sozialen Frage herbeigeführt hatte. Wie ein neuer Glaube erfüllte sie damals die Gemüter der verschiedensten Klassen mit jugendlicher Begeisterung. Da sind Ansätze dazu vorhanden, daß sich die soziale Reform in ruhiger und friedlicher Weise zu einer Kulturangelegenheit der ganzen Menschheit entwickle.

Doch sind es nur schwache Ansätze, und es scheint dem Menschengeschlechte, da, wo es sich um Umwertung des Bisherigen handelt, eine sanftlinige Entwicklung verwehrt zu sein. Um die Theorie in die Tat umzusetzen, aus Ansprüchen Rechte zu machen, muß das Neue herrisch und rücksichtslos auftreten. Formell und inhaltlich ist es eine mächtige Konzentration gegenüber aller Mannigfaltigkeit und Zersplitterung seiner Umgebung.

In erster Linie wird man hierbei an die Propheten und Reformatoren denken müssen, die durch die Gewalt ihrer großen Persönlichkeit die Bahn brechen. Die vielen sich widersprechenden Kommandorufe verstummen beim energischen Auftreten des Führers, der mit klarem Blick die Lage überschaut und die Kerntruppen zum Sturme führt.

Das Erscheinen der genialen Persönlichkeit ist, so sehr wir darin etwas Absolutes, der Sphäre der Relativität Entrücktes erblicken mögen, nicht ohne innern Zusammenhang mit dem Streben der Zeit. Da,

wo die Sehnsucht am heißesten, das Leiden am tiefsten ist, findet ihr Ruf den stärksten Widerhall. Hierin liegt die zweite Beschränkung einbegriffen. Was später Eigentum und Aufgabe der Vielen werden soll, ist zunächst bewußt oder unbewußt nur Programm eines eng begrenzten Kreises. Dies ist nicht nur da der Fall, wo reine Standes-, Partei- und Volksinteressen vorherrschen oder allein maßgebend sind. Auch bei Weltreformen im großen Stile stecken die Keime häufig in der harten Schale des Parteiprogramms, der Bestrebungen eines Standes, der Forderungen einer Klasse, der Hoffnungen eines Volkes. Man denke hier nur an das zeitlich nächstliegende Beispiel. Wenn irgendwo, scheint es sich bei der französischen Revolution um Werte und Rechte zu handeln — sind es doch die Menschenrechte — die aller Einengung in das Klassenprogramm spotten. Und doch — wie eng, wie bürgerlich kleinlich erscheinen uns die ersten Formulierungen der Rechte des Individuums. Und wenn wir landläufige Urteile beiseite setzen und uns nicht scheuen, die größte Bewegung zum Vergleich heranzuziehen, welche je einen Bruch mit der Vergangenheit vollzogen, — sehen wir sie nicht am Anfang in einen Panzer gehüllt, dessen Stahl ein ganzes Volk geschmiedet hat? Ist nicht das Urchristentum der Form nach das letzte und mächtigste Vorwärts, das vom Volk der gespannten eschatologischen Erwartung, des Glaubens an den Triumph der Gerechtigkeit und Heiligkeit am Ende der Zeiten, in die Welt hinaus geschleudert wurde?

Wir kommen hiemit auf einen dritten Punkt. Eine Bewegung, die von einer bestimmten Klasse oder Schicht getragen wird, die Zukunftshoffnungen eines Volkes verkörpert, kann sich nicht durch die Weite der Problemstellung und die Berücksichtigung der verschiedensten Faktoren auszeichnen wie andere Strömungen, die weniger scharf abgegrenzt sind und nicht ausschließlich im Dienst einer Sache stehen. Alles Verschwommene, Eklektische macht hier einer energischen Konzentration Platz. Da, wo man vom eigenen, wuchtigen Auftreten alles Heil erwartet, kümmert man sich wenig um das, was rechts und links geschieht.

Noch verstärkt wird diese Ausschließlichkeit durch ein ferneres Moment. Die Träger und Bahnbrecher des Neuen fühlen sich ganz und gar aus der Sphäre des Relativen entrückt. Die Aera des Absoluten ist angebrochen; es beginnt eine neue Datierung der Geschichte. Dem gesteigerten Selbstbewußtsein erscheint die Welt in einem eigentümlichen Licht: Die ganze Geschichte ist eine große Vorbereitung auf das eigene Auftreten, ein Abfall, der nun wieder gut gemacht werden muß und eine Sehnsucht nach der nun kommenden Erlösung. Wir haben uns hier nicht mit der Frage zu befassen, ob die objektive Realität diesem Bewußtsein entspricht. Wir fragen nach den psychologischen und historischen Momenten, die zur größten sozialen Bewegung unserer Zeit geführt haben und können uns darum begnügen, darauf hinzuweisen, wie dieses Bewußtsein solchen Bewegungen Werbekraft, hin-

reißenden Einfluß auf die Menge verleiht. Dies Bewußtsein kann je nach Zeit und Umständen, nach Stimmung und Temperament die verschiedensten Formen annehmen, von der Erhabenheit und königlichen Hoheit des Genies bis zu der rohen Ausartung, wie sie uns die französische Revolution in ihren wildesten Szenen darbietet. Zwei Hauptformen sind es, die hier für uns in Betracht kommen: die Ueberzeugung, im Besitz der Erkenntnis zu sein, die allein das Welträtsel lösen kann und die Zuversicht, die Macht zu verkörpern, welche die Welt umgestalten wird. Die erste Form interessiert uns nur soweit, als sie, mit der zweiten verbunden, eine größere Bewegung entfachen kann. Die zweite ist bei weitem die Bedeutendere. Es ist das hinreißende Gefühl, daß die Weltgeschichte, sei sie als Entwicklung oder als Tragödie aufgefaßt, nun zu ihrem Abschluß kommt. Es kommt die Revolution, die Katastrophe, welche die Gestalt der Welt ändern soll. Das Gericht bricht herein.

Die grandioseste Verkörperung dieser Gedanken bietet sich uns in der jüdischen Eschatologie*) dar. Nie hat der Glaube an den Triumph der Gerechtigkeit am Ende der Menschengeschichte einen so gewaltigen Ausdruck gefunden. In vergeistigter Form hat sich durch die Vermittlung des Christentums das jüdische Vorwärts in die christliche Kultur eingebürgert. Es hat unserer europäischen Welt den Glauben an die Zukunft, die Sehnsucht nach dem Reich der Vollendung verliehen. Es hat da als mächtiges Ferment weitergewirkt und vor Verflachung bewahrt. Wenn der Leiden viel sind und die Ungerechtigkeit überhand nimmt, taucht der alte Glaube aus Not und Verzweiflung empor und verheißt den Sieg der Gerechtigkeit.

J. Matthieu (Delsberg).

(Schluß folgt.)

Zeit und Ewigkeit.

Ueber einem Torbogen in Indien stehen die Worte: „Jesus, über dem Friede sei, hat gesprochen: Diese Welt ist nur eine Brücke; gehe hinüber, aber baue nicht deine Wohnung drauf!“ Ich weiß nicht, ob Eichendorf diese übrigens schwerlich echten Jesusworte kannte, als er sang:

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.“

Stehe es damit wie es wolle — wenn sie uns nur etwas zu sagen haben!

---

*) Zukunftserwartung, Lehre von den letzten Dingen.

Die Welt ist nicht ein Strom, von dessen Wellen wir uns eine Zeit lang tragen lassen oder gegen dessen Strömung wir ankämpfen, bis wir drin untersinken, sondern sie ist eine Brücke, die uns an ein jenseitiges, unbekanntes Ufer hinüberführt. Das ist die Botschaft der Ewigkeit, die vielleicht in diesen Tagen des Jahreswechsels, die uns vom Schwinden der Zeit so vernehmlich reden, ein besonders williges Gehör findet.

Aber auch wo sie aufgenommen wird, sind immer noch zwei entgegengesetzte Betrachtungsweisen möglich. Die eine betont, daß die Brücke dazu bestimmt ist, vom Menschen, nachdem er über sie geschritten, hinter sich gelassen zu werden. Die andere legt das Gewicht darauf, daß man nicht anders als über diese Brücke zur Ewigkeit gelangt. Die erste neigt zum Dualismus; sie sieht in erster Linie den Konflikt von Natur und Geist, das Tragische des Lebens, die Ueberwindung des Seienden durch das Sollende. Die zweite ist mit Monismus und Pantheismus wahlverwandt. Sie achtet darauf, daß die Welt den Keim in sich birgt, aus dem der Geist als Blüte und Frucht erwachsen soll; weil das Sichtbare und Vergängliche diese hohe Bestimmung hat, schaut diese Betrachtungsweise schon in ihm göttliches Leben. Wo die erste nur das Trennende sieht, achtet die zweite mehr auf das Verbindende. Wo der ersten kämpfende Gegner stehen, erscheinen der zweiten verschiedene Entwicklungsstufen. Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Stimmungen bewegt sich die Christenheit immer hin und her.

Jede hat ihre besonderen Gefahren. Der ersten muß man, soll sie den Dualismus nicht in ungesunder Weise überspannen, immer wieder zurufen: Diese Welt ist eine Brücke, gehe hinüber, schaue recht, wo du deinen Fuß zunächst hinsetzen mußt und spähe nicht schon hinüber nach den Freuden, die von drüben her winken, sonst bringt dich vielleicht nur ein kleiner Stein auf dem Wege zu Fall, daß du über der Brücke Rand in die Fluten hinunterstürzest. Es kommt nicht darauf an, ob du die Hoffnung hast, sondern ob der Ertrag deines Lebens Ewigkeitsgehalt besitzt, und den kannst du nur gewinnen durch treue Arbeit in der Sichtbarkeit dieser Welt, durch Selbstüberwindung in der Erfüllung deiner konkreten irdischen Aufgabe. Du gewinnst ihn auch nur dann, wenn du deine Pflicht darum erfüllst, weil Gott sie dir gegeben und dazu, daß sie getan sei, ohne den Hintergedanken, ewigen Lohn zu erhaschen. Meine nicht, du könnest den Strom der Zeit überspringen; Schritt für Schritt mußt du über die Brücke gehen, nur so findest du das Gestade der Ewigkeit; nur auf diesem Weg leuchten dir wirkliche Strahlen der Ewigkeit, die kein täuschendes Licht sind, und die darum kräftige Hoffnung in dir wecken können.

Durch die Hoffnung der Ewigkeit verliert die sichtbare Welt nicht Bedeutung, sondern sie gewinnt. Auch der Staub wird geadelt, wenn die Staubgeborenen bestimmt sind, Ewigkeitskräfte in sich aufzunehmen.

Darin liegt die Wahrheit der monistischen Tendenz. Aber sie ist auch immer in Gefahr, die zweite Hälfte des Wortes zu vergessen: aber baue nicht deine Wohnung drauf. Die Klippe der monistischen Stimmung gegenüber der Welt war stets die Kulturseligkeit. Sie läßt leicht die Persönlichkeitskultur zum Persönlichkeitskultus ausarten. Statt das zu bejahen, was aus der Welt werden soll, fängt sie an, die Welt selbst, wie sie ist, zu bejahen, und merkt gar nicht, daß das im letzten Grunde Weltentwertung ist. Du willst das Göttliche als Besitz genießen, statt es als Aufgabe zu erkämpfen. Auch wenn du nicht den niedrigen Genuß der Stillung sinnlichen Begehrens willst, sondern den höhern ästhetischen Betrachtens oder erkennenden Erfassens, du tust doch, als sei die Welt nur dazu da, dein kleines, vergängliches Ich auszufüllen. Und schlimmer kannst du sie nicht entwerten. Du entfremdest sie ihrem Zweck. Denn sie ist uns nicht gegeben zum Genuß, sondern zur Arbeit. Erst das heißt das Seiende recht bejahen, wenn wir es in den Dienst des Werdenden stellen, es betrachten und behandeln als den Stoff, aus dem wir erst eine sinnvolle Gestalt herausmeißeln sollen; denn nur damit machen wir es auch dem schaffenden Gott dienstbar. Die es so ansahen, haben auch immer am meisten für diese Welt geleistet. Und die Freude der Ewigkeit kann nur Freude sein über die Vollendung dessen, was wir in der Zeit begonnen haben.

R. Liechtenhan.

Heidenmission.

II.

Ein falsches Bild des Heidentums hatte man sich nach und nach gemacht. Das gilt keineswegs nur von den oberflächlich Urteilenden. Auch die ernste, wissenschaftliche Art der Erforschung der außerchristlichen Religionen hat sich, wie mir scheint, in der neueren Zeit bedeutend ergänzen lassen müssen. Es ist gut, daß auch ein weiteres Publikum von dieser Wendung und Frontveränderung Notiz nimmt.

Erst kürzlich (Jahrgang II, 12) ist in unserer Zeitschrift die Rede gewesen von einem Vortrag Prof. Deißmanns in Berlin, über das Urchristentum und die unteren Schichten. Deißmann ist Hauptvertreter einer Forschergruppe, die alles dran setzt, das Urchristentum kennen zu lernen in seiner volkstümlichsten Erscheinungsform. Es kommt diesen Forschern weniger drauf an, zu erfahren, wie Theologen und Prediger gedacht und sich Gott und Welt zurechtlegten, als ein Bild zu gewinnen vom Volkschristentum jener Tage, wie es sich gestaltet und geäußert hat im gemeinen Mann vom Durchschnittsgebildeten abwärts, und niemand wird sich gegen Recht und Notwendigkeit dieses Forschungsziels verschließen können.

Nun ist es sicherlich kein Zufall, daß diese neue Methode der Erforschung des Urchristentums zeitlich zusammenfällt mit einer neuen Art, sich mit den außerchristlichen Religionen zu beschäftigen.

Wie wars bisher gewesen? Seit 100 Jahren etwa hat man sich in Europa intensiv, d. h. in wissenschaftlicher Weise mit dem Studium der außerchristlichen Religionen befaßt. Aus naheliegenden Gründen waren es in der Hauptsache die historischen Religionen, denen man die Aufmerksamkeit zuwandte, d. h. die, welche über geschriebene religiöse Quellen verfügen, und es lag in der Natur der Sache, daß die Philologen hier vorne an standen, bedeutende Sprachforscher, wie Friedrich Rückert, Max Müller, Oldenberg u. a. Ihnen verdanken wir sowohl die Uebersetzung einer Menge von Religionsquellen, als auch klassiche Darstellungen des Islam, der indisch-medischen Religion, des Buddhismus, der Morallehre des Confuzius u. a. Der Effekt war dann zunächst der, daß die Achtung vor diesen Religionen und Systemen gewaltig wuchs. Hatten die Lehren des Islam schon im 18. Jahrhundert einen fast begeisterten Widerhall gefuuden in der christlichen Welt (Lessing, Göthe), so wars im 19. Jahrhundert unter romantischen und philosophischen Einflüssen vor allem der Buddhismus, der das abendländische Denken in seinen Bann nahm. Als ein Beispiel unter vielen nennen wir J. V. Widmanns prächtige Dichtung „Buddha". Aber auch ganz im Allgemeinen: Es ging nicht mehr an, schlechtweg vom „finstern Heidentum" zu reden, seitdem man einen Einblick gewonnen hatte in die Weisheit des Brahmanen, in Buddhas Lehre und Leben, in chinesische Buchmoral, vom Koran ganz zu schweigen.

Nichts wäre nun aber unrichtiger, als zu meinen, die oben genannten Philologen hätten uns die Kenntnis des Heidentums vermittelt. Was wir durch sie kennen lernten, war in der Hauptsache eben das Denken des indischen, chinesischen, muhamedanischen Idealtheologen und Philosophen. Von der geistigen Welt des ungebildeten Volkes erfuhren wir wenig oder nichts. Und mit sehr unsicherem Urteil standen wir endlich den Völkern gegenüber, die nie in Berührung gekommen waren mit einer historischen Religion, all den kulturlosen Massen der heidnischen Welt, deren religiöses Empfinden sich nie oder doch nur sehr unvollkommen über den sog. Animismus, d. h. den Geisterglauben, erhoben hatte.

Nun ists seit einigen Jahren anders geworden, womit wir nicht bestreiten wollen, daß in Missionskreisen seit vielen Jahrzehnten einem anderen Ziel entgegengearbeitet wurde. Die Wendung in der methodisch wissenschaftlichen Forschung ist noch recht jungen Datums. Man hat erkannt, daß die heidnische Volksreligion das Hauptproblem ist, daß also gerade die Welt der animistischen und halbanimistischen Vorstellungen, alle Arten von Geisterdienst, Zauberei, Ahnenkult u. s. w. zur Kenntnis des Heidentums in erster Linie in Betracht kommen, und daß es sich darum handelt, diesen Dingen nicht nur zu begegnen

als abergläubischen Kuriositäten, sondern ihren psychologischen Voraussetzungen nachzugehen und das System zu erkennen, das in ihnen ist und wie ein Netz sich um Millionen und Millionen von Menschenseelen legt.

Daß diese Forscherarbeit nicht vom Philologen gemacht werden konnte, versteht sich von selbst. Jetzt tritt der Missionar in den Vordergrund, aber nicht der, welcher in einseitig enthusiastischer Art das Christentum verkündet, ohne im Individuum des Heiden die psychologischen Fäden gesucht zu haben, an die er anknüpfen kann und muß. Der Missionar vielmehr, dem das Heidentum ein psychologisches Problem geworden ist, das sorgfältig gekannt sein muß, je mehr die christliche Verkündigung über ihre Anfangsstadien hinausgekommen ist.

Es ist nun sehr interessant zu verfolgen, wie in den letzten Jahren fast Schlag auf Schlag in dieser Weise orientierte Darstellungen des Heidentums erschienen sind. Ein umfassendes Werk dieser Art, das Aufsehen erregte, war 1906 Missionar Spieths Buch über die afrikanischen Ewe-Stämme. Soeben erschienen ist eine Monographie des Missionsinspektors Dr. Warneck über die Religion der Batak, das sich im Untertitel einführt als ein Paradigma für animistische Religionen des indischen Archipels, und vom selben Gesichtspunkt aus gearbeitet ist das bereits in zweiter Auflage vorliegende Buch des gleichen Verfassers über „Die Lebenskräfte des Evangeliums". Dem zuletztgenannten ausgezeichneten Buch möchten wir nur einen Titel wünschen, der mehr ahnen ließe von dem durchaus Neuen seines Inhalts und seiner Anordnung. — Daß Missionsinspektor J. Warneck seit einigen Jahren an der Universität Halle einen Lehrstuhl für Missionswissenschaft inne hat, sei hier beiläufig erwähnt als ein namhaftes Ereignis in der deutschen Missionsgeschichte. — Galten die obigen Schriften der Darstellung der heidnischen Volksseele Afrikas und des indischen Archipels, so reiht sich ihnen in der Tendenz durchaus an Missionar Lic. H. Hackmanns Beschreibung des Buddhismus in den religionsgeschichtlichen Volksbüchern, auf die unsere Zeitschrift schon öfter hingewiesen hat. Die drei Heftchen (1905 und 06) räumen gründlich auf mit der Ansicht, daß die ideale Buddhalehre Volksbesitz geworden sei, geschweige denn heute noch sei. Also auch Hackmann ist eben der Volksreligion nachgegangen. Und da wir doch einmal am Citieren neuerer Missionsliteratur sind, möchten wir die Handbücher zur Missionskunde nicht unerwähnt lassen, die neuerdings von der Basler Missionsgesellschaft herausgegeben werden. Erschienen sind bis dahin Nummer I und II, das neue China von Arthur H. Smith (Preis Fr. 3.—) und Kamerun als Kolonie und Missionsfeld von P. Steiner (Preis Fr. 1. 75). Hier verraten schon die Titel klar den neuen eingeschlagenen Weg, der insofern der von uns oben beschriebene ist, als auch hier eben die Fäden bloß gelegt werden, an denen die Missionsarbeit der gegenwärtigen Stunde im Volk anknüpfen muß.

Und nun zurück zu der neuen Aera in der Erforschung und Darstellung der heidnischen Religionen. Was ist das Resultat von dieser systematischen Ergründung des heidnischen Volksdenkens? Zunächst das denkbar Traurigste. Das Entgegengesetzte der alten akademischen Darstellungen von Buddhismus, Konfuzianismus u. s. w. Man schaut hinein in eine geistige Knechtschaft ohnegleichen und in einen sittlichen Tiefstand, der es einfach beschämend erscheinen läßt, daß wir Fernerstehenden je vom glücklichen Dasein dieser Völker zu reden uns erdreistet haben. Um nur ein Beispiel zu nennen: Wie viel hat man geflunkert von der Kindesliebe der Chinesen. Man nehme ein Buch wie Warnecks „Lebenskräfte" zur Hand und lasse sich unterrichten über die psychologischen Grundlagen des Ahnenkults, und es fällt einem wie Schuppen von den Augen. Und dieser Gesamteindruck vom Tiefstand religiösen und sittlichen Volkslebens ist umso überzeugender, weil er diesmal nicht vom Christentum aus gewonnen ist, nicht vom Satz aus, daß nur bei Jesus Heil und Leben sein könne, sondern eben geschöpft ist aus dem heidnischen Denken der Gegenwart von Leuten, die das Bestreben geleitet hat, dieses Denken von innen heraus zu verstehen. Es handelt sich nicht mehr um Gefühlsurteile. Ja, wir möchten sogar auffordern: Streift jedes Gefühl ab. Laßt einfach die Dinge reden. Die Missionsaufgabe der Gegenwart kanns ertragen.

Dann aber ein Zweites, das uns zugleich hinüberleitet zu einem weiteren alten Einwand der Missionsgegner. Man hat der Mission mit Vorliebe vorgeworfen, sie entbehre jeder psychologischen Methode. Da werde oft das Christentum an die Leute hingetragen wie eine Art von Zaubermittel. Es werde wenig gefragt nach Form und Art und nach den seelischen Voraussetzungen im Hörer. Es sei grundverfehlt, in ein und derselben Weise, ohne Rücksicht auf Individualität, den Neger am Kongo, den Chinesen von Canton und den Wilden des indischen Archipels zu bearbeiten.

Das Ungerecht an diesem Vorwurf kennt jeder, der je mit einsichtigen Missionaren verkehrt hat. Ebenso sicher ist aber auch, daß er nicht einfach aus der Luft gegriffen ist. Man hats tatsächlich zu Zeiten so gemacht, und es mußte so sein. Hätte man je und je zuerst die beste Methode der Heidenmission finden wollen, wäre man nie zum Anfangen gekommen. Es wäre allein interessant, alle die Methoden zu beleuchten, deren das Christentum sich bedient hat seit den Tagen der Apostel. — Wer dieser Sache tiefer nachgehen möchte, lasse sich Prof. Weinels religionsgeschichtliches Volksbuch über die urchristliche und die heutige Mission empfehlen (1907). — Man käme bei dem Rückblick sicherlich zu dem Schluß, daß Gott größer ist als jede Methode, und daß auch der größte methodische Fehler die Macht seines Geistes nicht ertöten kann. Die Christentumsverkündigung der ersten Jahrhunderte nach Jesu Tod hat gelegentlich in unseren Augen recht bedenkliche Methoden angewandt. Methodische Rücksichten

haben teilweise die Sakramente geschaffen, deren ältere Auffassung so weit abliegt von der unsrigen. Von den Mitteln zur Christianisierung unserer germanischen Völker wollen wir gar nicht reden. Es waren öfters ungeheuere Mißgriffe in der Methode, die doch mithelfen mußten, das Werk zu schaffen. Eine einzige gottbegeisterte Persönlichkeit hob vieles auf.

Dennoch können wir nicht verschweigen, daß die übeln Folgen einer verfehlten Missionsmethode jeweilen durch spätere Zeiten und oft mit einer Unsumme von Arbeit korrigiert werden mußten. Man denke an die Riesenarbeit der großen Reformation vor 400 Jahren und an all das, was heute über die Reformation hinaustreibt. Darum begrüßen wirs mit großer Freude, daß die systematische Erforschung der heidnischen Volksreligion nicht ohne starke Einflüsse auf die Missionsmethode bleiben kann. Sie selbst entsprang ja weniger einem theoretisch-wissenschaftlichen Drang, als einem methodischen Bedürfnis. Bücher wie die oben angeführten von Spieth, Warneck, Hackmann, Smith sind der schlagende Beweis, wie weit die Missionsarbeit unserer Tage über methodische Sorglosigkeit und naiven Bekehrungseifer hinausgewachsen ist.

Immer allgemeiner setzt sich die Ansicht durch, daß die verschiedenen Volksschichten und Kulturlagen auch ganz verschiedene Bearbeitung verlangen. Besonders in den heidnischen Kulturländern, wie Indien, China, Japan, hat sich eine weitgehende Arbeitsteilung und -Differenzierung angebahnt. Wir erinnern im Vorbeigehen an die Frauenmission in Indien, das mächtig wachsende Werk der ärztlichen Mission, an die literarische Missionsarbeit, wie sie etwa der verstorbene Dr. Faber in China durch Jahrzehnte geleistet hat, an das Bestreben, unter Kulturvölkern den gebildeten Ständen auch im Missionar eine Bildungspotenz entgegenzustellen, an die weise Wahl, welche General Booth für seine Sendboten getroffen hat, indem er sie unter dem niedrigsten Volk Indiens arbeiten läßt. Man weiß es, und gibts auch in den pietistischen Missionszentren willig zu, daß mit dem Evangelisieren nicht alles gemacht ist, daß die Mission vor allem in Indien und China vor einem geistigen Kampf steht, vor einer intellektuellen Auseinandersetzung allergrößten Stils. Diesen Kampf wird nicht der Missionar aufnehmen können, der allein mit dem Rüstzeug eines tüchtigen Evangelisten ausgestattet ist. Anderseits aber birgt gerade China Millionen von gedrückten Existenzen, die nur von dem Missionar erreicht werden, der selbst in den Tiefen des Volkes wurzelt. So ist die Missionsmethode durchaus nicht auf dem Punkte stehen geblieben, wo sie vor Jahrzehnten war.*)

*) Sehr zu empfehlen zum Kapitel „Methoden der Heidenmission" ist der Vortrag, den Professor A. Harnack 1900 auf der Generalversammlung des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins gehalten hat. (Reden und Aufsätze Bd. II.)

Die alte Eigenschaft des Pietismus, das Prinzip des Fortschritts in sich zu tragen, hat sich auch hier bewährt. Genauere Kenntnis der Missionsarbeit widerlegt auch da wiederum oft Bedenken und Einwände.

Am allermeisten aber gilt diese unsere Hauptthese von der genaueren Kenntnis der Heidenmission, wo es sich handelt um ihren Erfolg. Wenigstens ganz in Kürze möchte ich auch davon noch sprechen.

Was wird ausgerichtet? Die Antwort ist kurz. Ungleich mehr wird ausgerichtet, als ein weiteres Publikum weiß. Die Frage des inneren Erfolgs möchte ich nicht beantworten. Doch würde auch hier die Antwort kaum ungünstig ausfallen. Gewiß finden viele oberflächliche Bekehrungen statt, und nicht alle Missionsgesellschaften sind in der Aufnahme von Taufbewerbern so vorsichtig und frei von aller Sucht nach großen Bekehrungsziffern, wie die Basler. Immerhin ist die Zahl der überzeugten, tüchtigen Christen groß, und die Christenverfolgungen vom Jahr 1900 in China haben neuerdings den Beweis erbracht, wie tief das Christentum Wurzel schlägt gerade unter Völkern, die sich nicht von Anfang an erschlossen hatten. Ueberhaupt dürfte es für den Erfolg der Missionsarbeit, den innern und äußern, wenig bessere Zeugen geben als die gegenwärtigen Zustände in China. Man lese das zitierte Buch von Smith über das „neue China" und erinnere sich dabei beständig, daß es wenige Jahre nach einer erbitterten Christenhetze geschrieben wurde. Eine solche Zuversicht nach solchen Ereignissen muß allein schon viel Kritik stumm machen. Wir wollen für die äußere Expansion des Christentums nicht viele Zahlen anführen. Genug, daß allein die evangelische Mission des 19. Jahrhunderts über elf Millionen gewonnener Heiden zählt und daß laut dem letzten Adventszirkular der Basler Missionsgesellschaft gegenwärtig jährlich um 150,000 Uebertritte stattfinden.

Aber auch wenn diese Zählungen sehr optimistisch sein sollten, wären die äußeren Erfolge der Heidenmission enorm im Vergleich mit den Fortschritten des Christentums in den zwei ersten Jahrhunderten nach Jesu Tod. Das wird viel zu wenig bedacht von den meisten, die über die Erfolge unserer Heidenmission räsonnieren. Man nehme sich doch einfach die Mühe, zusammenzurechnen, wie viele Jahrhunderte nötig waren, um Europa zu christianisieren und dies trotz der relativ günstigen geistigen Voraussetzungen, die das damalige Christentum unter der Bevölkerung des römischen Reichs und unter den vom ursprünglichen Heimatland losgerissenen germanischen Stämmen antraf, und trotz der recht summarischen wo nicht gewaltsamen Methoden, welche die Christianisierung damals öfter gebrauchte. Weinel übertreibt nicht, wenn er am angeführten Orte schreibt: „Nicht im ersten, sondern im 19. Jahrhundert ist das Christentum am gewaltigsten gewachsen. Das Werk der Mission

ist (im 19. Jahrhundert) so erfolgreich gewesen, wie nur je die Predigt der Apostel und Evangelisten jener ersten Tage."

Wir haben unsere Leser sehr unvollkommen orientiert. Es konnte auch nicht unsere Absicht sein, auf einem Dutzend Seiten das gegenwärtige Werk der Heidenmission zu umschreiben. Dazu ist es viel zu groß. Wir sind aber zufrieden, wenn es uns gelungen ist, in dem und jenem das Verlangen nach einer genauern Kenntnis des Riesenwerks zu erwecken. Die Heidenmission kennen und sie lieben ist ein und dasselbe, und ein Drittes wird sich dazu gesellen, neue Freude am eigenen Glaubensbesitz. Man lernt, „etwas von Gott erwarten," wo man sich in diese Arbeit vertieft. B. Hartmann.

Weihnachtsgedanken.

Von einem Arbeiter.*)

Vor zehn Jahren, ich war damals neunzehn Jahre alt, bekam ich die ersten sozialdemokratischen Zeitungen in die Hand. Man wird verstehen können, daß ich diese Zeitungen mit großem Interesse gelesen habe. Der Inhalt sagte mir zum großen Teil zu. Hatte doch auch mein Vater mir geraten, mich nicht allzuweit von der Sozialdemokratie entfernt zu halten, obwohl er sich selbst nicht zu ihr bekannte. Vieles, was ich da las, verstand ich nicht, aber ich gab mich damit zufrieden; denn, sagte ich mir, diese Leute müssen das ja wissen. Mit ganz besonderer Spannung aber habe ich der Nummer vor dem Weihnachtsfest entgegengesehen. Ob sie wohl etwas davon schreiben werden?

Ja, sie schrieben davon. Sie schrieben vom Frieden, der nicht kommen könne, weil es die Vertreter der Kirche verhinderten. Sie schrieben, daß mit der Verwirklichung des sozialdemokratischen Programms der Friede kommen könne. Dies und ähnliches stand in und zwischen den Zeilen des Leitartikels geschrieben, das sprach aus den Gedichten und Erzählungen, die in den Zeitungen der Sozialdemokratie um die Weihnachtszeit enthalten waren. Alles, was da geschrieben stand, es hat meinen ungeteilten Beifall gefunden, und das nicht nur, weil es in diesen Zeitungen stand, sondern weil ich trotz meiner Jugend schon des Lebens Bitterkeit kennen gelernt hatte: Krankheit und Unglücksfälle der Eltern, in deren Gefolge Not, Hunger. Eine gewisse Unterdrückung, die mein Vater erfuhr, da er in ungünstigen Vermögensverhältnissen stand, und vieles andere hatte in mir eine

*) Wir freuen uns, diese Aeußerung eines sozialdemokratischen Arbeiters, der in einer großen deutschen Stadt lebt, als Stimmungsbild bringen zu dürfen. Er gibt uns dazu brieflich die ermunternde Versicherung, daß „unsere Ideen" auch in der deutschen Arbeiterschaft Boden gewönnen. Die Redaktion.

Stimmung genährt, die mich die Forderungen der sozialistischen Presse wohl verstehen ließ.

Als jedoch am zweiten und dritten Weihnachten fast die nämlichen Artikel und Gedichte erschienen, war ich doch recht enttäuscht. „Frieden auf Erden," so lauteten die Ueberschriften. Ironie soll's wohl sein, Hohn ist es und oft maßlose Erbitterung, was da zu diesen Worten gesagt wird. Dann werden allenfalls noch die Worte „und den Menschen ein Wohlgefallen" gestreift, und man kommt zum Schluß: „Es gibt für uns kein Weihnachtsfest!" So die Zeitungen — die ich, nebenbei bemerkt, damit nicht herunterseten will — vor zehn Jahren. Und heute? Es ist noch immer so. Mir scheint aber, dieser Art Weihnachtsbetrachtungen fehlt etwas. Die Weihnachtsbotschaft enthält nach meinem Dafürhalten in den Worten: „Ehre sei Gott in der Höhe" auch ein Gebot, zwar in der Form eines Grußes, aber erst auf diesen Gruß folgen die Worte: „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Für denjenigen, der jeder Gottesidee fern zu stehen meint, ist vielleicht nach seinem Dafürhalten die Verpflichtung, auf die Eingangsworte einzugehen, aufgehoben. Ob er recht daran tut, will ich heute dahingestellt sein lassen, ich möchte jetzt vielmehr zu zeigen versuchen, daß die Sozialdemokratie doch eigentlich gar keine Ursache hat, jenen Eingangsworten auszuweichen.

Nach den Worten des Herrn Stadtpfarrers Jäger gelegentlich eines Vortrages über das Thema „Der moderne Mensch und der Gottesbegriff", gehalten im Karlsruher Arbeiterdiskussionsklub, ist „Gott" gleichbedeutend mit „die Macht des Guten". Und darnach denke ich, daß man mir wohl zustimmen kann, wenn ich jenes Gebot, das die Weihnachtsbotschaft einleitet, in die Worte kleide: „Ehre sei dem Guten, das da herrscht." Und daran schließen sich halb als Gebot, halb als Verheißung die übrigen Worte. Als Gebot: denn ein jeder soll mitarbeiten, daß der Friede und das Wohlgefallen komme. Als Verheißung: denn der Friede und das Wohlgefallen wird kommen, wenn wir das Gute ehren, d. h. wenn wir ihm dienen. Nun, ich meine, die Sozialdemokratie will doch am Ende nichts anderes, als dem Guten dienen, damit der Friede und das Wohlgefallen komme. Warum also jenen Weihnachtsgruß verhöhnen wollen? Weil es der christlichen Kirche bis heute noch nicht gelungen ist, diese Botschaft ihrer Verwirklichung nahe zu bringen? Oder weil es Vertreter der Lehre Christi gab, die offenkundig gegen dieses Weihnachtsgebot gehandelt? Oder aber, weil es die Klasse der Besitzenden verstand, die Lehre des Nazareners zu ihren Gunsten zu deuten? Das alles kann nicht abhalten, das Große der „frohen Botschaft" anzuerkennen. So Mancher bekennt sich wohl zur Sozialdemokratie, weil er hofft, sie möge die Weihnachtsbotschaft, die Grundidee des Christentums, zur Erfüllung bringen. Darum sollten wir nicht mit Ironie, sondern mit Freude den Gruß vernehmen.

A. D.

Ein Imperialist über den Krieg.

In gewissen Kreisen gehört es zum guten Ton die Ansicht L. Tolstois, es gebe nur noch eine Alternation: entweder Abrüsten oder ein beständiges Anwachsen der Militärlasten mit stets rascher auf einander folgenden Krisen bis zu einer Katastrophe, welche alle früheren in den Schatten stellen und unserer Kultur ein Ende machen werde, als müßige Träumerei eines alten Utopisten zu verspotten. Da lohnt es sich, in einem Moment, wo im Osten die dröhnenden Schritte kriegsbereiter Heere hörbar sind, über die Notwendigkeit, internationale Konflikte durch den Krieg zur Entscheidung zu bringen, die Meinung eines ausgesprochenen Imperialisten zu vernehmen.

Es handelt sich um den bekannten, im Jahre 1894 verstorbenen Publizisten und Geschichtsschreiber J. A. Froude, dem wir u. a. die prächtige Biographie von Th. Carlyle und seiner Frau verdanken, ein Monument wahrheitsgetreuer Lebensbeschreibung. Im Jahre 1884 auf 1885 unternahm Froude eine Reise um die Welt, die den Zweck hatte, England über die damaligen Verhältnisse in den Kolonien und speziell in der Kapkolonie aufzuklären. Die Ergebnisse sind in dem Buche „Oceana or England and her Colonies" niedergelegt, und man darf getrost sagen, wären Froudes Ratschläge befolgt worden, so hätte der jammervolle Krieg gegen die Boeren können vermieden werden. Gegenüber der damaligen schwächlichen Politik Gladstones mit all ihren Inkonsequenzen befürwortete Froude, den Kolonien volle innere Autonomie zu gewähren, sie aber durch eine zielbewußte äußere Politik und Teilnahme an der maritimen Machtentfaltung enger mit dem Mutterlande zu verbinden. Er sieht damals bereits die spätere Entwicklung Australiens zur Commonwealth voraus und erweist sich in allen Stücken als ein weitsichtiger und einsichtsvoller Beurteiler.

Während seines Aufenthalts in der Hafenstadt Auckland (Neu-Seeland) waren Gerüchte über einen bevorstehenden Krieg mit Rußland wegen der afghanischen Grenzgebiete in Umlauf. Bei diesem Anlaß macht Froude, der vor folgenschweren Entschlüssen wegen so fern abliegender Landesstriche zurückschreckte und die Entfesselung nationaler Leidenschaften als ein frevles Spiel verurteilte, mit köstlichem Humor folgende Bemerkungen:

Was auch immer das Resultat des Feldzugs sein mag, soviel steht fest, daß wir die Wahrheit des Sprichwortes zu erfahren hätten, es gibt nichts Sichereres als das Unvorhergesehene. Die Gefahr würde außer allem Verhältnisse stehen zu dem Gewinn im Falle eines Sieges . . . . . Auch will mich bedünken, in unseren demokratischen Zeiten sollte es zur Schlichtung internationaler Streitigkeiten bessere Mittel geben als Kriege, so z. B. ein Mittel, dessen leichte Anwendung und wohltätige Wirkung für alle Beteiligten, ihm immer mehr Eingang verschaffen müßte.

Die Minister der verschiedenen Länder werfen von Zeit zu Zeit allerlei Fragen auf. An und für sich bedeutungslose Dinge werden verhängnisvoll durch die eindringliche Art, mit der sie vorgebracht werden. Ein Notenwechsel findet statt und zwar so, daß jede Note nur den eigenen Standpunkt vertritt und deshalb nicht kann beantwortet werden. Dabei besteht auf beiden Seiten nicht die Absicht, den Konflikt beizulegen, sondern nur die, den Andern ins Unrecht zu versetzen. Zuletzt, wenn es der Diplomatie gelungen ist, den Knoten so fest zu schürzen, daß er nicht mehr kann gelöst werden, so treten die Vertrauensmänner, welche die Verhandlungen führten, vor ihre Landsleute und sagen zu ihnen:

„Wir haben unser Bestes getan, aber ihr seht nun selbst wie die Sache steht. Der niederträchtige A. oder der falsche B. beharrt auf seiner bösen Absicht. Es bleibt kein anderer Weg offen als der Krieg.“ — Unter Krieg, wie er heute von Großmächten geführt wird, versteht man aber das Abschlachten von Tausenden und das Vergeuden von Hunderten von Millionen und doch scheint es mir, in mindestens neun von zehn Fällen seien diese Opfer in keiner Weise gerechtfertigt.

In diesen neun Fällen wäre es für die große Mehrheit einer Nation ganz gleichgültig, in welcher Weise der Streitfall beigelegt würde. Deshalb wäre es angemessen, wenn die Völker künftig bei solchen Anlässen ihren Regenten die Antwort erteilten: „Es mag sich verhalten wie ihr sagt, gnädige Herren und Gebieter. A. oder B. mag ein sehr schlechter Mensch sein, und die Frage, um die es sich handelt, kann vielleicht nicht ohne Kampf entschieden werden. Ihr allein seid im Stande, diese Dinge zu beurteilen, wir nicht. Wir können auch nicht alle am Kampfe teilnehmen, sondern müssen die Sache durch unsere Vertreter ausfechten lassen, durch eine kleinere oder größere Anzahl Leute, die hiefür bezahlt sind, und je weniger Leute hiefür nötig sind, desto besser ist es. Ihr habt den Konflikt herbeigeführt, fechtet ihn also auch aus. Nehmt eure Revolver und begebt euch in den Hinterhof des Auswärtigen Amtes. Die Landsleute von A. und B. werden unsere Ansicht teilen und eine gleiche Anzahl Minister mit ihren Schußwaffen hersenden. Seht nun zu, wer als Sieger aus dem Kampf hervorgeht. Wir werden das Ergebnis anerkennen und es auch an Freigebigkeit euch gegenüber nicht fehlen lassen, sofern nur wir unsere Haut nicht zu Markte tragen und unsere Börsen nicht zu öffnen brauchen. Die Ersparnis bei diesem Verfahren wird ungeheuer groß und die Verminderung menschlichen Leidens unberechenbar sein, der Konflikt aber, aller Wahrscheinlichkeit nach gerade so gut geebnet werden, wie wenn wir uns alle in Stücke hauen ließen.“

Ich sehe nicht ein, fährt Froude fort, warum es nicht hierzu kommen sollte. Wenn die Volksmassen, welche das Steuer in der Hand haben, es zu führen verstehen, so muß es dazu kommen. Der einzige Nachteil dieses Systems, sofern das einer sein sollte, besteht darin,

daß dabei die Gelegenheit zu einem derartigen Turnier sich nie mehr bieten wird und Streitfragen, die zur Zeit ohne Krieg unlösbar sind, damit ohne alle Mühe in Minne könnten geschlichtet werden. —

Seit das geschrieben wurde sind dreiundzwanzig Jahre zur Rüste gegangen, sind wir aber dem Ziele näher gekommen? O. B.

Frauenbildung.

Mit Recht wird von uns Frauen gesagt, wir seien kritikloser, als die Männer. (Man denkt dabei nicht an die Kritik an Mitmenschen.) Wir sehen nicht leicht die ganze Bedeutung einer Sache, sondern meist nur einen Teil davon, weil wir sie nicht von allen Seiten betrachten können oder wollen. Ist uns ein Punkt sympathisch, so fallen wir oft auf die ganze Sache herein; gefällt uns etwas daran nicht, so lassen wir leicht das Ganze nicht gelten. Es fehlt uns eben ein klarer, sachlicher Ueberblick.

Wenn wird uns auf die Ursachen dieser Kritiklosigkeit besinnen, so sind es hauptsächlich zwei: der uns angeborene Subjektivismus und unsere Erziehung.

Daß wir oft zu persönlich empfinden, um ein richtiges Urteil haben zu können, ist eine alte Sache. Ob dieser Subjektivismus von jeher in der Frau war und ob er bedingt ist durch ihren Beruf in der Menschheit, weiß ich nicht; ich denke ja. Jedenfalls ist er eine Tatsache, die Stärke und Schwäche der Frau, wie man sagt. Nun ist es uns aber ein Anliegen, unsere Schwächen abzulegen. Die Stärke des Subjektivismus können wir ruhig walten lassen. Herrschaft wollen wir über uns selbst erlangen! Um die Schwächen des Subjektivismus abzulegen, um unser Empfinden in Gewalt zu bekommen, um klarer in die Welt sehen und besonnen urteilen zu lernen, dazu bedarf es ernster Arbeit an uns selbst. Sollten wir nicht fähig sein, über unsere Schwächen hinauszukommen? Die Befreiung ist im letzten, tiefsten Grunde Wesen der Religion; nur wo das Leben für den Menschen Ewigkeitswert hat, tritt das Unwesentliche vor dem Wesentlichen von selbst zurück. Die andere Ursache unserer Kritiklosigkeit ist unsere Erziehung. Unser Wissen ist so lückenhaft, daß wir eben selbst kein Zutrauen zu unserm Urteil haben können. Vielleicht ist es jetzt etwas besser — wenn ich an meine Schulzeit denke, so kommt es mir vor, man habe mit der Bildung der Mädchen nicht recht ernst gemacht. Wir mußten keine tüchtige geistige Arbeit leisten. Gerade in den Jahren von 12—16 sollten Mädchen durch ernste Arbeit ein starkes Gegengewicht finden gegen das Aufgehen im eigenen Ich und in Aeußerlichkeiten. Wenn man ihre Gedanken sich mit schwierigen Dingen beschäftigen ließe, sie lehrte, sich stark zu konzentrieren; wenn man sie mehr in die Naturwissenschaften einführte, sie hauptsächlich vom Menschen mehr wissen ließe (sogar lateinisch lernen wäre eine gute Uebung), so müßte sich dadurch ihr Geist allmählich stärker entwickeln. Für Knaben gibt man sich mehr Mühe, das ist offenbar. Aber nicht nur Knaben, auch viele Mädchen wählen heute einen Beruf. Und die, die Mütter werden! Welches Kind ist nicht dankbar für eine Mutter von wirklich hoher Bildung?

Daß eine Frau durch vieles Wissen an treuer Erfüllung ihrer Pflichten gehindert werde, ist unrichtig. Wenn ein Mädchen durch Studium erkennen gelernt hat, wie kleine Ursachen große Wirkungen haben (in Naturwissenschaft), wie Versäumnisse verhängnisvoll werden können (in der Geschichte), wie Geistiges und Materielles zusammenhängen, wenn ihr überhaupt der Zusammenhang der Dinge klar geworden ist, so lernt sie das Wichtige als wichtig, das Unwesentliche als unwesentlich ansehen. Vor allem sieht sie ein, wie wichtig es ist, daß der Einzelne seinen Beruf treu erfülle, und damit gehen ihr auch die Augen auf über die verantwortungsvolle Aufgabe der Frau und Mutter. Als Frau wird sie mit allen ihren Kräften daran arbeiten, daß ihre Kinder einen Geist der Pflichttreue, der

Wahrheit und der Selbsterkenntnis mit ins Leben hinausnehmen. Nicht beengen will sie die Familienglieder mit kleinlichem, persönlichem Empfinden.

Wissen ist nicht überflüssig für uns. Im Gegenteil ein Schutz gegen völliges Aufgehen in den Diesseitigkeiten. Das ist klar, daß vor allen Dingen auch die kleinste Aufgabe im Hause treu erfüllt werden muß; sonst entstehen Lücken, Unbehagen, Unordnung, üble Laune, Streit. Alle Liebhaberei muß der Pflichterfüllung weichen. Aber ein offenes Ohr darf die Frau haben für alles Gute und Große, was die Gemüter ihrer und früherer Zeiten bewegte; das Sehnen der Menschen und Suchen nach Klarheit darf auch sie in aller Stille miterleben. Wir wollen also auch unsern Geist, nicht nur das Gemüt, recht erziehen und ihm große Aufgaben stellen, daß er wachse und nicht als unfruchtbarer Boden brach liege.

Auch unverheiratete Frauen können mit einer wirklich guten, gründlichen Bildung der Menschheit bessere Dienste leisten, als ohne sie. Welche Wohltat ist es zum Beispiel für einen Kranken, der abgeschlossen von der Welt leben muß, wenn seine Pflegerin ein offenes Ohr und Verständnis hat für Dinge, die seinen Geist beschäftigen. Ueberall ist unsere Aufgabe eine große, reiche. Je mehr Gewalt wir über uns selbst erreichen, je mehr wir dazu kommen, die Situationen, in die uns das Leben stellt, zu beherrschen, je mehr wir durch klare Einsichten dazu befähigt werden, allerlei Ungutem vorzubeugen, umso weniger brauchen wir es als unsere Hauptaufgabe anzusehen, möglichst viele Rechte zu erlangen. — Selbsterziehung und Anspannung der Geisteskräfte sind meiner Ansicht nach das, was den Frauen Not tut.

Anna Brenner, Basel.

Umschau.

Generalversammlung der sozialen Käuferliga. Die Soziale Käuferliga der Schweiz hielt am 4. Dezember in Bern ihre dritte Generalversammlung ab. Diese beschäftigte sich vor allem mit der Heimarbeitsfrage, wie das nicht anders zu erwarten war im Hinblick auf die für den Sommer 1909 geplante Schweizer. Heimarbeitsausstellung, an der die Liga nicht nur durch eine offizielle Abgeordnete beteiligt ist, sondern durch eine ganze Anzahl ihrer Mitglieder, die teils als Delegierte anderer Korporationen, teils als Privatpersonen dem Werke ihre Unterstützung zugesagt haben. Es wurde auf die Notwendigkeit einer besseren Uebersicht über Zahl, Verhältnisse und Arbeitsbedingungen der Heimarbeiter hingewiesen. Frau Steck, die Präsidentin der Heimarbeitskommission des Bundes

schweizer. Frauenvereine, Frau Brunhes, Vizepräsidentin der Käuferliga, Herr Lorenz, Generalsekretär der Heimarbeits-Ausstellungs-Kommission, waren alles kompetente Persönlichkeiten, um über das, was bis jetzt erreicht werden konnte und über das viel Größere, das zu erreichen wäre, Bericht zu erstatten.

Der Raum, der mir zur Verfügung steht, erlaubt mir leider nicht, all der Anregungen und Winke Erwähnung zu tun, die entweder indirekt aus den Verhandlungen hervorgingen oder durch direkte Anträge zur Sprache gebracht wurden. Nur auf eine Weisung möchte ich aufmerksam machen, die die Liga ihren Mitgliedern gibt und die wohl auch gern von einem weiteren Kreise beobachtet wird: es sollen bei der Auswahl von Gratulationskarten und bei Bestellung von Drucksachen, wie Tischkarten, Verlobungskarten und dergleichen, solche mit Gold-, Silber- oder Bronzedruck ausgeschlossen werden, da die Herstellung derselben schon manchen Arbeiter schwer geschädigt habe.

Der Jahresbericht der Präsidentin gab in aller Kürze einen Ueberblick über das erfreuliche Anwachsen der Liga und die verschiedenartige Arbeit, die ihre Sektionen leisten, die Milchbubenenquete der Neuenburger, die Schneiderinnenenquete der Lausanner, den Sonntagsladenschluß der Konditorei Scheurer in Bern. Dem Centralvorstand selbst wurden zu seiner Freude ebenfalls allerlei Aufgaben gestellt, vor allem in einer Intervention bei einer Aussperrung der Arbeiter einer Chokoladefabrik und in zwei andern ähnlichen Fällen. Die weiße Liste der Chokoladefabriken konnte um vier neue Namen vermehrt werden. Die größte, aber jedenfalls auch weitestwirkende Arbeit der Liga war die Internationale Konferenz der Sozialen Käuferligen, die Ende September 1908 in Genf stattfand, und von der nicht weniger als 400 Zeitungsberichte erschienen sind, die die Gedanken und Bestrebungen der Liga in alle Welt hinaustrugen.

Daß diese Gedanken der Verbreitung wert seien, war wohl der lebhafte Eindruck auch der Teilnehmer dieser Generalversammlung, aus welch verschiedenen Lagern und Ständen sie sich rekrutierten, und es war vor allem hocherfreulich, zu sehen, wie die tiefgreifendsten Forderungen für die Zukunft sich mit weiser Mäßigung für das heute zu Erreichende verbanden. C. R.

Der zürcherische Kantonsrat hat sich in seiner Sitzung vom 29. Dezember wieder einmal mit dem **Strafvollzug** beschäftigen müssen. Es sind da allerlei Wunderlichkeiten zum Vorschein gekommen. Ich habe mich bis dahin vergeblich bemüht, den Weinbauern meiner Gemeinde begreiflich zu machen, daß man auch ohne Weingenuß schwere körperliche Arbeit leisten kann. Ich tröste mich damit, daß es in einem abgelegenen Bauerndorfe mindestens Jahrzehnte braucht, bis ein Jahrhunderte altes Vorurteil zerstört ist. Nun ist ein neuer Trost dazu gekommen: bei dem zürcherischen Justizdirektor braucht es eben so lang, bis diese Einsicht durchgedrungen ist. Er erklärt, da die Insaßen der Korrektionsanstalten schwere Arbeit verrichten müßten, könne man ihnen alkoholische „Z'nüni" nicht entziehen. Was ich meinen Bauern zu entgegnen pflege: „Ihr habt zu der Behauptung, der Wein sei unentbehrlich, kein Recht, bevor ihr es einmal eine Zeit lang ohne ihn probiert habt," dürfte auch Herrn Reg.-Rat Nägeli ans Herz gelegt werden.

Die Schaffung einer besondern Abteilung für jugendliche Sträflinge ist sehr zu begrüßen. Ob sie in Regensdorf oder einem andern Ort ist, scheint mir nicht so wichtig, wie daß sie streng getrennt ist von den Abteilungen für ältere Verbrecher. Das scheint leider in der Republik Zürich noch nicht selbstverständlich. Ich hatte das beschämende Gefühl, nicht in einem Kulturstaat zu leben, als ich erfuhr, daß in unserm Zuchthaus in Regensdorf, das erst vor wenig Jahren gebaut wurde, die Scheidung noch nicht durchgeführt ist. L.

Ebenfalls schämen muß man sich bei der Lektüre der Schilderungen des **Winkelwirtschaftswesens** in Zürich, die Herr Pfr. Boßhard an Predigern in einer Broschüre entworfen hat. Daß gewisse Straßen der alten Stadt auf dem rechten Limmatufer zum dunkelsten Zürich gehören, war ja längst bekannt. Aber diese zusammenhängende, systematische Schilderung ist ein großes Verdienst. Was Herr Professor Köhler in Nr. 8 unseres letzten Jahrganges über den „nächsten Schritt" im Kampf gegen den

Alkoholismus ausführte, bekommt durch diese Enthüllungen neues Gewicht. Ist es wirklich notwendig, daß dieses Treiben, das in den Weinstuben und Animierkneipen im Schwange geht, geduldet wird, daß heruntergekommene Existenzen Wirtschaftspatente erhalten? Mit Rücksicht auf wen geschieht es? Hat wirklich der Staat die Pflicht, dem Bedürfnis, sich physisch und moralisch ruinieren zu können, Gelegenheit zur Befriedigung zu verschaffen? Herr Pfarrer Boßhard schreibt: „Wenn unsere Bevölkerung wirklich wüßte, was in mancher dieser Wirtschaften geschieht, so müßte etwa die Polizei zum Schutze der Wirte vor Lynchjustiz aufgeboten werden." Hoffen wir, daß die Broschüre nicht bloß zu momentaner Erregung, sondern zu einem planvollen Vorstoß und ausdauernden Kampf führe! L.

Büchertisch.

Wozu die Kirche? Von Heilmann (Vandenhoeck & Ruprecht), 15 Seiten, 30 Pfg., 100 Exmpl. 20 Mark.

Die Schrift ist ein warmer Appell an alle evangelischen Christen, sich um die Kirche zu sammeln. Sie ist ganz volkstümlich gehalten und eignet sich daher für Massenverbreitung, wozu sie auch bestimmt ist. F.

Fester Grund. Von V. Juzi (Friedrich Reinhard, Basel), 260 S., geb. Fr. 4.

Vorerst die Namen einiger Kapitel zur Orientierung: Bildung und Christenglaube, Die Kirche und ihre Gegner, Die Bibel und wir, Christus der Eckstein unseres Glaubens, Jesus lebt, Falsche Propheten, Männliches Christentum, die Nachfolge Jesu in der Gegenwart, Das alte und doch neue Gebot der Bruderliebe, Fanatismus und Toleranz, Weltflucht und Weltfrende, Die Kraft des Glaubens.

Der Untertitel: Religiöse Betrachtungen über Denken und Glauben, paßt, wie es mir scheint, nicht ganz zum Inhalt des Buches. Es sind mehr Abhandlungen über religiös sittliche Fragen. Das sei jedoch nicht gesagt, um das Buch zu tadeln. Im Gegenteil, darin liegt ein Vorzug. Es ist geschrieben aus dem Drange heraus, den christlichen Glauben gegenüber Un- und Andersgläubigen zu verteidigen, und das hat der Verfasser auch meisterhaft verstanden. Ohne mit Juzi in jedem Punkte einig zu gehen, muß man doch zugeben, daß es sich durch eine große Ueberzeugungskraft auszeichnet, und niemand wird dasselbe, ohne sich damit Genuß und Gewinn verschafft zu haben, aus der Hand legen. Juzi schreibt einfach und klar, ist gründlich und zeigt große Belesenheit. Zudem ist das Buch mit religiös warmer Empfindung geschrieben. Was wir vermissen, ist ein Vorwort.

Das Buch ist jedermann zu empfehlen und dürfte besonders nachdenklichen Konfirmanden, die einigermaßen gebildet sind, eine sehr willkommene Gabe sein. F.

Redaktionelle Bemerkung.

Die in letzter Nummer angekündigte Fortsetzung der Kontroverse Förster-Tischhauser wird nun doch nicht erscheinen, da Herr Förster seine Replik zurückgezogen hat. Die Probleme dieser Diskussion werden uns natürlich auch künftig beschäftigen, aber wir hoffen, daß es ohne persönliche Bitterkeit geschehen könne. Wir verweisen im übrigen auf den Eingangsartikel und wünschen unsern Lesern, alten und neuen, ein gutes neues Jahr!

Die Redaktion.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Lic. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Der Marxismus und die gegenwärtige Krise des Sozialismus.

III.

Meine Leser mögen es mir zugute halten, wenn ich im Bestreben, ihnen ein möglichst lebendiges und farbiges Bild der heutigen Krise des Sozialismus zu geben und hierbei alle wichtigen Momente zu berücksichtigen, so lange bei allgemeinen Betrachtungen verweilt habe, die scheinbar nur in einem losen Zusammenhange mit der uns beschäftigenden Frage stehen. Es brauchte dieses weiteren Hintergrund, um die Gegensätze und Strömungen, die hier mitspielen, deutlicher hervortreten zu lassen. Die verschiedenen Momente, die wir als Charakteristika großer geschichtlicher Bewegungen hervorgehoben, finden sich kaum an einem Orte in schönem Einklang vereinigt. Da, wo sie aber zusammenwirken und sich gegenseitig fördern, bringen sie gewaltige Umwälzungen hervor.

Eine solche Bewegung zu entfachen, war Marx in hohem Maße befähigt. Seine Begabung, sein Temperament und — last not least — seine Rasse setzten ihn instand, einer der seltenen Bahnbrecher zu sein, die in der schroffen, geschlossenen Einheit ihres Wesens das höchste Streben und das tiefste Sehnen einer Zeit vereinigen und mit der Wucht des reißenden Bergstroms die Hindernisse wegschwemmen, die sich dem Neuen entgegenstellen.

Er verfügte zunächst über eine außerordentliche kritische Begabung und eine seltene Fähigkeit, die Dinge in ihren Zusammenhängen zu durchschauen, auch da, wo das abstrakte Denken durch alle zufälligen Hüllen bis zum Wesen hindurch dringen muß, um diese Zusammenhänge zu entdecken. So erkannte er klarer als andere das Wesen der sozialen Uebel seiner Zeit in ihrem Verhältnis zur allgemeinen Struktur der Gesellschaft und wurde der große Patholog des kapitalistischen Zeitalters. Vorgänger mag er gehabt haben — wer hat sie nicht —; aber erst durch ihn wurde die gründliche Sezierarbeit geleistet,

die uns die Infizierung des gesellschaftlichen Organismus durch die kapitalistische Produktionsweise bis in die tiefsten Fasern bloßgelegt hat. Echter Pathologe war er gerade darin, daß er im Gegensatz zu seinen Vorgängern nicht bei äußern Symptomen, gegen die Palliativmittel auf einige Zeit helfen mögen, stehen blieb, sondern kühn und sicher bis zum innersten Kern der Fäulnis hindurchdrang und es zu seinem Beruf machte, die Geschwüre und Infektionsherde in ihrer ganzen Grausigkeit zu entblößen.

Durch diese Kritik ist die soziale Frage in einseitiger, schroffer Weise auf das ökonomische, industrielle Gebiet konzentriert. Dort soll die Entscheidung fallen; die Erlösung der leidenden Welt hängt daran, daß sie von der Gewalt des Kapitals befreit werde, das sich wie der Bazill nur durch Aussaugen fremder Kraft erhalten kann.

Der Schärfe dieser Kritik ebenbürtig ist der ethische Geist, der sie beseelt. Man wird vielleicht zunächst staunen. Ist im Marxismus wirklich etwas von Ethos zu spüren? Kaum je ein Aufruf an den Gerechtigkeitssinn, keine Spur von Idealismus, in den Propagandaschriften höchstens ein Appell an die Gewalt und im übrigen kalte, nüchterne Wissenschaft, vom historischen Materialismus nicht zu reden. Man denke nur an „Das Kapital." Wie aus Erz gegossen, in erhabener Größe steht das Werk vor uns, wie eine dieser seltenen Kunstschöpfungen, in denen der Meister das Dargestellte in reiner Objektivität auf uns wirken läßt und von den Leidenschaften, die beim Schaffen sein Herz erfüllten, nichts ahnen läßt. Wie weit sind wir hier vom Pathos eines Saint-Simon, der Glut eines Lamennais, der heiligen Entrüstung Weitlings entfernt! Und doch ist das Werk wie die ganze Lebensarbeit seines Verfassers von einem tief sittlichen Geiste durchdrungen. Was bedeuten all die Hegelschen Formeln, die scharfe Polemik gegen allen unklaren Idealismus, die Zurückführung aller geistigen Werte auf ökonomische Faktoren gegen die eine große Tatsache, daß dies Lebenswerk die Kritik der sozialen Mißstände vom Standpunkte ihrer Opfer bedeutet?

Das Volk, dem Marx angehört, hat wie kein anderes in der Geschichte die Dinge einer ethischen Wertschätzung unterworfen; es hängt dies im tiefsten Grunde mit seinem Glauben an die Allmacht des Gottes der Gerechtigkeit zusammen. Ein Hauptobjekt dieser Kritik sind seltsamerweise die Mißstände der Geldwirtschaft.

Die Rasse, bei der alle Fäulnis des Wuchers und der Spekulation den günstigsten Nährboden gefunden hat, weist wie als Korrektiv dazu die größten Kritiker der Tyrannenherrschaft des Reichtums auf von Amos bis Marx und Nordau. Sie reicht weit hinauf, die geistige Genealogie des Verfassers der Tragödie des „von Kopf bis Zeh, aus allen Poren blut- und schmutztriefenden Kapitals;" sie führt uns bis zu den Männern, die in Israel und Juda auftraten, von flammender Empörung getragen gegen das, was wir nun die Nachtseiten der Geldwirtschaft nennen: Grundrente, Ausbeutung, toller Luxus und Kor-

ruption. Nur nannten sie es in ihrer urwüchsigen Sprache: „ein Haus an das andere reihen, bis kein Raum mehr da ist“ und „nach den Erdkrümchen auf dem Haupte der Geringen gieren.“ Und wem träte hier nicht, wenn auch über jeden Vergleich erhaben, die hohe Gestalt des Freundes der Armen, des Vertreters der Kleinen und Geringen vor Augen, der den Reichen das schärfste Wehe zurief, das je in ihren Ohren gellte!

Wie die Edelsten des Volkes, dem Nietzsche die Hauptschuld an dem großen Sklavenaufstand in der Moral beimißt, hat Marx die Sache der Schlechtweggekommenen und Ausgebeuteten geführt. In mächtiger Konzentration entwirft er die Weltgeschichte, schafft er die Weltanschauung vom Standpunkt der Proletarier, der Sklaven der Industrie aus. Ihre Leiden sind es, die nach Erlösung schreien, das ihnen angetane Unrecht ist es, das die Welt tragisch zerreißt; die verheißene Befreiung ist es, die den Abschluß der Geschichte bilden soll. Der Prophet konnte hier nicht im Namen eines persönlichen Gottes auftreten; an einen solchen glaubte er nicht. Aber bei ihm hat der Gedanke der baldigen Erlösung von den Leiden einen Ausdruck gefunden, der an Wucht und Zündkraft nur dem religiösen Glauben an das nahe Weltgericht zu vergleichen ist.

Sie ist ein seltsames Gebilde, diese Marxistische Lehre von den letzten Dingen, von der Konzentration des Kapitals in immer weniger Hände und ihren Folgen, der zunehmenden Verarmung und Vermehrung des Proletariats, bis an der äußersten Grenze der Ausbeutung durch die Erhebung der Expropriierten das Gericht über die Expropriateure hereinbricht. Hegelisch sind die Formeln, Hegelisch die Auffassung der Geschichte, die als ein großer Entwicklungsprozeß aus innerer Notwendigkeit durch Gegensätze und Kämpfe hindurch auf ein Ziel hinsteuert. Daß die Hegelschen Anschauungen hier stark vergröbert sind, daß im Marxismus ökonomische Ursachen die Rolle übernehmen, welche im Hegelschen System geistige Mächte spielen, kommt für uns nicht in Betracht. Ob hier, ob dort ist das Grundgefühl die Gewißheit, im Dienste der Macht zu stehen, möge sie als Idee oder als ökonomische Entwicklung gefaßt sein, welche mit zwingender Notwendigkeit die Weltgeschichte zu ihrem Abschluß bringt. Aber der Marxismus ist noch mehr, und ich kann ihn nicht bloß als einen vermaterialisierten Ausläufer des Hegelianismus auffassen. Er ist auch die letzte große Gährung des jüdischen Ferments in unserer Kultur. Er ist neben der urchristlichen Eschatologie der mächtigste Vorwärtsruf, der unsere Welt durchbraust.

Auf Einzelheiten wollen wir hier kein zu großes Gewicht legen, obschon die Periodeneinteilung, die Auffassung des Privateigentums als eine Art von Sündenfall, der auf die spätere Erlösung hinweist u. a. m. wie alte, halbverklungene Sagen aus der apokalyptischen Gedankenwelt lauten. Die Hauptsache ist hier, daß die ganze Geschichte echt jüdisch als eine Einheit gefaßt wird, deren Abschluß der Triumph

der Gerechtigkeit bildet. Denn was ist dieser Kommunismus der Endzeit anderes als das jähe Ende der Ausbeutung und Sklaverei, das irdische Paradies für alle, denen die gegenwärtige Welt unter der Tyrannenherrschaft der Industrie zur Hölle geworden! Noch enger mit dem Schema der Eschatologie verwandt sind der Pessimismus in der Betrachtung der Vergangenheit, der unvermittelt, sobald die Zeit nach der Entscheidung ins Auge gefaßt wird, einer optimistischen Ansicht Platz macht und der Gedanke, daß das Gericht erst nach einer ungeheuren Steigerung des Bösen hereinbricht.

So ist der Marxismus die Apokalypse des Proletariats, groß und schwer wie ihre jüdischen und judenchristlichen Schwestern und wie sie nicht frei von Widersprüchen und mit gelehrtem Ballast überladen, aber doch in den Grundzügen klar und einfach, wuchtig und kühn.

Mit diesen weltumspannenden Zukunftserwartungen kam in das Gemüt des damaligen Proletariats die Stimmung, welche diejenigen beseelte, die, gleich ob Spätjuden oder Urchristen, aus der tiefsten Not, aus Unterdrückung und Martyrium heraus die Erlösung herbeisehnten und gerade in der Größe der Leiden, der Roheit der Unterdrückung die sicherste Gewähr für die baldige Befreiung erblickten. Zu einer weltgestaltenden Arbeit vermochte das Judentum diese Gedanken nicht mehr zu verwerten; es konnte nur noch aus starrer Treue zu ihnen den Heldentod sterben, unfähig, sie weiterzubilden und zu vertiefen. Das Proletariat war aber mehr als das Spätjudentum. Wohl war es eine leidende Menge, aber andererseits eine Schar voll unverbrauchter Kraft und Zukunftshoffnung. So war die apokalyptische Botschaft hier nicht das schrille Alarmsignal, das zum letzten, verzweifelten Sturme treibt. Sie war der hinreißende Ton, welcher eine junge, an latenter Energie reiche Klasse zu kühnem Vorwärtsdringen entflammte. Der Marxismus verlieh dem Proletariat den Glauben an seine Mission und seine Macht. Die Arbeit — so heißt es nun — ist die Seele der Welt. Sie erst kann aus dem Rohmaterial der Naturschätze Kultur, Wohlstand, ein des Menschen würdiges Leben schaffen. Aber es liegt ein Fluch auf der Arbeit und mit ihr auf der ganzen Welt. Ein tragischer Zwiespalt zerreißt diese Welt. Nur wenigen verleiht die Arbeit Wohlstand und Genuß; den Vielen heißt sie Not und Untergang. Doch drängt alles in der Tragödie auf die äußerste Zuspitzung des Konflikts und seine Lösung. Dem tragischen Los des Proletariats, dessen Leiden sich aufs äußerste steigern müssen, bis endlich die Katastrophe hereinbricht, steht die Tragödie des Kapitals gegenüber. Indem es den Kulminationspunkt erreicht, bereitet es sich selbst seinen jähen Sturz. So muß die Entscheidung fallen, und das Ende der Welttragödie ist Versöhnung und Heil.

IV.

Nachdem wir auf breiterem historischen Hintergrund ein Bild des Marxismus gezeichnet, können wir nun versuchen, die Krise, die

im tiefsten Wesen mit seiner Revision zusammenhängt, in ihrer Größe und Bedeutung zu würdigen. Wie andere Bewegungen, die berufen waren, mächtige Umgestaltungen hervorzubringen, ist der Marxismus in seinem ersten Auftreten herrisch, absolut. Er behauptet, das Welträtsel restlos gelöst zu haben; er verlangt eine völlige Umgestaltung der Welt. In der Form des Absoluten hat sich aber noch keine Macht auf Erden behaupten können. Auf die heftige Erschütterung der Welt durch das Neue folgen zunächst die Erscheinungen, die wir als Rückschlag, Reaktion, Restauration bezeichnen. Die größten Beispiele des starken Widerstandes, den das Alte dem Neuen entgegenstellt, sind die Reaktion des Heidentums, die Gegenreformation, die Restauration und die Reaktion des Bürgertums gegen den revolutionären Sozialismus. Schon diese äußeren Reaktionen bedingen eine Aenderung der Ansichten in betreff der Absolutheit des Neuen. Sie beweisen, daß man seine Durchschlagskraft zu hoch, die Widerstandsfähigkeit des Alten zu niedrig taxiert hat. Höchst einseitig wäre es aber, diesen Reaktionen alle Schuld oder alle Ehre beizumessen, daß sich die neue Strömung zu einer relativen Wertschätzung bequemt. Da, wo das Neue über junge, gesunde Kraft verfügt, findet aus inneren Motiven ein eigentümlicher Entwicklungsprozeß statt, zu dem der Druck von außen höchstens die Anregung geben kann. Die Konzentration, die Intoleranz und Einseitigkeit der ersten Zeit weichen der Anpassung an die Relativität der Welt, der Wiederaufnahme des gewaltsam abgebrochenen Zusammenhangs mit der Vergangenheit und der Berücksichtigung anderer Werte als der selbstgeprägten. Man wird gewahr, daß das System, das alle Probleme zu lösen versprach, in Anbetracht der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse zu eng, zu einfach ist. Man macht ferner die noch schmerzlichere Erfahrung, daß die Macht, von der man in kurzer Zeit die radikale Umwälzung des Bestehenden erwartete, der Aufgabe nicht gewachsen ist. Dies bewirkt eine durchgreifende Aenderung der Stellung zur bestehenden Welt und zur Zukunft. Soll die Sache nicht aufgegeben werden, so muß eine langsame organisatorische Wirksamkeit entfaltet werden. Der Widerstand soll gebrochen, der Gegensatz überwunden werden. Aber dazu ist differenzierte, mannigfaltige Arbeit vonnöten, die der Mannigfaltigkeit der Welt Rechnung trägt. Die Wucht des ersten Sturmes vibriert weiter, aber nicht mehr in der ursprünglichen Konzentration.

Das Vorwärtsstreben wird nicht mehr wie unter dem Einfluß der gespannten eschatologischen Erwartung als etwas der Vergangenheit diametral entgegengesetztes aufgefaßt. Die gewaltsam abgebrochenen Beziehungen zur bisherigen Entwicklung werden, wenn auch unbewußt, wieder angeknüpft. Es findet eine Art von Restaurationsprozeß des organischen Zusammenhangs der Geschichte statt. Mit der Einsicht, daß die eigene Theorie nicht fähig ist, alle Probleme zu lösen, schwindet ferner die Intoleranz gegen parallele Bestrebungen.

Daß solche Wandlungen in der Theorie und der Taktik die Partei,

die Kirche oder die soziale Bewegung, die sie durchmacht, tief erschüttern, versteht sich ohne weiteres. Der Gegensatz zwischen dem alten absoluten Ideal und dem neuen relativen Streben kann je nach den Werten, die hier im Spiele sind, zu peinlichen Wirren, Spaltungen und akuten Krisen führen. Den Vertretern des neuen Ideals in seiner Reinheit erscheint die Anpassung an bestehende Formen, die Berücksichtigung früherer Werte als Abschwächung und Verflachung. Sie können nicht begreifen, daß man sich da, wo das Prinzip eine radikale Umgestaltung erfordert, zu Kompromissen bequemen, auf kleinliche Arbeit einlassen kann. Es sind die seltsamen Erscheinungen, die, gleich ob in der herben Größe einer Persönlichkeit konzentriert oder zur Partei und Sekte erweitert, als Orthodoxie des Umsturzes, als Konservatismus im Dienste des radikalsten Programms bezeichnet werden können. Die größten Beispiele hierfür bieten uns die verschiedenen Reaktionsbewegungen gegen die Verweltlichung des Christentums. Der Form nach gehört hierher die Intoleranz des starren Liberalismus gegen alle Konzessionen an die Tradition. Als dritte Erscheinung reiht sich diesen beiden der orthodoxe Marxismus an.

Jeder, der für ethische Größe Sinn hat, wird den Vertretern der radikalen Forderungen, den Männern des alles oder nichts die aufrichtigste Bewunderung nicht versagen können. Aber wenn man weiß, welche Bollwerke die Relativität unserer Welt dem Ansturm des Neuen entgegenstellt, wird man in der langsamen Arbeit, welche diesen Widerstand brechen soll, nicht nur Ernüchterung und Verflachung des ursprünglichen hohen Strebens erblicken. Es ist der Leidensweg des Absoluten durch die Welt. Jede größere Reform und Bewegung hat ihn bis jetzt gehen müssen. Ist nicht die ganze Einbürgerung des Christentums in unsere Welt mit einer Preisgabe des ursprünglichen Ideals, der Anpassung an diese Welt, zu der man sich zuerst in schroffen Gegensatz stellte, Hand in Hand gegangen? Ist nicht die Kirchengeschichte die größte Revision ursprünglicher Forderungen? Und wenn wir auch hundertmal denen recht geben, die hier von akuter und langsamer Verweltlichung und von Paganisierung des Christentums reden, müssen wir nicht zugestehen, daß es in diesen gemischten, unreinen Formen zahlreiche Gebiete des Lebens durchdrungen hat, an denen der Sturm unter dem Zeichen der Apokalyptik machtlos abprallte!

Etwas Aehnliches ließe sich bei der Reformation und der Revolution nachweisen. Wie viel Erweiterungen und Kompromisse hat sich das ursprüngliche Ideal gefallen lassen müssen! Und wenn die größten Bewegungen der Geschichte diesen Weg gegangen sind, soll es uns wundern, daß ihn die mächtigste Strömung unserer Zeit auch einschlagen muß? Denn sie geht nun den Leidensweg der Relativität — die proletarische Erhebung, nach kurzem Glauben an die absolute, rasche Umgestaltung der Welt. Das ist ihre Krise, das sind die Zuckungen, die sie erschüttern, und die in unserer modernen Welt vibrieren.

Es bleibt noch kurz zu zeigen, warum der Marxismus als Weltanschauung und Centralströmung der proletarischen Bewegung diesem Schicksal in besonderem Maße anheimfallen mußte. Er ist eine der größten Vereinfachungen und einseitigsten Konzentrationen, zu denen je der Versuch, die Weltfrage theoretisch und praktisch zu lösen, geführt hat. Aber die Welt wehrte sich gegen den Versuch, ihre ganze Mannigfaltigkeit auf ein Prinzip zurückzuführen, allen ihren Kräften ein Ziel zuzuweisen. Auch die Weltanschauung, die wie kaum eine andere mit der Macht der Realität rechnet, mußte erfahren, daß die Wirklichkeit noch härter ist als der Ausdruck derselben im menschlichen Denken. Die Geschichte fügte sich nicht den eschatologischen Theorien der sich überstürzenden Macht des Kapitals und der Verelendung der proletarischen Menge. Der Ruf: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" zündete bei den Massen; aber die erste große Bewegung, die er entfachte, die Internationale, schlug fehl. Nach der schweren Verfolgungszeit, welche die Gegensätze aufs äußerste zuspitzte, folgte die Periode der Toleranz. Damit schwand ein weiterer Grund, sich in absoluten Gegensatz zur Welt zu stellen. Diese Welt lud selber zur gestaltenden Arbeit ein.

Nun beginnt die Partei des Umsturzes, sich auf längere Arbeit einzulassen. Das Ziel der durchgreifenden Umgestaltung der Gesellschaft wird nicht aufgegeben. Aber die weitblickendsten Vertreter der proletarischen Forderungen gelangen zur Einsicht, daß alles, was das Proletariat hebt, ihm Rechte und Macht verleiht, zur Erreichung dieses Zieles beiträgt. Noch mehr: der Proletarier selber läßt die Ansicht fallen, daß er erst aus dem tiefsten Elend heraus zur Führung berufen werden kann und schafft sich durch Bildung und Organisation zur Freiheit empor. Diese Arbeit geht vielfach mit Berücksichtigung früherer Werte und unter Benützung der bisherigen Entwicklung vor sich. Auch hier ist die Parallele mit dem Christentum auffällig.

Daß die aus einer langen geschichtlichen Entwicklung heraus gewordenen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Nationen und politischen Formen berücksichtigt werden müssen, sieht man ein. Es fehlt sogar nicht an der Ahnung, daß sie nicht nur Grenzen und Hemmnisse bedeuten, sondern wichtige fördernde Momente enthalten können. Dieser Differenzierungsprozeß greift noch weiter. Auch der Einzelne wird in seinem Werte erkannt. Wir sind weit von der großen, unterschiedslosen Menge entfernt, die nur durch ihre kompakte Macht wirken kann, der nur die allen gemeinsame Entrüstung Eifer verleiht.

Schon hiermit fällt ein neues Licht auf alle Momente, welche den Einzelnen aus einer bloßen Nummer zu einer geistig selbständigen Persönlichkeit werden lassen, die durch ihr ideal gerichtetes Streben das Ihrige zur Erreichung des Ziels beitragen kann.

Darin liegt einbegriffen, daß der Differenzierungsprozeß mit einer Erhöhung des geistigen Gehalts und einer Erweiterung des Horizonts verbunden ist. Ich suchte im ersten Teil zu zeigen, wie der Marxismus

der sozialen Bewegung stramme Einheit und Geschlossenheit verlieh. Aber dieser „Calvinismus ohne Gott" verträgt sich nicht mit dem Glauben an die Beeinflussung des individuellen Strebens durch geistige Werte. Und nun ringt sich die soziale Frage unter heftigen Zuckungen von dieser eisernen Umklammerung los. Auch von den Sozialisten wird nun die Lösung der Arbeiterfrage nicht einzig und allein von der ökonomischen Entwicklung, von materiellen Umgestaltungen erwartet; geistige Werte spielen wieder mit. Bei jüngeren Theoretikern wird die Parole „Zurück zu Kant" ausgegeben. Man will wieder mehr Individualität, mehr Idealismus, als es die Apokalypse des Proletariats, die etwas von der erdrückenden Macht einer Naturgewalt an sich trägt, erlaubt.*) Sogar im Verhältnis zur Religion beginnt man eine Aenderung zu spüren. Bei aller Kirchenfeindlichkeit im einzelnen haben sich doch die Ansichten wesentlich geändert seit den Zeiten, da die Religion als bloße Nebenerscheinung ökonomischer Zustände und Hauptstütze der besitzenden Klassen betrachtet wurde. Wer täglich mit Arbeitern verkehrt, kann dies bezeugen.

Man wird mir vielleicht entgegnen, es werde hier einzelnen Erscheinungen, die teilweise nur in Ansätzen vorhanden sind, zu viel Wert beigemessen. Es könnte ferner scheinen, ich unterschätze die Rolle, welche Radikalismus und zähes Festhalten an den Prinzipien in der proletarischen Bewegung spielen und denke zu gering von ihrer Existenzberechtigung. Es läßt sich aber ohne Mühe zeigen, daß es sich um mehr als schwache Ansätze handelt. Erscheinungen, wie das deutsche Gewerkschaftswesen, der belgische Sozialismus, dieser Kulturstaat im Staat, und die französischen Bourses du Travail weisen darauf hin, daß das alte, prinzipientreue, revolutionäre Streben sich mit einer grandiosen organisatorischen Arbeit verträgt.

Zum zweiten Punkt möchte ich zum Schluß noch folgendes bemerken: Es ist nicht der Zweck dieses Erklärungsversuchs der Krise des Sozialismus, über die verschiedenen Wertungen, die sich im relativen Streben der Reformisten und Revisionisten und dem Absolutismus der orthodoxen Marxisten äußern, ein abschließendes Urteil zu fällen. Ich habe nur versucht, die Krise des Sozialismus in ihrer innern Notwendigkeit zu schildern und darzulegen, wie gerade diese Krise den Sozialismus den größten Bewegungen der Weltgeschichte anreiht. Je nach dem Verlauf der Entwicklung, dem Widerstand von seiten der Welt wird die Tendenz zur Ausschließlichkeit und Konzentration wieder die Oberhand gewinnen, vielleicht ein notwendiges Gegengewicht gegen Zersplitterung und Kompromisse bilden müssen, oder es wird die organisatorische Arbeit auf breiter Grundlage fortgesetzt werden können. Hierüber Mutmaßungen zu äußern, steht uns nicht an. Unser Zweck

*) Die heutige Krise des Sozialismus kann man sogar in gewisser Hinsicht als eine Reaktion des indogermanischen Individualismus gegen das abstrakte Einheitsstreben der jüdischen Weltansicht bezeichnen.

ist erreicht, wenn wir zu zeigen vermochten, daß die Krise des Sozialismus kein Zeichen des Verfalls und der Auflösung ist, sondern vielmehr in der Kraft und der Entwicklungsfähigkeit der Bewegung ihren Ursprung hat. Die Größe des inneren Gegensatzes verbürgt die Größe der Zukunft.

J. Matthieu (Delsberg).

Messina.

Durch ein außerordentliches Weltereignis wurde jedoch die Gemütsruhe des Knaben zum erstenmal im Tiefsten erschüttert. Am 1. November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon und verbreitete über die in Ruhe und Frieden schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken ..... Desto größer waren die Wirkungen der Nachrichten selbst, welche erst im Allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelheiten sich rasch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen ..... Ja, vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet. Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt umso weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten."

Wir stehen heute wieder vor demselben Problem wie der Knabe Wolfgang Goethe vor 150 Jahren — dem ersten Buch von „Dichtung und Wahrheit" sind obige Worte entnommen. Das Problem ist dem Glauben umso gefährlicher, als es sich nicht nur um Zweifel des Verstandes, sondern vielmehr um Erschütterungen des Gemütes handelt. Werden sich Weise und Schriftgelehrte heute eher einigen können als damals? Ob es sich um Lissabon oder Messina handelt, ob 60,000 oder 150,000 Menschen umgekommen sind, ändert an dem Problem selbst nichts. Das ist ja die schwerste und schmerzlichste Erschütterung des Gemütes, daß ihm Gott selbst, der gütige Schöpfer und Erhalter, zum Problem geworden ist.

Es giebt auch heute eine Geistlichkeit, die es an Strafpredigten nicht fehlen läßt. Nach dem Ausbruch des Mont Pélée kam mir ein Schriftchen in die Hände, das dieses „Rätsel der göttlichen Weltregierung" zu beseitigen suchte, indem es vermerkte, es sei auf Martinique am Karfreitag vor dem Unglück zum Spott ein Schwein gekreuzigt worden.

Jetzt habe ich auch schon ein Zeitungsblatt gefunden, in welchem das Erscheinen einer besonders blasphemischen Zeitung in Messina mit dem Erdbeben in Verbindung gebracht wurde. Diese Weisheit der Freunde Hiobs ist einfach unverwüstlich. Sie ist mir darum so anstößig, weil es eine unaufrichtige Apologetik ist, die auf eine allzu bequeme Weise das Drückende an der Frage abschüttelt. Die in solcher Selbstgerechtigkeit damit fertig werden, haben nicht mehr Herz als die Leute in dem nahen Syrakus, die sich laut einem Augenzeugenbericht nicht in ihren Neujahrstanzereien stören ließen. Die Gerechten waren mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgegeben, und auf dem übrigen Erdboden wurden Gottesfürchtige und Spötter in gleicher Weise verschont. Da immer noch Viele meinen, die Christen hätten zur Erklärung solcher Katastrophen nur diesen mechanischen Vergeltungsglauben zur Hand, kann dieser nicht scharf und entschieden genug abgelehnt werden.

Auch sonst gibt es zahlreiche Rechtfertigungsversuche Gottes, die von Anfang an den Fluch der Lächerlichkeit in sich tragen und auch religiös anstößig sind, da sie es an der dem Menschen gebührenden Demut fehlen lassen. Sie wollen bis ins Einzelne angeben, warum Gott dieses Erdbeben herbeigeführt oder, was aufs gleiche herauskommt, zugelassen habe. Dabei steht meist der Zweck, den Gott dabei verfolgt haben soll, in einem seltsamen Mißverhältnis zu den darauf verwendeten Mitteln. Sie gehen auch von der religiös minderwertigen Voraussetzung aus, Gott sei dazu da, ein ziemlich triviales Menschenglück zu schaffen, das wenig über dem tierischen Behagen steht. Derartige Katastrophen sollten zu allererst das Abhängigkeitsgefühl zu solcher Stärke entfachen, daß alle Gedanken, den unendlichen Gott vor unserer kurzen Vernunft rechtfertigen zu wollen, schwinden und jeder Anspruch, im Einzelnen das Geschehen zu begreifen und auf endliche Zwecke zu beziehen, verstummen muß. Daß Gott die Macht hat und wir ohnmächtige Geschöpfe zu schweigen haben, das drängt sich uns auf, und damit ernst zu machen, ist jedenfalls frömmer, als die bestgemeinten Rechtfertigungen Gottes.

Aber das ist ja eben das Problem, ob Gott im Erdbeben war. Vor meine Gedanken tritt ein Mann, der sie unbedingt verneint hätte: Friedrich Theodor Vischer, der Dichter von „Auch Einer." Man ist versucht, der Weltanschauung dieses seltsamen Buches angesichts solcher Katastrophen beizustimmen.

Der Held des Buches hat einen besondern Widerwillen gegen das Lied: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte. „Dieser Kinderbrei, pflegte er zu sagen, reize zu entbrannter Opposition; bei so zuckerigem Lobpreis müsse es jedem, der kein Dummkopf sei, gerade recht einfallen, daß in der Natur ebensoviel, wenn nicht mehr teuflische Grausamkeit als Güte herrsche; gebe es darüber einen Trost, so sei der mit kräftigen Gedanken mannhaft zu erringen, zu erkämpfen, zu ertrotzen, denn er ruhe auf einem „Trotzdem"; solchen Trost sauge man nicht aus dem Kinderschnuller."

„Auch Einer" behauptet, die Natur sei das Produkt eines Urwesens weiblichen Geschlechts. „Dieses höchst geniale, reizvolle, höchst gütige und zugleich höchst leichtsinnige und dämonische, höchst grausame Weib habe sich mit Legionen böser Geister verbunden, die sich im Urschlamm erzeugten . . . . So ohne alles Nachdenken, wie ein begabtes Weib geistvolle Gedanken und Pläne entwickle, quellen aus ihrer (der Natur) Hand die unendlichen Formen hervor; so geschmackvoll und eitel, als das Weib sich aufputze, schmücke sie ihre Wesen . . . Dies Weib sei wohl auch gut; sie nähre, pflege, sorge, heile, wie nur ein Weib es könne; dann aber sei sie plötzlich total gedankenlos, absolut vergeßlich, ganz so dumm, wie oft das geistreichste Weib, ja eine reine Gans . . . So vergißt sie, daß sie einen Frühling voll Blütenherrlichkeit hat sproßen lassen, macht den ganzen Spaß mit einem Nachtfrost hin, vertilgt ihre eigensten Produkte, läßt ihre geliebten Kinder verhungern, verschmachten, verfrieren. Sie flößt der Tiermutter die zärtlichste Liebe für ihre Jungen ein und leitet den Bärenvater, den Kater an, sie zu fressen . . . Kann dies alles noch aus purem Dusel und Unwirschsein erklärt werden, so ist sie nun aber auch recht eigentlich grausam, so grausam als gütig, und hier nun erst gleicht sie ganz dem dämonischen Weibe — nämlich einem genial boshaften . . . . Es ist viel zu mild, die Natur ein allgemeines Wechselmordsystem zu nennen; man soll bedenken, wie die Tiere ihre Opfer nicht einfach morden, sondern zum Ueberfluß, zur reinen Wollust, stundenlang, tagelang martern; wissen Sie, daß die Raben einen feinern Leckerbissen nicht kennen als die Augen eines jungen Hasen? . . . Und da soll man singen: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!? Nein, nein, das freilich ist klar, daß dies ebenso pein- als freundenreiche Ganze, dies kunst- und pracht- und teufeleivolle System nur von einem höchst intelligenten persönlichen Wesen hervorgebracht sein kann, aber nicht minder klar, daß dieses Wesen ebenso blind als weise, ebenso bös als gut ist . . . Der Natur war etwas Ausnehmendes gelungen: sie hatte endlich den Menschen gebildet. Mit Hilfe der Geister wurde er die grausamste aller Bestien, denn ihm diente der Verstand zur Erfindung ausgesuchter Qualen für Tiere und seinesgleichen. Allein es geschah ein Strich durch die Rechnung. Derselbe Mensch erfand, geführt von einer zweiten, höhern Gottheit, einer männlichen, einem Lichtgeist, nach und nach Dinge, auf welche das Urweib und die Geister nicht gefaßt waren: das Recht, den Staat, die Wissenschaft, die begierdelose Liebe und die Künste . . . Kurz, der Wahnsinn beherrscht das Geschehen: die Schuld der Geister, die Schuld der Teufelsrotte. Und aber trotzdem: sie können die Menschheit placken und schinden, aber nicht mehr unterkriegen, den Oberbau: Gesetz, Staat, Liebe, Kunst nicht mehr einstürzen; wir müssen streben, ringen, kämpfen, als ob sie nicht wären. Ja die Geister selbst und ihre bösen Werke, obwohl wir sie nicht hindern können, müssen uns dienen: wir erkennen sie, wir verwenden sie, namentlich in der Kunst."

Streichen wir aus diesen Erörterungen das Mythologische, so

bleibt als Kern eine Anschauung, welche die Natur für untergöttlich hält und erst im „Oberbau", im sittlichen Leben, das Göttliche erkennt. Sie ist schon uralt, sie war in der antiken Welt verbreitet und ist in der Form des Gnostizismus, der den Schöpfergott und den Erlösergott als feindliche Mächte einander entgegenstellte, der alten Kirche gefährlich geworden. Dieser Glaube enthält jedenfalls mehr Wahrheit, als jener oberflächliche Optimismus, der allzuschnell zu singen bereit ist: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! Er ist auch tapferer als die resignierte Weisheit des Buddhismus, gegen die doch jener Optimismus so wehrlos bleibt: daß alles Leben Leiden und die Erlösung nur in der Ertötung des Lebenswillens zu finden sei.

Ja, wir wollen uns das von „Auch Einer" sagen lassen, daß aller echte Glaube auf einem Trotzdem beruht. Wir schauen nicht nur auf die schauerlichen Schattentäler, welche uns aus der Wirklichkeit anstarren. Wir schauen auf alle Wunder des geistigen und sittlichen Lebens, auf die Majestät der sittlichen Tat und den unendlichen Wert des sittlichen Opfers, wir blicken aus nach den lichten Höhen, die im Sonnenscheine strahlen. Und wenn uns diese Sphäre des Persönlichen wertvoller erscheint als alles physische und elementare psychische Leben, das in solchen großen Naturkatastrophen zu Grunde geht, dann hat unser Glaube ein Fundament, das auch durch solche Gemütserschütterungen nicht ins Wanken gerät.

Wir gehen nicht vom Schöpfergott aus, um den Erlösergott zu finden. Wir verfahren umgekehrt. Der Erlösergott ist der gewissere, er ist unseres Herzens Freude und Wonne. Und weil keine Katastrophe der Herrlichkeit des sittlichen Lebens etwas anhaben kann, sind wir auch gewiß, daß keine Erdbeben und Vulkanausbrüche, keine Zechenexplosionen und Feuersbrünste, keine Kriege und keine Epidemien uns von Gottes Liebe trennen können.

Aber allerdings können wir auch darauf nicht verzichten, vom Erlösergott den Weg zum Schöpfergott zu suchen; denn christlicher Glaube ist es nimmermehr, beide von einander zu trennen. „Auch Einers" Standpunkt darf uns nur ein Durchgangspunkt, kein letzter Ruhepunkt sein. Das Geistig-Sittliche ist so sehr aus dem Physischen und dem Elementar-Psychischen herausgewachsen und steht mit ihm in so inniger Wechselwirkung, daß eine solche Trennung unmöglich ist. Wir müssen wohl darauf verzichten, in allen sinnlosen Zerstörungsakten und entsetzlichen Grausamkeiten der Natur Gottes Hand nachzuweisen. Wir können ihnen nur von der Herrlichkeit des geistig-sittlichen Lebens aus ein trotziges Dennoch entgegensetzen. Wir werden die Frage offen lassen, ob Gott in den Schrecken der Natur ebenso unmittelbar tätig sei, wie in den Kämpfen und Siegen des höhern persönlichen Seins und Werdens. Jedenfalls ist er uns mehr als bloß Naturseele. Aber wir machen auch die Natur ihm gegenüber nicht zum selbständigen Wesen.

Wir fragen uns auch, ob wir nicht zu sehr unser menschliches Empfinden in die stumme Kreatur eintragen. Jedenfalls ist dieses

Empfinden, das von dieser Welt nie befriedigt ist, ein Zeichen, daß wir zu Höherm als zu bloßem Naturdasein bestimmt sind. Ja, konnte dieses Höhere sich nicht bloß in einer unvollkommenen Welt, einer Welt des Leidens und des Todes, entfalten? Wohl bringt diese Notwendigkeit auch herbe Tragik. Ein Held kann über einen Strohhalm stolpern, ein Halbgott an einer Gräte ersticken, klagt „Auch Einer". Aber in einem Schlaraffenland gäbe es keine Helden. Nicht als ob wir deshalb die Not der Welt absichtlich konservieren müßten. Nein, im Kampf gegen Not und Unvollkommenheit erwächst das Heldentum; wir Menschen sollen nur dafür sorgen, daß wir tapfer kämpfen, und sollen Gott dafür sorgen lassen, daß wir zu kämpfen haben.

Nochmals sei's gesagt: Wir können nicht im einzelnen Unglück den höhern Zweck aufweisen, dem es dient, wir wissen nicht einmal, ob so einzelnes Leid einzelnen Zwecken dienstbar ist. Am wenigsten werden wir kurzsichtige Menschen schon nach wenig mehr als einem Monat sagen können, welches höhere Leben aus den Ruinen von Messina blühen soll; die Demut verlangt, daß wir das nicht einmal zu wissen begehren. Wir trösten uns aber über die Tatsache, daß wir in einer Welt des Leidens und des Todes leben, mit dem tiefen Gedanken des Paulus, daß auch die der Vergänglichkeit unterworfene Kreatur seufzt und sich sehnt nach der herrlichen Offenbarung der Kinder Gottes; dem Gedanken, daß die Natur- und die Menschheit leiden muß, damit der in Leiden verstrickte Mensch seine Hände in Sehnsucht zu Gott emporhebe und im Ringen mit diesen Leiden zur Gemeinschaft mit Gott emporsteige.

R. Liechtenhan.

Weltbürgertum als Ziel der Geschichte.

Nach Immanuel Kant.

Im Folgenden habe ich eine kleine Gelegenheitsschrift Immanuel Kants ins Deutsche der Gegenwart übertragen: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. 1784." (Hartenstein IV, 1867, S. 141—157.)

Der Gedanke dazu legte sich mir nahe, als wir im ersten Halbjahr 1908 im Leipziger Volksheim auf Wunsch mehrerer Arbeiter „dahinter kommen" wollten, was es um Kant eigentlich ist.

Die Zeitgenossen Kants sahen ein allgemeines Weltbürgertum näher vor sich als wir, ihre Urenkel. Erst mußten jedoch die nationalen Zusammenschlüsse vollendet werden, und das war, so scheint es, ein Abweg vom Ziel. Man sprach nun wenigstens von einem westeuropäischen Staatenbund. Auch dieses Bild ist vorläufig versunken. Denn es kommen waffenstarrende Imperien als nächste Zukunft dazwischen hinein, durchtobt von gewaltigen, rücksichtslosen Klassenkämpfen.

Kant selbst würde durch diese Entwicklung kaum überrascht worden sein. Sein herber Satz ist: es geht durch Gewalt und Zwang hindurch. Aber hindurch!

An diesem großen Wurf und an den köstlichen Einzelheiten möge ein weiterer Kreis dieselbe Freude haben wie wir in dem ehemaligen Fabriksaal von Leipzig-Ost.

Die Sätze in Anführungszeichen haben den ursprünglichen Wortlaut Kants beibehalten. F. Israel (Leipzig).

* * *

Einleitung.

Ueber die Willensfreiheit mag man denken wie man will — soviel steht aber fest: Die Erscheinungen des Willens, also die Handlungen, sind nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt, wie jeder andere Vorgang in der Natur. Mit diesen menschlichen Handlungen hat es die Geschichtswissenschaft zu tun. Sie will in ihnen einen regelmäßigen Gang entdecken. Sie will, was an den einzelnen regellos zu sein scheint, an der Gattung als stetige Entwickelung der ursprünglichen Anlagen erkennen. Mit den Eheschließungen, Geburten und Sterbefällen verhält es sich so wie mit dem Wetter: einzelne Ereignisse kann man nicht vorausbestimmen, wohl aber den Gesamtverlauf. Also: scheinbare Regellosigkeit im einzelnen, Regelmäßigkeit im ganzen.

Umgekehrt ist es, wenn wir nach dem Inhalt des Lebens fragen. Im Einzelleben erscheint hier und da etwas wie Plan und Weisheit. Aber das große Ganze wirkt wie ein Gemisch aus Torheit, Eitelkeit und Bosheit. Wer hat hier die Zügel in der Hand? Wer das Leben philosophisch betrachtet, muß zu dem Schlusse kommen: wenn in diesem Getriebe keine eigene Absicht der Menschheit aufgefunden wird, muß eine Naturabsicht entdeckt werden. Hier soll ein Leitfaden für eine derartige Geschichtsschreibung gegeben werden. Die Natur muß später einen Mann hervorbringen, der darnach Geschichte schreibt.

Erster Satz.

„Alle Naturanlagen eines Geschöpfes sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln."

Ein Organ, das nicht gebraucht werden soll, eine Anordnung, die ihren Zweck nicht erreicht, ist ein Widerspruch in der Naturlehre, die den Begriff des Zweckes aufrecht erhält. Wir hätten dann nicht eine gesetzmäßige, sondern eine zwecklos spielende Natur, das trostlose Ungefähr.

Zweiter Satz.

„Am Menschen (als dem einzigen vernünftigen Geschöpf auf Erden) sollten sich diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch der Vernunft abgezielt sind, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum vollständig entwickeln."

Wir können unsre Kräfte über den natürlichen Instinkt erweitern. Dieses Vermögen nennen wir Vernunft. Die Vernunft ist also der Inbegriff aller höhern Geisteskräfte. Sie wirkt selbst nicht instinktmäßig, sondern braucht Versuche, Uebung, Unterricht — und zwar durch viele Geschlechter hindurch, um die in der Gattung angelegten Keime zu entwickeln.

Dritter Satz.

„Die Natur hat gewollt, daß der Mensch alles, was über die mechanische Anordnung seines tierischen Daseins geht, gänzlich aus sich selbst herausbringe, und keiner andern Glückseligkeit oder Vollkommenheit teilhaftig werde, als die er sich selbst, frei von Instinkt, durch eigne Vernunft verschafft hat."

Der Mensch hat gelernt, sich zu kleiden, sich zu schützen gegen Wetter, wilde Tiere und Feinde, sich zu freuen; er hat seinen Verstand geschärft, seinen Willen zur Güte geführt; — das alles sollte gänzlich sein eignes Werk sein. Denn die Natur war äußerst sparsam mit der Ausstattung, sie ist geradezu knapp gegenüber der Vernunft und dem auf sie gegründeten freien Willen. Die Natur scheint den Menschen mehr auf bewußtes Handeln als auf Wohlbefinden im unbewußten Triebleben angelegt zu haben.

Eins bleibt immer befremdend dabei: daß die älteren Generationen nur um der späteren willen ihre mühsame Arbeit aufnehmen. Das müssen wir jedoch notwendig voraussetzen, wenn wir einmal annehmen: eine Tiergattung soll Vernunft haben — ihre einzelnen Glieder sterben insgesamt, die Gattung aber ist unsterblich, und dennoch soll sie ihre Anlagen voll entwickeln.

Vierter Satz.

„Das Mittel, dessen sich die Natur bedient, die Entwickelung aller ihrer Anlagen zu stande zu bringen, ist der Antagonismus derselben in der Gesellschaft, sofern dieser doch am Ende die Ursache einer gesetzmäßigen Ordnung derselben wird."

Antagonismus (eigentlich Gegenwirkung) ist die ungesellige Geselligkeit. Der Mensch hat die Neigung, sich zu vergesellschaften. Denn in der Gesellschaft fühlt er sich mehr als Mensch, fühlt, wie seine Anlagen sich entwickeln. Er hat aber zugleich den Hang, sich zu vereinzeln, weil er in sich auch die ungesellige Eigenschaft antrifft, alles nach seinem Sinn einzurichten und daher allerwärts Widerstand erwartet. Dieser Widerstand weckt die Kräfte des Menschen. Ehrsucht, Herrschsucht, Habsucht treiben ihn, sich einen Rang unter den Mitgenossen zu verschaffen, die er nicht wohl leiden, von denen er aber auch nicht lassen kann. So entwickeln sich die Talente, der Geschmack, die verstandesmäßige Aufklärung, die sittliche Unterscheidung. Es wird also die in Krämpfen und Nöten geborene Gesellschaft in ein Ganzes mit geistigem und sittlichen Gehalt verwandelt. In einem arkadischen Schäferleben, bei vollkommener Eintracht, würden alle Talente in

ihren Keimen verborgen bleiben. Dank sei also der Natur für die Unverträglichkeit. „Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist; sie will Zwietracht." Die Ungeselligkeit und der Widerstand verursachen viele Uebel. Diese aber treiben zu neuer Anspannung der Kräfte an. So verraten sie doch die Hand eines weisen Schöpfers, nicht eines bösartigen Geistes.

Fünfter Satz.

„Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt, ist die Errichtung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft."

Freiheit unter äußeren Gesetzen soll verbunden werden mit unwiderstehlicher Gewalt. In den Zwang einzutreten, zwingt die Menschen die Not, und zwar die größte Not: daß sie nämlich in wilder Freiheit nicht lange nebeneinander bestehen können. Innerhalb eines solchen Geheges, wie es die bürgerliche Gesellschaft ist, wirken dann dieselben Neigungen das Beste, die außerhalb des Geheges verwüstend wirkten.

Die Bäume im Walde nehmen sich gegenseitig Luft und Sonne. Dadurch werden sie genötigt, beides über sich zu suchen. So bekommen sie einen schönen, geraden Wuchs. Die Bäume aber, die vor dem Waldsaum in Freiheit treiben, werden krüppelig, schief und krumm. Die schönste gesellschaftliche Ordnung ist eine Frucht der Ungeselligkeit.

Sechster Satz.

„Dieses Problem ist zugleich das schwerste und das, welches von der Menschengattung am spätesten aufgelöst wird."

Warum ist die Aufgabe so schwer? Weil der Mensch ein Tier ist, das einen Herrn nötig hat, wenn es unter andern seiner Gattung lebt. Als vernunftbegabtes Geschöpf wünscht er zwar ein Gesetz, das alle in ihren Schranken hält. Aber die tierische Neigung verleitet ihn, mit sich selbst immer eine Ausnahme zu machen. Darum braucht er einen Herrn, der ihn zwingt, dem allgemein giltigen Willen zu gehorchen. Woher nimmt er aber diesen Herrn? Nirgendwo anders her als aus der Menschengattung! Aber der ist doch wieder ein Tier, das einen Herrn nötig hat. Also dreht man sich im Kreise herum. Gleichviel ob eine einzelne Person oder viele auserlesene Personen die öffentliche Gerechtigkeit und die Verwaltung vertreten, das Oberhaupt soll gerecht für sich selbst und doch ein Mensch sein. Restlos läßt sich diese Aufgabe unmöglich lösen. „. . . aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden." Für die richtige Lösung der Aufgabe müßte Dreierlei vorausgesetzt werden: 1) richtige Begriffe von der Natur einer möglichen Verfassung, 2) große Erfahrenheit, geübt an dem mannigfachen Verlauf der Zeiten, und über das alles 3) ein guter Wille, der bereit ist, Begriffe und Erfahrungen anzunehmen, zu ver-

schmelzen und in der Wirklichkeit durchzusetzen. Wann und wo werden sich diese drei Stücke zusammenfinden?

Siebenter Satz.

„Das Problem der Errichtung einer vollkommenen bürgerlichen Verfassung ist von dem Problem eines gesetzmäßigen äußeren Staatenverhältnisses abhängig, und kann ohne das letztere nicht aufgelöst werden."

Was hilft's, die inneren Verhältnisse eines Staates zu regeln, wenn die äußeren Beziehungen zwischen Staat und Staat nicht geordnet sind? Die Ungeselligkeit war es ja, die die einzelnen zwang, in gesetzmäßigen bürgerlichen Zustand zu treten. Das wiederholt sich im Großen bei den Staaten. Zwischen ihnen herrscht dieselbe Unverträglichkeit (der Antagonismus) wie zwischen den einzelnen. Für die Natur ist dieser Zustand das Mittel, allmählich das Gleichgewicht herzustellen. Die Kriege und die überspannten Kriegsrüstungen, die Nöte, die damit jeder Staat schon im Frieden fühlt, führen zu dem Versuche eines Völkerbundes (fœdus amphictyonum). Verwüstungen und Umwälzungen werden kommen, durchgängig werden die Staaten an der inneren Erschöpfung ihrer Kräfte leiden, darnach werden sie aber aus dem gesetzlosen Zustande der Wilden heraustreten. Und das hätte ihnen die Vernunft auch ohne so viel traurige Erfahrungen von vornherein sagen können.

Der Gedanke eines Völkerbundes, einer „vereinigten Macht" und einer „Entscheidung nach Gesetzen des vereinigten Willens", scheint schwärmerisch zu sein. Aber dieser Gedanke ist der einzige Ausweg, der unvermeidliche Ausweg aus der Not. Dazu wurde ja der wilde Mensch ebenso ungern gezwungen: die brutale Freiheit aufzugeben und in einer gesetzmäßigen Verfassung Ruhe und Sicherheit zu suchen. Kriege sind also in der Absicht der Natur nichts anderes als Versuche, die Verhältnisse der Staaten neu und besser zu ordnen, bis endlich ein Zustand erreicht wird, der sich wie ein Organismus selbst erhalten kann.

Drei Ziele sind denkbar: 1) Die Staaten versuchen allerlei Bildungen durch regellose und zufällige Zusammenstöße, Bildungen, die immer wieder zerstört werden, bis zufällig eine Form gelingt, die bleiben kann. (So machen es nach Epikur und den Materialisten die kleinen Stäubchen der Materie.) 2) Die Natur entwickelt planmäßig die Gattung Mensch von der untern Stufe der Tierheit bis zur höchsten Stufe der Menschheit. 3) Es bleibt alles, wie es war; aus allen Taten der Menschen kommt nichts Kluges heraus. Man sieht: es handelt sich hier wieder um die Grundfrage: soll man Zweckmäßigkeit der Natur in den Teilen und doch zugleich Zwecklosigkeit im Ganzen annehmen?

Ehe der letzte Schritt zur Staatenverbindung geschehen ist, „erduldet die menschliche Natur die härtesten Uebel unter dem betrüglichen

Anschein äußerlicher Wohlfahrt." „Wir sind im hohen Grade durch Kunst und Wissenschaft kultiviert. Wir sind zivilisiert bis zum Ueberlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns schon für moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel."

„Solange aber die Staaten alle ihre Kräfte auf ihre eiteln und gewaltsamen Erweiterungsabsichten verwenden, und so die langsame Bemühung der innern Bildung der Denkungsart ihrer Bürger unaufhörlich hemmen, ihnen selbst auch alle Unterstützung in dieser Absicht entziehn, ist nichts von dieser Art zu erwarten."

„Alles Gute aber, das nicht auf moralisch-gute Gesinnung gepfropft ist, ist nichts als lauter Schein und schimmerndes Elend." Und das wird so lange bleiben, bis der chaotisch verworrene Stand der Staatenverhältnisse vorbei ist.

Achter Satz.

„Man kann die Geschichte der Menschengattung im Großen als die Vollziehung eines verborgnen Plans der Natur ansehn, um eine innerlich- und zu diesem Zwecke auch äußerlich-vollkommene Staatsverfassung zu stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann."

Die Philosophie kann also auch ihren Chiliasmus haben (den Traum vom ewigen Friedensreiche). Er ist aber nicht schwärmerisch, denn der Grundgedanke der Philosophie führt ihn selbst mit herbei! „Es kommt nur darauf an, ob die Erfahrung etwas von einem solchen Gange der Naturabsicht entdeckt." „Ich sage: etwas Weniges." Denn der Kreislauf der Geschichte erfordert sehr viel Zeit, bis er sich schließt; und aus dem kleinen Teil, den die Menschheit bisher durchlaufen hat, kann man die Gestalt der Bahn nur unsicher bestimmen — ebenso unsicher, wie man aus allen bisherigen Himmelsbeobachtungen den Lauf bestimmen kann, den unsre Sonne samt dem ganzen Heere ihrer Trabanten im großen Fixsternsystem nimmt. Und doch schließt man aus den verhältnismäßig geringen Beobachtungen, daß ein solcher Kreislauf wirklich da ist.

Wir sind auch der fernsten Zukunft gegenüber nicht gleichgiltig, wenn sie nur mit Sicherheit erwartet werden kann. Wir sind um so weniger gleichgiltig, wenns scheint, als ob wir durch planvolle Maßnahmen den für unsere Nachkommen so erfreulichen Zeitpunkt schneller herbeiführen könnten. Auch die schwachen Spuren einer Annäherung an diesen Zeitpunkt werden dann wichtig. Jetzt steht es doch schon so, daß kein Staat an innerer Kultur nachlassen kann, ohne nach außen Macht und Einfluß zu verlieren. Ferner: die bürgerliche Freiheit kann jetzt nicht angetastet werden ohne Rückschlag gegen alle Gewerbe, besonders den Handel. Daher fallen die persönlichen Schranken des bürgerlichen wie des religiösen Lebens. Mag auch viel Wahn und Willkür noch mit unterlaufen, es entsteht doch allmählich die Aufklärung, die Bildung im tiefen Sinne des Wortes.

Und zwar wird dieses große Gut sogar durch die Selbstsucht und Vergrößerungssucht der Herrschenden gemehrt, wenn diese sich auf ihren eignen Vorteil verstehen. Sie haben freilich für öffentliche Erziehung und für das Weltbeste gegenwärtig kein Geld übrig, weil alles auf den künftigen Krieg schon zum voraus verrechnet ist. Doch werden sie die wenn auch schwachen und langsamen Anstrengungen des Volkes selbst wenigstens nicht hindern, da sie ja von einer allgemeinen Bildung nur Gewinn haben.

Endlich wird der Krieg in seinem Ausgang so unsicher, die ihm folgende Schuldenlast so unabsehlich werden, daß sich andre Staaten, vielleicht ohne gesetzliche Grundlage, zu Schiedsrichtern anbieten. Auf diese Weise wird ein künftiger großer Staatskörper vorbereitet, und ein Gefühl davon regt sich bereits in allen Gliedern. Daraus entsteht die Hoffnung auf einen allgemeinen weltbürgerlichen Zustand als den Schoß, in dem alle ursprünglichen Anlagen der Menschheit entwickelt werden.

Neunter Satz.

„Ein philosophischer Versuch, die allgemeine Weltgeschichte nach einem Plane der Natur, der auf die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menschengattung abziele, zu bearbeiten, muß als möglich und selbst für diese Naturabsicht beförderlich angesehen werden."

Ist das nicht ein ungereimter Vorsatz: Geschichte zu schreiben nach einer Idee, wie der Weltlauf gehen müßte, wenn er gewissen vernünftigen Zwecken angemessen sein soll? Kommt da nicht bloß ein Roman zu stande? Nun, wenn wir auch den geheimen Mechanismus der Naturvorgänge nicht durchschauen, so bleibt die Idee doch ein Leitfaden, nach dem ein sonst planloser Haufe menschlicher Handlungen als ein geordnetes System dargestellt wird. Nehmen wir die Verfassungsgeschichte: hier läßt sich doch ein regelmäßiger Gang in aufsteigender Linie verfolgen, wenigstens in unserm Erdteil, der wahrscheinlich einst allen andern Erdteilen Gesetze geben wird.

Dieser Leitfaden soll nicht bloß das verworrene Spiel menschlicher Dinge erklären, auch nicht bloß zur politischen Wahrsagerkunst künftiger Staatsveränderungen dienen — nein, es wird eine tröstende Aussicht in die Zukunft eröffnet, wo alle Keime der menschlichen Natur völlig entwickelt werden können.

Eine solche Rechtfertigung der Natur — besser der Vorsehung — treibt dazu, die Welt von einem besondern Gesichtspunkt aus zu betrachten. Denn was hilft es, die Herrlichkeit und Weisheit der Schöpfung im vernunftlosen Naturreiche zu preisen und andern zu zeigen, wenn der Teil der Schöpfung, der ihren obersten Zweck enthält, ein unaufhörlicher Einwurf gegen ihre Herrlichkeit und Weisheit bleibt?

Dieser Leitfaden soll natürlich die Geschichte der Tatsachen nicht verdrängen. Wie soll aber in Zukunft bei der Fülle des Stoffes Geschichte geschrieben werden? Man wird schließlich das herausheben, „was Völker und Regierungen in weltbürgerlicher Absicht geleistet oder geschadet haben."

Religion und Naturauffassung.

Ein Laienbekenntnis.

Eine Abhandlung über diese Materie vom Standpunkte der exakten Wissenschaft aus kann ich nicht schreiben. Aber wenn ich den Leser, dem dieses Thema der Betrachtung wert scheint, bitten darf, mir für eine Wegstrecke Begleiter zu sein und mich anzuhören, so will ich ihm gerne erzählen, wo ich her kam, wie ich weiterzugehen meine und wir werden fürbasziehend unsere Erfahrungen austauschen.

Da wir nach gleichem Ziele streben, der Wegspuren aber viele sind, wird uns vielleicht die Freude, für die Wanderung auf freiem Bergpfad Gefährten zu finden, denen, wie uns, die bequeme Straße im Talgrund nicht genügte.

Eine Lösung zu geben, vermag ich nicht, aber ich will versuchen darzulegen, wo ich sie zu finden hoffe.

Im waldumsäumten Hochtale am Fuße der Churfirsten verlebte ich meine Jugendzeit. Seine Weiden, Schluchten und Wälder durchstreifend, mit unbewußtem Forschertrieb, lernte ich ein Stück Natur kennen. Manche ihrer Geheimnisse ließen sich von meiner Neugier wieder einmal entdecken und ich fand es sehr lieb von unserm Herrgott, daß er diese schöne kurzweilige Welt so ganz apart für die Leute hergestellt hatte, damit sie sich an den Blumen freuten, im Tannenwald das melodische Windrauschen hörten, den Tierlein zuschauten bei Spiel und Arbeit und am brausenden Bergbach sich in andere Täler und auf die hohen Berge träumten — auf die Berge, wo man dem Himmel und den Sternen so nahe war.

Und als mir das Glück zu teil wurde, auf den Felsenpfaden meiner Heimat zu den hochstrebenden Firsten aufzusteigen und dann hinabzuschauen in weite Täler mit blauen Seen und hinüber in die schneeschimmernde Gebirgswelt, da überkam mich ein heißes Verlangen, ihn, den Allmächtigen, Liebevollen, der mit seinem Machtwort dies alles schuf, zu erkennen, ihm nahe zu sein. Und da mir gegeben war, ihn zu ahnen allüberall, so betrachtete ich fortan seiner Hände Werk mit tiefer Andacht. Meine Mutter war mir allzeit Führerin; an ihrer Hand durch Garten, Wiese, Wald gehen war unsere Sonntagsfreude. Aus ihren schlichten, von starkem Glauben getragenen Belehrungen, aus ihrer Liebe zur Natur und aus der Reinheit ihrer frommen Seele sproß mir das Begehren, mich auch wie sie zurecht zu finden in der Gotteswelt.

Vom Schicksal und eigenem Drange getrieben, zog ich früh in die Ferne. Noch sah ich mit großen Kinderaugen in das Werden, Walten, Vergehen in der Natur; es war alles so rätselhaft und wo man hinsah, ließ sich des Schöpfers wundertätige Hand erkennen.

Mit der Jahre wachsender Einsicht freilich kam etwas mehr Taghelle in diese Märchendämmerung. Langsam weiter wandernd war es

mir gegönnt, manches Korn menschlicher Erkenntnis aufzulesen und wenn es weiter nichts gewesen wäre, als dieses beglückende Sichbücken und Aufheben, so war es reichliche Wegzehrung für den Wanderer.

Noch muß ich ein weiteres von ihm erzählen: Als junger Mensch lebte ich drei Jahre in Rom. Da gab es für ein kaum flügges Bürschchen gar viel zu sehen und zu erleben. Dem Wissensdurstigen gingen die Augen auf und manche ererbten Ansichten über weltliche wie religiöse Dinge gingen dabei in die Brüche. Es war zu jener Zeit, als der Atheismus breite Volksschichten zu erfassen begann, die Lehre von Kraft und Stoff zum Evangelium erhoben wurde und von den Höhen der Wissenschaft herab ein eisiger Hauch über die jungen Gemüter strich. Wer zu den Fortgeschrittenen gehören wollte, warf seine religiösen Ideale über Bord, meistens ohne tiefere Ueberzeugung, aus bloßem Nachahmungstrieb, wie es heute noch zu geschehen pflegt; jedenfalls aber ohne für diese abgesetzten Ideale irgendwie vollgültigen Ersatz geschaffen zu haben.

So wurde auch ich ein „Aufgeklärter" und es schien mir, als ob es sich auch ohne viel Nachdenken über seelische Dinge ganz gut leben ließe. Aus sich selbst heraus alles sein, mit starken Händen aus den Wechselfällen dieser Zufallswelt sich sein Schicksal gestalten, weder bitten noch danken, die eigenen Kräfte nützen und die Vernunft als Kompaß brauchen — so wollte auch ich meinen Weg machen. Im Innern aber brannte als ein heiliges Feuer die übermächtige Liebe zur Natur.

Wieviele gingen und gehen den gleichen Weg. Im Zeitalter der Wißbegierde und rückhaltlosen Aufklärung fällt es dem Strebenden schwer, eigene Pfade zu finden. Wie ein Schiff mit schlecht verstauter Ladung bei hohem Wellengang, so schwankt er auf den stürmischen Wogen der Erkenntnis. Wie erhalte ich mir das seelische Gleichgewicht? Wo steht der Stern am Himmel, der mich leitet? Hie Religion — hie Naturerforschung! — und dort eine dunkle, umbrandete Klippe, an der so manche flotte Brig mit stolzgeblähten Segeln jämmerlich zerschellte. — Bleibe an deinem Steuerrad, den Blick unverwandt auf die rettende Küste gerichtet, und vertraue! —

Freilich war es noch vor wenigen Dezennien schwerer als heute, die herrschenden religiösen Ansichten mit den Ergebnissen der Forschung verträglich nebeneinander zu beherbergen. Der Kampf entbrannte sogleich; denn unbeugsam waren die Dogmen auch unserer protestantischen Kirche und starr die Formeln der Wissenschaft. Mit jeder neuen Errungenschaft der Erderforschung bröckelte ein Stein vom Tempel, den die Orthodoxie ihren biblischen Heiligtümern erbaut hatte. Es war ein unheimliches Sturmlaufen der wachsenden Aufklärung gegen das Bollwerk des Althergebrachten. Mit jenem Mut, den die Ueberzeugung verleiht, wurde auf beiden Seiten gefochten; doch wer blieb Sieger? — Ich weiß es nicht, aber wie über ein Schlachtfeld der Genius der Auferstehung schreitet, so erstand aus jenen Kämpfen ein Neues. Die religiösen Ansichten wurden freier, für denkende Christen zugänglicher,

es kam mehr Seele in die Glaubenssache. Männer mit hoher theologischer Bildung und tiefem Verständnis für das, was der Menschheit nottut, waren die Herolde der neuen Epoche. Aber auch der Naturerforschung erstanden neue Männer mit scharfen Geisteswaffen, denen Erkennen mehr galt als Buchstabenweisheit. Von hüben und drüben, aus dem Lager der Glaubensstarken zu den Forschern und wieder zurück, spinnen sich goldene Fäden. Die Naturforschung arbeitet unentwegt auf allen Gebieten der exakten Wissenschaft. Mit staunenswerter Ausdauer reiht sie Perle an Perle, ergründet Wahrheiten und öffnet der menschlichen Tatkraft neue, unermeßliche Möglichkeiten. Aber noch über ein anderes sinnt sie jetzt: die Seele. Wie eine Offenbarung ist es über sie gekommen: alles Lebendige hat eine Seele; wo sie Leben gibt, da tut die Natur ein Weniges von ihrem Schöpfergeist hinein. Mit Feuereifer verfolgt der Forscher diese neuentdeckte Spur, die ihn allmählich zu reichen Fundgruben der Erkenntnis führt, und was er herausholt an wissenschaftlicher Ausbeute, wird nicht unsere religiöse Ueberzeugung ins Wanken bringen, sondern gerade von dieser Seite erwächst dem Christentum sein mächtigster Bundesgenosse.

Ewig und unveränderlich sind die Naturgesetze und alles was sich im weiten Reiche der Schöpfung vollzieht, geschieht nach unwandelbaren Grundsätzen, — kein Zufall, keine Halbheit und allüberall jene übermächtige Wahrheit, die Liebe. — Wo besser als an diesem goldenen Himmelsfaden rankte sich die Menschenseele empor gegen die lichten Höhen, wo ein so unermeßlich hoheitsvoller Geist die Schicksalsfäden für das Weltall spinnt?

* * *

Noch einmal zum Wanderer zurück! Er ist sinnend weiter gepilgert in der Hoffnung, es sei auch ihm einmal beschieden, zwischen den Kieseln der Alltagsstraße ein Körnchen reiner Weisheit zu entdecken. Es dauerte nicht lange, fand er eines, verwahrte es gut und will es nicht wieder verlieren. Das ging so zu:

Es war Abend geworden. Ueber der weiten, toten Fläche lag das letzte, erlöschende Licht dieses glühend heißen Tages. Noch lohte im Westen, einer lodernden Flamme gleich, das Abendrot über den scharfen Horizont herauf. Aber von Sonnenaufgang her kamen friedliche Schatten und leise deckte die Nacht ihr Bahrtuch über die endlose Sandwüste. Ich saß auf einem jener niederen Sandhügel und starrte mit brennenden Augen in die Weite, horchte mit angehaltenem Atem und hörte nur das Pochen in der eigenen Brust. — Verirrt in den ungeheuern Einöden der afrikanischen Wüste — kann man noch ärmer und glückloser sein?

Ein Sternlein! Wie es zwinkert, als ob es lächelnd grüßte und wie ruhig es glänzt, als wollte es sagen: „Sieh mich an, armes Menschenkind! war ich nicht gestern auch da, leuchte ich nicht schon seit Jahrtausenden wie heute? Habe Vertrauen zur ewigen Macht, sie wird

auch dir den Weg weisen." — So verstand ich den Stern, der nun unter Tausenden seinesgleichen strahlte, und mit neuem Lebensmute harrte ich dem Tag entgegen; mit dem freundlichen Himmelslichte war neue Hoffnung in meine Seele gekommen und ein heißes Dankgefühl stieg in mir auf für diesen Trost aus den strahlenden Tiefen der Unendlichkeit. Das drückende Gefühl der Einsamkeit war verschwunden, die allgütige Macht, welche Himmel und Erde schuf, sie hatte auch den Verlassenen liebevoll in ihre Arme geschlossen, wie eine Mutter ihr müdes Kind, und liebkosend umwehte mich der Atem der nie rastenden Schöpferkraft.

So wurde ich gewahr, daß der Mensch nicht die Macht hat, sich dem Einfluß des Ewigen zu entziehen und da in meinem Innern die Flamme, von der ich sprach, nicht erloschen war, zog ich weiter und spähte horchend in die Werkstatt der Natur.

Auf weiten Wüstenwanderungen und in mancher glanzvollen Tropennacht, auf dem wogenden Meere, auf schweigsamen Urwaldpfaden und an der Felsenküste, wo die Brandung tost, sann ich über jene Fragen, die uns allen in stillen Stunden vor die Seele treten, und mit heißem Wollen mühte ich mich um die Antwort. So kam es, daß ich mich mit den Resultaten der Naturerforschung einigermaßen bekannt machen mußte; sie ist ja berufen, uns Aufschluß zu geben über das Geschehen in der Natur, und der Grad der Uebereinstimmung dieser Forschungswahrheiten mit der eigenen religiösen Ueberzeugung gibt uns den Maßstab für den Wert und die Beständigkeit der letztern. Daß der Weg weit und mühsam war, sagte ich mir, und wer wüßte es nicht aus eigener Erfahrung, wie keine Erkenntnis ohne Mühe erreichbar ist, keine Wahrheit sich uns offenbart, ohne daß wir uns in redlicher Arbeit darum bewerben.

Es ist kein Zufall, daß die Menschen den sinkenden Mut „zu den Sternen" empor heben; daß sie ihrem „guten Stern" vertrauen, in stiller Andacht aufblicken zu den unzähligen Himmelslichtern. Dort im unermeßlichen Raume wohnt die Ordnung, eine ewige unerforschliche Weisheit hat jeder dieser glitzernden Sonnen ihre Bahn gewiesen. Und der Mensch beobachtet ihre Wege. Die wechselnden Stellungen der Sterne zu einander geben den Astronomen die Anhaltspunkte zur Berechnung ihrer Bahnen und Umlaufszeiten. Die Wissenschaft greift kühn hinaus in den eisigkalten Raum, mißt die Entfernungen, die einzelne Sterne von unserer Erde trennen und ermittelt — fast will es uns verwegen scheinen — aus welchen Stoffen diese fernen Himmelskörper aufgebaut sind. Ja, aus den Bewegungen derselben und den Einflüssen, die sie auf andere in relativer Nähe befindliche Sterne ausüben, berechnet der Astronom ihre Maße. Tief hinein in das majestätische Gefüge des Weltgebäudes dringen die mächtigen Teleskope der Sternwarten; wo das freie Auge auch in sternklarer Nacht nur wenige leuchtende Punkte sieht, zeigen sich im Fernrohr schleierhafte Gebilde, gleich weißen Nebelwölkchen, über deren Wesen man so lange im Un-

klaren war, bis sie sich in noch stärkeren Teleskopen in Millionen leuchtender Punkte auflösten. Die Nebelflocken sind Weltsysteme. —

Welch' ein hehrer Anblick: jeder Stern eine Sonne wie die unsere; vielleicht kleiner, vielleicht tausendmal größer als sie und doch nur ein leuchtendes Pünktchen am Firmament; wie ein halberloschenes Flämmlein im Aether zitternd und in Wahrheit eine ungeheuere, feuerflüssige Glutmasse, die sich seit Jahrmillionen lodernd durch das Weltall wälzt. Wie unausdenkbar groß müssen die Entfernungen sein, die uns von diesen Sonnen trennen. In stummem Staunen beugt sich der Menschengeist vor der Macht, die, an Zeit und Raum nicht gebunden, schrankenlos ihre Schöpfungstat vollbringt. — Millionen Jahre sind ihr wie ein Tag. In ewigem Kreislaufe erfüllen sich auch dort draußen die Schicksale: Welten erstehen, Welten vergehen. Die Naturgesetze beherrschen alle Weiten. Wie im kleinen auf unserer Erde, finden wir auch im Kosmos jenes für uns Menschen so vielsagende Gesetz in lebendiger Anwendung: daß alles Vergehende sich im Vergehen zu neuer höherer Ordnung erhebt — und jenes andere: daß nichts verloren gehen kann, selbst nicht das geringste Sonnenstäubchen.

Fast will es uns bedrücken, daß wir im Kosmos ein so verschwindend kleines Pünktchen bewohnen. Die Erde ist ja im Vergleich mit vielen anderen Himmelskörpern unsäglich winzig und wärmt sich so kümmerlich an den Strahlen, die ihr Mutter Sonne gütig herüberschickt. Und wir Menschen dünken uns doch so wichtig im Weltgetriebe. Das Gefühl der Kreaturenwinzigkeit erschreckt uns, das ohnmächtige Mühen und Ringen im Werkeltag des Lebens erscheint uns auf einmal kleinlich, grausam, so unendlich unnütz und eine unwirsche Frage drängt sich auf die Lippen. Gemach, die Fragen, die wir wohl am liebsten stellen möchten, bleiben für uns ewig ungelöst und selbst die höchste Stufe menschlichen Wissens wird niemals eine Antwort darauf geben. Doch dieser tröstende Ausblick: Wohl sind wir Sonnenstäubchen im Weltall und unsere Erde einem Samenkorn vergleichbar; aber woher wissen wir denn, daß das Kleine unbedeutender ist als das Große; liegt es nicht nur an unserer menschlichen Auffassung, das Kleine dem Großen unterzuordnen? Kann nicht das Unscheinbare von großer Wichtigkeit und das Gewaltige nebensächlich sein? Dürfen wir nicht annehmen, der hochentwickelte Organismus sei unvergleichlich wertvoller, sagen wir „gottähnlicher", als die mächtigste Masse? —

Viele Schöpfungswahrheiten hat der Menschengeist schon erfaßt, andere wird ihm die Zukunft noch erschließen, wenn er seinen Horizont erweitert und in schrankenlosem Vertrauen seine Seele der Weltmacht öffnet, die so Unermeßliches schafft und sich gleich bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wenn auf irgend einem Gebiete der Naturerforschung, so gilt es auf demjenigen der Himmelskunde: je größer die Erkenntnis wird, umso demütiger anerkennt der Mensch die höhere Macht, aber auch umso freudiger greift die Hand ans Tagwerk, im Bewußtsein, eine für unsere Entwicklung notwendige und fördernde Aufgabe zu erfüllen. —

Eine wunderbare Weltordnung! Allerwärts rastlose Bewegung, nirgends Stillstehen, Verweilen; im Großen wie Kleinen jene treibende Kraft, die riesenhafte Weltkörper Spielbällen gleich durch den Kosmos schleudert und doch auch im geringsten Wassertropfen harmonische Tätigkeit entfaltet. Auf diese nie versagende Kraft der Bewegung gründet sich die Entwicklung, die als eiserne Naturnotwendigkeit allem Geschehen innewohnt. Vorwärts und aufwärts! Kein Stillstand! Ebenso rastlos wie die Fortbewegung, und mit gleich unerschütterlicher Konsequenz, vollzieht sich die Entwicklung aus dem Niedern und Ursprünglichen zum Höhern und von diesem zum Vollkommenern — immer aufwärts durch Werden, Blühen und Vergehen, aufwärts ohne Aufenthalt, aus geheimnisvollem Dunkel, über die zahllosen Stufen der Vergangenheit herauf zur lichtvolleren Gegenwart und weiter der Vollkommenheit entgegen.

Es ist uns versagt, diese höchste Stufe der Vollendung zu ahnen; ja wir können nicht wissen, in welchem Zustande der Entwicklung und des Fortschrittes die uns umgebende organische Natur und wir Menschen selbst uns befinden, ob noch weit unten kaum über dem Urzustande oder bereits in lichtvoller Höhe. Aber eine Ahnung sagt uns, daß für die Menschheit das Schwerste doch schon getan ist, weil der Menschengeist seine hemmendste Fessel löste und mit Riesenschritten ausgreifend alle andern Lebewesen überholte.

Wenn es uns versagt ist, den Weg zu erspähen, darauf alles Bestehende, namentlich alles Lebende und im besondern der Mensch vorwärts schreiten muß, so ist es der Naturerforschung umso schöner gelungen, die zurückgelegte Wegstrecke stellenweise zu entdecken und es gehört zu den erhebendsten geistigen Genüssen, die der denkende Mensch haben kann, sich in die Ergebnisse dieser Forscherarbeiten zu vertiefen und gleichsam die Fußstapfen zu verfolgen auf dem Pfad, den die Menschheit seit Aeonen fürbaß zog. Verborgen liegen auch da die Uranfänge im Dunkel fernster Zeiten, aber soweit die Spuren erkennbar sind, zeugen sie allerwärts von heißem Ringen nach Vervollkommnung.

Wie alles einmal einen Anfang nimmt, so sproßten einstmals auf dem noch dampfenden Erdball die ersten Lebenskeime. Einfachste Wesen, noch nicht einmal Zellen, aber doch Lebewesen. Und nach ewigen Naturgesetzen fingen sie allsobald an, sich zu entwickeln. Es gelang. Die ersten Stufen wurden nach Jahrhunderttausenden glücklich erreicht. Aber noch stand das Leben kaum sichtbar höher als die starre Materie der Erdrinde; es brauchte ungeheure Zeiträume, bis ein grüner Pflanzenteppich die feste Erde überzog und vielgestaltige Tierformen Wasser und Land bevölkerten.

In den Steinschichten der Gebirge, in den Kohlenflözen, hat das Leben seine Aufzeichnungen hinterlassen, die der Mensch nun zu entwirren, zu verstehen sucht. Dort liegen Pflanzen und Tiere aus jenen Urtagen eingebettet im verhärteten Schlamme der damaligen Meere und Flüsse. Es sind vielfach Vertreter längst ausgestorbener Formen.

Mit unerbittlicher Konsequenz hat die Natur stets jene Lebensformen ausgetilgt, die sich für die Weiterentwicklung unter gegebenen Verhältnissen nicht eigneten und diejenigen mit hoher Anpassungsfähigkeit bevorzugt, damit sie im Kampfe mit den lebensfeindlichen Mächten, die zu Zeiten unseren Erdball mit ehernen Krallen umfaßten und zerfleischten, nicht untergingen. Leben ist Anpassung, wenn auch nur in begrenztem Sinne.

Das Leben sollte nicht mehr erlöschen. Es war irgendwoher gekommen, hatte sich auf der erkaltenden Erde angesiedelt in jenen Urformen, hatte sich weiterentwickelt in großer Mannigfaltigkeit. Und wenn böse Tage kamen, die Erdkruste in konvulsivischen Zuckungen erzitterte, aus dem glutflüssigen Innern glühende Lavaströme hervorbrachen, die alles Leben zu vernichten drohten — und als später die Eismassen von Erdpolen herankrochen gegen den Aequator, ein großer Teil des Festlandes zur Eiswüste wurde — da kämpfte das Leben mit höchster Kraft um seine Existenz und blieb Sieger. Wie die Lavaströme endlich erkalteten, so schmolz auch das Eis wieder, und ob auch Millionen Jahre vergingen, bis bessere Zeiten kamen, das Leben hatte sich gegen die Ungunst der Verhältnisse verteidigt so gut es ging und setzte nun seine aufwärtsstrebende Tätigkeit wieder fort. Seine Anpassung hatte die Feuer- und Eisprobe bestanden. Welch ungeheuern Sieg errang da die Lebenskraft über den leblosen Stoff.

Wenn ich bedenke, wie das Leben in seiner wunderbaren Fähigkeit sich anzupassen, aufwärts strebt, so erfaßt mich wieder jenes große Vertrauen zur Allmacht, die nicht nur den Sonnen und Planeten, sondern auch allem Lebendigem den Weg weist zu immer höherer Ordnung. Ob wir hinaufsteigen in die eisige Gletscherwelt unserer Berge, ob wir den Wüstensand aufwühlen oder die Netze auf den Meeresgrund senken, überall ist das Leben heimisch geworden; es hat sich im vollen Sinne des Wortes die Erde erobert.

Und als höchstes Lebewesen, alle andern weit überragend, der Mensch mit seinem weitausholenden Geist, seinem Willen zum Guten und Bösen und den grausigen Höhen und Tiefen seiner Seelentätigkeit. Nur ein Geschöpf und doch schon selbst voll Schöpferdrang, pocht er mit kühner Hand an die Pforte des Unendlichen. An seinem schrankenlosen Wissensdrang schärft er den Geist für neue Forschertat und immer tiefer dringt sein Auge in die geheimnisvolle Werkstatt des Naturgeschehens.

Jedenfalls, darüber dürfen wir beruhigt sein, wird das Leben auf der Erde nicht wieder erlöschen; was die Schöpfung schuf, gibt sie nicht Preis und wenn auch neue Eiszeiten über die Erde hereinbrächen. Der Mensch selbst wäre der Schöpfung ein mächtiger Bundesgenosse im Kampfe gegen drohende Umgestaltung auf unserem Planeten und diese Not wiederum ein mächtiger Ansporn zu äußerster Kraftentfaltung.

Das Leben wird nicht vergehen, aber diese Möglichkeit bleibt

doch wohl offen: daß die Natur den Menschen austilgt, wie sie weitverzweigte, ihre Epochen beherrschende Tierstämme aussterben ließ, indem dieselben ihrer Anpassungsfähigkeit verlustig gingen. Rücksichten kennt die Natur nicht. Wenn der Mensch kraft seiner Selbstbestimmung ihren Gesetzen zuwiderhandelte, wäre es um seine Existenz geschehen. Wir dürfen nicht vergessen, daß für die Schöpfung der Begriff „Zeit" nicht besteht. Wir Menschen messen unser kurzes Dasein nach dem Ticken der Uhr, doch vor der Schöpfung sind Millionen Jahre nur ein Augenblick. Was läge ihr daran, ein neues Wesen heranzubilden, das seelisch vollkommen „gottähnlicher" würde? — Auch in dieser Richtung ist die Menschheit ihres Glückes Schmied.

* * *

Wie wir sehen, birgt die geistige Entwicklung Gefahren in sich, die denjenigen der organischen Anpassungsnotwendigkeit nicht nachstehen. Es ist von weittragender Bedeutung, daß dieselbe mit den Naturgesetzen im Einklang stehe; denn wie das Fortbestehen eines Organismus davon abhängig ist, ob er die Fähigkeit besitzt, sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen, so wird auch sein intellektuelles Höhersteigen davon abhängig sein, ob seine Seele — die Seele der gesamten Menschheit — sich in Harmonie mit der Geistesmacht entwickelt, die im Weltall ihrem Schöpfungswillen Ausdruck gibt.

Nicht nur Tierstämme verschwanden vom Erdboden, aus Mangel an Anpassungsfähigkeit; wir wissen, daß ganze Völker kläglich ausstarben, wenn sie durch naturwidriges Wohlleben und Sinnendienst in seelischen Verfall gerieten. Wir kennen Völker, die von hoher geistiger Stufe langsam herabsanken und gleichsam von der Erde wieder aufgezehrt wurden. Andere Völker übernahmen ihr Erbe.

Halten wir die geistigen Errungenschaften hoch; vernachlässigen wir nicht die Pflege des Göttlichen. Man weiß nicht woher es kam, doch es geht durch die reifern Völker ein emsiges Suchen nach wahrer Seelennahrung. Während die Arme sich in harter Kulturarbeit mühten, kam die Seele zu kurz, sie mußte sich bescheiden; doch jetzt will sie ihre Rechte und zum Heil des Einzelnen wie ganzer Völker hallt ihr Notschrei gellend in die Weite. Möchte er nirgends ungehört verhallen, nirgends unverstanden bleiben; möchten die Kulturvölker klar erkennen, daß ihre heiligsten Güter auf dem Grunde der Menschenseele schlummern, vom Genius des Weltalls sorgsam hineingebettet. —

* * *

Leib — Seele — Geist, ein heiliger Dreiklang, mit dem der Schöpfer seine wundersamen Melodien spielt. Daß er immer voller und reiner klinge, liegt bei uns selbst; wir stimmen die Saiten, und wenn es uns gelang, durchzittert sie ein märchenhaftes Singen.

Daß es uns oft gelingen möge! J. Schwegler (Wattwil).

Ein Erziehungsproblem.

Wer mit Kindererziehung zu tun hat, macht vielfach die Beobachtung, daß die Kinder heutzutage vor nichts mehr wirklichen Respekt haben. Woher kommt das?

Wenn ich mir meine eigenen Kindheitstage in Erinnerung rufe, so tritt mir ohne weiteres der fundamentale Unterschied zwischen den Kindern von damals und den Kindern von heute vor die Augen. Ich glaube, daß die letztern sich glücklicher und freier fühlen als wir es taten. Wir lebten in der Furcht. Wir suchten das Rechte zu tun aus Angst vor der Strafe. Hatten wir gefehlt, so quälte uns unser Gewissen bis wir unser Vergehen eingestanden hatten. Durch Verschweigen hätte man ja der äußern Bestrafung entgehen können, aber vor der kindlichen Seele stand dunkel, geheimnisvoll, grauenhaft die Vorstellung eines nie erlöschenden Feuers, einer ewigen Strafe, der zu entrinnen nicht möglich ist.

Erst in spätern Jahren fiel es uns wie Schuppen von den Augen. Wir erkannten, daß, wer das Gute nur im Hinblick auf die Erlangung der eigenen Seligkeit und aus Furcht vor der Strafe tut, nicht im Geiste Jesu lebte, der ja die Liebe ist. Wir lernten die Losung: „nur selig" ersetzen durch die andere: „Dein Name — nämlich der eben ausgesprochene Vatername Gottes — werde geheiliget. Dein Reich komme." Wir sahen ein, daß uns nun ein höheres Ziel vor Augen schwebte, als das frühere, im Grunde doch recht selbstsüchtige.

Daß manche Menschen ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie ich, ersehe ich aus zahlreichen, gedruckten oder gesprochenen Aeußerungen. Ich ersehe es aber auch aus der ganz veränderten Art der Kindererziehung. Als ich mich vor sechs Jahren an einer Mädchenschule zu betätigen begann, stand es mir fest: die Kinder sollen nicht zur Angst, sondern zur Freiheit und Liebe erzogen werden. Vom Elternhause aus wurde im allgemeinen im gleichen Sinne gewirkt, wenigstens scheint die Furcht, von der ich sprach, meinen Schulkindern sehr ferne zu liegen.

Ueber diese Tatsache dürften wir uns im Interesse der Kinder herzlich freuen, wenn sie nicht eine erschreckende Kehrseite hätte. Die Ausschaltung aller Schreckmittel aus der Erziehung hat leider nicht nur das eine schöne Resultat, daß die Kinder freier, mutiger und freudiger dem Leben gegenüber stehen: sie macht sie auch viel leichtsinniger und oberflächlicher. Typisch dafür ist, was sich vor kurzem in unserer Schule ereignete. Da verbreitete sich das Gerücht: „Heute vormittag um elf Uhr wird unsere Stadt durch ein Erdbeben zerstört werden." Ich beobachtete scharf, welchen Eindruck die Mitteilung auf die verschiedenen Kinder machte. Zweifel, Unglaube, Spannung, Aufregung war auf den Gesichtern zu lesen, von wirklicher Angst aber keine Spur. Je näher der bezeichnete Zeitpunkt heranrückte, umso

mehr steigerte sich die Unruhe, man stieß sich lachend mit dem Ellbogen an, und ein Kind sagte: „Ich bin dann gleich tot, ich bin ja ein so kleiner Knirps;“ — dann schaute es sich triumphierend um, um zu konstatieren, ob der gute Witz auch den gewünschten Effekt gemacht habe. Also selbst hier, trotz der furchtbaren Berichte aus Messina, die ja auch an die Kinder gedrungen waren, kein Zurückschrecken, keine Ehrfurcht, nicht einmal vor dem Tod! Wo soll das noch hinführen?

Wir haben ein Erziehungsmittel fallen gelassen, wir sollten einen Ersatz haben, sonst fehlt den heranwachsenden Kindern der Ernst, und wir müssen unserer Erziehungsarbeit selbst das Urteil sprechen: zu leicht erfunden. Worin besteht dieser Ersatz? Das ist die Frage, die ich den Lesern der „Neuen Wege“ vorlegen möchte. Gibt es auch hier einen neuen Weg, der schon mit Erfolg beschritten worden ist? Jemand, den ich um Rat fragte, sagte mir, man müsse einfach die Kinder lehren, Gottes Willen zu tun und an andere zu denken, aber bei Kindern von sechs bis zehn Jahren ist im allgemeinen mit Zuspruch und Ermahnung dieser Art wenig oder nichts auszurichten. Wir können nur erhoffen und erbeten, daß Gott selber sie in seine Schule nehmen und ihnen neben der Freude am Leben auch des Lebens Ernst und Verantwortung offenbaren möge.

Dann gelangen wir wohl zu der demütigenden Erkenntnis, daß wir nicht viel mehr sind als müßige Zuschauer in dem Drama des Lebens, in dem Er selbst die Fäden hält.*) G. S.

Umschau.

Zur Basler Kirchenfrage. Wir haben schon in Nr. 9 des vorigen Jahrgangs mit Freude konstatiert, daß der Regierungsentwurf für eine Neugestaltung des Verhältnisses von Kirche und Staat von denselben Grundsätzen ausgeht, die wir in unserer prinzipiellen Erörterung der ganzen Frage in unserm Heft vom November 1907 verfochten haben.

Zunächst hat sich die Kirchensynode

*) Wer beantwortet, womöglich aus längerer pädagogischer Erfahrung heraus, die von der Verfasserin, einer Mädchenlehrerin, aufgeworfene Frage? Sie ist ernst genug und einer weitern Erörterung stehen unsere Spalten gerne offen. Die Red.

in ihrer Sitzung vom 10. November 1908 mit fast Zweidrittelsmehr zu Gunsten des Regierungsentwurfs ausgesprochen; die Minderheit hatte sich auch nicht gegen die Sache selbst, sondern nur für ein langsameres Tempo und bessere Dotierung der reformierten Landeskirche erklärt, aber ausdrücklich hinzugefügt, daß sie die Erfüllung ihrer Wünsche nicht zur Bedingung ihres Eintretens für die von der Regierung vorgeschlagene Lösung mache. Der Synodalbeschluß hat nun allerdings keine Gesetzeskraft. Aber er ist ein Votum der offiziellen Vertretung der reformierten Landeskirche in dem Sinne, daß sie diese Lösung als ihrem Lebensinteresse förderlich erklärt. Der Zustimmung, die dem Regierungsentwurf in der Rektoratsrede von Prof. Mezger zuteil wurde, ist an anderer Stelle dieser Nummer gedacht.

Am 21. Januar 1909 hat nun der Große Rat einen ersten Schritt getan und einstimmig prinzipiell beschlossen, auf eine Verfassungsrevision einzutreten. Falls die Referendumsfrist unbenutzt abläuft — was wahrscheinlich ist — oder die Volksabstimmung zu Gunsten einer Revision ausfällt, kann der Große Rat die Detailberatung der neuen Verfassungsartikel beginnen. Die Abstimmung im Großen Rat erweckt gute Hoffnungen für die Freunde des Regierungsprojektes. Der Antrag auf Subventionierung der römisch-katholischen Gemeinde unterlag mit $^4/_5$ Mehrheit. Auch der Antrag, die Frage durch eine Kommission erdauern zu lassen, blieb in großer Minderheit; also der Versuch der Verschiebung ist abgelehnt. Allerdings ist davon keine Rede mehr, daß die Neuordnung schon auf 1. Januar 1910 eintreten könnte.

Einige Aeußerungen in den Debatten der Synode und des Großen Rates veranlassen uns noch zu Bemerkungen. Der Sprecher der römischen Katholiken behauptete, daß die große Mehrheit des Volkes noch christlich denke, die Trennung aber die Ausschaltung jeder christlichen Idee aus dem öffentlichen Leben bedeute. Das ist ein Vorurteil, das Viele zu Gegnern aller Trennungsbestrebungen macht. Es hat auch nicht einen Funken Wahrheit für sich. In Frankreich mögen viele Trennungsfreunde dieses Ziel verfolgt haben; daß sie falsch rechneten, ist sicher. Wenn auch bei uns einzelne Religionsfeinde solche Hoffnungen hegen, so ist's noch verständlich; denn es sind Leute, die von der Kraft der Religion keine Ahnung haben und sich einbilden, sie lebe nur von Staates Gnaden. Aber wie ein Christ das im Ernste fürchten kann, ist mir rein unerfindlich. Als ob bei der Trennung im Geringsten verhindert würde, daß christliche Grundsätze im politischen, gesellschaftlichen, sozialen Leben zur Geltung kommen. Solange die Glieder des Staates Christen sind, steht dem rein nichts im Wege. Es ist nicht einmal eine logische Konsequenz der Trennung, daß die staatlichen Organe das Vorhandensein einer christlichen Religion und christlicher Kirchen ignorieren müßten. Der Staat hört nur auf, selbst für das religiöse Gemeinschaftsleben und sein Fortpflanzungsbedürfnis zu sorgen.

Ein Redner wies darauf hin, daß die Genfer Erfahrungen entmutigend seien. Es geht nämlich das Gerücht um, die Sammlungen für die finanziellen Bedürfnisse der neuen Genfer Kirche seien ganz unzureichend ausgefallen. Wenn es wirklich so schlimm ist — ich weiß es nicht — dann hat sich ein Fehler in der Genfer Kirchenverfassung gerächt: die nötigen Gelder sollten durch freiwillige Sammlungen aufgebracht werden. Dieser Fehler soll, wie schon das Regierungsprojekt vorsieht, in Basel vermieden werden, indem die Landeskirchen das Steuerrecht erhalten. Das ist der Vorteil einer wohlwollenden Lockerung des Bandes zwischen Kirche und Staat, für die jetzt in Basel die Gelegenheit günstig ist. Wartet man auf eine übelwollende Verabschiedung der Kirche durch den Staat, so muß sie auf das Abschiedsgeschenk des Steuerrechtes von vornherein verzichten.

In einem andern Punkte, der namentlich für eine Anzahl freisinniger Laien der größte Sorgenstein ist, sind die Genfer Erfahrungen durchaus ermutigend. Es ist dort gelungen, die verschiedenen Richtungen in einer großen Volkskirche zusammenzuhalten und die Zersplitterung in Sekten zu vermeiden. Warum sollte das in Basel nicht möglich sein? Wenn auch einige kapitalkräftige extreme Elemente absplittern sollten, so ist dieses Unglück kleiner als der gegenwärtige Mangel an Bewegungsfreiheit. Auch so viel liegt bis jetzt klar am Tage,

daß auf positiver Seite der feste Wille vorhanden ist, mit den Freisinnigen in einer Volkskirche zusammen zu bleiben. Das hat auch der Mann ausgesprochen, von dem man am ehesten die entgegengesetzte Parole erwartet hätte, Prof. von Orelli. Die Minoritätenfrage sollte in einer Landeskirche keine ernstlichen Schwierigkeiten bereiten, wo an den meisten Gemeinden mehrere Pfarrer wirken und absolut kein Gemeindezwang besteht. Daß in einer staatsfreien Kirche die letzte Münsterpfarrwahl Austritte gebracht hätte, ist eine willkürliche Behauptung. Mich dünkt, eine unterlegene Richtung könnte sich keiner größern Torheit schuldig machen, als wenn sie sich durch solche Austritte für die Zukunft alle Möglichkeit eines Einflusses abschnitte. Ueberhaupt, warum sollte in einer unabhängigen Kirche das Zusammenarbeiten der Richtungen schwerer sein? Und selbst wenn es schwerer wäre, wäre das ein Grund, vor der Aufgabe von vornherein zurückzuschrecken? Ein wenig Vertrauen zu einander dürfte man doch haben.

Protestieren muß ich noch gegen die Art und Weise, wie die „Basler Nachrichten" die sozialdemokratische Stellung zu der Frage in ihren Betrachtungen zu der Großratsdebatte behandelt. Ich habe sonst die objektiven Referate des Blattes über Synodal- und Großratsverhandlungen dankbar benutzt. Aber illoyale Polemik ist es, wenn der Verfasser jenes Artikels, gestützt auf einige pfaffenfresserische Aeußerungen im „Zürcher Volksrecht" die Voten der sozialdemokratischen Redner und die gegenwärtige Haltung des „Basler Vorwärts" als ein kluges Verhüllen der wirklichen kirchenfeindlichen Stellung verdächtigt; der Verfasser muß ja wissen, daß der Genosse Dr. Brupbacher, den er zitiert, in seinen Anschauungen sich von den Grundsätzen der sozialdemokratischen Partei in der Richtung nach dem Anarchismus hin losgelöst hat, da seine Tiraden deshalb nicht den Basler Genossen aufs Kerbholz geschrieben werden dursen und daß auch das „Volksrecht" nicht für die Partei maßgebend ist. Warum sich nicht freuen, daß die sozialdemokratische Partei statt sich, wie man befürchten mußte, in doktrinärer Weise auf die radikale Trennung zu versteifen, dem Regierungsprojekte zur Annahme verhilft? Ist es nicht ein Unrecht, angesichts der erfreulichen Wendung zum Bessern, die Sozialdemokratie sozusagen auf ihren frühern Religionshaß festnageln zu wollen? Auch hier sollte man ein wenig mehr Vertrauen zu einander haben.

Wir können nicht besser schließen, als mit den Worten des Regierungsratspräsidenten Prof. Burckhardt-Schatzmann, der doch, wenn er es auch bescheiden ablehnt, im Wesentlichen der Schöpfer des Entwurfes ist: „Folgen Sie uns, meine Herren, verpassen Sie nicht die Gunst des Augenblicks. Manches spricht dafür, daß sie so nicht wiederkehrt. Das ist Politik: Die Zeit durchschauen, ihre Kräfte und Ziele erkennen; jene richtig nutzen und leiten, diese weit stecken und vom jetzigen Standpunkt sichere Wege dazu entwerfen, Vergangenes und Künftiges verknüpfend. Lassen Sie nicht unsere Kinder einst über die Kurzsichtigkeit ihrer Väter klagen, welche Not und Bedürfnis ihrer Zeit nicht erkannt, geschweige denn über den engen Horizont des Heute in die ferne Weite der kommenden Tage hinausgeblickt habe." Mich dünkt, aus solchen Worten spricht, was der Redner der Katholiken an der Botschaft der Regierung zu vermissen glaubte: staatsmännischer Geist. Und ich halte den Zeitpunkt auch darum für so günstig, weil der Mann, in dessen Hand die Aufgabe gelegt ist, solchen Geist dazu mitbringt. L.

Heidenmission und Universitäten. Ich verdanke mehreren Lesern der Neuen Wege eine Richtigstellung. Ein doppelter Irrtum ist mir passiert in meinem zweiten Artikel über Heidenmission. Der erste Missionsprofessor, dessen Berufung ich eine nicht geringe Bedeutung zuschrieb, heißt Gustav Warneck. Er hatte seinen Lehrstuhl in Halle inne 1896 bis 1908. Sein Nachfolger in der Missionsprofessur ist der frühere Missionsinspektor Hausleiter. Dr. Johannes Warneck aber, der Verfasser von „Die Lebenskräfte des Evangelismus" und „Die Religion der Batak" ist der Sohn Gustav Warnecks. Er hat 10—12 Jahre im Dienste der Barmer Mission unter den Batak als Missionar gearbeitet und ist nach Hausleiters Berufung an die Universität zweiter Missionsinspektor in Barmen geworden.

Soviel zur Richtigstellung. Nun aber noch eine Frage, die in meinem zitierten

Artikel unterbleiben mußte. Warum hat die Universität Basel keine Missionsprofessur? An keiner zweiten deutschen Universität liegen die Voraussetzungen so günstig, ich meine in dem Sinn, daß Hochschule und Sitz einer der bedeutendsten Missionsgesellschaften auf dem Kontinent örtlich zusammenfallen. Leider ists Tatsache, daß Dutzende von jungen Theologen in Basel studieren, ohne je mit einem Missionar gesprochen zu haben, geschweige denn mit dem Wesen der Heidenmission bekannt geworden zu sein. Es ist geradezu erstaunlich, wie wenig Kenntnis der Heidenmission durch Theologiestudenten von Basel weggetragen wird. Das mag entschuldbar gewesen sein zu Zeiten, da man die Basler Mission schlechtweg mit einer bestimmten theologischen Richtung identifizierte. Wir nehmen aber wohl mit Recht an, daß die heutigen Studenten der Theologie weniger mehr von diesen theologischen Aversionen beherrscht werden. Und nun fängt doch der Zustand an als Unsinn zu erscheinen, der einen Basler Theologiestudenten kommen und gehen läßt, ohne daß er etwas erfahren hat von dem wichtigsten religiösen Faktor dieser Stadt, der Heidenmission. Kommende Zeiten werden darüber staunen und es zu den Curiosa rechnen so gut wie einen Philologiestudenten der siebziger Jahre, der in Basel studierte und nicht Jakob Burckhardt kennen lernte. Es ist ein Beweis mehr dafür, wie weit Universität und praktisches Christentum gelegentlich auseinander kommen können, daß 1816 in Basel eine Missionsgesellschaft samt Missionsanstalt gegründet wurde und fast hundert Jahre später an der Universität noch kein Lehrauftrag besteht für Missionskunde und Missionswissenschaft.

Man hats vor Jahrzehnten für nötig gehalten, an dieser gleichen Universität aus privaten Mitteln positive Dozenten der Theologie den Vertretern der kritischen Richtung an die Seite zu stellen. Wir wollen dieses Vorgehen keineswegs kritisieren, obschon sein Erfolg den Erwartungen nicht entsprochen hat. Wie viel mehr aber wäre es heute am Platz, durch einen Lehrauftrag für Heidenmission die Studenten dahin zu leiten, wo der theologische Streit angesichts der riesenhaften praktischen Aufgaben ganz von selbst zurücktritt. Ein Basler Missionar oder Missionsinspektor auf dem Katheder wäre nicht nur vom rein sachlichen Bedürfnis aus gemessen hocherwünscht. Es wäre zugleich ein Schritt zum Ausgleich unserer theologischen Gegensätze, um dessen Erfolg niemandem zu bangen hätte. B. H.

Büchertisch.

Eigenart und innere Lebensbedingungen einer protestantischen Volkskirche. Rektoratsrede von Prof. D. P. Mezger. Basel, Helbing und Lichtenhahn. 31 S., Preis 75 Cts.

Eine prächtige Rede! Möge ihr Geist über den weitern Verhandlungen in der Basler Kirchenfrage walten! Die Rede tritt mit freudiger Entschiedenheit für Schaffung der Bedingungen ein, unter denen der protestantischen Landeskirche im Regierungsentwurf ihre privilegierte Stellung zugesichert wird: eine auf demokratischer Grundlage aufgebaute bekenntnisfreie Volkskirche. Es ist eine ausgezeichnete Verteidigung der Volkskirche gegenüber dem Ideal der abgeschlossenen religiösen Gemeinschaft und ein besonders kräftiges Wort zu Gunsten der Bekenntnisfreiheit, die, gerade weil sie von dieser Seite kommt, besondere Beachtung verdient und hoffentlich findet. Mezgers Stellung beruht auf einer festen Zuversicht zu der Siegeskraft des Evangeliums, die keiner kleinlichen Schutzmaßregeln bedarf; er weiß, was die Hauptsache ist. Wir hoffen, diese Rede helfe alle Kleinlichkeit verscheuchen, wenn es einmal an den Bau dieser Volkskirche geht. — Die frische und klare Sprache des Schriftchens macht die Lektüre zu einem Genuß. L.

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Christentum als Ideal, Symbol und Wirklichkeit.

Ein Rückblick und ein Ausblick.

Wenn ich mich der geschichtlichen Entwicklung gemäß ausdrücken wollte, so müßte ich sagen: Christentum als Wirklichkeit, Symbol und Ideal. Denn das Christentum hat angefangen als eine Wirklichkeit in Jesus Christus. In ihm erstand eine neue Art von Leben oder wenn das besser verstanden wird von Lebensorientierung und Lebensführung. Um diese festzustellen halte ich mich ganz an den Eindruck, den die drei ersten Evangelien uns von seiner Person übermitteln. Nach ihnen hat Jesus zweierlei getan: er hat das harmlose Verhältnis des Menschen zur Welt, d. h. zu Speise und Trank, zu Besitztum und Genuß, zu Machtbestrebungen und Erdbezwingungen zerstört und den tragischen Zwiespalt aufgedeckt, der darin liegt, daß der Mensch in und mit der Welt auskommen muß und im letzten Grunde doch mit dieser Welt nichts zu tun, sondern über sie hinaus seinen Grund und sein Ziel in Gott hat. Dabei sei scharf betont, daß jede pantheistische Verquickung von Welt und Gott Jesu fern lag und daß jede Tendenz, welche den Gegensatz von Welt und Gott aus dem Evangelium wegleugnen will, eine Fälschung der geschichtlichen Tatsachen bedeutet. — Zum zweiten verkündete Jesus eine wunderbare Zukunftshoffnung von einer Herrschaft Gottes über die Menschen, vom Gottesreich, wonach die Welt, die uns bindet und lockt, überwunden wird und zwar überwunden in und durch den Menschengeist, der aus Gott neue Kräfte zieht und in ihm zu einem neuen Geschöpf ausreift. Beides, die rechte Erkenntnis der Stellung des Menschen zu den Tatsächlichkeiten und die Berufung zu einer neuen Lebensordnung, war aber in Jesus nicht das Ergebnis einer ausnehmend tiefsinnigen Spekulation, sondern die Folge seines eigenen Lebens: gleichsam natürlich und ohne gesucht zu sein, fließen ihm die Erkenntnisse aus der Art seiner Lebensführung und seiner Lebens-

einfühlung in die Welt zu. Er ist in Gott und hat aus ihm schon die neue Lebenseinheit gewonnen. Für ihn ist die Welt, die ihn in ihrer Gegenwärtigkeit freilich schließlich erdrückt, überwunden, sie liegt ihm zu Füßen: seine Begehren gehen nicht auf sie, sind andere, gleichsam nicht dem Bauche entstiegene, sondern aus dem Herzen geborne. Darum gibt es bei ihm keine Gegensätze zwischen Denken und Handeln, zwischen Lebensanschauung und Lebensführung: alles ist bei ihm Wirklichkeit, wahres, unversiegliches, heiliges Leben. In ihm verschwinden die Schranken zwischen Heiligem und Profanem. Alles ist bei ihm zum Höchsten gesteigerte Lebenskraft, die alles Wirkliche durchdringt und meistert und zwar so sehr, daß wir vieles in den Berichten als verwunderlich und unwahrscheinlich ablehnen, weil unsere Lebenserkenntnis so getrübt ist, daß wir das Wirkliche vom Unwirklichen nicht mehr zu unterscheiden vermögen und nur noch von Möglichem und Unmöglichem reden.

So verstehen wir, was wir unter Wirklichkeit des Christentums zu verstehen haben: sie bedeutet das in der Seele des Einzelnen bewußt gewordene Hineinwirken Gottes in die Welt. In Jesus ist dieses bewußte Wirken in voller Kraft und in unvergleichlicher Vollkommenheit gleich ganz durchgebrochen und damit das Göttliche für alle Zeiten offenbar geworden. Jede spekulative Erklärung des Weltgeschehens, jedes Aufdeckenwollen eines Urgrundes für den Intellekt ist vor der Gewalt dieses tatsächlichen Gotterlebens verweht und verschwunden, ja, gar nicht mehr als Notwendigkeit gespürt worden. Wozu auch? Wo im Erleben des Einen alles so klar dalag und alles Unerklärte als durch die Liebe verschleiert empfunden wurde.

Wenn wir also von Christentum sprechen d. h. von dem Jesu Christi eigenen Leben, Denken und Wirken, so müssen wir streng genommen das Wort „Wirklichkeit" als selbstverständlich fallen lassen: Christentum als Wesenheit Christi ist streng genommen nur wirklich d. h. real nach innen und nach außen, kraftvolle, geschlossene, durchschlagende Lebensäußerung. Christentum ist in diesem Sinne das Gegenteil von spekulativer Welterklärung oder quietierender Weltbetrachtung, von allem, was das Leben in Gedanken oder Gefühlen erschöpft.

Damit ist gesagt, daß alles, was nach Jesus kommt, das ganze Christentum der Jünger und der Kirche schon kein eigentliches Christentum mehr ist, da in keinem seiner Nachfolger das Bewußtsein des Gotteswirkens so kräftig und rein weiterlebte oder sich wiederholte. Immerhin ist zu sagen, daß die Christen der Urgemeinde, so viel wir von ihnen wissen, ihre eigenartige Berufung verstanden und sich von ihr treiben ließen. In ihrem Leben blieb eine große Einheitlichkeit, indem sie die von Jesus überkommene Gottesgemeinschaft lebendig spürten und durch sie zu einer ganz besondern Lebensführung getrieben wurden. Sie stellten sich sehr bewußt in einen schroffen Gegensatz

zu dem damaligen öffentlichen und privaten Leben. Vor allem ist es Paulus, den die Gewalt des durch den geschauten Erlöser gewiß gewordenen Einheit mit Gott in eine unsäglich entsagungsreiche Laufbahn hineintrieb und der darum in aller Schärfe das Wesentliche an Jesus und dem neuen Zustand erkannte. „Ich lebe, doch nicht ich; sondern Christus lebt in mir," ist sein Wort, womit er deutlich sagt, daß es sich im letzten Grunde handle um das Hineinwirkenlassen des in Christus übergewaltig erschienenen Gottenswillens in's eigene Leben, sodaß nicht eigentlich wir mehr leben, weder für eigene Ziele, noch für eigene Wünsche und Freuden, sondern: Gott lebt in uns und vollbringt durch uns seinen Willen. Wir leben, weben und sind in ihm, indem wir eben durchaus als seine Kinder seine Gehilfen und Werkzeuge geworden sind. Dieses Bewußtsein, das Werkzeug Gottes zu sein und deshalb alles hintansetzen zu müssen, was eigenen Wünschen entspringen könnte, hat Paulus in grandioser Weise durchaus erfüllt und begeistert. Darum gewinnt seine Persönlichkeit am ehesten neben Jesus eine Art Geschlossenheit, wenn auch sein theologisierender Methodismus uns das Gefühl beeinträchtigt, als sei ihm sein Wirken gleichsam harmonisch und bodenständig von innen herausgewachsen: die schöne Selbstverständigkeit, die an Jesus so entzückt, fehlt doch bei ihm.

Nachher aber kommt der Abfall. Die folgenden Generationen erliegen eben doch wieder den Realitäten der Welt, nicht plötzlich und nicht durchaus. Aber allmählich erschlafft die gewaltige Energie, die durch Jesus entzündet worden war, die Wirklichkeit des Gotteslebens verblaßt neben der Wirklichkeit des irdischen Lebens. Wohl wissen sie zu sterben für ihren Erlöser und das Bewußtsein, ihrem Glauben leben zu müssen, verläßt sie nicht: sie ändern ihre Lebensweise, setzen sich in schroffen Wiederspruch zur herrschenden Sitte. Aber in hundert kleinen Positionen beginnen sie doch nachzugeben. Je weiter der Kreis der Christusgläubigen wird, je mehr Beziehungen zwischen Gliedern der heiligen Gemeinde und heidnisch gebliebenen Menschen entstanden, um so mehr kamen Rücksichten, Einschränkungen. Ja, es erstarb auch das Gefühl für das, was Gott durch Jesus mit uns will und die Erkenntnis des von Paulus so scharf aufgedeckten Einflusses der Umwelt und der eigenen Begierden, begann abzunehmen. Wohl haben Menschen wie Clemens Alexandrinus, Origenes, Tertullian, haben Chrysostomus und schließlich Augustin die Gewalt des Gotteslebens erfahren und davon gezeugt und in Ausgestaltung der vielseitigen Absichten des Paulus dessen Werk fortgeführt. Schließlich blieb die Welt doch mächtiger: das Sichtbare trug wieder einmal den Sieg über das Unsichtbare davon.

Es ist nun interessant zu sehen, wie das heilige Geheimnis des Gotteslebens, welches weder durch Vernunft, noch durch die Lehre erfaßt werden kann, langsam hinübergerettet wurde in's Symbol. An Stelle des wirkenden Christus trat der symbolische Christus, an Stelle des sich Auswirkens im Glauben trat die symbolische Handlung.

Dabei blieb man sich zunächst bewußt, das dürfen wir nicht übersehen, wenn wir die Zeiten der Kirchenväter begreifen wollen, daß die Symbole eben bloße signa invisibilis seien, nicht die höchste Realität selber. *Aber man hielt sich an die Symbole, weil man im Grunde vor den Mächten der Welt kapituliert hatte und nicht mehr den Glauben besaß an die Möglichkeit des Gotteslebens in der Gegenwart.* Immerhin suchte man sich die Realität dieses in der Welt unmöglichen Gotteslebens durch einen weitern Akt der Symbolisierung zu erhalten, indem man bestimmte Personen mit einem symbolischen Charakter bekleidete. Das ganze Mönchstum ist auf diese Weise zu verstehen und hat ja wirklich infolge seines symbolischen Charakters das Christentum durch die Völkerwanderung hindurch gerettet, indem es damals und nachher eine starke erzieherische Wirkung ausübte durch das Konkrete seines Christentums. Nicht weniger tritt uns symbolisiertes Leben entgegen im Priester, der je länger je mehr der aus Gott Lebende von Amtswegen wird.

Diese Art, fließendes Leben zu verdichten in festliegende, starre Formen bedeutet auf der einen Seite ein Verzichten auf die schöpferische Ausgestaltung der Welt in sich, auf der andern Seite ist darinnen eine Handhabe geboten, übersinnliche Wahrheiten auch den einfachsten Menschen als Erlebnisse nahe zu bringen und dadurch in ihnen die Erkenntnis aufdämmern zu lassen von den Grundbedingungen menschlicher Innenkultur und damit menschlichen Glückes. Nie aber ist eine Form des Lebens das Leben selbst, nie ist ein durch die Symbole vermitteltes und in den Symbolen erfaßtes Christentum jenes heilige Feuer, von dem Jesus wünschte, es brennte schon.

Wie sehr der ganze Symbolisierungsprozeß eine Kapitulation vor den Weltmächten war, zeigt uns die Geschichte der Kirche, die aus einer Gemeinschaft der Heiligen eine Institution zur Bewahrung und Verwaltung des Symbols wird. Immer enger schließt sie sich an die Bedingungen des irdischen Lebens an und bedeutet schließlich eine direkte Verschmelzung des Weltlichen mit dem Göttlichen, aber dies nicht von Innen her als einem wahrhaft christuswürdigen Ueberwinden der Welt durch Gott, sondern umgekehrt als eine Dienstbarmachung des symbolisierten Göttlichen für irdische und weltliche Interessen. Das Wunderbare und Gewaltige in dieser Erscheinung ist nur dies, daß die Symbole die Grundwahrheiten des menschlichen Daseins, wie sie in Christo erkenntlich geworden waren, nicht in Vergessenheit geraten ließen, so daß die Kirche, die sich nach unserm Gefühl am weitesten von den Absichten Jesu entfernte, trotzdem die Wirklichkeitsicherste und Lebenskundigste geblieben ist von allen christlichen Gemeinschaften. Das gibt ihr ihre Macht bis zum heutigen Tag und wird sie in absehbarer Zeit nochmals zu einem gewaltigen Ringen um die Führung der Völker befähigen.

Welche erzieherische Macht ja anderseits in den Symbolen liegt, zeigt der Erfolg der Kirche, die in verhältnismäßig kurzer Zeit

Volk um Volk aus der Barbarei nicht heraushob, aber doch an die Probleme einer wahren Menschheitskultur heranführte und zu dem Anfassen derselbeu befähigte. Zudem erlebten sehr viele Menschen durch die Symbole hindurch die Wirklichkeit Gottes und nicht wenige wurden durch dieselben solchermaßen überwältigt, daß ihnen die irdische Bedingtheit entweder als eine Fessel erschien oder in ihrer ganzen Bedeutungslosigkeit klar wurde, wobei freilich nur zu oft statt eines weltüberwindenden ein weltverachtendes Moment herauskam.

Wenn wir dieses alles gegeneinander abwägen, so wird das Bedauern über die Einkapselung des Heiligen aufgehoben durch die Einsicht, daß diese Verhüllung der höchsten Realität eine Notwendigkeit war, um das Christentum durch die harte Zeit des Völkerchaos, wie Chamberlain sie nennt, hindurch zu retten in einen neuen Menschheitsfrühling hinein.

Dieser Frühling kündet sich langsam an im 11. Jahrhundert. Zwar handelt es sich zunächst keineswegs um ein bewußtes sich Losringen vom Symbol und am allerwenigsten wird die Kirche, die in ihrer Ganzheit sich zum allumfassenden Symbol des Gottesreiches ausgewachsen hatte, als solche bekämpft. Im Gegenteil, die Symbole jeder Art dienen gerade den feurigsten und sehnsüchtigsten Gottessuchern jener Zeiten als Himmelsleitern. Das Neue liegt vielmehr in dem stärker werdenden Bedürfnis, Gott tatsächlich als eine selbst konstatierte Realität zu erfassen und in der häufigen Ablehnung des rein Kultischen, was unbedingt als ein Reiferwerden des Menschen zu verstehen ist. Dieser Drang der Selbsterfahrung Gottes brachte Gott auch wirklich wieder ganz anders in den Lebenszusammenhang hinein, was wir erkennen können aus den Forderungen auf Umgestaltung des praktischen Lebens, die sich allen jenen Gottesmännern ungesucht aufdrängten, wobei sich hauptsächlich im Gegensatz zur Weltseligkeit der in ihren Symbolen sich sicher fühlenden Kirche, die Forderung der persönlichen Armut als einer rechten Weltüberwindung einstellte. Mit welch natürlicher Anmut hat Franz v. Assisi aus diesen Ideen heraus sein Leben gestaltet als einer, der Gott diente mit der ganzen Inbrunst eines von der Gottesnähe erfaßten Gemütes. Wobei er sich der Symbole ganz natürlich und schlicht bediente als den sichtbaren Zeichen dessen, was so unsagbar schön und klar seine Seele durchflutete.

Aber die neue Zeit, die nach tieferer Erfassung des Lebens drängte und dadurch manchen im Symbol dessen verborgenen Inhalt finden ließ, trieb anders geartete Menschen aus demselben Hunger und Durst nach Wahrheit auf ganz andere Wege und es ertönt zum ersten Mal vielleicht im menschlichen Geistesleben ein Klang, der ganz nie mehr verstummt und heute zu einem lauten, starken Schrei angeschmollen ist: ich meine die Frage: Braucht der Mensch einen Gott? Dieses Gefühl der Unabhängigkeit von der Führung irgend einer höhern Macht mußte sich einstellen, sobald der Mensch soweit war herauszufinden, daß zwischen den als Lehren sich darstellenden Symbolen

und zwischen dem Leben der diese Lehren vertretenden Leute ein klaffender Widerspruch bestand und zwar nicht aus Schuld dieser Leute, sondern weil sich die geheimsten und feinsten Regungen unserer Seele überhaupt nicht reglementieren lassen. Unterstützt wurde dieser Unabhängigkeitsdrang durch die langsam sich ermöglichende unabhängigere Betrachtung der ganzen Erscheinungswelt. Das Grenzenlose und Mechanistische derselben ließ dem Menschen zum ersten Mal den Widerspruch spüren, der sich für jeden erhebt, der Gott restlos aus der Natur meint erkennen zu können. Von dem Augenblick an, wo der Wunderglaube als ein frommer Betrug begann empfunden zu werden, mußte sich auch das Verständnis für den über und gegen die Natur im Menschengeist sich durchsetzenden Gott verlieren.

So kündet sich die neue Zeit nicht zum wenigsten an durch das langsame Durchsickern des Gedankens, daß der Mensch in sich sein Ziel und seinen Endzweck habe, wie jedes andere Geschöpf auch und daß er deshalb nicht an einen Gott gebunden sei oder in diesem Gott aufgehen müsse. Aus diesen Ideen heraus entwickelte sich der Mensch der Renaissance, jener weltkundige, weltfrohe, ein sehr irdisches Vollkommenheitsideal verfolgende Mensch des 14. und 15. Jahrhunderts, der mit feinem Lächeln vor dem Kreuz sein Knie beugte und dadurch die Kirche in seinen Bann zog, wie wir ja wissen, daß der päpstliche Hof des öftern der Sammelpunkt dieser ganz neuen, eigenartigen Kultur bildete, bei der das Religiöse einerseits einen gewissen dekorativen Charakter beibehielt, anderseits als realer Machtfaktor zur Beherrschung der Völker geschätzt wurde. So existierte für die meisten dieser Menschen das religiöse Problem gar nicht, wenn freilich einzelne, wie Michelangelo, furchtbar gerungen haben um die Erkenntnis der Wahrheit, die ihnen von zwei Seiten her ein so durchaus anderes Gesicht zeigte: hier das „Haupt voll Blut und Wunden", der „Fremde am Kreuz", wie er durch den Goldvorhang, den die Kirche über ihn gezogen, doch wie ein lebenswarmer, furchtbar gegenwärtiger Mahner hindurchschimmerte, dort das lächelnde, geistreiche, lebensprühende, in kraftvoller Schönheit aufblühende Antlitz der Zeitgenossen, die so sicher durch den Garten eines neuen, selbstgeschaffenen Paradieses schritten.

Von den Menschen dieses Paradieses mußten die Anstrengungen eines Huß und der Eifer eines Savonarola als eine lächerliche Anmaßung empfunden werden. Erst die Glut eines Luther wurde ihnen gefährlich und hat tatsächlich ihr ganzes Reich zerstört und die Gedanken der Welt wieder mit Macht in das religiöse Geleise zurückgerissen.

Luther ist an Paulus gewachsen und durch Paulus zum lebendigen Gott durchgedrungen, dem er sich hingab mit der ganzen Inbrunst seiner mannesstarken, warmen Seele. Unmittelbar und riesengroß ergriff ihn die Gewißheit, daß er in Gott sei und Gott in ihm und mit einem prächtigen Trotz stellte er sich mit seinem Gott gegen die ganze Welt. Vor dieser Wirklichkeit des höchsten Erlebnisses fielen

die Symbole in sich zusammen, zunächst das Priestersymbol und dann das symbolische Wirken aus Gott, alle die guten Werke und frommen Taten. Mit großer Ueberzeugung und selbstsicherer Art konnte Luther seiner Zeit die Unnötigkeit dieser Institutionen und Hilfsformen dartun: er brauchte nur Selbsterlebtes zu erzählen. Aus einem Erlebnis aber wagte auch er nicht die letzten Folgerungen zu ziehen oder konnte es wohl nicht als echtes Kind einer stark politisch orientierten Zeit: aus dem unmittelbaren Gotterfassen. Wie soll er von dieser höchsten Realität zeugen in einer Welt, die so sehr gefangen ist unter den irdischen Realitäten! So hielt er starr fest an dem Symbol des Göttlichen, sagen wir einmal: aus heilspädagogischen Gründen; und so wurde der Welt wieder verkündet, daß das Heilige gelehrt werden könne, daß es gleichsam mit den Händen zu fassen sei, eine neue, „gereinigte" Lehre wurde an Stelle der alten gesetzt.

Mit Luther und den andern, die neben oder durch ihn auf ähnliche Wege geführt wurden, ist somit jener neue Drang, der im elften Jahrhundert begonnen hatte, sich fühlbar zu machen, siegreich durchgebrochen: der Drang nach unmittelbarem Selbsterleben Gottes und wie ein Feuerstrom ergoß sich eine neue sittliche Kraft durch die Menschen. Mit großem Ernst suchte man die Sünde zu überwinden, da man sich nicht mehr gesichert fühlte durch gute Werke und heilige Röcke. Der Glaube an die heilsame Kraft des Symbols war gebrochen, so daß man auf dem evangelischen Wege des tätigen Lebens, der Selbstverleugnung und des tapfern Aushaltens im Kampfe um Gott nun versuchen mußte, die Ruhe des Gewissens zu gewinnen. Ein siegreiches Licht flutet wieder durch die Herzen. Denn Gott war wieder da, war mit ihnen, ihr Gott und Herr, mit dem sie der ganzen Welt trotzten und gar kühne, wunderstarke Menschen wurden. Heilige Erfurcht ergreift uns vor mancher Erscheinung jener Zeiten — ich rechne bis weit ins 17. Jahrhundert hinein — Ehrfurcht auch vor jenen kühnen Geistern und aus tiefem Druck emporschnellenden Seelen, die wie eine Sturmflut neben Luther und Zwingli in die neuen Bahnen hineindrängten, mit lautem Ruf Gott ganz für sich begehrend und die neugeschenkte Gabe der heiligen Schrift gierig durchforschend nach Zeugnissen seiner spürbaren Nähe. Schwarmgeister hießen sie, die meist aus einer unerklärlichen Sehnsucht heraus auch die letzte Schranke einreißen und Gott in die Welt hineintragen wollten durch eine gewaltsame Umwälzung aller Zustände. Es ist für uns eine sehr traurige Seite der Geschichte, auf der die blutige Unterdrückung dieser Bewegungen aufgezeichnet steht, und unserm Herzen sind sie sehr nahe, die Thomas Münzer, Sebastian Frank und andere mehr. Doch hatten die Reformatoren wohl recht in ihrer starren Einseitigkeit. Die Zeit war noch nicht reif für die ganze Gottesfreiheit; noch mußte manches in den menschlichen Verhältnissen als eine menschliche Verirrung sich ausweisen, bis die Bedingungen geschaffen waren für die volle Reformation.

Neben dem Drängen des Geistes nach Gott und Gotterleben ging also jene geschäftige, sorgsame und fürsorgliche Theologenarbeit her, die darauf aus war, die neue Glut in ihrer ganzen Ausdehnung zu sichern und in eine feste Form zu bannen. Wieder hatte man Angst vor der Welt — o, vielleicht mit nur zu großem Recht — und wieder schlug man das heilige, fließende, lodernde Leben in starre Formeln und gesetzesmäßig durchdachte Paragraphen. Wo die ökumenischen Konzile aufgehört hatten, fuhren die Melanchthon, die Bullinger weiter, weiter von Geschlecht zu Geschlecht in haarscharfe Gedankenspaltereien hinein, gleichsam oft ein fast schamloses Herz- und Nierenprüfen Gottes.

Unter diesem Weiterspinnen des alten Symbols würde wohl die neuerwachte Glut erstickt sein, wenn nicht durch die Reformatoren selbst der heilspädagogischen Wirkung des Symbols der Boden abgegraben worden wäre: die unfehlbare Kirche, das symbolische Gottesreich. So sehr sich nur zu bald wieder eine neue Orthodoxie mit ihrem ganzen Anspruch auf Führung in Glaubenssachen heraus bildete, war doch dieser Orthodoxie die theoretische Grundlage genommen, ihre Macht zur Geltung zu bringen, ganz abgesehen von den praktischen Schwierigkeiten, die sich aus der Zersplitterung des Protestantismus in viele von einander unabhängige Landeskirchen ergaben. So brichts von der Mitte des 17. Jahrhunderts an — nachdem die politischen Schwierigkeiten, welche der Katholizismus den Protestanten allerorts erregt hatte, überwunden waren — überall durch, das Suchen und Tasten, ob man Gott nicht viel tiefer erfassen könne durch tätiges Eingreifen im Leben oder durch warme Hingabe an den Erlöser in kleiner, sich geistig verwandter Gemeinschaft. Der Pietismus, die uns so gesinnungsgleich anmutenden Dissenters jeder Art, die Herrenhuter, sie sind Fortentwicklungen des reformatorischen Gedankens und in manchem haben jene Gottsucher den Pfad eingeschlagen, den wir jetzt gehen.

Die Kämpfe nun, welche das 16. und 17. Jahrhundert erfüllten, waren nur zum Teil durch die Reformation verursacht. In der Hauptsache waren sie die Folge der sehr zielbewußten französischen Politik, die für Frankreich die Hegemonie in Europa anstrebte, wobei es sich hauptsächlich um die Ueberwindung der deutschen Kaisermacht handelte. So wandten sich weite Kreise der führenden Gesellschaft sehr rasch von den religiösen Problemen ab zu den weltlichen Machtfragen zurück und zogen höchstens die Träger der religiösen Gedanken als Machtfaktoren neben andern in das Spiel ihrer Berechnungen. Mit diesem weltoffenen Geist verband sich der durch die Reformation ausgelöste Sinn für die Autonomie persönlichen Erlebens und Erkennens und so bildete sich sehr rasch wieder eine Atmosphäre, in der sich jener kühne, Gott mißtrauende Geist, der in der Renaissance seine ersten Triumphe gefeiert hatte, ausbreiten und weiter entwickeln konnte. Inzwischen hatten sich auch stofflich seine Grundlagen verändert und erweitert. Amerika war entdeckt und die Unmöglichkeit des Paradieses auf Erden erkannt worden. Das alte Weltbild war endgiltig zerstört.

Die Grundlagen einer exakten Naturwissenschaft waren gegeben und neben der Alchimisterei und den Horoskopen sehen wir rasch nacheinander an der Arbeit einen Baco, einen Descartes, einen Newton, einen Spinoza und Leibniz, die kühn und bewundernswert den Menschengeist vor neue Perspektiven stellten. Zum erstenmal wurden nun die erkenntnis-theoretischen Probleme klar, und es stellte sich jene Geistesverfassung ein, welche die Vertrauensseligkeit auf die Wirklichkeit aller Dinge oder der menschlichen Beobachtungen mit einem skeptischen Lächeln abtut. Mit Macht setzt sich dieser Geist der vernunftgemäßen Weltbetrachtung durch, und die ratio wird nun zum Maßstab aller Dinge. Der Zauber dieser Möglichkeit (wie es schien), die Welt durch den Verstand zu erfassen und zu erklären, war so groß, daß er alle Kreise in seinen Bann zog und auch vor den Toren der Kirche nicht Halt machte. Und nur zu bald wagte sich der Mensch an Gott und er, der Weltenlenker und Schöpfer, ist damals mit ganz andern Waffen wegdisputiert worden, als zur Zeit des großen Hohenstaufen. Indem aber das Bedürfnis nach Erhebung des innern Lebens in ein höheres Licht fortwirkte und die in den Symbolen dargebotenen Heilswahrheiten vor der Vernunft in ein Nichts zerflatterten, ließ man diese Symbole fallen und suchte sich Gott und das göttliche Leben zu bewahren als eine Idee.

So bringt die neue Zeit, die sich in der Renaissance vorbereitet, im 18. Jahrhundert eingeführt und im 19. Jahrhundert mit Macht durchgesetzt hat, unter dem Einfluß jenes sich von aller göttlichen Führung losmachenden Geistes, dem Geist der Voraussetzungslosigkeit, eine grundsätzlich neue Auffassung des Christentums: das Christentum als Ideal, Jesus als Idealmensch, das Gottesreich als Idealzustand. Um diese Auffassung des Christentums beurteilen zu können, müssen wir sie vergleichen mit der in den Evangelien sich ausprägenden Auffassung von dem neuen Leben, das durch Jesus in die Welt hineingekommen ist. Die Evangelien zeigen uns in Jesus einen Menschen, der durch die innigste Gemeinschaft mit Gott über die Beschränkungen irdischer Schwächen herausgehoben war und diesen seinen Zustand als die Grundlage des wahren Menschentums verkündete: der Mensch wird nur Mensch durch Gott, d. h. dadurch, daß er sich im Vertrauen auf die Güte des Allmächtigen unter den Willen und die Herrschaft Gottes stellt. Von abstrakten Ideen oder Idealen ist dabei nicht die Rede, sondern von sehr realen und gegenwärtigen Zuständen und Erlebnissen. Gott ist für Jesus kein Ideal des Guten, Wahren, Schönen, sondern die realste, gewaltigste, in sich abgeschlossenste Persönlichkeit, die mit ihrem Willen die ganze Schöpfung umspannt und durchdringt. Die Wirklichkeit dieser Person Gottes ist ihm gewisser als die ganze Erscheinungswelt. Trotzdem aber übersieht er die Wirklichkeit der Erscheinungswelt nicht. Vielmehr kennt er ihre Macht über das menschliche Denken und Handeln und seine Genialität liegt ja zum guten Teil darin, daß er die Stellung des

Menschen zur Welt scharf und unmißverständlich fixiert hat. Wenn jemand einwerfen möchte, daß aber seine Hoffnung auf das kommende Gottesreich eben doch ein Hoffen auf ein Ideal hin gewesen sei, so ist dagegen zu betonen, daß dieses Gottesreich ja schon bestand, nämlich in ihm als dem ersten, der ganz unter der Herrschaft Gottes lebte. Er gründet darum seine Hoffnung auf die Ausbreitung des Gottesreiches nicht auf eine utopistische Idee, die er sich von der Zukunft des Menschengeschlechtes macht, sondern er schließt von *seinem* Zustand auf die Möglichkeit des Zustandes bei allen Menschen: das Gottesreich *ist* da, in voller Kraft und Wirklichkeit und wird als wirklicher Faktor von nun an unter den Menschen wirken und sich unter ihnen ausbreiten.

So sehen wir, daß, wenn die symbolische Fassung des Christentums eine Erstarrung des fließenden Lebens bedeutet, die idealistische Auffassung niemals der Wahrheit dessen, was in Jesus gewesen ist, näher kommt. Diese idealistische Auffassung entstand eben aus einer Geistesverfassung heraus, in welcher das schrankenlose Denken als eine Ueberwindung und Erlösung von allem Irdischen empfunden wurde und wird, die also ganz unfähig ist, die wirklichen Bedingungen, unter welcher unser Leben sich abspielt, zu erkennen. Diese Geistesverfassung, welche wie ein Bann noch heute auf das ganze Kulturleben der Völker drückt, nennen wir Intellektualismus, d. h. die Meinung, daß die Lösung der Lebensrätsel, der Lebensaufgaben durch den Intellekt und auf dem Boden der rein gedanklichen Arbeit könne bewerkstelltgt werden.

Dieser Geist, der uns in der deutschen Literatur allgemein verständlich zuerst entgegentritt in Lessing, mußte zu gewaltigen Umwälzungen führen und hat auch dazu geführt. Durch die Idee von der Umgestaltbarkeit der Dinge, sobald die neuen Zustände nur einmal durchdacht, gleichsam im Kopfe gelöst seien, sah sich die menschliche Gesellschaft auf einen der wirklichen Zuständen objektiv gegenüberstehenden Standpunkt versetzt, von dem aus eine vernichtende Kritik und eine Ueberwindung aller pietätvollen Gefühle möglich war. Dadurch wurde einerseits der Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung ermöglicht; anderseits war aber auch die rechte Stellung genommen zur vorurteilslosen Erforschung der ganzen Erscheinungswelt, der Natur, indem der Forscher sich in seinen Gedanken aus dem Zusammenhang der Dinge hinaushob und dieselben ohne Rücksicht auf seine Wünsche und seine ganze Person zu betrachten versuchte. So konnte einerseits die Bewegung einsetzen, die im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Feudalstaat in den bürgerlichen Staat umwandelte, anderseits war die Grundlage gewonnen für die einzig mögliche Methode, die Erscheinungswelt frei zu erforschen.

Diese beiden Tatsachen, die beides Folgen des Rationalismus sind, geben uns eine Handhabe zur Beurteilung dieser Geistesverfassung und zeigen, daß dieselbe einen notwendigen und überaus segensreichen Uebergang in der Weiterentwicklung der Menschen vorstellt, so sehr

sie theoretisch als eine einseitige, unwirkliche Lebensauffassung erkannt werden kann und so sehr sie praktisch eine Verflachung des persönlichen Lebens zur Folge hatte. Diese Verflachung ist heute so offenkundig und hat so sehr alle Aeußerungen des Kulturlebens erfaßt, daß deren Vorhandensein kaum näher braucht dargelegt zu werden. Daß sie aber eine Folge des Rationalismus ist, ist daran zu erkennen, daß wir theoretisch einen jeden Zweig unseres Kulturlebens als zur höchsten Blüte entwickelt anschauen, von der offiziellen Kunstpflege weg bis zur offiziellen Kirche und daß unsere Ideen von den Dingen uns blind machen gegen die wirklichen Zustände, welche bestehen.

(Schluß folgt.) H. Bader.

Charles Darwin.

Wer das großartig angelegte South Kensington-Museum in London besucht, dem fällt bei seinem Eintritt in die mächtige Halle der naturwissenschaftlichen Abteilung zuerst die Büste Darwins auf. Unter den tief beschatteten Brauen hervor schaut der greise Forscher herunter auf eine Gruppe kunstvoll zusammengestellter Präparate, die, mit ausführlichen Erklärungen versehen, auch dem Laien einen klaren Einblick verschaffen in das, was er während seines Lebens beobachtet, mit unendlicher Sorgfalt geprüft und wie es schien zu einem festen, allen Stürmen trotzenden Gedankengebäude aufgerichtet hat.

Ich begreife es wohl, wenn gar mancher, der sich in die hier vorgeführten Beispiele der Anpassung der Organismen aneinander und an ihre Umgebung, der Entwicklung komplizierter Formen aus einfachen, vertiefte, als überzeugter Darwinianer das Museum verlassen hat. Das ist es ja gerade, was den Triumphzug des Darwinismus so sehr begünstigt, ihn vor allem auch so rasch in die breiten Schichten des gebildeten und ungebildeten Publikums hineinführen konnte, diese durch ihre Einfachheit überraschende und blendende Erklärung der scheinbar rätselhaftesten Erscheinungen der Natur. Darwin selbst ist bei aller Zurückhaltung und Selbstkritik, die ihn uns als gewissenhaften und ernsten Forscher achten lassen, ein Opfer seines Gedankens geworden.

1809 wurde er geboren; 1859 erschien sein grundlegendes Werk über die Entstehung der Arten; und heute?

Unsere Zeit ist kurzlebig; heute sind wir über Darwin hinaus. Freilich nicht in dem Sinne, daß wir seine ganze Lebensarbeit als eine unnütze oder verkehrte betrachteten, nein; sie wird erst recht gewürdigt werden, je mehr wir uns von dem sie scheinbar leitenden Gedanken, den er aber vielmehr seinen reichen Erfahrungen und Beobachtungen erst eingewoben hat, befreit haben.

Darwin ist nicht, wie man fälschlicherweise oft glaubt, der Urheber des Entwicklungsgedankens; schon vor ihm haben andere, vor allem Lamarck den Grundsatz, daß die Lebewesen konstante Typen darstellten, durchbrochen und die Mannigfaltigkeit der Natur aus ihrem genetischen Zusammenhang zu erklären versucht. Was er entdeckt zu haben glaubte, das war vielmehr das Prinzip, das erklären kann, warum bei dieser Entwicklung nicht beliebige, sondern zweckmäßig und immer höher organisierte Wesen entstehen konnten. An der scheinbaren Unmöglichkeit, die Zweckmäßigkeiten der Organismen zu erklären, drohte der Gedanke der Entwicklung zu scheitern, schien die alles weitere Forschen hemmende Ansicht von der Beständigkeit der Arten seit ihrer Erschöpfung eine unentreißbare Stütze zu besitzen. So versteht man leicht, warum Darwins Theorie der natürlichen Zuchtwahl mit einem mal den gewaltigen Aufschwung der naturwissenschaftlichen Forschung herbeiführen konnte. Sie hat den Riegel der Schleuse geöffnet, mit elementarer Macht konnte der Forschungstrieb des Menschen sich in das neue Bett ergießen. Das Wasser kümmert sich nicht darum, ob es in eine Sackgasse gerät, es frägt nicht lange, ist es auch die richtige Türe, die geöffnet wurde, führt sie in das natürliche Strombett zurück?

Der Darwinismus ist nur eine Etappe in dem Ringen um volle Erkenntnis des Zusammenhangs im Reiche des Organischen.

Es hat sich herausgestellt, daß die drei Grundtatsachen, von denen Darwin ausging, die Veränderlichkeit der Organismen, ihre Vererbungsfähigkeit und die Ueberproduktion der Nachkommenschaft, einmal selber erst auf ihre Ursachen hin untersucht werden müssen und dann, daß es unmöglich ist, aus ihnen allein mit Hilfe des Kampfs ums Dasein die Entstehung der Zweckmäßigkeiten zu erklären. Kleinste Abänderungen, aus denen nach seiner Ansicht durch Kumulation schließlich zweckmäßige Artmerkmale werden sollen, konnten unmöglich dem Individuum solche Uebermacht verleihen, daß es sich allen Artgenossen gegenüber allein behaupten konnte und dadurch die Gefahr der Verwischung durch Kreuzung mit nicht Abgeänderten ausgeschlossen war. Vor allem aber haben Versuche, die das Einsetzen einer zweckmäßigen Reaktion, die unmöglich vererbt sein konnte, bewiesen, daß man, auch wenn jenes angenommen würde, doch nicht um die Zweckmäßigkeit selber herumkäme.

So kommt es, daß heute nur ganz wenige Forscher noch der Selektion*) die Bedeutung beilegen, die ihr Darwin und in noch weit höherem Maße seine Nachbeter zuschrieben. Während die Einen zur Erklärung der Zweckmäßigkeiten zurückgreifen auf den schon von Lamarck ausgesprochenen Grundsatz, daß Gebrauch oder Nichtgebrauch eines Organs dasselbe verändern, andere wieder das von Goffroy-St. Hilaire angewandte Prinzip, daß die Umgebung eine direkt gestal-

*) Auslese der lebenskräftigsten Individuen im Kampf ums Dasein.

tende Wirkung ausübe, betonen, sieht eine immer wachsende Zahl von Forschern das treibende Agens in einer nach bestimmter Richtung hin wirkenden innern Kraft, für welche die verschiedensten, mehr oder weniger vitalistisch klingenden Namen erfunden werden.

Ich habe vor kurzem Darwins Werk über die Befruchtung der Orchideen durch Insekten (1862) gelesen und dabei mit wahrem Genuß seine vorbildlich gewissenhafte und vorurteilsfreie Art der Untersuchung erst recht kennen gelernt. Mit sichtlicher Freude und immer neuem Staunen beschreibt er die unglaublich wunderbaren Wechselbeziehungen zwischen jenen hochorganisierten Pflanzen und Tieren, und ich fragte mich oft, wie kann denn Darwin, der das Wunderbare nach der allgemeinen Ansicht aus der Natur endgültig herausgeschafft zu haben glaubte, so scheinbar seine eigene Theorie untergraben, und das drei Jahre nachdem er eben erst seine Hauptgedanken ausgesprochen hatte? Es ist, als ob gerade der verwirrende, die menschliche Phantasie und den Verstand aufs höchste anspannende Eindruck solcher Beobachtungen ihn dazu geführt hätte, sich selber einen einfachen, klaren Ruhepunkt zu konstruieren. Es war nicht Selbstüberhebung, nicht Borniertheit oder gar Unwissenheit, die ihn zu jener Erklärung des Zweckmäßigen führten, alles Dinge, die bei seinen vielen Nachbetern nicht immer ausgeschlossen sind, sondern gerade das nur wenigen Sterblichen erreichbare tiefe und umfassende Eindringen in die Geheimnisse der Natur und das Bedürfnis des Menschengeistes, in der sein Fassungsvermögen übersteigenden Mannigfaltigkeit durch Annahme eines ohne weiteres einleuchtenden Grundes die innere Einheit zu erlangen. Mag auch der Weg, den Darwin zur Erreichung dieses Zieles eingeschlagen, heute nur noch wenigen gangbar erscheinen, seine Werke werden trotzdem, wie sie vor 50 Jahren durch ihren prinzipiellen Gehalt bahnbrechend wirkten, wegen ihres tiefen, sachlichen Gehalts noch lange nicht an wahrer Bedeutung verlieren.

Fassen wir zusammen, was uns als die größten Verdienste des englischen Naturforschers erscheinen.

Darwin hat den Entwicklungsgedanken in neue fruchtbare Bahnen gelenkt. Führten diese auch nicht zum erhofften Ziele, so ist jener doch damit keineswegs abgetan. Es entspricht so sehr unserem innersten Bedürfnis, das Nebeneinander der Natur aus kausal verbundenem Nacheinander zu erklären, daß wir uns, wenigstens vorläufig, einen ersprießlichen Fortgang der Wissenschaft ohne ihn gar nicht zu denken vermögen. Der erste Erfolg hat das Vertrauen in die Fruchtbarkeit dieses Forschungsprinzips mächtig gehoben.

Darwin hat aber auch erst recht die Augen geöffnet für die wunderbaren Zweckmäßigkeiten in der Einrichtung der Organismen, die uns jetzt, da ihre Erklärung durch Selektion je länger je weniger gelingen will, nur um so mehr zu weiterem Forschen reizen.

Er hat endlich durch die Betonung des Kampfs ums Dasein gelehrt, das Individuum in seiner Abhängigkeit von Artgenossen und

von seiner ganzen Umgebung zu betrachten und damit den Sinn geweckt für die rätselhaften Erscheinungen des Ineinandergreifens alles Naturgeschehens, ein weites Feld eröffnend für die vielversprechende junge Wissenschaft der Biologie.

Der Wert jeder echten Forschung beruht im Bahnschaffen, und Darwin war ein Bahnbrecher. Auch vom religiösen Standpunkt aus können wir ihn als solchen voll und ganz anerkennen. Die von ihm ausgehende Vertiefung des Verständnisses der Naturzusammenhänge hat auch auf manche religiöse Vorstellungen befreiend gewirkt. Die Abstammung des Menschen vom Affen, eine Forderung jeder konsequenten, nicht nur der Darwin'schen Entwicklungslehre, nur von ihm zuerst klar ausgesprochen, war wohl zuerst in den Augen vieler Christen ein schweres Aergernis. Aber die Anschauungen haben sich geklärt. Man hat einsehen gelernt, daß der Wert des Menschen durch eine solche Theorie, auch wenn sie einmal zur wissenschaftlich bewiesenen Tatsache werden sollte, nicht herabgemindert werden kann, daß das, was ihm das Bewußtsein seiner ewigen Bestimmung gibt, nicht davon berührt, überhaupt nie Gegenstand der Wissenschaft werden kann, da diese auf das Gebiet der sinnlichen Erfahrung beschränkt bleibt. Das Loslösen des religiösen Lebens vom Unwesentlichen mußte naturgemäß eine Erhöhung seiner Kraft im Wesentlichen mit sich bringen. So war der Ansturm, den der Materialismus mit der Waffe des Darwinismus gegen die Religion unternahm, auch für sie von Segen; heute kann der Christ freier als vielleicht je der Wissenschaft ins Auge sehen und sich von ihr hinführen lassen zum Verständnis und zu immer sicherer Beherrschung der Natur.

Wilhelm Brenner.

Ein theologisches Buch.

Was geht ein solches die Leser der Neuen Wege an? Haben nicht die Theologen mit ihren Spitzfindigkeiten und Zänkereien viel dazu beigetragen, weiten Kreisen auch die Religion selbst zu verleiden? Suchen nicht viele in unserem Blatt gerade solche Erörterungen, wo nicht mehr die Theologen mit ihren Angelegenheiten die Laien langweilen, sondern wo sie ihnen ihre Laienprobleme abnehmen und klären? Vielleicht haben sie gerade das gegen uns, daß wir noch nicht genug aus unserer theologischen Haut herausgeschlüpft sind.

Aber eben solche Leser möchte ich für dieses theologische Buch interessieren. Ich meine Prof. Paul Wernles Einführung in das theologische Studium (Tübingen, Mohr, 515 S., Preis Fr. 9. 45). Also gerade ein Buch, das für Theologen, in erster Linie für Studenten geschrieben ist, aber auch dem Pfarrer im Amt, der ja noch nicht aus-

studiert haben sollte, dienen will; ein Buch, um das sich scheinbar der Laie gar nicht zu kümmern braucht. Aber eben nur scheinbar. Es will recht gebildete Theologen heranbilden helfen, und das Wesen recht verstandener Bildung besteht in der Fähigkeit, Hauptsachen und Nebensachen zu unterscheiden. Wenn die Theologen dieses Ziel erreichen, so haben sie das abgelegt, was sie bisher den Laien so ungenießbar machte.

Der Titel des Buches gibt seinen Zweck an: Einführung in das theologische Studium. Den eigentlichen Inhalt aber müßte man formulieren: Einführung in die Probleme der theologischen Wissenschaft. Also doch Theologenprobleme statt Laienprobleme? Ja und nein. Allerdings Probleme, durch die sich nur der Theologe hindurcharbeiten muß, aber nicht aus Sport oder Verschrobenheit oder Liebhaberei unfruchtbarer Spitzfindigkeit, sondern gerade damit sich der Laie nicht damit abzumühen braucht. Das Buch will Sachverständige auf dem Gebiet der Religion heranbilden helfen, die eben mit Hilfe ihrer gründlichen Sachkenntnis den Laien in ihren Fragen und Nöten zu Hilfe kommen können, den Laien, die manchmal mit ihrem Suchen und Fragen vor Schwierigkeiten stecken bleiben, die bei näherm Zusehen gar keine sind. Es hat einmal jemand das Wort vom stellvertretenden Leiden des Theologen geprägt. Er soll alle die Gefahren und Schwierigkeiten, die dem christlichen Glauben teils aus Welt- und Menschenwesen, wie sie immer sind, teils aus den speziellen Erkenntnissen und Geistesrichtungen unserer Zeit, also die ewigen und die modernen Nöte am eigenen Leibe durchkosten, unter fleißigem Forschen, ernstem Nachdenken und tiefer Erregung seines Innersten; und je schwerer er sich selbst das gemacht hat, umso leichter kann er es Andern machen. Natürlich die persönliche Entscheidung für oder wider das Göttliche kann und will er niemandem abnehmen. Gegen nichts kämpft Wernle so entschieden, wie gegen die Apologetik der falschen Konzessionen, die das Christentum seines Ernstes und damit auch seiner Herrlichkeit entkleidet, um es jedem seichten Bildungsphilister und jedem bequemen Lebemann mundgerecht zu machen. Aber manche Steine liegen auf dem Weg zu dieser Entscheidung, über die so oft schon Laien gestolpert sind, daß sie nicht mehr weiter mochten. Die Theologen, die ihnen dieselben — dogmatische Lehrgesetze und kirchliche Ansprüche — zum guten Teil selbst auf den Weg geworfen haben, sollen sie ihnen nun auch wegräumen. Und wir wagen zu hoffen, daß Studenten, die sich von diesem Ratgeber leiten lassen, nun auch besser erkennen, worauf es ankommt und dadurch den Laien auch mehr sein können. Nicht weniger Theologie, sondern mehr und gründlichere Theologie tut not.

Die Theologen wissen, daß ihr Studium bei den Gliedern der andern Fakultäten als das leichteste gilt und darum mit einer gewissen souveränen Verachtung behandelt wird. Daran ist soviel richtig, daß es nicht so ungeheuer viel braucht, um gerade noch durch das Examen zu schlüpfen. Wenn aber einmal ein Jurist oder Mediziner sich die Mühe

nehmen wollte, in dieses Buch hineinzublicken, so würde er sich bald überzeugen, daß recht Theologie zu studieren eine große Arbeit ist. Ja, wer mit normaler Schaffenskraft begabt alle die hier erwähnten Probleme gründlich durcharbeiten wollte — das verlangt natürlich Wernle auch nicht — so würde er kaum vor dem Schwabenalter zu einem Abschluß gelangen. Man muß sich nur wundern, daß ein Mann sich einen solchen Einblick — nicht bloß Ueberblick — über alle theologischen Disziplinen verschaffen konnte. Ein Mensch, wie Leibniz, dessen Geist noch alle Wissenschaften umspannt hat, ist heute gar nicht mehr denkbar. Wir sind auch innerhalb der einzelnen Wissenschaft schon so ins Fachspezialistentum geraten, daß wir über eine solche Gesamtdarstellung von Herzen froh sein müssen.

Noch ein weiteres Vorurteil gegen die Theologie ist stark verbreitet. Wie erregt es im Theater jedesmal Beifall und Heiterkeit, wenn im Faust in der Schülerszene Mephisto die Worte: „Theologie ist eine Wissenschaft . . .“ in einem Ton des sarkastischen Zweifels spricht und mit höhnischen Achselzucken begleitet! Man traut eben dem Theologen zu, daß er mit gebundener Marschroute forsche und mit großer Kunst und kleinen Betrügereien die Untersuchung auf das gewollte Resultat hinzuleiten verstehe. Die das glauben, sollten sich von Wernle eines Bessern belehren lassen. Deutlicher kann man nicht sagen, daß es dem Theologen nur auf die Wahrheit ankommen darf. Kein Gedanke an die kirchliche Verwendbarkeit soll das reine Wahrheitsforschen durchkreuzen. Wernle weiß wohl, daß er künftige Pfarrer und nicht Privatdozenten vor sich hat, aber das darf nie bedeuten, daß der unerbittlichen wissenschaftlichen Strenge auch nur im Geringsten etwas abgebrochen werde. In diesem Sinne steht er entschieden auf dem Standpunkt der „Unkirchlichkeit der Theologie.“ Natürlich leugnet er nicht das Dasein von Theologen, die sich vor der Wahrheit fürchten, wie ja diese Figuren auch in andern Fakultäten nicht fehlen; er bildet sich auch nicht ein, sie aus der Welt schaffen zu können. Aber daß die Religion von der Wahrheit nichts zu fürchten habe, vielmehr von ihr nur gewinnen könne, ist seine Grundvoraussetzung.

Daneben allerdings postuliert er noch einen andern Grundpfeiler: Die Ehrfurcht vor dem Gegenstand der Forschung, den Sinn für die Eigenart der Religion, eine gewisse Kongenialität. Zu dieser Ehrfurcht gehört nun auch, daß man die Religion nichts anderes sein läßt, als sie ist und selbst sein will, daß man keine orthodoxen oder liberalen Vorurteile an sie heranbringt, keine Forderung, daß sie mit diesem philosophischen Dogma oder jenem Kulturbedürfnis sich müßte in Einklang bringen lassen. Verbindung des rücksichtslosesten Wahrheitsernstes und Wahrheitsmutes mit der vollen Kraft und Eigenart des religiösen Lebens, das ist Wernles Programm, das er in unsern verschiedenen theologischen Lagern noch nicht verwirklicht sieht. Natürlich liegt es ihm fern, zu behaupten, daß auf konservativer Seite nur Unehrlichkeit und auf kritischer nur furchtlose Wahrhaftigkeit und Selbst-

ständigkeit daheim sei. „So brauche ich auch kaum zu versichern, daß ich persönlich den größten Respekt vor jedem Altgläubigen hege, der durch ernste wissenschaftliche Arbeit zu seiner Ueberzeugung gelangt ist, und umgekehrt keine Achtung vor dem großen Heer liberaler Nachredner, das ohne Kampf, ja ohne Kenntnis der Gegner auf den Lorbeeren einer frühern, unterdessen schon längst wieder in Frage gestellten Forschung ausruht." Natürlich hat nur die Absicht, sich verfolgt fühlen zu können, aus diesen Worten den Vorwurf zu lesen vermocht, daß alle liberalen Theologen faule Nachredner seien. Unumwunden gesteht Wernle dem Liberalismus das Verdienst zu, die freie Religionsforschung hochgebracht zu haben. Allerdings kann er ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er sich an Glaubensfreudigkeit und Liebesenergie vom altgläubigen Christentum übertreffen lasse. Sein Kampf und seine Hoffnung geht auf eine Vereinigung der Vorzüge beider Gegner unter Abstoßung ihrer Schwächen: „Denn dieser Liberalismus kann nicht sterben, bevor das unverlierbare Gut, das er vertritt, die freie Religionsforschung, allgemein und rücksichtslos anerkannt ist, und jene Orthodoxie kann nicht untergehen, bis das Tiefe, Beste, für das sie kämpft, das wunderbare Erleben souveräner, richtender und verzeihender Gottesliebe, auch die Gegner überwältigt hat." —

Bleiben wir noch einen Augenblick bei diesem Grundsatz der Ehrfurcht vor dem Gegenstand stehen. Dieser Gegenstand ist hier nicht, wie der Name Theologie eigentlich sagt, Gott, sondern die Religion. Das ist das Moderne an dem Buch — Wernle haßt zwar dieses Wort, aber es läßt sich heute kaum mehr vermeiden. Hier ist gründlich gebrochen mit dem Wahn, es handle sich heute darum, die Religion erst zu erfinden oder neu zu erzeugen, und sie lebe von der Gnade der Wissenschaft. Sie wird einfach als Tatsache genommen, der Theologe hat sich zunächst bloß zu versetzen in das religiöse Leben der Menschheit. Er soll sein Auge auch auf die fremden Religionen richten. Er soll die Tatsache der Religion vor allem studieren an ihren schöpferischen Vertretern, den Propheten, Jesus, Paulus, Augustin, Luther, Schleiermacher. Diese Großen muß er selbst kennen lernen, er darf nicht nur über sie lesen. Natürlich muß sie der Theologe aus ihrer Zeit verstehen; er kann deshalb die Täler zwischen den Höhen nicht überspringen, er muß die Verbindungslinien, die geistigen Bewegungen kennen. Aber ein Kennenlernen aus erster Hand hält Wernle nur auf diesen Höhepunkten für unerläßlich.

Mit großer Energie wird dabei Jesus in den Mittelpunkt gestellt, da doch sein Leben aus und in Gott die Quelle des religiösen Lebens nach ihm und auch des unsern ist. Nicht als ob wir ihn kopieren könnten; das ist ja von vorneherein unmöglich. Aber er ist der, von dem wir religiös leben und zu dem wir immer wieder zurückkehren.

Diese Darstellung des religiösen Lebens der Menschheit ist die

Aufgabe der historischen Theologie, wozu allgemeine Religionsgeschichte, Bibelwissenschaft und Kirchengeschichte gehört. Aber nun darf der Theologe nicht bei der bloßen Anschauung dieser unendlichen Fülle stehen bleiben, er muß gruppieren, sichten, erklären und beurteilen. Und hauptsächlich muß er selbst dazu Stellung nehmen, sich entscheiden, ob er sich von diesem Strome des religiösen Lebens selbst will ergreifen lassen. Und das ist nun die Aufgabe der systematischen Theologie.

Wernle weiß wohl, daß die persönliche Entscheidung nicht das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung sein kann. Allerdings verlangt er zunächst, daß der Theologe aus dem von der historischen Theologie vorgelegten Stoff sich eine Ansicht über das Wesen der Religion und speziell des Christentums bilde. Das soll die Entscheidung vorbereiten helfen, ohne das kann der Theologe auch dem religiösen Leben Anderer nicht recht dienen. Diese Untersuchung des Wesens des Christentums stellt ihn nun schließlich vor die Frage, ob es mit seinem Anspruch auf Wahrheit recht habe; diese Wahrheit ist in der Hauptsache die Wirklichkeit Gottes und ein realer Verkehr des Menschen mit ihm. Und die Antwort wird gefunden aus dem Erleben der erlösenden und beseligenden Kraft des Christentums mitten in der Not und den Kämpfen des Alltagslebens. Dabei kann uns das Erlebnis der großen prophetischen Gestalten selbst zum Erlebnis werden, da wir die Kraft spüren, die uns von ihnen zufließt. Denn daß es Religion aus erster und aus zweiter Hand gibt, Propheten und Gläubige, ist eine der grundlegenden Ueberzeugungen Wernles. Und für diejenigen, die das religiöse Erlebnis von der Kraft des Evangeliums noch nicht durchgemacht haben, bleibt, da es unserer eigenen Frömmigkeit noch zu sehr an Kraft und Reife fehlt, nichts anderes übrig, als sie die Herrlichkeit des Christenlebens an den großen Gottesmännern, Jesus voran, schauen zu lassen. „Hier soll es ihnen deutlich werden, daß mit dem Glauben eine Kraft in unsere Seele eintritt, die das ganze Leben anders schafft. Dabei ist gerade das menschlich Schwache nicht zu verhüllen, damit das Reale, Unerdichtete solcher Gotteserfahrung um so heller wird. Von Engeln und Geisterwesen geht nie eine erlösende Wirkung aus, sondern nur von Menschen unserer Art, in deren Kämpfen und Leiden Gottes Spuren leuchten. Der Anblick solcher gottergriffener Persönlichkeiten soll in den noch fern Stehenden das Gefühl des Abstands erwecken und zugleich die Sehnsucht, einen Abglanz solcher Kraft im eigenen Leben zu erfahren. Hoch und ernst muß das christliche Glaubensideal ihnen dargebracht werden, ohne jede Vertuschung seiner Härten, mit der ganzen herben Wahrhaftigkeit der christlichen Selbstbeurteilung und dem heiligen Ernst der christlichen Forderung, aber freilich auch mit dem erfrischenden Trost und der Freude echten, starken Gottesbesitzes. Und dann ist ruhig zu warten, ob aus dem eigenen Herzen dem christlichen Glaubenszeugnis ein Echo nachhallt, und der Ruf sich regt: das ist es, was ich brauche, was allein mich ganz wahrhaftig und doch ganz freudig — froh der verzeihenden Gottesliebe — macht,

das, worauf meine Seele hin geschaffen ist und in dem sie erst die Gesundheit des wahren Lebens findet."

Die persönliche Entscheidung ist „ein Ja oder Nein nicht des Verstandes, jedenfalls nie allein, sondern einer ganz andern psychischen Kraft. Glaube lebt letztlich durch nichts anderes als durch Glauben. Der sittlichen Betrachtung erscheint er als eine Tat der Freiheit, ein heroisches Wagnis . . . Es gilt die ganz persönliche Antwort auf die Frage, ob unser Leben Sinn und Wert haben soll oder nicht, ob wir es als unfreie Naturmechanismen führen sollen oder als freie Kinder Gottes, ob Gott, d. h. der Gute, der Treue, der Heilige das letzte Wort zu sagen haben soll oder ein unpersönliches grausiges Verhängnis. Wobei freilich dem rückschauenden religiösen Glauben gerade dieser Freiheitsentscheid als Geschenk und Wunder erscheint, als ein Getrieben- und Getragenwerden von unsichtbaren Gotteskräften."

Wie oft schon ist das Schlagwort: undogmatisches Christentum ausgegeben worden! Wenn es bloß sagen will, daß Religion und Theologie zweierlei, daß das Christentum Leben und nicht Lehre sein soll, so stimmt ihm Wernle, wie die oben zitierten Worte zeigen, zu. Er weist es aber als große Oberflächlichkeit ab, wenn es sagen will, daß der so entstandene Glaube keine Denkarbeit mehr nötig habe. Nur handelt es sich dabei nicht um eine logische Konstruktion des Glaubens, sondern um die Gewinnung einer einheitlichen Weltanschauung vom religiösen Erlebnis aus, um eine Einordnung desselben in das übrige Erleben und Erkennen, um seine Rechtfertigung durch Gründe, die auch intellektuell ein gutes Gewissen geben können. Ohne solche Denkarbeit, ohne solche Weltanschauung, in der das Eigenleben der Religion seinen Platz behauptet, schnitte sich das Christentum seinen Einfluß auf das moderne Geistesleben völlig ab.

Ein dritter Teil der Theologie ist die Anleitung zur praktischen Verwertung der gewonnenen Einsichten im Kirchendienst. Es ist für unsere Zeit bezeichnend, daß Wernle diesem Teil eine Erörterung über das Existenzrecht der Kirche voranschickt. Gerade diese Partie (S. 441 ff.) sei Laien zur Lektüre besonders empfohlen, wie auch die vorhergehenden Abschnitte über das Wesen der Religion und des Christentums, über ihre Wahrheit, über die christliche Ethik jedem für Weltanschauungsfragen interessierten Leser genießbar sind.

Wernle leitet nun seine Studenten an, das Problem der Kirche so ernst als möglich zu nehmen, und zwar bevor sie in den Kirchendienst eingetreten sind. Die Verwechslung von Kirche und Reich Gottes sollte keinem verständigen Leser dieses Buches mehr möglich sein, die Mängel und Gefahren des Kirchentums werden so klar ausgesprochen, daß man Wernle unmöglich vorwerfen kann, nur durch Verschleierung der Schwierigkeiten vermöge er dem Studenten zum Kirchendienst Mut zu machen. Der Protest der religiösen Unmittelbarkeit gegen die kirchliche Vermittlung, der Gegensatz des freien vom Geist Getriebensein gegen die absichtsvolle kirchliche Reglementiererei

ist ihm wohl bekannt. Er weiß auch, daß das religiöse Leben nicht an die kirchliche Vermittlung gebunden ist und ist weitherzig genug, es da anzuerkennen, wo es abseits von der Kirche frei gewachsen ist. Da er seine Schüler durch das Feuer dieser Kirchenkritik hindurchführt, bewahrt er sie vor allem Pfaffentum. Aber schließlich macht er ihnen doch wieder Mut für den kirchlichen Dienst. Er betont den Gemeinschaftscharakter der Religion, die Notwendigkeit äußerer Organisation für die pädagogische Aufgabe des Evangeliums in der Welt; alle andern Bestrebungen organisieren sich heute viel mehr als früher, und einzig die Arbeit für das Reich Gottes sollte darauf verzichten? Ferner treiben Wernle zur Anerkennung der Notwendigkeit der Kirche die schon berührten Gedanken, daß wir erstens unsern Glauben nicht selbst schaffen, sondern empfangen aus dem kirchlichen Leben her, und daß wir zweitens nicht Alle Propheten sind und der Vermittlung des religiösen Lebens an uns bedürfen. Die Kritiker der Kirche wissen nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen. Und schließlich darf auch die Unvollkommenheit der empirischen Kirche vom Dienst in ihr nicht abhalten; dieser Dienst läßt sich ja auch wohl mit der Arbeit an der Beseitigung dieser Unvollkommenheiten verbinden.

Damit ist natürlich nicht alles erschöpft, was für Laien an diesem theologischen Buch interessant ist. Auch ist es selbstverständlich, daß das tatsächliche theologische Studium hinter dem von Wernle gezeichneten Ideal weit zurückbleibt. Aber ein Zeichen ist das Buch doch, daß die Theologie ernstlich bemüht ist, das zu überwinden, was die Laien gegen sie auf dem Herzen haben. R. Liechtenhan.

Allgemeinheiten.

Dem Können muß das Wollen vorangehen. Aber nicht jedes Wollen hat ein Können im Gefolge. So vieles gute Wollen verliert sich in die Weite und Breite, ersteckt sich auf zu vielerlei und bleibt darum wirkungslos. Das Wollen muß der alt beliebten Schlachtordnung gleichen, da die angreifenden Truppenmassen in Keilform aufgestellt waren. Die Spitze des Keils traf nur einen Punkt, aber diesen Punkt mit solcher nachstürmenden Gewalt, daß Hoffnung auf Sieg berechtigt war. So gilt mein Wollen heute auch nur einem Punkte, einer feindlichen Schlachtlinie und ich rufe Mitstreiter zum Kampfe heran. Wir wollen keine Allgemeinheiten in Wort und Rede mehr gelten lassen. Allgemeinheiten können den Erscheinungen nie völlig gerecht werden. Sie drängen und zwingen unser Denken nach bestimmter Richtung, und vielleicht ist der Zwang so stark, daß er lebenslang wirkt und uns des bunten Schauens der Wirklichkeit auf immer beraubt. Ein

Beispiel und du wirst mich besser verstehen. Allgemein gilt der Satz: der Wald ist grün. Ich würde mich nicht wundern, wenn der Satz schon im Fibelbuch der untersten Schulklasse stände. Es ist ein leichtes zu beweisen, daß diese Rede als Allgemeinheit gesprochen, falsch ist. Für einen ganz kleinen Teil der Fälle mag er gelten. Du wandelst im Wald, du siehst empor ins lichte Grün der Blätterwelt, da magst du singen: im Wald, im grünen Wald. Kein Kritiker der Welt kann dich zu Recht hindern und stören. Aber gleich, wie du deine Blicke niedergleiten lässest vom Wipfel zum Stamm, dann ist das Farbenbild zwar nicht minder schön, aber völlig geändert. In buntem Wechsel schmiegen sich die Stämme aneinander. Lichtbraune und dunkelbraune Linien beherrschen dein Gesichtsfeld, du bist im Wald, und doch ist der grüne Wald verschwunden.

Aber du hälst mir entgegen: So ist es nicht gemeint. Ich will den Wald nicht in seine Teile zerlegen, ich rede vom Walde als in seiner Gesamtheit, als einheitlicher Größe. Da gilt es — der Wald ist grün. Verzeihe mir, gerade hier muß ich dir widersprechen, kann ich dir widersprechen. Wir wollen zusammen vom Tal in die Höhe wandern. Ich gebe dir zu, der Wald in unserer Nähe dort, den kann man grün nennen. Das Grün der Baumkronen hat das Braun und Grau der Stämme gleichsam in sich aufgesogen. Aber schau dort uns gegenüber den Wald am Talhang, es sind lauter Tannen. Sei ehrlich, wie wirken die Tannwälder. Es ist eine dunkle, schwarze Masse, die sich den Berg hinanzieht und lebhaft kontrastiert zum glänzenden Weiß der Schneeflächen. Und ich bitte dich, schaue noch in den Hintergrund des Tales. Die Berge in der Ferne sind in helles Blau getaucht und seltsam, der Wald nimmt Teil an der allgemeinen Farbensymphonie — zum hellen Blau der Berge fügt sich ein dunkles Blau der Wälder. So muß ich deiner Allgemeinheit widersprechen — es gilt nur in vereinzelten Fällen: der Wald ist grün. Es ist ebenso berechtigt zu sagen, der Wald ist blau, ist schwarz, ist grau — der Wald ist eben ein Teil des allgemein wechselnden Farbenspieles.

Und was für den Wald, das gilt für den Himmel. Der Himmel ist blau. Nein, es ist eine Seltenheit, daß der Himmel wirklich blaut. Gestern abend zur Dämmerung, da lag es wie mildes Lila ausgegossen über dem Mürrenberg, über dem Breithorn, wo die weißen Gletscher in den Himmel glänzten, da spielten grünliche Töne ein sonderbar wechselnd Spiel, und über dem Nebelmeer dicht unterhalb der Hunnenfluh, da leuchtete ein kräftig Gelb empor. Und gerade über mir, da wo der Mond zu silbern begann, da breitete es sich aus wie Himmelsblau und doch bin ich nicht sicher, war das wirklich ein eigentliches Blau — es war schon mehr das Aufleuchten einer stahlglänzenden Fläche. Der Wald ist nicht grün, der Himmel ist nicht blau, ich widerspreche allen Allgemeinheiten, sie werden der bunten Mannigfaltigkeit der Dinge nicht gerecht, sie sind falsch. Was aber falsch ist, ist unsittlich und ruft unseren Kampf heraus.

Und jetzt nach langer Einleitung kann die Rede kurz ausfallen. Wir kämpfen gegen die Allgemeinheiten, sie schränken das Wesen der Dinge ein, sie verdecken uns eine reiche, mannigfaltige Welt. Sie täuschen uns vor, Wissende zu sein, wo wir kaum am Anfang des Wissens stehen. Und was für die Dinge der äußeren Natur gilt, das soll nicht weniger gelten für das Gebiet der Religion und Sittlichkeit. Wir wollen mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören, mit eigenen Herzen fühlen. Allerdings gehört zu diesen Forderungen die Ergänzung, daß wir auch andere nicht zwingen können, mit unseren Augen zu sehen — es gibt nun einmal Farbenblinde auf jedem Lebensgebiet, es gibt wieder andere, die nur weniges schauen, aber dieses wenige nur um so schärfer und deutlicher fassen.

Und von hier aus noch ein Wort über das, was man Kampf in der Lebensanschauung betitelt. Kampf in der Lebensanschauung hat einen Sinn überall da, wo man einen Menschen hindern will, mit seinen eigenen Augen zu sehen. In solchen Zeiten standen unsere Väter. Sie hatten zu kämpfen, man wollte es nicht verstehen, daß man auch auf dem Gebiete der Religion mit eigenen Augen schauen kann, schauen muß. Heute ist in unserem Lande solcher Angriff kaum mehr zu fürchten, darum meine ich, in unseren Reihen sollte nicht immer wieder das Wort vom Kampf in der Lebensanschauung neu geprägt werden. Für uns gilt vielmehr ein anderes. Vertiefung unserer eigenen religiös-sittlichen Gedanken, daß wir immer freier den Allgemeinheiten gegenüber, immer unbefangener Herr werden über unsere Augen, über unser Schauen. Und wie reich wird das unbehinderte, vorurteilslose Schauen in Gottes Welt, so reich, daß es vom Schauen hinführt zu immer innigerem, tieferem, eigenen Glauben!

W. Joß, Pfarrer in Lauterbrunnen.

Ein verwandeltes Dorf.*)

Die badische Landgemeinde Dettighofen im Klettgau, unweit Eglisau, zählt, bei 248 Seelen, 31 erwachsene abstinente Bürger, d. h. etwa ein Fünftel der erwachsenen Bevölkerung ist abstinent. Vor zwei Generationen war dieses Dorf noch gleich oder schlimmer vom Alkoholismus heimgesucht wie seine Umgebung, die es zum Teil heute noch ist. Es war auch eine der ärmsten Gemeinden Badens, kärglich auskommend mit versiegender Erzgräberei und unzweckmäßig betriebener Landwirtschaft und Viehzucht. Unter seinen Bewohnern befanden sich

*) Wir drucken mit Erlaubnis des Herausgebers diese Mitteilung aus der „Freiheit", dem Hauptorgan der Schweiz. Anti-Alkoholbewegung, ab, in der Hoffnung, daß sie da und dort Einen ermuntere, sein Dorf auch auf diese Weise umzugestalten.

aber einzelne einsichtige, energische, intelligente Familien, welche den allgemeinen Tiefstand zu ihrer Sache machten, und Besserung schafften. So war es für die Nüchternheitsbestrebungen eine treffliche Hilfe, daß zur Zeit der größten alkoholischen Versumpfung das Dorfwirtshaus in eines Mannes Hände kam, der über die Bedürfnisfrage nicht mit landläufiger Laxheit dachte. Er verabfolgte den Gästen nur kleine Mengen Getränke und verweigerte Angetrunkenen Aufnahme und Bewirtung. Heute werden die beiden Wirtshäuser des Dorfes von den Einwohnern Werktags nie und Sonntags nur selten besucht. Das Dorf hat nur noch einen einzigen Alkoholiker, einen alten Mann, der keinen Nachfolger mehr haben wird. Die Jünglinge des Dorfes haben in der Nachbargemeinde Baltersweil den Uebernahmen „Viertelebuben" erhalten, weil sie sich bei der Einkehr nicht mehr die Maß aufstellen lassen. Die Abstinenz hat ihren ersten Anhänger vor sechs Jahren gefunden. Wie gut der Boden aber vorbereitet war, wie sehr sich die ganze Gemeinde schon vor diesem Zeitpunkt von der Kneiperei losgemacht hatte, möge das Beispiel eines Dorffestes anno 1901 zeigen. Ein um das Wohl Dettighofens und die geologische und prähistorische Erforschung des Klettgaus hochverdienter Bürger, der seine wissenschaftlichen Forschungen neben seinem Bauergewerbe betreibt, wurde vom Großherzog mit einem Orden bedacht. Das Ereignis war selten, ja einzig und löste spontane Huldigungen der ganzen Gemeinde aus, wofür sich der Gefeierte mit einer öffentlichen Einladung ins Wirtshaus zu Speise und Trank bedankte. Die mehr als hundert Teilnehmer konnten sich kostenlos gütlich tun. Die Getränkerechnung des Wirtes belief sich auf achtundzwanzig Liter Bier. Ein Jahr später war der Ordensinhaber der erste Abstinent des Dorfes, und es sind bis jetzt diesem Beispiel dreißig Personen gefolgt, von der fast ausschließlich abstinent aufwachsenden Jugend des Dorfes zu schweigen.

Es gibt weit und breit kein Gemeinwesen, das den Alkoholismus so erfolgreich beseitigt hat und das zusehens so der völligen Enthaltsamkeit entgegengeht, wie Dettighofen. Dazu muß betont werden, daß in der Gemeinde der Kampf gegen den Alkoholismus bis zur Stunde noch nicht organisiert ist, daß hingegen der Erfolg auf diesem Gebiete eng zusammenhängt mit einer allgemein sittlichen und wirtschaftlichen Kräftigung. Die Bauernschaft von Dettighofen hat sich auf den Standpunkt gebildeter Menschen emporgearbeitet, und sie verdankt diesen allseitigen Aufschwung ebenfalls der Anregung und Führung durch einige tüchtige Familien, von denen die Würtenberger und Wittmer genannt werden müssen. Ein Angehöriger der ersteren, ein schlichter Bauersmann, war gleichzeitig Naturforscher aus eigener Kraft, Geologe, Botaniker, der seine Erkenntnisse und Erfahrungen, seine Mittel und seine vortreffliche Bibliothek auch für seine Mitbürger nutzbar machte. Er führte in der Gegend bisher unbekannte Getreidesorten und Futtergräser ein, regte zur Bearbeitung des Bodens mit tiefgehenden Pflügen und zur künstlichen Düngung an und war für

genossenschaftlichen Betrieb besorgt. Reichere Ernten brachten mehr Arbeit und Freude an der Arbeit. Hand in Hand mit der materiellen Besserstellung ging die geistige, und die Bauernbibliothek tat auch hier Gutes. Daß Dettighofen auf gutem Wege war, sah 1903 der Dettighofer Bürger Wittmer, der von Amerika zu kurzem Besuch der alten Heimat herübergekommen war. Mit einem Geschenk von 14,000 Mark begründete er eine öffentliche Dorfbibliothek, für deren Bergung und Betrieb ein Haus mit Bücherraum und Lesesaal gebaut wurde. Die Wittmerbibliothek wurde für die fünfzig Bauernfamilien zum Ort, wo das Beste für Bildung und Erziehung ausströmte. Wenn im Sommer der Vertrieb der Leihbücher ein schwacher ist, wie sich das für ein Bauerndorf geziemt, so holen Spätherbst und Winter das Versäumte ein. Der Lesesaal ist ein Volksheim; er vereinigt allabendlich Frauen und Männer zu gemeinsamer Lesung bester Bücher und Zeitschriften. Dettighofen und seine Gemeindebibliothek sind auch längst zu einem Wander- und Wallfahrtsziel vieler auswärtiger Freunde geworden und mancher Gelehrte und Künstler stellt sich zum Vortrag ein bei diesen einfachen, gescheidten und gebildeten Leuten. Die Besucher kommen aber nicht nur als Geber; sie selber ziehen als Beschenkte von dannen; denn sie haben in einem Bauerndorf Tatkraft, Intelligenz und Geisteskultur in einem Maß entfaltet gefunden, um das es von großen, reichen Gemeinwesen mit besten Bildungseinrichtungen beneidet werden dürfte. Ein badischer Minister hat das zuversichtliche Wort gesprochen: Dettighofen weise im Großherzogtum Baden die gesundeste und schönste wirtschaftliche und geistige Volkswohlfahrt auf.

W. Zuberbühler.

Ein Erziehungsproblem.*)

Die in diesem Artikel ausgesprochenen Beobachtungen und Bedenken dringen gewiß zur Zeit jedem denkenden Menschen und Erzieher an die Seele und möchten, im Gefühl der eigenen Ohnmacht, in dieselbe bange Frage ausmünden: „Wo soll es hinführen, wenn schon die Kinder keinen Respekt, kein Erschrecken, keine Ehrfurcht vor nichts mehr haben?“

Resultieren aber wohl die Erscheinungen von heute, wenn sie auch noch so verschieden sind von denen *unserer* Jugendtage, nicht aus derselben Grundursache? Sind es nicht bloße Schwankungen auf der Oberfläche des menschlichen Wesens?

Wenn die Kinder früher bloß durch die Furcht vor Strafe, durch strengere Erziehung in Schranken gehalten wurden, kommt nicht

*) Vgl. Nr. 2.

heute durch das Wegfallen dieser Schranken einfach das wahre Wesen der Menschenkinder zutage?

Die Zeitströmung, die auch die Eltern und Erzieher berührt und ergreift, heißt ja heute: „Leben und Leben lassen, sich austoben." Nun offenbart sich eben in dieser Freiheit vielfach der Mangel an innerem Gesetz, Halt und geschärftem Gewissen, die in heiligem Ernst den Kindern vorgelebt, auf sie vererbt werden und sie beeinflussen sollten.

Es scheint, daß die neue Zeit aufdecken und Licht hineinwerfen will bis auf die Wurzeln des menschlichen Wesens. Wenn da die Grundschäden zutage treten und sich ausleben wollen, und dadurch das Zusammenleben der Menschen noch schwerer und unerträglicher werden will, so tut sich anderseits für alle sich selbst und die Zeit erkennenden Menschen eine neue Hoffnung auf. Gerade in der Hilflosigkeit und dem Versagen menschlicher Bestrebungen an uns selbst, an den Kinderherzen, am geistigen Niveau der Menschheit überhaupt, bahnt sich ein Neues an und werden wir reif, den einzigen offenen Weg, auf dem Hilfe kommt, zu finden: nach Erneuerung des innern Menschen zu ringen, durch Kräfte, die uns schon lange in der Bitte verheißen sind: „Dein Reich komme!"

Ob andere Erziehungsmittel oder -Methoden bei den Kindern etwas Gründliches ausrichten werden? Eine Leserin.

Naumann über das Schicksal des Marxismus.*)

In Nr. 41 der Hilfe (1908) veröffentlicht Naumann einen längeren Artikel über „Das Schicksal des Marxismus", dessen Hauptgedanken im Folgenden wiedergegeben werden.

Die deutsche Arbeiterbewegung hat das große Glück gehabt, daß an ihren Anfängen starke, lebendige Geister mit hoher wissenschaftlicher Bildung, die Lassalle, Marx und Engels gestanden haben. Nach der Lehre des Marxismus hätte sich allerdings das sozialistische Programm aus der Lage des Lohnarbeiters ganz von selbst ergeben müssen; aber er widerlegt sich durch seine eigene Geschichte. Natürlich hätte es ohne Marx auch eine Arbeiterbewegung gegeben, vielleicht wäre sie sogar viel wilder und ungebärdiger aufgetreten ohne den sittigenden Einfluß der wissenschaftlichen Führung und der geschichtsphilosophischen Ideen. Daß ein Mann aufwuchs, in dessen Gehirn sich deutsche Philosophie und englische Sozialpolitik zu einem großen Gedankensystem zusammenfügten, und zwar gerade in der Zeit, da sich die Ohren der Proletarier zu öffnen begannen, das hob die deutsche Arbeiterbewegung weit über das hinaus, was sie sonst geworden wäre. Während sonst die Masse nur die abgetragenen Geisteskleider ihrer Herrschaften zu tragen bekommt, gab ihr Marx Gedanken, wie sie sonst nur den obern Bildungsschichten zugänglich sind,

*) Dieses Referat ist schon vor längerer Zeit geschrieben, wurde dann aber zu Gunsten des Artikels von Lic. Matthieu zurückgestellt. Den Lesern dieses Artikels wird es nun doppelt interessant sein, auch Naumanns Gedanken über dasselbe Thema zu vernehmen. Red.

weite Weltgeschichtsgedanken, starke dramatische Phantasien, Begriffsbildungen neuester Prägung, Wahrheiten, denen man noch die Glut des Schmelzofens anmerkte. Wann seit den Tagen des Urchristentums ist das der Masse zuteil geworden! Was Wunder, wenn sich die alten Führer aus seiner Schule am Marxismus festklammern!

Das Größte, was Marx der Arbeiterbewegung geleistet hat, ist die Grundstimmung, die er in ihr den technischen Fortschritten gegenüber gepflanzt hat. An sich ist es viel natürlicher, wenn eine Arbeiterschaft, die den neuen Betrieb zuerst als Druck und Entmündigung kennen gelernt hat, lieber die Maschine zerschlägt wie die erste englische Arbeiterbewegung, als in ihr den künftigen Befreier zu sehen. Das Proletariat brauchte einen, der seinen Blick über die Jahrhunderte der Volkswirtschaft konnte schweifen lassen und ihm sagte, wohin die Entwicklung der Neuzeit zielt. Das hat ihm Marx geleistet, er hat ihm eine optimistische Ansicht von der kapitalistisch technischen Entwicklung beigebracht. Seine rücksichtslos fortschrittliche Wirtschaftsauffassung besaß er, weil er liberal war, ehe er Sozialist wurde.

Marx und Engels empfinden stärker als manche Liberale den ungeheuren Fortschritt, die gewaltige Steigerung der Produktionskräfte, die der kapitalistische Liberalismus gebracht hat. Sie bejahen diese kapitalistische Kraftentfaltung, trotzdem sie sehen, daß sie zunächst nur dem Kapitalismus zu Gute kommt, denn sie sind überzeugt, daß sie dem Sozialismus die Wege ebnet. Der Kapitalismus erscheint ihnen als kurzes, glänzendes Zwischenspiel zwischen Feudalismus und Sozialismus. Durch die ungeheure Konzentration des Besitzes in wenigen Händen wird die freie Konkurrenz aufgehoben, immer neue Teile der Bourgeoisie werden in das Proletariat hinuntergeschleudert, und wenn dieses als einheitliche Masse auftritt, so vermag niemand mehr die wenigen Reichen gegen die Legionen zu schützen, die aus der sozialen Unterwelt gegen sie entsandt werden.

Diese Prophetie wurde vor 60 Jahren zuerst verkündigt, Hunderttausende haben seither daran geglaubt und dafür Opfer gebracht. Aber jetzt fängt man an zu vergleichen, ob es wirklich so gekommen ist. Und man muß sich nur verwundern, wie viele Punkte durch den weiteren Verlauf der Dinge bestätigt worden sind. Aber wenn Marx richtig gesehen hat, so müßte doch jetzt zur Erfüllung der Hoffnung Zeit sein, ehe die Letzten von den Ersten, die damals mit ihm hofften, den Abschied nehmen. Aber es ist noch nicht Zeit, denn der Kapitalismus ist inzwischen nicht schwächer, sondern stärker geworden.

Die von Marx vorhergesagten Tendenzen sind eingetreten, aber auch manche unvorhergesehene Gegenwirkungen. Eine starke Tendenz auf Großbetrieb, Kapitalkonzentration, Massenarbeit ist vorhanden, aber sie beherrscht nicht die ganze Volkswirtschaft; selbst in den Großstädten der Industriegebiete gibt es nicht nur Großbetriebe und Proletariermassen, es entstehen auch immer neue Betriebe anderer Form. Man hat sich damit so abgefunden, daß man die Fortexistenz des Kleinbetriebs in Handwerk, Handel und Landwirtschaft zugibt, aber erwartet, die Sozialisierung werde sich zuerst in den Großbetrieben ergeben und dann auch die übrige Volkswirtschaft nach sich ziehen.

Diese Berechnungen sind durch die Bildung von Syndikaten, Verbänden, neuen Innungen durchkreuzt worden. Liberalismus und Sozialismus rechneten mit dem Fortbestehen des freien Einzelunternehmers; ersterer schützte, letzterer bekämpfte ihn, aber daß auch er sich mit seinesgleichen assoziieren werde, diese Möglichkeit stellten sie nicht in ihre Rechnung ein. Ein Wirtschaftssystem von lauter individualistischen Unternehmern, von denen sozusagen jeder für sich allein in seinem Gehöft verschanzt ist, vermöchte dem Ansturm des vereinigten Proletariats nicht Stand zu halten. Aber die erste Stufe der Industrie, die des freien Einzelunternehmers, weicht immer mehr einer zweiten, wo der Besitz von der Leitung, die technische von der kaufmännischen Leitung und beide von der allgemeinen Oberleitung getrennt sind. Jede größere Unternehmung reift der Gesellschaftung entgegen und verliert dadurch den Geist des Individualismus, sie empfindet Abmachungen und Verträge nicht als Preisgabe der Freiheit, die Konzentration der Betriebe bedeutet nicht mehr eine Verengung des Kreises der Interessenten. Und

von da aus wird nun bald eine dritte Stufe erreicht, wo die Unternehmer ihr Kapital in den verschiedensten Produktionen abeiten lassen und dadurch einen Ueberblick über das Wirtschaftsgetriebe gewinnen, wie ihn keine Regierung und kein volkswirtschaftlicher Professor in diesem Umfang besitzt. Sie können so ganze Gewerbe organisieren. Die Syndikate der Unternehmungen vollbringen fast genau das, was die Sozialisten früher als Zukunftsstaat zu beschreiben pflegten, sie regeln die Produktion; es muß für die Sozialisten eine gewisse Genugtuung sein, daß jetzt die Syndikatsbeamten verkünden, was sie selbst schon längst sagten und was ihnen der ältere Liberalismus nicht verzeihen konnte: Daß es ein unerträglicher Zustand sei, wenn jeder nach seinem Gutdünken produziere, was und wie viel er wolle.

Nur tun die Unternehmer aristokratisch, was nach der Meinung der Sozialisten nur durch das Proletariat auf demokratischer Grundlage möglich gewesen wäre. Das ist das Unerwartete, daß diese Regelung der Produktion eine gewaltige Stärkung des kapitalistischen Systems geworden ist; es ist so stark geworden, daß es weder vom Staatssozialismus abgelöst, noch von den Genossenschaften der Konsumenten verdrängt, noch von einer sozialen Revolution aus dem Sattel geworfen werden kann, es sei denn, daß schreckliche Zeiten der Arbeitslosigkeit und des Hungers einen Massengroll erzeugen, der dann einfach blind alles über den Haufen wirft, ohne Besseres an die Stelle zu setzen. Das ist peinlich für alle Sozialisten alten Schlages, auch für uns soziale Ideologen, die wir einen schnelleren Gang der Arbeitererfolge gehofft hatten. Aber wir müssen uns einfach finden in die Tatsache, daß die Verbandsidee auf der ganzen Linie siegt.

Da die Unternehmerklasse selbst einen Teil des marxistischen Programms herbeiführt und die Vergesellschaftung von oben her verwirklicht wird, nicht als Ideal, sondern als Macht, teilweise als Zwang und Druck, so bleibt dem Sozialdemokraten zunächst nur übrig, innerhalb dieser industriellen Vergesellschaftung den demokratischen Teil des marxistischen Programms zu vertreten und in ihr das zu werden, was Liberalismus und Demokratie innerhalb des absoluten Staates gewesen ist. Es tritt zunächst in den Vordergrund die Aufgabe der Verwandlung des Industrieuntertans in den Industriebürger. Das ist der Punkt, wo Sozialismus und Liberalismus sich begegnen.

Sozialismus und Liberalismus sind sich in den letzten zwei Jahrzehnten näher gekommen als die augenblickliche politische Konstellation vermuten läßt. Der Liberalismus hat sich grundsätzlich von dem reinen Individualismus entfernt, von jener Theorie, daß der Staat den freien Arbeitsvertrag bloß zu schützen, nicht zu beeinflussen habe, und hat sich auf den Boden des gesetzlichen Arbeiterschutzes gestellt. Innerhalb des Sozialismus aber rücken die Gewerkschaften immer mehr zu tonangebender Bedeutung vor. Man will nicht mehr nur die Kräfte sammeln für den einen großen Schlag, für die Götterdämmerung der bürgerlichen Gesellschaft, sondern man will schon auf dem Boden des heutigen Gegenwartsstaates für die Arbeiterklasse die größtmöglichsten Vorteile erringen. Man läßt sich die Gelehrten um die reine Lehre des Marxismus streiten, aber das eigentliche Interesse liegt bei den Erfolgen der gewerkschaftlichen Arbeit. Liberale und Sozialisten stehen beide der neuen gewaltigen Industriebeherrschung gegenüber, beide darauf bedacht, das Recht der Einzelperson inmitten des Verbandszwanges zu schützen.

Marx wollte von dem Appell an den freien Willen nichts wissen, weil er alles als naturnotwendiges Geschehen beurteilte. Tatsächlich war er freilich ein gewaltiger Wecker von Energien. Heute nun vollzieht sich innerhalb der denkenden Sozialdemokratie eine Hinwendung von der Naturlehre zur Willenslehre. Man merkt, daß die Industrieherrschaft nicht von selbst stürzt, sondern daß ihr Konzessionen durch Willensakte müssen abgerungen werden. Die Macht und Verantwortlichkeit der Persönlichkeit tritt damit wieder mehr in den Vordergrund, die Massenbewegung ist nur so viel wert, als in ihr sich Personalkraft sammelt. Es gibt nichts Größeres als den wollenden Menschen. In dieser Richtung geht die neueste Entwicklung des Sozialismus. L.

Umschau.

Am 7. Februar hat ein Mann die Augen geschlossen, dessen Andenken wir auch in unserm Blatt kurz ehren dürfen: **alt Hofprediger Adolf Stöcker.** Ich selbst gehöre zwar nicht zu den von ihm direkt Angeregten. Seine beste Zeit habe ich noch nicht mit Bewußtsein erlebt. Als ich ihn 1898 während des Reichstagswahlkampfes hörte, machte er mir keinen Eindruck. Sein Glanz war damals schon am Erbleichen. Und seine erbitterte Feindschaft gegen alle freiheitlichen Entwicklungen in Theologie und Kirche hat uns stets von ihm getrennt. Er dachte eben durch und durch autoritativ. Naumann sagt in seinem Nachruf in der „Hilfe" vom 21. Febr.: „Fast möchte man sagen, er sei auch kirchenpolitisch ein Militärgeistlicher gewesen, ein Wertschätzer der Glaubensdisziplin."

Und doch gehört er zu denen, welchen wir zu danken haben. Meine soziale Gesinnung verdanke ich wie viele meiner Gesinnungsgenossen Friedrich Naumann, trotzdem ich heute manchen seiner Wege nicht mehr folgen kann. Und Naumann hat es wiederholt ausgesprochen, was er Stöcker verdanke.

Stöcker ist natürlich nicht der erste, der von einer Verbindung von Christentum und Sozialismus sprach. Aber eine christlich-soziale Bewegung ist von seiner Person ausgegangen. Und Stöcker ist von den Worten zur Tat fortgeschritten. Schon das muß man sagen: an einem Menschen, der so glühend gehaßt worden ist wie er, muß etwas Außerordentliches gewesen sein. Sicher hat er das Wort christlich in seinem Programm zu sehr mit kirchlich verwechselt und durch die Verquickung mit dem Antisemitismus schwer kompromittiert, und somit hat er diesen Haß mit verschuldet. Das ist ein Grund, warum wir den historisch bedenklich belasteten Namen christlich-sozial ablehnen. Aber den Ruhm der Furchtlosigkeit wollen wir ihm nicht schmälern. Es war damals, vor 30 Jahren, kein geringes Wagnis, dem sozialdemokratischen Fanatismus sich zu stellen. Und Stöcker hat auch das Odium vor denen, die er bisher zu den Gesinnungsgenossen gerechnet hatte, nicht gefürchtet. Bismarck wollte ihn einmal „wie andere Sozialdemokraten" aus Berlin ausweisen.

Naumann schreibt 1895: „Stöcker ist und bleibt der Vater unserer Bewegung, auch wenn es ihm geht, wie manchem Vater mit seinen Kindern, daß sie später eigene Wege suchen. Von ihm ist zuerst der Eifer und die Begeisterung geweckt worden, die uns jetzt vielleicht weiter führen, als er für recht hält. Er hat dem Wort christlich-sozial zuerst freie Bahn gemacht, er hat zuerst von den großen sozialen Aufgaben des evangeli-

schen Christentums in öffentlichem Kampf geredet". Dann beschreibt Naumann, welche Begeisterung in seiner Studentenzeit von Stöcker auf ihn übergesprungen ist — gerade wie wir in unsern deutschen Universitätsjahren der hinreißenden Rede Naumanns lauschten. Und davon redet nicht nur der Naumann von 1895, der noch „christlich-sozial" sein wollte. Auch noch der Blockpolitiker von 1909 bezeugt: „Mochten seine Sätze nicht völlig richtig sein, so ging doch eine gewisse Lebensstimmung von ihm aus, ein Glaube an die deutsche Zukunft und an den Sieg des Guten." Und er schließt: „Es ist nicht nötig, an dieser Stelle nochmals zu sagen, was uns von ihm trennt. Wir stehen links, und er stand rechts. Aber das gebührt sich an diesem Grabe zu sagen, daß auch wir in der Periode seiner Kraft von seiner sozialen Stimmung bewegt wurden und ihm dafür dankbar geblieben sind, auch dann noch, als die Wege sich geschieden hatten. Er ruhe in Frieden!" Trotzdem wir nur indirekt von ihm bewegt wurden, würde uns ohne ihn Einiges fehlen, das wir zu unserm Besten rechnen. Darum haben auch wir Grund, in diese Worte einzustimmen. L.

Freidenkertum und Redefreiheit. Eine ganz unglückliche Propaganda hat diesen Winter der deutsch-schweizerische Freidenkerbund entfaltet. Es ist wirklich schwer, keine Satyre drüber zu schreiben. Der Sprecher des Bundes, Herr Ingenieur Richter, der als Wanderprediger verschiedene schweizerische Städte besuchte, ist zwar ein recht redegewandter Mann, aber ein so ausgesprochener Dilettant, daß er überall nur verlieren konnte, wo ihm des philosophischen Denkens etwas geübte Leute entgegentraten. Was Richter in Chur vorgetragen hat, war die Häckelsche Lehre in bedenklich verschlechterter Auflage, und an anderen Orten, wie Luzern, Zürich, St. Gallen, wird er mutatis mutandis die gleiche Rede gehalten haben. Sprunghaft, reich an Widersprüchen und in ihrem kritischen Teil so leidenschaftlich und unsachlich als möglich. Die Konsequenz des Denkens und die Beherrschung der einschlägigen philosophischen Fragen fehlte so sehr, daß der Sprecher sich von einem Debatter arg in Verlegenheit bringen lassen mußte, der ihn vor die Frage stellte: Welchen Monismus vertreten Sie denn eigentlich, den materialistischen oder einen pantheistischen? Die verlegene Antwort hieß: „den materialistischen", und so sprach der Philosoph, der eben noch einer relativen Willensfreiheit das Wort geredet hatte. In wahrhaft fanatischer Weise wurde Sturm gelaufen gegen Kirche und Kirchenlehren. Behauptet wurde alles. An allem Elend mußte die Kirche schuld sein. Bewiesen wurde nichts. Kurz, die Beredsamkeit abgerechnet, war Richters Propagandavortrag eine wahrhaft beschämend schwache Leistung. Sein Tournier mit Pfarrer Pflüger in Zürich hat denn auch für das Freidenkertum recht wenig glücklich geendet; in Chur hat ihm der katholische Professor A. Gisler mit wahrhaft olympischer Ruhe eine Abfuhr bereitet, die Richter hier für alle Zeiten wohl unmöglich macht. Man hat den Eindruck, „Monismus" sei nichts als das Mäntelchen gewesen, das hier eine konfuse Philosophie und ein blinder Kirchenhaß sich umhängte. Drum wäre es auch wenig angebracht, nun in ein Triumphgeschrei auszubrechen. Der wirkliche Monismus ist in seinen verschiedenen Formen eine ungleich ernstere Sache, vor allem auch eine weit größere Macht als sein unglücklicher Vertreter, Herr Ingr. Richter, und die argen Blößen, die sich dieser Prediger des Freidenkertums gab, gestatten höchstens einen Schluß auf das geistige Niveau des schweizerischen Freidenkerbundes, in dessen Namen und Auftrag der Redner sprach.

Aber einige Glossen zu dieser fast komisch endenden Vortragstournee können wir doch nicht unterdrücken. Von einem Korrespondenten des Grütlianer ist behauptet worden, man habe in Chur das „freie Wort" vergewaltigt, indem Richter schon mit Pfeifen empfangen worden sei, sich bei einigen Kraftstellen gegen Kirche und persönlichen Gott durch Pfui-Rufe unterbrechen lassen mußte, und endlich dadurch, daß die Zuhörerschaft, die reichlich zur Hälfte aus Katholiken bestand, ihn zur Wahl eines Tagespräsidenten zwang, der dann eben nach Majoritätsbeschluß ein katholischer Jurist, Präsident des katholischen Volksvereins, war.

Wahr ist, die Katholiken Churs hatten Parole ausgegeben, recht zahlreich zu erscheinen, um wenn irgendwie möglich

die Versammlung numerisch zu beherrschen. Aber wer gerade sie mit einem marktschreierischen Zeitungsinserat in die Schranken forderte und zugleich die ganze Churer Geistlichkeit zum Erscheinen ausdrücklich einlud, war Richter. Und dies alles, um mit Schmähungen über Kirche und Christentum herzufallen und mit plumpster Hand in religiöse Dinge intimster Art hineinzugreifen. Hätte Richter nur halb so plump und fanatisch unsere schweizerische Demokratie angegriffen durch Zeitungsinserat und Vortrag, er wäre ganz ohne Zweifel in der Hälfte seines Referats gelinde gesprochen an die Luft gesetzt worden, und von einer Vergewaltigung des freien Wortes wäre kaum ein Wort gesprochen worden. Kirche und Religion aber, die wären also gerade gut genug gewesen, um stille zu halten, bis der Mann durch die Liste seiner Schmähungen sich durchgeredet hätte. Soweit wären wir zur Stunde: Man wirft einen hinaus, der einem Vater und Mutter beleidigt, man setzt einen an die Luft, der einem die politische Ueberzeugung in den Koth zieht, aber man ist im Namen des freien Wortes verpflichtet, anzuhören, ruhig und mit Geduld, wie einer unsere religiösen Gefühle verhöhnt! Wir danken für diese Tyrannei des freien Wortes und können nur drüber staunen, daß sie von vielen hingenommen wird. Man gestattet uns freundlichst ein familiäres, ein politisches, ein geschäftliches Ehrgefühl zu haben, ein religiöses soll's nicht mehr geben dürfen in der Zeit des freien Wortes. Gott bewahre uns vor Gotteslästerungsprozessen, wie sie bekanntlich noch in manchen Staaten üblich sind. Aber die Sache hat denn doch auch ihre sehr bedenkliche Kehrseite. Wo stehen wir eigentlich, wenn wir den nächstbesten Dilettanten und Fanatiker im Namen der „Wissenschaft" in öffentlichem Vortrag auf unseren religiösen Gefühlen herumtreten lassen sollen? Das gehört unseres Erachtens auch ein wenig in jenes Kapitel, das gestützt auf die schrankenlose Gewerbefreiheit jedem schiffbrüchigen Ignoranten gestattet, einen Wirtschaftsbetrieb, einen Handel, ja eine Werkstätte zu eröffnen, d. h. hier wird eben die Freiheit zum Unsinn und zur argen Belästigung und Ausbeutung des Publikums. Damit ist nicht gemeint, daß Leuten, wie Ingr. Richter, die Erlaubnis entzogen werden soll, öffentlich zu reden, aber es soll wenigstens dem Publikum freistehen, solche Expektorationen recht demonstrativ abzulehnen, ohne es der Vertretung eines kulturell minderen Standpunktes zu zeihen. Eine Tyrannei des freien Wortes wollen wir nicht.

Umso wohltuender war der Leitartikel, den der Grütlianer nach dem Redetournier Richter-Pflüger brachte. Ein eminent weises Wort aus dem Lager des Sozialismus, das davor warnte, irgend eine Verkoppelung Richterschen Freidenkertums mit der Sozialdemokratie zu vollziehen. Man sieht daraus, wie weit sich der Sozialismus heute schon nach der religiösen Seite hin abgeklärt hat. Der betreffende Leitartikel ist ein Dokument von Wichtigkeit, denn er ist eine entschiedene Verurteilung desjenigen Sozialismus, der meint, er sei im Stande, die ganze Seele eines Menschen zu füllen und im Namen der Wissenschaft die Religion, im Namen des sozialen Fortschritts die Kirche auszuschalten. Wir halten diese Aeußerung des Grütlianer über das Verhältnis des sozialistischen Programms zu den verschiedenen Formen von Religion und Kirche für den erfreulichsten positiven Niederschlag der unglücklichen geistigen Campagne des eigentümlichen Monisten Richter. B. H.

Die Mission im neuen China. Es wird die Leser des Aufsatzes über Mission in den N. W. interessieren, zu erfahren, wie ein genauer Kenner chinesischer Zustände, der auch schon in unsern Blättern genannte Dr. Rohrbach, die Lage der Mission in China beurteilt. Dr. Rohrbach war längere Zeit in China und wirbt nun durch Deutschland hin in Missionsvorträgen des „Allgemeinen protestantischen Missionsvereins" für deutsche Mission im Reiche der Mitte:

Vor 1900 lagen die Dinge für die Mission sehr ungünstig. Der Opiumkrieg von 1840, der Taipingkrieg nach 1860, dessen Führer sich als den jüngern Bruder Jesu ausgab, und der China Millionen von Menschen kostete, die Sühne für jede Ermordung eines Missionars mit Panzerschiffen und Kanonen hatte den Chinesen im Christentum und im Missionar die Wurzel alles Uebels, aller Unruhe des Reiches erkennen lassen.

Zudem besaß und besitzt der Chinese

gar kein Organ für das Christentum und seine Fragestellungen, die sich alle auf das Verhältnis des einzelnen zu seinem Gott beziehen. Hat doch nur der Kaiser einmal im Jahr das Recht, den Himmel zu räuchern, zu opfern und sein Gebet an ihn zu richten. Alles andere, z. B. die Verehrung eines Provinzgottes, oder des Kriegsgottes, ist nichts anderes als Verehrung des Schutzpatrons, denn der Kriegsgott ist ein historisch nachweisbarer Feldherr aus dem 13. Jahrhundert. Religion ist dem Chinesen Zugehörigkeit zum Staate, dessen Ruhe und innerer Friede sein höchstes Gut. Aus dieser völligen Verschiedenheit der religiösen Fragestellung ergibt sich, daß mit Gewinnung von kleinen Taufgemeinden nichts auszurichten ist.

Der Krieg zwischen Rußland und Japan hat in China Neuland geschaffen. Man will jetzt, aufgerüttelt durch den Erfolg Japans, die ganze europäische Kultur sich aneignen, nicht nur Kanonen und Panzerschiffe kaufen. Zehntausende von Schulen und Universitäten sind gegründet worden, die alten Schulen sind mit einem Schlage gefallen; und wenn wir uns diese Kultur angeeignet haben — so denkt der Chinese — dann werden wir wieder Herr im eigenen Hause sein und die Weißen verdrängen.

Diesen Moment des neuen Bildungsbedürfnisses gilt es zu erfassen. Denn eine wirksame Mission kann nur Kulturmission sein. Christliche Lehren müssen ganz ans Ende gestellt werden, denn man kann ein Haus nicht mit dem Schornstein zu bauen anfangen. An drei Punkten kann man einsetzen: Schulen, ärztliche Hilfe, Frauenfrage.

Das haben die Angelsachsen nun in hohem Maße begriffen. Getrieben von den verschiedensten Motiven: von rein religiöser Begeisterung, von Rasseninstinkt und auch bloß von materiellem Interesse, das die Mission als Agenten des Handels betrachtet, dem wohl ein Prozent vom Handelsgewinn gebühre, lassen die Engländer und Amerikaner gewaltige Summen für die Unterstützung der Mission zusammenfließen. Vor kurzem tagte in Gegenwart Lord Cecils, des Sohnes des frühern englischen Premiers Lord Salesbury, eine Konferenz in Schanghai, um das Nötige in dieser Hinsicht zu besprechen. Die alten Universitäten Cambridge und Oxfort haben sich auf Anregung von dieser Seite hin bewegen lassen, zur Gründung einer Universität im großen Stile in Schanghai zusammenzuwirken. Millionen sind aufgebracht worden, mit denen Lord Cecil eben jetzt unterwegs ist zum Begründen des gewaltigen Unternehmens. — Der amerikanische Petroleumkönig Rockefeller hat aus eigener Tasche 7 Millionen Dollar den amerikanischen Missionen in Schanghai überweisen lassen, um dort eine große Universität mit 50 Professoren zu begründen. Ohne die Missionare wären beide Gründungen undenkbar, das Geld hätte dann ebensogut in den Stillen Ozean geworfen werden können. Aber anderseits wird der spezielle Bekehrungscharakter dieser Anstalten sehr zurückgestellt. In Schangtung wird, um den Chinesen alles Mißtrauen zu benehmen, sogar die theologische Fakultät als besonderes Seminar abgetrennt und an einen kleineren Ort verlegt, während die Universität in eine größere Stadt kommt.

Die Summen, die Deutschland dagegen in die Wagschale werfen kann, bezeichnet Dr. R. als beschämend klein. Wenn sich nicht auch Deutschland aufrafft, zunächst namentlich finanziell aufrafft, so wird in 10 oder 20 Jahren in China das Angelsachsentum die einzige Form westlicher Kultur sein. Ein Appell an die Deutschen, die sich bewußt sein müßten, auch ein eigenartiges Gutes nach dem Osten zu bringen, bildete den Schluß des Vortrages: Es ist höchste Zeit dazu. Es wäre erfreulich, wenn man auch in der Schweiz über die tief einschneidende Bedeutung dieser revolutionären Ereignisse sich mehr Einsicht verschaffen würde. Der „Allgemeine protestantische Missionsverein" in der Schweiz könnte gewiß Dr. Rohrbach zur Berichterstattung gewinnen. A. B.

Anm. d. Red. Wie wir von zuverlässiger Seite erfahren, wird Herr Dr. Rohrbach in der letzten Märzwoche in verschiedenen Schweizer Städten Vorträge halten. Es wird somit manchen unserer Leser die Gelegenheit geboten, diesen Kenner des Kolonialwesens und der Mission, der Kolonien und Missionsgebiete Afrikas und Asiens selbst bereist hat, kennen zu lernen.

Büchertisch.

Unter unsern Lesern ist vielleicht der eine oder andere in der Lage, daß er einem jungen Menschen aus seiner Bekanntschaft ein wirkliches Konfirmationsgeschenk machen möchte, d. h. ein solches, das mit der Konfirmation in innerm Zusammenhang steht und nicht nur gegeben wird um der bestehenden Geschenksitte nachzukommen. Hiefür möchten wir warm empfehlen: **Lebensziele**, eine Einführung in die Grundfragen des religiös-sittlichen Lebens für die Jugend und ihre Freunde, unter Mitarbeit von Lic. G. Traub und Else Zurhellen-Pfleiderer herausgegeben von Lic. **Otto Zurhellen.** Leipzig, Quelle & Meyer. Preis Fr. 6.40. Es ist kein Erbauungsbuch — das würden natürlich die jungen Leute nicht lesen. Allerdings die „Lebensziele" wird auch nicht jeder lesen, sondern nur solche, die für religiöse und Weltanschauungsfragen Interesse haben, davon bewegt werden und nach einem Führer verlangen, also etwa Gymnasiasten, Seminaristen, denkende junge Kaufleute. Die Verfasser predigen den Leser nicht an, sondern sie führen ihn in die Probleme hinein und wollen ihm zur Selbständigkeit helfen. Sie wollen keine Frömmler aus ihnen machen, aber nach dem Höchsten strebende Menschen. In einem ersten Teil entwirft der Herausgeber in frischem und warmem Tone ein Bild von Jesus, im zweiten Teile führt er in diejenigen Weltanschauungsfragen ein, die den jungen Leuten am meisten zu schaffen machen: Darwinismus, Mechanismus, Materialismus, Persönlichkeit Gottes, das Uebel in der Welt. Seine Gattin, die Tochter des jüngst verstorbenen Theologen Pfleiderer in Berlin, hat den folgenden Abschnitt über Charakterbildung verfaßt, packend und verständlich, aber nirgends trivial. Daß Lic. Traub's Beitrag über das soziale Leben vorzüglich ist, kann man erwarten; zwar möchte ich nicht alles unterschreiben; aber die Hauptsache ist, daß der Leser die Schwierigkeit und brennende Not der sozialen Frage sehen lernt und aus seiner Ahnungslosigkeit, seinen Vorurteilen herausgerissen wird. Den Schluß bildet ein Abschnitt über die Kirche vom Herausgeber. Die Spannung zwischen dem ganz persönlichen Charakter der Frömmigkeit und dem Gemeinschaftsbedürfnis, das sich feste Formen schaffen muß, wird durch die Geschichte verfolgt. Uebrigens werden auch Erwachsene das Buch mit Gewinn lesen. Manche ringen ja auch erst in späteren Jahren mit den hier verhandelten Problemen. L.

Barth, Dr. A. Die Entwicklung der neuen Machtverhältnisse in Ostasien. (Helbing & Lichtenhahn, Fr. 1.—.)

Da in den letzten Nummern der Neuen Wege so viel von Ostasien die Rede ist, so sei die Gelegenheit benutzt, um auf eine kleine Schrift unseres Mitarbeiters Dr. Barth hinzuweisen, die sich mit den dort einsetzenden neuen Entwicklungen befaßt. Der Verfasser gibt einen klaren und lehrreichen Ueberblick über die Ereignisse, die zu dem weltgeschichtlichen Wendepunkt geführt haben, der das Erwachen Ostasiens bezeichnet. So rückt, was im Geiste des Lesers vorher als eine oft recht zusammenhanglose Masse von Zeitungsberichten lag, in einheitliche Beleuchtung und gewinnt dadurch einen bessern Sinn. Zugleich deutet der Verfasser die Möglichkeiten und Probleme an, die diese Entwicklung schafft. Daß er in seiner Beurteilung mit Kennern der Verhältnisse wie Missionar Wilhelm in Tsingtau zusammentrifft, spricht sehr für seinen historischen Blick. Da wir in den kommenden Zeiten sicher immer mehr Anlaß haben werden, uns mit der im Osten anhebenden neuen Epoche (die vielleicht auch für uns wichtig genug werden mag) zu beschäftigen, so ist diese orientierende Studie doppelt zu begrüßen. L. R.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Zum Charfreitag.

Ein selbständiger religiöser Maler unserer Zeit hat Jesus am Kreuz gemalt in gewaltiger, ergreifender Einsamkeit, ohne Jünger, Frauen und Kriegsknechte.

Das ist sicher die innerlich zutreffendste Darstellung des Endes Jesu. Er ist einsam gestorben; niemand hat ihn und seinen Tod in jener Stunde verstanden, ja, so lange er lebte und arbeitete hat niemand ihn ganz verstanden. So mußte ihm in seinem dunkelsten Augenblick Alles vergeblich erscheinen.

Diese Tatsache können wir uns nicht genug zu Herzen gehen lassen. Es war ja doch die Treue Jesu, daß er mit Bewußtsein und Willen seinen Weg bis zum Ende ging, auch wenn er einsam war, ja schließlich in die grauenhafteste Einsamkeit führte. Warum hat er sich selber seine Aufgabe so schwer, ja so aussichts- und hoffnungslos gemacht? Warum hat er nicht eine Partei mit einem klaren Programm oder eine Kirche mit einem festen Bekenntnis gegründet? Wie viel leichter wäre ihm dann das Sterben geworden, wie hätte er ruhig solche Pflanzung ihrer fernern gedeihlichen Entwicklung überlassen können! Statt dessen unterzog er sich der unendlich mühsamen Erziehungsarbeit an einer handvoll Männer, die ihn immer wieder enttäuschten und so wenig mit ihm innerlich zusammenwuchsen, daß sie schliefen, als er ihrer Teilnahme am meisten bedurfte, von ihm flohen und nur durch ein Wunder für seine Sache wieder gewonnen werden konnten.

Warum machte es Jesus auch den folgenden Geschlechtern, auch uns, so schwer, ihn zu verstehen? Warum hat er nichts geschrieben, an das wir uns halten könnten, warum nicht einmal die Aufzeichnungen seiner Tatsachen und Worte überwacht und sie authentisch erklärt? Ist nicht dadurch dem Irrtum und der Willkür Tür und Tor geöffnet worden und die ganze Geschichte des Christentums eine Leidensgeschichte geworden? Sind nicht deshalb die, die ihn am besten verstanden haben, immer einsame Leute gewesen?

Wollte denn Jesus jene Mißverständnisse und Verwirrungen; wollte er einsam und unverstanden bleiben, wie der Kruzifixus im Chor der katholischen Kirche hoch und einsam über der Schar zu seinen Füßen schwebt, die ihm zu dienen meint und ihn doch nicht versteht?

Nein, Jesus sehnte sich nach nichts so sehr wie nach Jüngern — aber nur erlöste Menschen konnten seine Jünger sein. Sie sollten, unbeirrt von allem menschlichen Meinen und Streiten, selbständig und nur durch die Liebe zu Gott und seinem Reich verbunden, den Weg gehen, der der Wille Gottes heißt und zum Schauen Gottes führt. Dazu mußten sie von dem erlöst werden, was die Menschen seiner Zeit und was zu allen Zeiten die Menge „Religion" nannte: das Machwerk menschlicher Parteien, Richtungen, Satzungen, Ordnungen, Auslegungen, das die Einen zur Verzweiflung führte und den Andern der fromme Mantel ihrer Selbstsucht ist.

Von diesem von Angst und Gier beherrschten Wesen wollte uns Jesus erlösen und einzeln zu Gotteskindern erziehen. Deswegen hat er uns nicht an ein Programm, nicht an ein Bekenntnis, nicht einmal an einzelne Worte gebunden — das hätte wieder zur Unfreiheit geführt, sondern er tat nur das, was jeder Erzieher tut, der zur Freiheit erziehen will: Er gab unserm Gewissen Impulse, unserm Willen ein Ziel und mit seiner Person das lebendige Vorbild — und dann gab er sein Leben „zum Lösegeld für Viele": Die „Religion" der Menschen mußte sich in der Verurteilung Jesu in ihrem innersten Wesen enthüllen, und uns so von ihr selber erlösen.

Wer das überdenkt, den muß ein Widerwille erfassen gegen das Gerede, das wir neuerdings öfter hören: Daß religiöse und kirchliche Parteien notwendig seien. Wozu sollen sie notwendig sein? Gewissen theologischen Einseitigkeiten mögen sie zu äußerer Machtstellung verhelfen, aber zu dem, worauf es in der Religion vor allem ankommt: zur Erziehung zu religiöser Selbständigkeit und Freiheit sind sie eines der größten Hindernisse. Und religiöse und kirchliche Parteien haben Jesus ans Kreuz gebracht. Die enge Pforte und der schmale Weg, die wir nach Jesu Willen passieren sollen, bietet Raum nur für den einzelnen Jünger; die Parteien haben auf dem breiten Weg allein Bewegungsfreiheit.

Daraus und aus der Leidensgeschichte Jesu wird uns endlich klar, daß das Jünger, das Christ sein nicht leicht ist, auch heute nicht. Daß die geschichtlichen Urkunden des Christentums nicht ungeprüft hingenommen werden können, ist dabei das geringste; ein ernster Mensch wird das Echte richtig herausfühlen, er wird besonders um die schweren und „harten" Worte Jesu nicht herumgehen und so im ganzen das Richtige treffen. Aber wir müssen uns zuerst, unerbittlich gegen uns selber, loslösen von allem bloß Angelernten und Ueberkommenen, wobei sich notwendig unsere Armut herausstellen wird, und dann folgt das selbständige Verstehen, Verarbeiten und Tun des Willens Gottes, mit Jesu als Führer; das ist die Nachfolge Jesu in unserer Zeit. Wenn

auch wir bei solcher Arbeit einsam werden, so darf uns das nicht wundern; wir sollen uns darüber weder grämen noch uns etwas darauf zu gute tun. Auch darüber dürfen wir uns nicht täuschen: das Höchste für das persönliche Leben, das unreflektierte, unmittelbare, frohe Kindesverhältnis zum Vater im Himmel werden nur wenige auf Erden erreichen. Aber schon auf dem Wege dazu sein, während wir die Weggefährten grüßen, die dem gleichen Ziel zustreben — schon das macht das Leben lebenswert.

Fr. Sutermeister.

Christentum als Ideal, Symbol und Wirklichkeit.

Ein Rückblick und ein Ausblick.

(Schluß.)

Infolge dieser Eigenart, die Menschen durch die Ideen blind zu machen für das wirkliche Leben, ist der neue Zeitgeist unheilvoll geworden für das bewußte christliche Leben. Zwar hat Schleiermacher sehr bald der brausenden Jugendlichkeit der Bewegung, die alle Religion wegzufegen drohte, indem sie die Grundlagen derselben anzweifelte, ein Ziel gesetzt und die Inauguration einer eigentlichen theologischen Wissenschaft ermöglicht durch die Forderung, daß nicht die Möglichkeit der Religion, sondern die Tatsächlichkeit des religiösen Lebens und Erlebens Erfahrungsobjekt der neuen Wissenschaft sein müsse. Nichts destoweniger ist sogar teilweise in Schleiermacher selber, die Theologie ganz in das Fahrwasser der gedanklichen Spekulation, der idealistischen Philosophie hineingezogen worden. Und auf diesem Boden hätte sie sich (und hat sich auch teilweise) ganz von den Grundlagen jeder wahren Religion entfernt, wenn sich nicht ein anderer Zweig der neuerstandenen Wissenschaft langsam als Korrektiv den wirklichkeitsfernen Spekulationen untergeschoben und das Hauptgewicht des Interesses auf seine Achseln genommen hätte. Nämlich: die Erforschung der Erscheinungswelt führte selbstverständlich auch zur voraussetzungslosen Erforschung der Vergangenheit des Menschengeschlechtes: die Geschichtswissenschaft bildete sich heraus. Sie wirft sich auf die Erforschung der dem Christentum zu Grunde liegenden Tatsachen und wird im Laufe ihrer Entwicklung, die ihren Abschluß noch nicht gefunden hat, ihrer Natur entsprechend gedrängt, das allein Tatsächliche und Wirkliche in der Vergangenheit herauszuarbeiten und darzustellen. Dadurch bringt sie in die idealistische Theologie ein neues Moment hinein: einen durch die Historie geweckten und entwickelten Wirklichkeitssinn, durch den es endlich gelingt, das hinter den Symbolen versteckte

Leben aus Gott als solches zu erfassen und damit die Symbole als Hilfsmittel einer Vergangenheit richtig einzuschätzen und zu überwinden. So hat Gott durch den zunächst zügellos scheinenden Geist der reinen Verstandestätigkeit Jesum neu erstehen lassen und dadurch für den modernen Menschen die Möglichkeit geschaffen, die Eigenart der Persönlichkeit des Erlösers von einer neuen Seite her zu begreifen und sich ihn vertraut zu machen, ganz anders als dies durch die Vermittlung der aus einer andern Weltauffassung heraus entstandenen Symbole möglich wäre. Die Leben-Jesu-Forschung vermittelt also eine direkte Anschauung Jesu Christi, daß wir ihn sehen, wie wir ihn verstehen können, nicht wie ihn frühere Jahrhunderte verstanden haben. Und darauf kommt schließlich doch alles an: daß auch wir ein festes Verhältnis zu Jesu gewinnen, daß er uns vertraut und lieb wird. Für seine Größe und Unvergleichlichkeit brauchen wir dabei nicht zu fürchten: dieselbe drängt sich auf und setzt sich durch, ob wir wollen oder nicht. Oder haben bestimmte Kreise doch recht, wenn sie hier ihre Befürchtungen äußern? Vielleicht. Wenigstens haben verschiedene Modernisierungsversuche des Evangeliums oder dichterische Darstellungen des Lebens Jesu gezeigt, daß der Intellektualismus, auch wenn er an den Geschichtswissenschaften gewachsen ist, nur allzu oft die einfachsten und wirklichsten Regungen des Lebens nicht zu erfassen vermag und daß er anderseits auch die Demut verloren hat, die uns heißt schweigen vor den Mysterien der Persönlichkeit.

Nun wissen wir aber, daß jene Kreise der Kirche, welche die voraussetzungslose Lebens-Jesu-Forschung ablehnen, sich überhaupt mit Macht gegen den neuen Zeitgeist wehren und wehrten. Der Rationalismus hatte eben in seinen Anfängen den reformatorischen Symbolismus keineswegs überwunden, sondern bloß verdrängt. So erhielt sich derselbe im tiefsten Grunde ungeschwächt weiter und kämpfte im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, leider nur zu oft Schulter an Schulter mit der politischen Reaktion gegen den Idealismus. Es bildete sich eine neue Orthodoxie, die sich innerlich — mit Recht — dem neuen Geiste entgegengesetzt und deshalb gedrängt fühlte, an den in Symbolen festgelegten Heilswahrheiten festzuhalten. Wir müssen diesen Kampf der Orthodoxie als einen heldenhaften bewundern, um so mehr, als die freigesinnten Richtungen nur zu oft vor dem oft recht platten Zeitgeist kapitulierten. Der Kampf wird aber für die Orthodoxie tragisch von dem Augenblick an, da die historischen Wissenschaften den neuen Weg zu Jesus auftun und die Tatsächlichkeit seiner eigenartigen Persönlichkeit in einem neuen Lichte zeigen. Denn um des symbolischen Christus willen meint die Orthodoxie den historischen Jesus abweisen zu müssen, trotzdem sie doch fühlen sollte, daß es für die Menschen nicht darauf ankommt, Jesum zu erfassen in der Denkart früherer, freilich in der Erkenntnis der Lebenskräfte sehr gut orientierter Jahrhunderte, sondern darauf, daß sie ihm überhaupt nahe kommen und er ihnen zu einem Förderer und Vertiefer ihres Lebens wird. Ich

nenne diese Stellungnahme der Orthodoxie tragisch, weil durch sie gerade für die Mehrzahl der heutigen Menschen das verunmöglicht wird, was dieselbe Orthodoxie so recht aus vollem Herzen wünscht: der Anschluß an Jesus den Christus. Denn schließlich müssen wir die Menschen jedes Zeitalters nehmen wie sie sind und ihrer Eigenart Rechnung tragen. Die Eigenart des modernen Menschen bleibt aber der Intellektialismus bis zum einfachsten Blusenmann hinab. Daß die Orthodoxie freilich zu allen Zeiten denjenigen, denen sie beizukommen vermochte, ein innigeres, persönlicheres Glaubensleben zu vermitteln vermochte, sei ohne weiteres zugestanden.

Das große gewaltige Leben, das auf Erden pulsiert, kümmert sich aber wenig um die Theorien oder Symbole oder Ideale einzelner kleiner Gruppen, sondern wälzt sich mit ungeheurer Wucht vorwärts gemäß den in ihm tatsächlich wirkenden Kräften. Als elementare Kraft aber schafft im Völkerleben der Drang nach Erhaltung des leiblichen Lebens, die Not, sich Brot und Obdach erringen zu müssen. Mehr oder weniger sind diese fundamentalsten Bedürfnisse des Menschen immer ausschlaggebend gewesen im Verhalten der Menschen zu einander und in der Herausbildung einer bestimmten Gesellschafts- und Staatsordnung. Durch den Rationalismus wurden die Möglichkeiten der Brotgewinnung, der Erschließung der Erde aber plötzlich ins Ungemessene vermehrt, ja, die Arbeitsart, durch die alles gewonnen wird, direkt umgeändert und auf einen fundamental neuen Boden gestellt. Somit mußte sich das ganze Erwerbsleben ändern und hat sich geändert, mehr als je aber sozusagen rein aus dem Antrieb jener genannten Kräfte heraus, dem Hunger und der Angst vor der Not. In frühern Jahrhunderten haben die Machtansprüche einzelner Führer auch ihr Wort mitgesprochen. Wir wissen wie aber gerade diese Machtansprüche von den neu sich bildenden bürgerlichen Kreisen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit einem gewaltigen Aufwand von Pathos „in tyrannos" ausgeschaltet wurden und was blieb, — war das unpersönlichste, furchtbarste: die blinde Gewalt des Selbsterhaltungstriebes der Massen. Und er ging, ein gelehriger Schüler des Rationalismus, „voraussetzungslos" an's Werk und gestattete den christlichen Ideen nur gerade soviel Raum in der Mitgestaltung der neuen Zustände und Staatsordnungen als nötig war, um einigermaßen den Eindruck einer von der Rücksicht auf das Wohl *Aller* geleiteten Absicht aufrecht zu erhalten. Diese Feststellung ist für uns sicher nicht bloß betrüblich, sondern gegenwärtig sogar höchst tröstlich. *Denn indem wir wissen, daß bei der Gestaltung des modernen Gesellschaftsorganismus rein irdische Gesichtspunkte maßgebend waren und auch gar nichts von jenem Geist, der dem armen Bruder aufhilft, stehen wir dieser Gesellschaftsordnung fremder gegenüber und sind eher bereit, dieselbe zu bekämpfen und auf sie einzuwirken aus dem Geiste heraus, der von Jesus ausströmt.*

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Also das Leben ging seinen Weg und dieser führte neben den Kirchen vorbei und sein innerstes Agens waren die eigennützigen Triebe des Einzelnen, die die aller Bande ledige Vernunft als furchtbare Dienerin gebrauchten. Diese Triebe, deren Wirklichkeit und deren Gewalt zu verkennen der verhängnisvollste Irrtum unserer Zeit ist, haben gierig alle neuen Möglichkeiten ausgebaut und zwar durchaus, wie es in ihrer Art liegt, ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit, ohne Rücksicht auf den Mitmenschen. Dabei lieferten die Naturwissenschaften immer neue Hilfsmittel und zerstörten, durch ihre von keinen erkenntnistheoretischen Bedenken gehinderte Naturphilosophie gewaltsam die Scheu der Menschen vor allem Unbegreiflichen, wie es sich besonders in der Persönlichkeit eines jeden Menschen darbietet. Die Technik verwertete die Ergebnisse der Naturwissenschaft in genialer Weise und schuf riesige neue Industrien, die unter der Mitwirkung des keine Hindernisse mehr kennenden Verkehrs, sich rasch entwickelten, aber nicht durch Staatsraison in weisen Bahnen gehalten, damit die berechtigten Interessen der Bürger als Menschen (im edelsten Sinne verstanden) nicht verletzt würden, sondern diese Entwicklung hatte zur Triebfeder einzig und allein die Gewinnsucht des einzelnen Unternehmers, die gewalttätig und rücksichtslos jede Einschränkung der freien Produktion als eine Schädigung des Nationalreichtums proklamierte. Dieses ungehinderte Regime des nackten Materialismus, der sich freilich im Liberalismus in ein berückendes Gewand von idealer Weltbeglückung zu kleiden wußte, hatte zur Folge — naturgemäß — jene materialistische Denkart, die gegenwärtig hoch und niedrig beherrscht und das ganze menschliche Leben unter dem Gesichtswinkel des Sinnengenusses und des diesen Genuß ermöglichenden Geldgewinnes betrachtet. Daß eine solchermaßen vollständig am Gedeihen des unabhängigen Individuums orientierte Gesellschaftsordnung eine Vernachlässigung aller wirtschaftlich und moralisch Schwachen zu Folge haben mußte, ist zu begreifen. Die rein auf den Geschäftsgewinn abzielende Produktionsweise der neuen Industrieen mußte mit Notwendigkeit zu einer innern Entfremdung der Menschen der einzelnen Gesellschaftsklassen führen, wie sie früher nie bestanden hatte. Das Geld schob sich als etwas Unpersönliches zwischen die Menschen, so daß der Unternehmer nur zu bald sich abgewöhnte, mit Menschenseelen zu rechnen und ihren Freuden und Leiden, sondern mit Menschenhänden, die seine Maschinen bedienten. Was die zugehörigen Menschen dachten und hofften, brauchten und wünschten, konnte ihn nicht interessieren, weil diese Privatangelegenheiten das Geschäft nichts angingen, ja, dessen Profit eher gefährdeten. Dabei wurden immer weitere Kreise der Bevölkerung in die neuen Erwerbsarten hineingezogen und es bildete sich der Stand des Lohnarbeiters heraus, das moderne Proletariat. Diese Lohnarbeiter, die nichts ihr eigen nennen, als ihre Arbeitskraft, sahen nun, daß die Industrien gewaltige Gewinne abwarfen und den Unternehmern neben ihrer freilich oft ebenfalls sehr angestrengten Arbeit ein luxuriöses

Leben erlaubten. Sie selbst mußten 10—12 Stunden täglich arbeiten, um schließlich doch zu nichts zu kommen. Zudem lösten sich unter dem Druck der Arbeit die Familienbande. Da der Verdienst des Mannes meistenteils nicht ausreichte (und je länger je weniger ausreicht), um eine Familie zu erhalten, mußte die Frau ebenfalls verdienen, nicht weniger die Kinder. Ja, Frauen und Kinder wurden in vielen Industrien als billigere Arbeitskräfte sogar bevorzugt. Die Grundlage des schönen Vertrauens von Mensch zu Mensch wurde so mit der Familie zerstört. Alle gerechten Forderungen der Arbeiter auf mehr Lohn, auf ein menschenwürdigeres Dasein wurden von den Unternehmern abgewiesen, mußten meist von ihnen abgewiesen werden, um des Geschäftes willen. Denn höher als das einzelne Menschenglück stand und steht das Geschäft, höher als die Menschenseele steht der Reichtum des Landes.

Die Vertreter des Christentums resp. der christlichen Kirchen paßten sich diesen Zeitumständen an. Sehr selten erhob sich eine Stimme des Protestes gegen die durchaus unchristliche Art, wie tausende von Menschen schandbar ausgebeutet und um Gesundheit an Leib und Seele betrogen wurden. Dem Volk wurde gepredigt, es solle sein Kreuz tragen und sich trösten mit der Aussicht auf ein ewiges Leben oder mit dem „strahlenden Morgenrot" kommender Zeiten, in denen die Menschheit ganz frei, ganz gleich, ganz brüderlich sein werde. Jesus, der Schmerzensmann, und Jesus, der idealistische Seher wurden recht eindringlich vor Augen gemalt.

Die Menschen aber hungerten und dürsteten nach Gerechtigkeit und gingen zu tausenden unter der entsetzlichen Not des Alltags zu Grunde. Sie sehnten sich nach Zuständen, in denen sie statt Lasttiere Menschen sein könnten. Die offiziellen Kirchen aber hatten für diese Not kein Ohr oder kein Verständnis. Auf der andern Seite nahm die Knechtung durch die selber vom Kapitalismus geknechteten Unternehmer immer härtere Formen an. So sahen sich die Arbeiter von allen Seiten verlassen. Da schlossen sie sich unter einander umso enger zusammen und eine neue frohe Botschaft wurde ausgerufen: Proletarier aller Länder, vereinigt Euch! Und sie vereinigten sich. Langsam gewannen die Organisationen an Boden. Und nun schrien diese Arbeiter ihre Not in die Welt hinein und belegten zahlenmäßig ihre Behauptungen. Eine grenzenlose Not! Auf einmal mußte man fühlen, daß unter der goldenen Oberfläche der heutigen Kulturwelt ein grauenhafter Abgrund voll menschlichen Elendes gähnt. Und ob die besitzenden Klassen sich zehnmal wieder abwandten und im leichten Lebensgenuß oder in liebgewordener Arbeit die Schrecken der „Unterwelt" zu vergessen suchten, diese Schrecken nahmen zu, sie nehmen heute noch zu und die furchtbarste Wirklichkeit grinst hinter den Larven hervor, die wir dem Leben vorgebunden haben. Und nicht wenige sind, die erkennen in diesem Sturm der Enterbten auf die besitzende Welt ein Drängen Gottes, des Allwaltenden, der uns Menschen aus dem luftigen

Reich unserer Ideen und Spekulationen auf dem Boden der Wirklichkeit zurückrufen will: da seid Christen, nicht in Euren Kirchen und nicht hinter dem warmen Ofen und am besetzten Tisch. Und über allem Theologengezänk und Kirchenchristentum mit seinen Ambulanzen an guten und gemeinnützigen Werken erhebt sich ein Schrei: Wer hilft den Menschen zu ihrem Menschenrecht, Gottes Kinder sein zu können? Wer kennt eine Macht, die stärker ist als die Macht, die gegenwärtig die Völker erwürgt, die sich unter ihr Joch begeben haben, stärker als der Kapitalismus?

Da also stehen wir: in dieser Welt, die nur von Wirklichkeiten getrieben wird und die sich weder an geistreiche Ideen noch an altheilige Formeln kehrt, frägt es sich: vermag jener Geist, der in Jesus Christus die Welt überwand, heute noch Menschen zu erfassen, daß sie sich um ihres innern Lebens willen als eine streitbare Macht gegen die irdischen Mächte stellen? Darauf kommt es an. Was nützt es, wenn wir die religiösen Erlebnisse früherer Zeiten vernunftgemäß in uns rekonstruieren und diese Rekonstruktion als wirkliches Leben ausgeben, indem wir uns vorreden, daß ganz ähnliche Gefühle auch in unserm Herzen sprechen! Was hilft es uns, wenn wir von Gott, „der festen Burg" singen oder „Jesus Christ mein Leben", aber wir flüchten nicht in jene Burg, sondern lassen uns von dem ganzen, verlockenden Leben mitreißen und Jesus bleibt nichts anderes als ein hübsch aufgeputztes Idol, das wir in der Sonntagsstube unseres gedanklichen Lebens aufgestellt haben! Was nützt die liebvollste, hingebendste Kleinarbeit unserer Pfarrer und anderer Kirchenleute, wenn wir das Große darüber versäumen, nämlich für Gott die Welt zu gewinnen in ihren großen Ordnungen, indem wir uns der gegenwärtigen Entwicklung des Kapitalismus als dem Wurzel alles Uebels in den Weg stellen? Das ist die Frage an uns: lebt Ihr in Gott und Gott in Euch, wirklich und wahrhaftig, heilig und gegenwärtig? Dann muß dieses Leben mit Gott auch sichtbare Früchte tragen. Dann zeigt, daß er Euch lieber ist als Euere Behaglichkeit und Euer gutes Auskommen. Was hilft es den Menschen, wenn wir sie vertrösten auf eine Ewigkeit, deren Nähe und Wirklichkeit sie nicht empfinden können! Sie müssen die Macht des Ewigen an uns sehen. Gott muß eine Gewalt werden in der Welt, indem wir für ihn gegen die Welt ankämpfen. Das Christentum muß eine Macht werden, mit der die andern Mächte rechnen müssen, ja, die die andern Mächte überwindet. Dazu muß es aber Wirklichkeit sein, kein Symbol, das wir in den Kirchen verwalten und in gelehrten Büchern auslegen, kein Ideal, dessen Utopien unsicher und schwankend sind. Es muß Wirklichkeit werden, wie es in Jesus Christus Wirklichkeit war, der mit ungeheurer Wucht gegen die damaligen Verhältnisse angegangen ist. Wie hat er den Götzen Mammon unnachsichtlich angegriffen, ganz ohne Rücksicht auf die „berechtigten Interessen der beteiligten Kreise". Freilich diese beteiligten Kreise haben ihn dafür an's Kreuz geschlagen. Hätte er

das Evangelium verkündet, wie wir es jetzt verkünden, zahm und frisiert und in Anpassung an die tatsächlichen Verhältnisse, sie hätten ihn ruhig machen lassen, den guten Rabbi aus Nazareth, gerade wie sie uns jetzt machen lassen und über die eingebildeten Narren die Achseln zucken, die sich so wichtig machen und die doch nebenaus geschoben sind. Denn täuschen wir uns nicht: wir Kirchenleute von heute werden nicht mehr Ernst genommen. Warum? Weil wir nicht Ernst machen mit den von uns behaupteten Heilswahrheiten. Und doch, es muß Wirklichkeit sein, das Christentum — es sei, wie es ist, oder es ist nicht — Wirklichkeit wie es in Paulus Wirklichkeit war und in jenen Märtyrern der ersten Jahrhunderte, wie es Wirklichkeit war in jenen irischen Mönchen, die aus den Einöden unseres Landes blühende, fruchtbare Gefilde zauberten, es muß Wirklichkeit sein wie in Franz von Assisi, der um seines Gottes und Heilandes willen auf den ganzen Luxus seiner Zeit verzichtete, wie in Luther, der die Welt aus den Angeln hob, wie in Zinzendorf, wie in allen, die durch den Geist, der in ihnen war, durch den Geist, der sich seiner Einheit mit der über- und außerweltlichen Persönlichkeit Gottes eins weiß und darum der Welt gegenüber gefeit dasteht, die also durch diesen Geist getrieben wurden, einzuwirken auf die Regelung der menschlichen Beziehungen und gesellschaftlichen Zustände, die durch diesen Geist eine Macht wurden, mit der die Mächte der Welt rechnen mußten. In wie fern uns symbolische Fassungen des in uns pulsierenden Lebens zur Weiterleitung unserer Gedanken dienlich sein können, muß die Erfahrung lehren. Ebenso wird es eine Sache der Erfahrung sein festzustellen, in wie fern uns das Rüstzeug der Geisteswissenschaften aller Art nützlich sein kann in dem nötigen Kampf. Wichtig ist einstweilen, daß wir einsehen lernen, daß Symbole und Ideale und Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung (der historisch kritischen sowohl wie der sozialen und psychologischen) Hilfsmittel sind für die Ausbreitung des christlichen Lebens, niemals aber dieses Leben selbst oder sein Ziel und Zweck. Welche von diesen Mitteln ein jeder bevorzugt, ist eine Frage der Methode und des persönlichen Gefühls. Ueber allen methodischen Fragen steht aber die Frage der Zeit: Wie könnt Ihr dem Menschen seine Seele erretten vor der Wucht des alles persönliche Leben erdrückenden Kapitalismus, vor dem Locken des Mammonismus und vor der auflodernden Gewalt der wildesten Sinnlichkeit. Das ist die Frage für jeden Christen, die Aufgabe für jede Kirche. Und wir haben die Antwort, wenn wir den lebendigen Gott haben, den Gott, der uns keine Ruhe läßt, der uns hinein treibt in einen entschiedenen und bewußten Kampf gegen alle Mächte der Welt, vor allem gegen den Kapitalismus. Denn wer die heutige kapitalistische Gesellschaftsordnung gelten läßt und die Gewißheit eines persönlichen Gotteslebens behauptet, versteht sich selbst nicht, sondern befindet sich in einer einseitigen Täuschung. Neben dem Kapitalismus gilt es zu bekämpfen die Prostitution, den Alko-

holismus, das Herren- und Damentum, das jede produktive Arbeit ablehnt u. s. w. O, sagt nicht: diese Dinge hat die christliche Kirche immer bekämpft. Das ist nicht wahr. Wohl hat sie gelegentlich mehr aber weniger deutlich dagegen gepredigt oder sich noch lieber rein akademisch mit allen diesen Erscheinungen des Lebens auseinandergesetzt. Aber den Kampf gegen diese irdischen Mächte organisiert hat sie nicht, hat nicht die Massen zusammengefaßt und begeistert für einen „neuen Himmel und eine neue Erde". Sie hat ein unwirkliches, traumhaftes Christentum gepflegt. Wehe ihr, wenn sie sich jetzt nicht aufrafft, wenn sie in ihrer Gesamtheit den Ruf Gottes nicht hört. Denn ich glaube, daß Gott uns ruft, daß wir uns erheben sollen gegen die Welt. Er hat uns das rechte Wort gegeben, das alle Höhen und Tiefen durchleuchtet, das der Wahrheit gemäß wertet, was auf Erden ist. Wir müssen dieses Wort brauchen als einen Wertmesser, nicht bloß als einen Talismann. Und wir müssen dem Wort die Tat folgen lassen: wir müssen organisieren und die Organisationen stärken, nicht um die Kirche zu befestigen und unser Ansehen und unsere Macht zu vergrößern, sondern um mit unsern Kräften in dieser armen Welt drinnen Raum zu schaffen, daß das Licht von oben die Seelen wieder trifft und wärmt.

H. Bader.

Ein Traum.

Ein Traum. Vor mir ein Knecht des höchsten Herrn.
„Hier ist ein reiches Land. Das schenk ich dir.
Regier' es, laß es Kraft und Liebe fühlen."
„Ja Herr," so sprach ich. Doch ich sah um mich
Rings eine graue Wüste, öd' und furchtbar.
Da schrie ich nach dem Boten. Doch von ferne
Klang nur noch seines Rufes ernster Ton:
„Das ist die Wüste. Schaffe die Oase!"

Gottfried Bohnenblust.

Gesetzlicher Schutz des Wirtschafts-personals.*)

Durch den 34. Artikel der Bundesverfassung von 1874 wurde dem Bunde die Kompetenz erteilt, „einheitliche Bestimmungen über die Verwendung von Kindern in den Fabriken und über die Dauer der Arbeit erwachsener Personen in denselben aufzustellen." Ferner wurde er ermächtigt, „Vorschriften zum Schutze der Arbeiter gegen einen die Gesundheit und Sicherheit der Arbeiter gefährdenden Gewerbebetrieb zu erlassen." Dadurch wurde seine Legislativkompetenz genau umschrieben, und so kam es, daß bei der Ausführung des neuen Artikels, durch den Erlaß des Fabrikgesetzes vom 23. März 1877, nur die Arbeit in den Fabriken geregelt werden konnte, daß dagegen die Arbeit in allen Kleinbetrieben und in der Hausindustrie unberücksichtigt bleiben mußte. Diese Domäne blieb den einzelnen Kantonen vorbehalten, und ihre Aufgabe war es nun, ergänzend einzugreifen und durch Regulative und Verordnungen auch die Frage des Arbeiterschutzes in Kleinbetrieben in einer den jeweiligen kantonalen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechenden Form zu lösen. Daß dies vorderhand immer in Anlehnung an das schon bestehende Fabrikgesetz geschah, ist leicht erklärlich. Schon bei den Vorarbeiten zum Fabrikgesetz wurde es der mit der Untersuchung der bestehenden Verhältnisse betrauten Kommission klar, daß der bundesrechtliche Schutz einen viel größern Geltungsbereich haben sollte. Gerade in den kleinern und kleinsten Betrieben wird der Arbeiter, vor allem aber die Arbeiterin, oft in gesundheitsschädlicher Weise ausgebeutet. Die Angestellten werden dort unverhältnismäßig lange und in oft ganz ungenügenden Lokalen zur Arbeit gezwungen. Dann zeigte auch bald die Anwendung des eidgenössischen Fabrikgesetzes selbst, daß ein derartiger Eingriff in private Etablissemente von Staates wegen nicht nur möglich, sondern auch von gutem ist. Die Vorsteher und Leiter der verschiedenen Betriebe gewöhnten sich daran, mit den ihnen anvertrauten Menschenkräften nicht mehr frei schalten und walten zu können, sie gewöhnten sich, in deren Ausnutzung gewisse Normen zu berücksichtigen und darüber Rechenschaft abzulegen. Die Ansicht, daß die Kraft des Arbeiters des gesetzlichen Schutzes wert sei, teilte sich — natürlich unterstützt durch die lebhafte Propaganda von Seite der arbeitenden Klasse selbst — immer weiteren Kreisen mit. So durften denn die einzelnen Kantone

*) Wir freuen uns sehr, von sachkundiger Seite diesen Aufsatz über ein so lange vernachlässigtes Gebiet der sozialen Ethik bringen zu dürfen und betrachten ihn als Einleitung zu weiteren Erörterungen dieses Themas. Wer schreibt uns einen Artikel über die Kellner- oder Kellnerinnenfrage, vielleicht vom rein ethischen Standpunkt aus, oder einen über die wirtschaftliche und sittliche Lage speziell des Hotelpersonals der Kurorte? Die Red.

nach und nach wagen, ihrerseits dem Volke Arbeiterschutzgesetze zur Annahme zu unterbreiten, ohne auf eine sichere Ablehnung rechnen zu müssen. Basel ging darin voran. Schon im Jahre 1884 erließ es das Gesetz betreffend die Arbeitszeit weiblicher Arbeiter und im Jahre 1888 sein Spezialgesetz zum Schutze der Arbeiterinnen. Andere Kantone folgten nach, so Glarus, St. Gallen, Zürich, Luzern, Solothurn, Neuenburg und 1902 auch der Kanton Aargau. Sie alle erließen spezielle Arbeiterinnenschutzgesetze.

So sehr es auch zu begrüßen ist, daß die große Masse der in Kleinbetrieben arbeitenden Frauen zuerst des gesetzlichen Schutzes teilhaftig wurde, so wenig darf der Gesetzgeber sich mit dem bereits Erreichten zufrieden geben. Im Gegenteil, gerade der erlangte Erfolg sollte ihm ein Ansporn sein, weiter zu greifen und immer mehr der mit fremden Kräften arbeitenden Kleinbetriebe unter seine schützenden Verordnungen zu stellen. Ich erinnere hier nur an die oft unerträgliche, im allgemeinen so sehr der Besserung bedürftige Lage der Dienstboten oder an diejenige der Hilfsarbeiter im landwirtschaftlichen Gewerbe, die noch alle des gesetzlichen Schutzes bar sind. Viele Kantone haben versucht, in gewisse, andere Gebiete beschlagende Gesetze, Schutzbestimmungen zu gunsten des Personals aufzunehmen. Solche spezielle Erlasse finden sich in den Sonntagsruhegesetzen, den Lehrlings- und Wirtschaftsgesetzen. Aber auch diese Gesetze existieren nur in wenigen Kantonen, und durch die darin enthaltenen, das Personal schützenden Bestimmungen werden nur gewisse Gewerbe und diese wiederum oft nur teilweise ergriffen. Dazu sind diese Bestimmungen vielerorts unvollständig oder den praktischen Verhältnissen zu wenig angepaßt, so daß ihre Anwendung auf allzugroße Schwierigkeiten stößt. Nichts schadet aber der guten Sache mehr, als in undurchführbarer Form erlassene Vorschriften.

Eine des gesetzlichen Schutzes noch sehr bedürftige Klasse von Arbeitern stellt das Personal in den Gast- und Schankwirtschaften. Wohl besitzen, wie schon erwähnt wurde, die bereits existierenden Wirtschaftsgesetze (es sind deren in der Schweiz im ganzen sieben) Extraparagraphen zum Schutze der Angestellten. Andere Kantone, so Luzern, Solothurn, Neuenburg, St. Gallen, reservieren einige Paragraphen ihrer Arbeiterinnenschutzgesetze dem speziellen Schutz der weiblichen Bediensteten in den Wirtschaften. Der dadurch erzielte Schutz ist aber in Wirklichkeit nicht groß. Und zwar nicht nur durch die Unzulänglichkeit und die vage Umschreibung des Geforderten, sondern auch durch die oft ganz mangelhaft durchgeführte Kontrolle. Das Aufstellen von Vorschriften genügt nicht, wenn nicht stramme Ueberwachung deren Durchführung sichert.

Erst eine viel gründlichere Untersuchung der Verhältnisse und Lebensbedingungen der Hotel- und Wirtschaftsangestellten wird hier Besserung bringen, indem dann, gestützt auf die daraus resultierenden Ergebnisse, die bereits bestehenden Paragraphen in den betreffenden

Gesetzen erweitert und ausgebaut werden müssen, oder indem ganz neue Gesetze erlassen werden, die einzig und allein den Schutz des Gast- und Schankwirtschaftspersonals verfolgen, ähnlich den Arbeiterinnenschutzgesetzen, die vor allem den Schutz der in kleinen Gewerbebetrieben arbeitenden Frau bezwecken.

Groß und mannigfaltig sind die Uebelstände in dem schweren Beruf der Hotel- und Wirtschaftsangestellten. Abhilfe tut dringend not, und zwar lassen sich folgende Hauptforderungen aufstellen:

1. Regelung der täglichen Arbeitszeit mit Berücksichtigung einer zusammenhängenden Nachtruhe und einer Hauptessenspause.
2. Einführung der Sonntagsruhe.
3. Regelung der Ausgehtage.
4. Vorschriften betreffend die Schlafräume der Angestellten.
5. Sanierung des Trinkgeldsystems.

Bevor auf die Art und Weise einer wirksamen Erfüllung dieser Forderungen eingetreten werden kann, muß ihre Berechtigung durch geeignete Untersuchungen klargelegt werden. Wenn irgendwo, so sprechen Zahlen hier. Statistische Aufnahmen über die tägliche Arbeitszeit der Angestellten, über den häufigen Stellenwechsel und dessen Ursachen würden vieles aufklären, vor allem aber sollte die Gesundheitsschädlichkeit des Kellner- und Kellnerinnenberufs durch statistisches Material festgestellt werden. Bloßes Theoretisieren führt nicht weit. Wenn auch ohne weiteres zugegeben wird, daß stundenlanges Herumeilen, hastiges Hinunterschlingen der Mahlzeiten, allzulanger Aufenthalt in schlechter, raucherfüllter Luft der Gesundheit unzuträglich sind, so liefert diese Einsicht doch keine beweiskräftigen Tatsachen. Nur trockene Statistiken werden sichern Aufschluß geben. Diese aber fehlen meistenteils. In Preußen wurde auf Verlangen des Reichskanzlers im Jahre 1893 eine Statistik angelegt, welche die Todesursache von 2358 Kellnern und zugleich diejenige der ganzen männlichen Bevölkerung feststellt. Aus dem Vergleich der beiden Tabellen ergibt sich, daß bei den Kellnern Krebs-, Herz- und Nierenkrankheiten, namentlich aber Tuberkulose vorherrschen. Herz- und Nierenkrankheiten sind vielleicht auf den Alkoholgenuß zurückzuführen, an dem häufigen Auftreten der Tuberkulose dagegen trägt unzweifelhaft die übermäßige Arbeitsdauer in schlechtgelüfteten Lokalen die Schuld. Auch die Kellnerinnen sind nach der Aussage verschiedener Aerztinnen keiner andern Krankheit so sehr unterworfen wie der Tuberkulose. Hier also sollte zuerst eingesetzt und Abhilfe geschaffen werden. Wie ist das aber möglich?

Als dringendste Notwendigkeit ergibt sich da die Reduktion der täglichen Arbeitszeit. Ohne Regulativ ist sie durchwegs eine übermäßige. Eine Stichprobenstatistik, die 1893 im ganzen deutschen Reich, in Ortschaften und Betrieben verschiedener Größe gemacht wurde und bei der man über 12000 Personen auf ihre Arbeitsdauer hin befragte, ergab, daß diese die Dauer von 16 Stunden täglich überschritt: bei

38,6 % der Kellner, bei 43,1 % der Oberkellner, bei 24,4 % der Lehrlinge, bei 23,9 % der Kellnerinnen.

Daß auch in der Schweiz die Verhältnisse ähnliche sind, ergibt sich schon daraus, daß selbst da, wo Gesetze bestehen, eine tägliche Arbeitsdauer von 15, 16, 17 Stunden noch möglich ist. Die in der Schweiz bestehenden Wirtschaftsgesetze und die einschlägigen Arbeiterinnenschutzgesetze reglieren die tägliche Arbeitszeit der Wirtschaftsangestellten indirekt, indem sie eine Anzahl zusammenhängender Stunden Nachtruhe für die Hotel- und Restaurationsangestellten vorschreiben. Während der ganzen übrigen Zeit des Tages aber steht die Arbeitskraft des Bediensteten dem Prinzipal zur freien Verfügung. Macht dieser Gebrauch von seinem Rechte, so bedeutet dies für die Kellnerin eine tägliche Arbeitszeit von 14, 15, 16 ja 17 Stunden, denn das Luzerner Arbeiterinnenschutzgesetz z. B. schreibt acht Stunden Nachtruhe für die Wirtschaftsangestellten vor, das Berner Wirtschaftsgesetz setzt nur sieben an, Zürich acht, Basel zuerst neun, nun neuerdings auch wieder nur acht ꝛc. Für die Kellner gestalten sich die Verhältnisse oft noch schlimmer, indem für die Kellnerinnen viel eher Extraschutzbestimmungen erlassen werden, als für ihren männlichen Kollegen.

Die betreffenden, schon bestehenden Bestimmungen sind jedoch sowohl in ihrer direkten als in ihrer indirekten Wirkung zum Schutze des Kellners und der Kellnerin ungenügend. Einmal bedeutet die Fixierung von sieben, acht, eventuell neun Stunden Nachtruhe für den Angestellten nicht ebensoviele Stunden wirklicher Ruhe, sondern lediglich Beendigung der geschäftlichen Tagesarbeit. Die Zeit des Heimwegs und am Morgen der Rückweg zum Geschäft, wenn der Angestellte nicht beim Wirte wohnt, sind darin inbegriffen; ferner fallen in die Zeit der Nachtruhe alle Flickarbeiten der Kellnerin, jede persönliche Betätigung, das Lesen eines Buches — wenn die Müdigkeit dies zulassen würde — das Schreiben eines Briefes und andere oft nicht zu umgehende Arbeiten. Wie oft mögen die acht Stunden Nachtruhe auf sechs oder fünf Stunden wirklichen Schlafes zusammenschmelzen! Auch die tägliche Arbeitszeit wird durch das Ansetzen einer sieben-, eventuell achtstündigen Nachtruhe nicht genügend reduziert. Die Uebermüdung zwingt trotz dieser Bestimmung fast alle Kellner, Kellnerinnen und Zimmermädchen zu periodischer Arbeitseinstellung. Davon erzählen die Inhaber der Stellenvermittlungsbureaux und der Mädchenherbergen zur Genüge.

Die bestehenden Gesetze vermögen wohl vielem zu wehren, doch nicht allem. Die Forderung nach längerer Nachtruhe und kürzerer Tagesarbeit ist durch kein einziges von ihnen genügend erfüllt. Auch die Vorschrift, daß die „gesundheitsschädliche“ Anstrengung des Dienstpersonals in den Wirtschaften untersagt sei, wie sie sich z. B. in den Wirtschaftsgesetzen von Bern, Graubünden und Aargau neben den besondern Nachtruhebestimmungen noch findet, wird dem Personal

niemals wirksamen Schutz bieten. Sie ist viel zu weit und zu unbestimmt gefaßt.

In richtiger Erkenntnis, daß ein kurzer Unterbruch innerhalb der Tagesarbeit, der das ruhige Einnehmen der Hauptmahlzeit gestattet, durchaus notwendig sei, schreiben das Fabrikgesetz und die meisten Arbeiterinnenschutzgesetze für die Angestellten eine Mittagspause von mindestens einer Stunde vor. Für das Wirtschafts- und Hotelpersonal besteht nichts derartiges. Und doch wäre eine Mittagspause gerade hier von großem Nutzen. Wie oft muß der Kellner, die Kellnerin, das Zimmermädchen die Mahlzeit zwischenhinein hastig hinunterschlingen, wie oft sind die Gerichte noch siedend heiß, wie oft auch schon ganz kalt! Eine einstündige Mittagspause sollte absolut gewährt werden. Sie kann — sofern sie nur regelmäßig innegehalten wird — in eine geschäftsstillere Zeit verlegt werden.

Auch in der Regelung der Sonntagsruhe für die Wirtschaftsangestellten versagen die Wirtschafts- und Arbeiterinnenschutzgesetze vollständig. Ich denke nicht an Sonntagsruhe im gewöhnlichen Sinn, bei den bestehenden Verhältnissen ist es unmöglich, dem Wirtschaftspersonal den ganzen Sonntag frei zu geben. Das würde die Schließung der Wirtschaften an diesem Tage überhaupt bedingen, und einem solchen Ansinnen gegenüber würden sich die Wirte und ein großer Teil des Publikums energisch zur Wehre setzen. Viel leichter durchführbar ist aber das Verlangen, den Angestellten die Zeit während des Gottesdienstes frei zu geben. Mancher Wirt wird wohl einwenden, er gebe allen seinen Angestellten die Erlaubnis zum Kirchenbesuch. Mit dieser allein ist es aber nicht getan, denn die Erlaubnis zum Kirchenbesuch ist praktisch von geringer Bedeutung. Im Interesse des Wirtes liegt es in diesem Fall, Angestellte zu behalten, die keinen Gebrauch von der Erlaubnis machen, andere dagegen unter irgend einem Vorwande zu entlassen. Die Zeit während des Gottesdienstes wäre eben schlechthin frei zu geben, sei es, daß der Angestellte die Kirche besuche, sei es, daß er die freie Zeit sonstwie für sich verwende. Die Einführung dieser Gottesdienstpausen würde auch auf nicht allzu große Schwierigkeiten stoßen. An verschiedenen Orten ist schon vorgebaut, ja einige Kantone haben die Gottesdienstpause faktisch schon eingeführt. So bestimmt das Wirtschaftsgesetz von Uri, daß Wirtschaften jeder Art, außer für Reisende und Kurgäste, an Sonn- und Feiertagen während des Vormittagsgottesdienstes geschlossen zu halten seien, und in Basel ist das Oeffnen der Wirtschaften, mit Ausnahme der Tavernen und Bahnhofrestaurationen, an den öffentlichen Ruhetagen zwischen 9 und 10½ Uhr vormittags gänzlich untersagt. Zürich läßt die Wirtschaften an den Festtagen bis vormittags 11 Uhr für jedermann, mit Ausnahme der Reisenden, schließen. Es würde sich hier also nur noch um die Ausdehnung dieser Bestimmung auch auf die gewöhnlichen Sonntage handeln. Die Befugnis dazu ist durch das Gesetz selbst den einzelnen Gemeinden schon erteilt. Eine weitere Bestimmung müßte dann aller-

dings auch alle sonstige Beschäftigung des Personals durch den Prinzipal in dieser Zeit untersagen und den Angestellten so eine wirkliche Ruhezeit sichern.

Als Ergänzung zu der Reduktion der täglichen Arbeitszeit und der Einführung einer beschränkten Sonntagsruhe für sämtliche Angestellte käme noch die Festsetzung der wöchentlichen und monatlichen Ausgehtage. Daß auf einige zusammenhängende Stunden freier Zeit vom hygienischen Standpunkt aus gedrungen werden muß, leuchtet jedermann ein. Tag für Tag, Woche für Woche dieselbe Arbeit, dasselbe Lokal, dieselbe Luft, das muß abstumpfen und gleichgültig machen für jegliches menschliche Weiterstreben, für alles, was überhaupt dem Menschen innern Halt gibt. Die schon bestehenden Gesetze, die den Schutz des Wirtschaftspersonals einbeziehen, tragen dem denn auch Rechnung. § 49 des Zürcherischen Wirtschaftsgesetzes z. B. lautet: „Jedem Angestellen sind wöchentlich einmal mindesten sechs aufeinander folgende Stunden zwischen 8 Uhr morgens und 8 Uhr abends frei zu geben." Und die Vollziehungsverordnung führt noch weiter aus: „Außerdem ist ihm je alle drei Wochen ein Tag frei zu geben; es bleibt jedoch freier Vereinbarung vorbehalten, festzusetzen, ob statt dessen dem Angestellten ein jährlich zweimal wiederkehrender Urlaub von je mindestens vier Tagen gewährt werden soll." Basel geht noch weiter. Statt der zusammenhängenden sechs Stunden kann dort die Freizeit abgeändert werden auf wöchentlich zweimal vier zusammenhängende Freistunden. Diese Erweiterung ist im Interesse sowohl des Wirts als des Angestellten zu begrüßen. Die Einräumung von sechs aufeinanderfolgenden Stunden ist oft aus dienstlichen Gründen nicht gut möglich, meistenteils werden nur vier daraus. Durch die genaue Verteilung der sechs Stunden aber auf zwei Nachmittage von je drei Stunden würde die Freizeit an Wert einbüßen, da jeweilen nur durch Umkleiden schon viel Zeit verloren geht.

Weniger Wert als die genaue Fixierung der Stundenzahl durch das Gesetz haben auch die Vorschriften, den Wirtschaftsangestellten wöchentlich einen „halben Tag" frei zu geben. Diese Bestimmung findet sich z. B. im bernischen Wirtschaftsgesetz und im solothurnischen und st. gallischen Arbeiterinnenschutzgesetz. Wie oft müssen da wohl nach der Ansicht des Wirtes vier oder gar nur drei Stunden einen halben Tag ersetzen!

Die meisten Gesetze gewähren den Angestellten nur alle Wochen einen halben Ruhetag, andere dagegen, so die Wirtschaftsgesetze von Zürich und Basel, bestimmen, daß ihnen überdies alle drei oder vier Wochen ein ganzer Ruhetag einzuräumen sei. Sowohl in Zürich als in Basel ist eine freie Vereinbarung zwischen Wirt und Angestellten gestattet, wonach dem Angestellten statt des monatlichen Ruhetages ein jährlich zweimal wiederkehrender Urlaub von mindestens vier (Zürich), resp. sechs Tagen (Basel) gewährt werden kann. Die betreffende zürcherische Erweiterung bringt aber in den meisten Fällen die Angestellten um

ihren Ruhetag, weil für das Innehalten der vereinbarten zusammenhängenden Ferien nirgends Sicherheit verlangt wird. Die Kellnerinnen wechseln gewöhnlich ihre Stellen ziemlich rasch. Beim Eintritt in einen neuen Dienst wird mündlich — denn schriftliche Vereinbarung ist nirgends vorgesehen — abgemacht, daß die Kellnerin statt des alle drei Wochen wiederkehrenden Ruhetages im Sommer vier oder sechs, vielleicht sogar acht Tage Ferien bekommen soll. Das Mädchen geht darauf ein, um es nicht schon von Anfang an mit dem Prinzipal zu verderben. Und acht Tage bezahlte Ferien im Sommer wären so schön! Nun bleibt sie drei, vier oder fünf Monate im selben Dienst, dann aber muß sie ihn aus irgend einem Grunde verlassen. Von den nicht benützten Ruhetagen sagt natürlich niemand etwas — die Ferien sind also ganz verloren. Solche Fälle kommen gerade in Zürich sehr häufig vor. Diesem Uebelstande wäre allerdings durch eine klarere Fassung der Gesetzesvorschrift gut abzuhelfen. Basel hat den Fehler vermieden; es verlangt, daß das Zusammenlegen von höchstens sechs monatlichen Ruhetagen zu einer ununterbrochenen Ruhezeit nur auf Grund einer schriftlichen Vereinbarung gestattet sei, die den Vorbehalt enthält, daß „bei Beendigung des Dienstverhältnisses nicht genossene Ruhetage mindestens wie die entsprechende Arbeitszeit in bar zu entschädigen sind."

Beschäftigen wir uns nun mit der vierten der eingangs aufgestellten Forderungen! Sie betrifft die gesetzlichen Vorschriften über die Schlafräume des beim Wirte wohnenden Personals. Die Beherbergung der Angestellten durch den Wirt wird nicht überall von Gesetzes wegen verlangt. Sie bildet aber mit Ausnahme einiger großer Städte, wie z. B. Zürich, wo trotz der gesetzlichen Vorschrift die Kellnerinnen meistenteils auswärts wohnen, die Regel. Basel stellt hierin keine strikten Forderungen auf, verlangt aber, daß die Schlafräume des nicht zur Familie des Wirts gehörenden Personals durch das Gewerbeinspektorat zu besichtigen seien. Ueber die Frage, ob der Wirt zur Beherbergung seiner Angestellten gezwungen werden soll, ist selbst das dabei interessierte Personal verschiedener Meinung. In einer kleinen, von einer Kellnerin verfaßten Schrift (Rosa Weibel, die Kellnerin, Luzern 1903) lese ich: „Die Schlafkammern der Kellnerinnen bedürfen teilweise einer gründlichen Inspektion. Was man da antreffen kann, spottet jeder Beschreibung. Es gibt Räume, die eher Löchern gleichen als Zimmern, Winkel unter schrägem Dach, in denen im Winter eine Kälte herrscht, daß jeder Tropfen Wasser zu Eis gefriert, und im Sommer eine Hitze, die das Einschlafen unmöglich macht. Dazu kommen Betten, die aus einem zerbrochenen, knarrenden Eisengestell, aus einer uralten, zerfetzten Matratze, einem dünnen Kopfkissen und noch dünneren Oberbett bestehen." Wenn wir auch in Rechnung ziehen, daß eine gewisse tendenziöse Absicht die Verfasserin der Schrift leitet, so bleibt doch noch viel Wahres an ihrer Aussage. Vergessen wir nicht, in welchen Löchern oft die Dienstmädchen schlafen müssen!

Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn viele Kellnerinnen es vorziehen, ihr eigenes vom Wirt unabhängiges Zimmerchen zu haben, ihr Reich, wo sie sich an regnerischen Ausgehtagen ungestört aufhalten und auf sich selbst besinnen können, wo sie auch nicht immer gewärtigen müssen, trotz des Ruhetages zu einer schnellen Hilfeleistung oder zu einem notwendigen Ausgang herunter gerufen zu werden. Es gibt aber auch Kellnerinnen, bei denen die damit verbundenen Nachteile, weiter Heimweg, namentlich bei Nacht, große finanzielle Auslage, höher angeschlagen werden, und die unter keinen Umständen ein Zimmer auswärts bewohnen möchten. Hier wäre die freie Vereinbarung zwischen Wirt und Angestellten besser am Platz. Aber wo der Wirt die Beherbergung seiner Angestellten übernehmen würde, sollte von Gesetzes wegen für gründliche Inspektion gesorgt werden. Das Basler Wirtschaftsgesetz dürfte da wegleitend sein. In seiner Vollziehungsverordnung stellt es folgende Grundsätze auf:

„Die Schlafräume des nicht zur Familie des Wirtes gehörenden Personals müssen so eingerichtet werden, daß die Räumlichkeiten, in denen weibliche Angestellte schlafen, nicht in direkter Verbindung mit den für männliche Personen bestimmten Schlafräumen stehen.

„Der Wirt hat jedem seiner Angestellten ein besonderes Bett zur Verfügung zu stellen und für regelmäßige Erneuerung der Bettwäsche zu sorgen.

„Ferner hat er für regelmäßige Lüftung und Reinigung der Schlafräume zu sorgen und die Fußböden, Wände und Decken, so oft es nötig ist, in Stand stellen zu lassen.

„Das Gewerbeinspektorat hat die Schlafräume des mit dem Wirt in häuslicher Gemeinschaft lebenden Personals von Zeit zu Zeit zu besichtigen . . . ."

Und weiter die Bestimmung:

„Die inspizierenden Beamten sind befugt, jede im Wirtschaftsbetrieb angestellte Person über die in ihren Wirkungskreis einschlagenden Angelenheiten, soweit diese mit der Handhabung des oben angeführten Gesetzes und dieser Vollziehungsverordnung in Beziehung stehen, nötigenfalls ohne Zeugen, jedoch wenn irgend möglich ohne Störung des Betriebs, einzuvernehmen." Wie wichtig diese letzte Bestimmung ist, weiß nur derjenige, der sich schon mit solchen Inspektionen befaßt hat und dem dabei alle nur möglichen Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

Zum Schluß nun noch die Trinkgeldfrage! Ein böses Kapitel! Schon viele haben versucht, dem Uebel beizukommen, aber meistens nur mit ganz kleinem Erfolg, gewöhnlich vergeblich, es hat zu feste Wurzeln geschlagen! Ist es aber nicht demütigend für einen freien Menschen, der ebensoschwer arbeitet wie jeder andere, seinen Erwerb in geschenkten Zehn- und Zwanzigrappenstücken einzusammeln? Haben Kellner und Kellnerinnen nicht auch Anspruch darauf, ihre Arbeit als

solche gewertet und bezahlt zu sehen? Das geschieht bei dem heute überall herrschenden Trinkgeldsystem nicht. Der Lohn, den der Wirt den Kellnern und Kellnerinnen bezahlt, ist ja gewöhnlich so klein, daß er kaum mitzählt. Aber gerade die Kellner und Kellnerinnen selbst sind die eifrigsten Verfechter des Trinkgeldes. Dies ist nur dadurch erklärlich, daß das Trinkgeldsystem die Einnahme mehr als jedes andere Löhnungssystem fast ausschließlich von ihrem rein persönlichen Verhalten abhängig macht. Nur in ihrer eigenen Person haben Kellner und Kellnerinnen meistens die Ursache der Zu- oder Abnahme ihres Einkommens zu suchen. Sie allein tragen die Verantwortung. Dadurch wird der Erwerbssinn gesteigert, er überwuchert nach und nach jede bessere Einsicht, die Rücksicht auf Gesundheit, auf Ehre und Person müssen zurücktreten, Kameradschaft und Freundschaft unter den Arbeitsgenossen verschwinden, denn die Arbeitsgenossen sind ja die gefährlichsten Konkurrenten. Einer sucht den andern in Freundlichkeit den Gästen gegenüber zu überbieten. Besonders gefährlich ist das Trinkgeldsystem für die Kellnerin. Wie mancher Gast glaubt, für sein Trinkgeld noch besondere Anforderungen stellen zu dürfen. Die Kellnerin wird zur Freundlichkeit und Nachgiebigkeit gezwungen, will sie nicht riskieren, daß der Gast ein anderes Trinkgeldrevier aufsucht und sie so finanziell schädigt. — Dieses Trinkgeldsystem ist doppelt schädlich, weil es auch die Einführung von Freizeit und Ruhestunden beinahe verunmöglicht. In jedem andern Beruf bedeutet „frei" nur gesundheitliche Besserstellung, hier aber zugleich finanzielle Einbuße, denn das Trinkgeld geht während der freien Stunden verloren. Ist es da verwunderlich, daß Kellner und Kellnerinnen ihren gesetzlichen Ruhetag oft nicht benützen *wollen*? Sie empfinden das Gesetz als ungerecht, weil es ihnen den Verdienst schmälert. Sie helfen mit, dasselbe zu umgehen, quittieren für Freitage, die sie nie gehabt und schlagen so Hand in Hand mit dem Arbeitgeber den Kontrollierenden ein Schnippchen, was natürlich nicht ausschließt, daß sie nach der Beendigung des Dienstverhältnisses doch klagen. Diese Fälle bilden ja nicht die Regel, aber sie kommen häufig genug vor. Es kann auch gar nicht anders sein, bevor eine gesetzliche Regelung der Trinkgeldfrage eingetreten ist.

Es bleibt dem Gesetzgeber noch viel Arbeit auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes in den Wirtschaften zu tun übrig. Entweder sind die bestehenden Gesetze ungenügend und schützen das Personal tatsächlich nur in schweren Fällen oder die Gesetze fehlen überhaupt, so daß der Ausbeutung des Wirtschaftspersonals durch den Arbeitgeber keine oder nur ganz geringe Schranken errichtet sind. Am besten ausgebaut ist das Wirtschaftsgesetz von Baselstadt. Die Revision des Zürcher Wirtschaftgesetzes steht bevor. Wenigstens hat eine von verschiedenen Vereinigungen beschickte Kommission eine Eingabe mit bestimmten Abänderungsvorschlägen, unter denen aber leider gerade Personalschutzbestimmungen fehlen, ausgearbeitet. Hoffen wir, daß bei der definitiven

Erledigung auch diese wichtige Seite vom Gesetzgeber den Ansprüchen unserer Zeit gemäß berücksichtigt werde. Dr. Lina Lüthy (Zürich).

Gustav Werner.

Auch der Protestantismus hat seine Heiligen. Nicht unsere Reformatoren rechnen wir dazu, jene stürmischen, oft gewaltsamen Naturen, deren Lebenselement der Kampf in der vollen Oeffentlichkeit der Geschichte gewesen ist. Sie haben in den ihnen aufgenötigten Kämpfen selber zu viel geschlagen und verwundet, als daß das Wort „heilig" für sie passen würde. Aber diejenigen dürfen wir ohne eine falsche Anbetung zu unsern Heiligen zählen, die an ihrem Posten, mag er vornehm oder klein gewesen sein, unwandelbare Liebe und lautere Selbstzucht vor Gottes Augen bewahrt haben, nicht im Sinne der Fleckenlosigkeit, aber in einer durch keinen Weltlärm und keine geheime Selbstsucht getrübten Gemeinschaft mit Gott. Von einem von ihnen, dem Schwaben Gustav Werner, hat man am 12. März dieses Jahres den hundertsten Geburtstag gefeiert. Er soll in diesem Blatt nicht vergessen werden, weil er in seiner Weise an der sozialen Aufgabe der neuern Zeit gearbeitet hat, nicht theoretisch — soweit er theoretisiert, wird er vermutlich als rückständig erscheinen — aber durch eine praktische Arbeit, die sogar in dem, was daran unpraktisch erscheint, unsern Respekt verdient.

Gustav Werner stammt aus einem Rationalistenhaus und ist selbst in seiner Jugend ein Rationalist gewesen. Bekanntlich schwankt das Urteil über den Wert rationalistischer Frömmigkeit zwischen arger Geringschätzung und Vergötterung, und das kommt daher, daß nicht nur verschiedene Maßstäbe zur Beurteilung herangezogen werden, sondern jeder beim Wort Rationalist wieder an andere ihm bekannte Typen denkt. Vor einem Mann wie dem Vater Gustav Werners kann jeder Christ nur den Hut abziehen. Er verkörperte jenes schlichte praktische Christentum, das in einem rechtschaffenen Lebenswandel vor Gottes allgegenwärtigem Auge und in einer festen Hoffnung des ewigen Lebens bestand. Man hat den ganzen Mann vor sich in den Worten, die er seinem Sohn zur Konfirmation schrieb: „Vergiß deines Lebens Zweck nie! Er ist Veredlung und Vervollkommnung deines Geistes. Darum muß er mit lauter Sinnlichem, mit lauter Unvollkommenem umgeben sein, denn nur durch Widerstand entsteht das Werk der Kraft. Nur hierin suche deinen innern Frieden, nicht in Gütern außer dir; diese sollen dir dienen, du nie ihnen. — Handle nie ohne Ueberlegung, tue nichts, was dich gereuen könnte; gehe täglich mit guten Menschen und guten Büchern um; sei vorsichtig in der Wahl deiner Freunde; dein

nächster und liebster Freund aber sei Gott, der Schöpfer und Lenker deiner Schicksale. So wirst du glücklich leben und noch im spätesten Alter die Freude sein deines dich zärtlich liebenden Vaters." Der fünfzehnjährige Sohn aber schreibt seinem Vater nach Empfang des Abendmahles: „O möchte ich doch die Liebe, die Paulus 1 Kor. 13 so schön beschreibt, selbst besitzen! Aus ihr fließen alle Tugenden, sowohl die christlichen als die bürgerlichen. Wenn einer Gott und Jesus liebt, so liebt er auch die Menschen, denn dadurch beweise ich meine Liebe zu Gott und Jesu, wenn ich seine Gebote befolge, welche, wie er selbst sagt, kurz zusammengesetzt in Gottes- und Nächstenliebe bestehen, und sein Lieblingsjünger Johannes wiederholte immer die Worte: „Kindlein, liebet einander!" Solche Nächstenliebe hat Werner denn auch von der Schulzeit an im Leben geübt in der Pflege eines ansteckenden Kranken, in der Drangabe seines ganzen Barvorrats und seiner Kleider für Ueberschwemmte, im Austausch seiner guten Stiefel gegen die zerrissenen eines Handwerksburschen. Die ganze Richtung seines Lebens steht in dieser werktätigen rationalistischen Frömmigkeit schon fest.

Werners Studienjahre fielen in die sogenannte Erweckungszeit, wo auch in Württemberg Ludwig Hofacker und andere junge Theologen in fast methodistischer Weise den alten reformatorischen Glauben, das Evangelium von der Sünde und der Gnade, erneuerten. Der alte Rationalismus mit seiner Vernunftfreude und seinem optimistischen Tugendbegriff genügte dem jüngern Geschlecht zum großen Teil nicht mehr, es ist ein Zeichen seiner Ungenüge, daß auch der junge Werner sich mit Begeisterung den Offenbarungen des nordischen Propheten Swedenborg hingab, dessen Schriften gerade in dem Haus, in dem er in Tübingen wohnte, als Orakel verehrt wurden. Sein Vater verbot ihm zwar eine Zeit lang die Lektüre dieser für seinen braven Rationalistengeschmack gefährlich scheinenden Bücher und der Sohn hat das Opfer des Gehorsams gebracht. Aber der beständige Umgang mit den Swedenborgianern in Tübingen ließ ihn nicht aus dieser Schwärmerei herauskommen, bis schließlich auch der Vater von dem Nutzen dieser Literatur sich überzeugte. Auf den ersten Blick scheint der Gegensatz zwischen den Gedanken des Geistersehers und dem Durchschnittsrationalismus, von dem Werner herkam, gewaltig. Geisterorakel, die Swedenborg empfangen haben will, tragen hier an Stelle der Vernunft das ganze System, und auch das Menschenleben scheint hineingestellt mitten zwischen die unsichtbaren Mächte, die guten und die bösen Geister, die es hinauf- und hinabziehen. Und doch ist der Grundgedanke Swedenborgs ein rein moralischer, wie er gerade einem Rationalisten am ehesten einleuchten mußte. An die menschliche Freiheit wird appelliert, jeder Mensch hat es letztlich in seiner Hand, ob er den guten oder den bösen Geistern folgen will, und Christus, der Mensch gewordene Gott, ist das Symbol der kämpfenden und siegenden Menschheit, die in seiner Nachfolge und seiner Kraft durch Gottvertrauen und Liebe, welche die Hauptsache am Glauben ist, ge-

rettet wird. Tätige Liebe, gute Werke, Buße, Leben nach Gottes Gesetz nennt Swedenborg die wesentlichen Stücke der Kirche, immer vorausgesetzt den Glauben an den einen Gott; was ist das viel anderes, als was auch der ernste Rationalismus in den Mittelpunkt des Christentums stellte? Dazu kam dann freilich eine sehr scharfe, auf Geisterstimmen gestützte Kritik der reformatorischen und orthodoxen Lehre an einigen Hauptpunkten: Dreieinigkeit, Verdienst Christi und Rechtfertigung und — das war vielleicht die Hauptanziehungskraft — die wundervolle Verheißung einer neuen Kirche, in der Jesus Christus in den Herzen und dem Leben der Gläubigen Gestalt gewinnen wird; nicht von den Wolken des Himmels ist er zu erwarten, in den Menschen der Zukunft wird seine Erscheinung sein. Was also Werner durch Swedenborg gewann, das ist nicht etwas zu seiner frühern Ueberzeugung Gegensätzliches, sondern einfach die Hineinstellung seines schlichten ernsten Moralglaubens in eine etwas phantastische, aber eben darum für jugendliche Gemüter in der Zeit der ersten Sehnsucht und der ersten Liebe so anziehende Umrahmung, deren nächste Folge freilich die war, daß er sich zur Kirchenlehre und zur kirchlichen Organisation in scharfen Gegensatz gestellt fühlte, gerade da er im Begriff war, sich auf das Pfarramt vorzubereiten. Er wünschte sehnlich den Zustand der bisherigen Kirchen verändert zu sehen, da „in den bestehenden Kirchen Religion nicht zu finden sei." Zunächst ging er in längerem Urlaub nach Straßburg, wo er in dem Kreise des Kaufmanns Wegelin seine geistige Heimat fand. Wegelin ist einer der vertrautesten Freunde des berühmten Pfarrers Oberlin im Steintal gewesen und wie Oberlin selbst ein Swedenborgianer. Wenn aber Werner nun in dem bereits gestorbenen Oberlin sein Ideal fand, so bedeutete das gegenüber der frühern Swedenborgianerei schon einen bedeutenden Fortschritt, denn Oberlin war nicht Theoretiker der Geisterkunde, sondern ganz und gar Praktiker, der durch Schule und Industrie sein verwahrlostes Steintal materiell und geistig gehoben und aller Welt ein Beispiel gegeben hatte, wie die Praxis des Christentums zunächst im kleinen Kreis die innere und äußere Welt zu verändern vermag. Werner hat bei Wegelins Tod mit Oberlins Ring, dem teuersten Vermächtnis Wegelins, wirklich ein gut Teil von Oberlins Geist bekommen, und wenn dieser Oberlinsche und Wegelinsche Geist auch in allerlei jugendlichen Experimenten der Geisterseherei, von Werner kindlich gläubig aufgenommen, seine romantische Periode bezeugte, so war das kein Schaden. Wo ein so gewaltiger Liebesdrang und eine so übermächtige Hoffnung ein junges Gemüt überwältigt haben, darf niemand sich wundern, wenn Geisterstimmen lebendig werden. Daß in dem Schwärmer ein Mann steckte, dafür legte er die Probe ab, als er, den Eltern folgend, seine Lieblingsidee, für Swedenborg literarisch in der weiten Welt zu wirken, drangab und sich zum Kirchendienst meldete, nicht ohne der mißtrauisch gewordenen kirchlichen Behörde das Versprechen abzugeben, daß er in

seine Vorträge in Kirche und Schule nichts Sektiererisches von Swedenborg aufnehmen werde. Dadurch wurde der damals schon drohende Konflikt mit der Kirche vorläufig noch aufgehalten und der junge Werner seiner engern Heimat zurückgegeben, der er gehörte, mit der er immer inniger verwachsen wurde. Und gerade der Umstand, daß die schwäbische Kirche für Swedenborgische Schrullen keinen Platz hatte, hat Werner selbst darin bestärkt, nur das praktisch Wertvolle aus dem neuen Evangelium herauszuarbeiten, und das war gut.

Er kam als Vikar nach Walldorf, drei Stunden von der Stadt Reutlingen entfernt, in der sein Vater inzwischen Direktor der Finanzkammer geworden war. Da trat er als Bußprediger nach Art Johannes des Täufers auf und wollte die Gemeinde im Sturm für Jesus erobern. Von Buße pflegten ja auch die schwäbischen Pietisten zu reden, aber in einem andern Sinn. Sie wollten durch ihre Bußpredigt die Menschen zerknirschen, damit sie dann bereit seien, das Evangelium von der Sündenvergebung durch Christus anzunehmen, und darin Trost und Frieden fänden. Werner dagegen hielt in seiner Bußpredigt den Leuten das herbe christliche Ideal eines Lebens reiner Selbstverleugnung und tatkräftiger Liebe vor Augen, um ihnen zu zeigen, daß sie noch keine Christen seien, aber es werden müßten in ihrer eigenen Person, nicht nur in der Stellvertretung Christi. Reformation des ganzen Lebens war sein Ziel. Er hat die Pietisten seiner Gemeinde arg vor den Kopf gestoßen, da er ihr Extrachristentum von viel Heuchelei und Lieblosigkeit entstellt fand. Wortchristentum und Tatchristentum, Religion des frommen Gefühls und des tätigen Lebens stießen da zusammen. Es ist freilich auch viel jugendlich Unreifes an diesem Bußprediger gewesen, er wollte gleich Früchte sehen und fand doch fast keine, denen es ernst mit der Bekehrung war. Dann fühlte er sich vereinsamt und enttäuscht, es fehlte ihm die rechte innere Freudigkeit. Daß er schon mit dreißig Jahren einen Predigtband herausgab „Reden aus dem Wort" zeugt von einem übergroßen Drang der Mitteilung. So ist ihm auch seine Gemeinde zu klein gewesen für die Mission, zu welcher er den Ruf vernahm, er ließ sich nach Reutlingen und nach Stuttgart zu Reisepredigten einladen, übrigens mit gutem Gewissen, ohne Vernachlässigung seiner nächsten Pflicht. Aber darin war er nun ein rechter Oberlin, daß er den Worten die Taten folgen ließ, 1837 gründete er nach Oberlins Vorbild eine Kleinkinderschule und eine Industrieschule, unterstützt von der treuen Hilfe einer Nähterin seiner Gemeinde, dem „Bäsle", wie's die Kinder nannten, und von deren Nichte, dem „Rosebäbele", welche beide von da an die unzertrennlichen Begleiter seines Lebens sind. Nun war er der Kinderfreund geworden, der mit seinen Kindern spielte, sang, ihnen erzählte, jedes einzelne von ihnen auf dem Herzen trug. Als im Jahre 1838 eine Mutter in Walldorf von sechs Kindern wegstarb und keine der wohlhabenden Familien des Ortes sich zur Aufnahme eines der Kinder verstand, sagte sich Werner,

daß er zuerst selber tun sollte, was er von seinen Zuhörern verlangte, und nahm das kleinste, am meisten der Pflege bedürftige Kind zu sich, d. h. er ließ es durch das Bäsle auf seine Kosten erziehen, das Nachtessen hat er von da an auf der Stube des Bäsle mit dem Kind zusammen genommen. Bald kamen weitere Kinder hinzu, der Anfang zu einem Rettungshaus war geschehen, und es fehlte nicht an Gaben aus Nah und Fern. Auf dem Backhaus der Gemeinde Walldorf wurde ein oberer Stock erbaut, in dem die kleine Rettungsanstalt und die Kleinkinderschule und die Industrieschule ihre Unterkunft fanden. Es war nun kein bloßes Wort mehr, wenn Werner die Liebe als das Wesentliche im Christentum bezeichnete. Die erträumte swedenborgische Kirche der Zukunft hatte in dem weltunbekannten Walldorf einen greifbaren Anfang genommen.

Nicht von dieser begrenzten Liebestätigkeit, wohl aber von Werners Missionsdrang in die Weite aus ist es zum schweren kirchlichen Konflikt gekommen. Ein Demokratenblatt „Der Beobachter" übte gehässige Kritik an Werners Reisepredigten und erklärte es speziell für einen Vikar für unschicklich, auswärts Erbauungsstunden zu halten. In der Tat konnte das Konsistorium darauf hinweisen, daß in der Instruktion für Pfarrgehilfen es den Vikaren durchaus verboten war, Privatversammlungen zu leiten und Privaterbauungsstunden zu halten. Werner aber, der sich sagen durfte, daß schon manche Seele durch ihn dem Christentum gewonnen war, die schon seit Jahren in Zweifel und Anfechtung stand und oft gar keine Kirche mehr besuchte, nahm darauf seine Entlassung als Vikar von Walldorf. Seine kirchliche Amtstätigkeit steht damit an ihrem Ende. Zweifellos hatte die kirchliche Behörde den Buchstaben des Rechts für sich, und Werners Art ist insofern pietistisch, als von jeher der Pietismus aus den kirchlichen Rechtsordnungen sich nichts gemacht hat. Aber daß kirchliche Behörden keinen höhern Maßstab als das geschriebene Recht kennen, das gerade ist das Jesuswidrige daran; sie würden jederzeit Jesus selbst von sich ausschließen, wenn er einen Satz des Kirchenrechts überträte. Für Werner war dieser erste kirchliche Konflikt nur der Anfang einer Kampf- und Leidensgeschichte mit der Kirche, die ganz gemacht war, um ihn zum Kirchenfeind zu stempeln. Nachdem er von Walldorf mit seinen zehn Kindern, dem Bäsle und dem Rosebäbele nach Reutlingen gezogen war und von dort aus zugleich sein Rettungswerk und seine Evangelisation weiter betrieb, hat ihm das Konsistorium aufs neue die Abhaltung von Privatversammlungen verboten, das Ministerium aber, an das er appellierte, sie gestattet unter einschränkenden Bedingungen, die das Konsistorium zu bestimmen hatte; es müßten seine Privatversammlungen auf den Raum eines Zimmers in einem Privathaus beschränkt sein. Um Platz zu finden für die Menge der Stundenleute, nahm Werner erst zu einem Dachboden, dann zu einer Schafscheuer seine Zuflucht, in der denn, wie in einer rechten Kirche, 400 bis 500 Leute

sich zusammenfanden. Daneben setzte er seine Reisepredigten fort in allen Teilen Württembergs, je von Montag morgen bis Donnerstag abend in jeder Woche. Er rief seine Zuhörer überall von einem Christentum des bloßen Glaubens zu dem der Liebe und der Tat auf, bekämpfte ihr Pochen aufs Verdienst Christi, wenn sie doch durch ihr Leben bewiesen, daß Jesus nicht in ihnen selbst lebendig sei, zeigte an den ernsten Zeichen der Zeit, daß wir der Wiederkunft Christi entgegengehen, die darin besteht, daß Gemeinden der Liebe sich allenthalben bilden, in denen Jesus als König der Gerechtigkeit seine Macht beweist. Das war freilich ein ganz anderes Evangelium als das durchschnittlich pietistische, ganz deutlich erkennt man darin die Nachwirkung von Swedenborg, aber biblisch war es auf seine Weise so gut und so schlecht als das pietistische, und wenn allen Pietisten in Württemberg das Recht der Propaganda und der „Stunden" zustand, warum nicht auch Gustav Werner? Im Hauptpunkt hatte er sicher Jesus für sich, darin, daß es letztlich vor Gott auf Liebe und tatkräftige Bewährung des Gottesbesitzes ankomme, nicht auf ein „Herr, Herr" sagen und einen Glauben an ihn, der das ganze Leben unverändert läßt. Er hat freilich Luther und das augsburgische Bekenntnis, auf das er als Theologe verpflichtet war, nicht verstanden, aber er verstand das, was gerade seine Zeit brauchte, und für das eine Kirche offen sein muß, wenn sie den christlichen Namen tragen will. Mit Notwendigkeit mußte es aus diesem innern Gegensatz heraus zum öffentlichen Kampf kommen, zuerst zur Zeitungsfehde gegen ihn im „Christenboten", dem schwäbischen Pietistenblatt, dann zum Kampf einzelner Pfarrer und Gemeinden gegen Werner, der sich im Versagen der Kirche oder dem Ausweis aus der Gemeinde ausdrückte, dann 1849 in einer förmlichen Anklage einer Gruppe von Pfarrern an die oberste Kirchenbehörde, worin auf den Widerspruch Werners, der als Kandidat immer noch äußerlich im Kirchendienst stand, zur augsburgischen Konfession hingewiesen war. Zu einer Erklärung über seine Stellung zum Bekenntnis aufgefordert, sprach sich Werner rund und ehrlich gegen jeden Symbolzwang aus, da Christus allein und nicht ein späteres Menschenwort der lebendige Mittelpunkt der Kirche sein dürfe; er legte dar, was er gegen einzelne Sätze des Bekenntnisses auf dem Herzen habe, bekannte seinen Glauben an die Kirche der Zukunft als eine Kirche der tätigen Liebe und des christlichen Sozialismus (der Ausdruck stammt von Wichern her) und bat, man möge ihn nicht zu einer Verpflichtung auf die symbolischen Bücher drängen. Zum Unglück ließ einer der pietistischen Führer, der eine Abschrift der Werner'schen Erklärung in die Hände bekam, dieselbe drucken und verbreiten nebst einer Gegenerklärung dazu, eine unlautere Agitation, die eine allgemeine Hetze der Pietisten gegen Werner hervorrief. Das war nicht der Grund, wohl aber auch ein Grund, warum Werner einem sehr entgegenkommenden Schreiben des Konsistoriums, das ihm durch möglichste Weitherzigkeit

die Unterschrift der Symbole erleichtern wollte, mit rundem „Nein“ antwortete. Darauf erfolgte seine Streichung aus der Liste der Kandidaten des evangelischen Predigtamtes und das offizielle Verbot aller schwäbischen Kirchen für Werner. Die Kirche der Gegenwart erklärte damit, nicht gewillt zu sein, eine Kirche der Zukunft aus sich herausbilden zu lassen.

Diese Geschichte muß jeden Feind der Kirche entzücken und jeden Freund entsetzlich berühren. Ein Mann der lautersten Gottes- und Menschenliebe, in dem Jesus Gestalt gewonnen hat, wie in ganz wenigen Menschen des 19. Jahrhunderts, von der offiziellen Kirche der Möglichkeit des kirchlichen Wirkens beraubt! Und die das tat, das ist die schwäbische Kirche, in der neben dem Glauben das evangelische Leben immer besonders kräftig entwickelt war, und sie tut es auf das Drängen der Pietistenpartei hin, die sich rühmte, das Christentum in dieser Zeit wieder neu belebt zu haben. Wem fällt nicht ganz von selbst der Vergleich mit den Pharisäern und Schriftgelehrten ein, ins Moderne übersetzt die Pietisten und Pfarrer? Wir verstehen Werner wohl, wenn er damals schrieb: „Ich muß auf die Gefahr hin, einer vermessenen Selbstüberhebung bezichtigt zu werden, darauf aufmerksam machen, wie viel Aehnlichkeit die frühere Verwerfung des Ecksteins mit der Art und Weise hat, mit welcher gegen die Richtung verfahren wird, die nichts anderes als diesen Grund legen möchte.“

Und doch, das wahrhaft Erhebende an dieser Geschichte ist, wie Werner es aufgenommen hat. Er war eine weibliche Natur nach seinem eigenen Zeugnis, überzart und überempfindlich, und gerade den erwähnten Selbstvergleich mit dem Leiden Jesu rechne ich zu dem Allzumenschlichen und Weiblichen an seiner Art. Aber darin ist er ein Mann und ein Christ gewesen, daß er sich auf die Dauer in gar keine Erbitterung gegen die Kirche treiben ließ, daß er unerschütterlich in der Liebe beharrte. „Dürfte ich meiner Natur folgen, so würde ich schnell, namentlich nach solcher Behandlung, aus der Kirche scheiden und sie, wie so viele jetzt, als ein Babel ansehen, das nimmer zu heilen ist. Ich für meine Person hätte durch einen Austritt nichts zu verlieren, ich würde im Gegenteil mehr Ruhe gewinnen und viel Kampf und Leiden wäre mir erspart, aber ich würde damit nicht im Sinn des Meisters und nicht für das Wohl der Kirche handeln.“ So hat er den Austritt aus der Kirche nicht gesucht und ist als ein Glied derselben gestorben, obschon er und seine Anhänger eine Gemeinschaft für sich waren, die abseits der großen kirchlichen Bewegung stand. Den eigentlich kirchlichen Kreisen Württembergs ging zu seinen Lebzeiten der Segen der Wirksamkeit dieses Mannes verloren, für sie war er ein unkirchlicher, ein verdächtiger Mann. Aber Werner hat nicht nur sein Herz von der Verbitterung frei gehalten, er behielt den universalen Zug, der den Sektirern so leicht abhanden kommt, mehr noch, er ist in seiner Person auch ein Beweis des Starken und Guten der kirchlichen Gemeinschaft, denn er lebt doch aus dem

Schatz der Frömmigkeit seines Heimatlands; selbst der Pietismus hat in ihm nur die dogmatische Enge abgestreift und den Schritt zur Menschlichkeit getan, in der ganzen Christusbegeisterung und dem ganzen massiven Bibelglauben, der uns an Werner immer wieder pietistisch anmutet, steht er als Kind der Erweckungszeit vor uns bis ans Ende. Freilich wenn heute Werner in allen Lagern verherrlicht wird, auch von den Nachkommen seiner gehässigsten Gegner, so will das noch nicht so viel heißen, es erinnert uns an Math. 23, 29 ff. Aber das ist doch auch hier das Erfreuliche, daß sich vor einer solchen Jesusart, wie sie in Werner lebte, zuletzt jedes Menschenkind verneigen muß, daß es einen stillen Sieg der Liebe gibt und geben muß, an den wir glauben dürfen.

Von diesem Wirken der Liebe kurz zu erzählen soll nun noch versucht werden. Zunächst galt es in Reutlingen das Rettungswerk an den Kindern fortzusetzen, das in Walldorf begonnen war. Die Kinder waren in zwei Jahren schon bis auf 30 angewachsen, in drei Jahren auf 42. Das einemal bat die Mutter um Aufnahme ihres Kindes, dann wieder schickte ein Stuttgarter Kaufmann ein im Gebüsch gefundenes Kind, oder es langte ein gekaufter Kochkessel an mit einem Kind darin: der Kessel sei geschenkt, wenn man das Kind aufnehme. Eine Reihe Kinder mußten ohne Kostgeld erzogen werden, da traten die Reutlinger Freunde und die Wernerianer im ganzen Lande mit ihren Gaben ein. Zur Beschäftigung der Kinder wurde zuerst die in Reutlingen verbreitete Strickerei eingeführt, dann konnten einige Grundstücke und die erste, bald auch die zweite Kuh erworben werden, um vor allem die Knaben landwirtschaftlich zu schulen. Als Gehilfen standen die beiden Getreuen aus Walldorf, das Bäsle und das Rosenbäbele Werner zur Seite, seit 1841 auch die Frau, die Werner unter der Bedingung geheiratet hatte, daß sie persönlich nichts von ihm zu erwarten habe, daß ihre Aufgabe nur die sei, ihm eine Gehilfin in seiner Arbeit zu sein; es ist die Frau, die am Tag nach der Hochzeit allein mit den Kindern des Rettungshauses von Walldorf heimwandern mußte, während der Mann auf eine seiner Predigtreisen ging. Da auch diese drei weiblichen Kräfte nicht ausreichten, traten seit 1842 an Hausgenossen in die Anstalt ein, Jungfrauen, die von Werners Rede ergriffen ihr ganzes Leben in den Dienst der Liebe stellen wollten. Ohne Lohn stellten sie eine jede ihre besondere Kraft und Begabung zur Verfügung, und so bildete sich ganz von selbst eine kommunistische Gemeinschaft unter Vater Werners Leitung, eine Gemeinschaft der Arbeit und der Entbehrung, denn die Mittel des Unterhalts waren karg, aber auch eine Gemeinschaft großer Freude und Befriedigung. Denn es herrschte ein fröhlicher Geist in Werners Haus, die fremden Kinder sollten hier, soweit das möglich ist, einen Ersatz für Mutterliebe finden, und der Hausvater war der Liebling aller Kinder und Erwachsenen. Körperliche Züchtigung war verpönt, ein einfaches

ernstes Wort, unter Umständen auch der Entzug von kleinen Genüssen und Vergnügungen waren die einzigen Strafmittel. Selbstverständlich umrahmten die Morgen- und Abendandachten die Tagesarbeit, und so oft Werner zu Hause war, betete er mit den Kindern einzeln und insgesamt. In der Freiheit und der Fröhlichkeit erinnert das Rettungshaus an die Wichern'schen Anstalten, doch ist Werner nicht auf den Gedanken der Familiengruppierung gekommen und überhaupt besaß er das außerordentliche Organisationstalent Wicherns nicht, er klagte selber, daß das Organisieren seine Sache nicht sei. Der Norddeutsche ist ein ganz anderer Praktiker, dem Schwaben Werner eigneten jene Sorglosigkeit und Kindlichkeit des Gemüts, die so furchtbar schwere Stunden in sein Leben bringen sollten und die doch seinem Leben einen so eigenen Zauber verleihen. Paul Wernle.

(Schluß folgt.)

Umschau.

Freunde der neuen Wege. Unter diesem Namen kamen im verflossenen Winter dreimal in freier Weise eine stattliche Zahl von Leuten in der Schmiedenzunft in Basel zusammen, um über religiöse Dinge zu reden. Es war vorher angezeigt worden, daß man die Möglichkeit schaffen wolle, außerhalb der kirchlichen Parteiorganisationen religiöse Fragen zu besprechen. Erfreulich war es nun, daß diese Zusammenkünfte nicht nur sehr gut besucht wurden, sondern daß auch Leute aus allen möglichen Parteirichtungen das Wort verlangten. So gab es denn jedesmal nach dem ersten Votum eine längere Diskussion. Da jedermann von dem reden konnte, was ihm jeweils bei der zu besprechenden Frage wichtig schien, ist es leicht begreiflich, daß etwa einmal die Diskussion auf einen Nebenweg geriet. Das läßt sich in solchen Fällen nicht hindern. Im Ganzen scheint uns aber doch ein sehr erfreulicher und verheißungsvoller Anfang gemacht zu sein. —

Im Dezember sprach Herr Prof. Wernle über unsere Stellung zu Jesus. Jesu Botschaft ist vor allem die Hoffnung, daß Gott schon auf dieser Erde die Menschen vorwärts führen will. Jesu Botschaft ist aber auch eine Forderung und zwar zunächst nicht an die Welt, sondern an uns persönlich, indem Jesus von uns Herrschaft über die Seele und helfende, verzeihende Liebe zu den Brüdern verlangt. Darum gibt es kein anderes Christentum als das praktische.

Im Januar redete Herr Liechtenhan, Pfarrer in Buch, über die Bibel. Er führte aus, wie die Inspirationslehre

die Seele ängstigen und niederdrücken kann. Aber man kann ja von dieser Lehre absehen und die Bibel als ein Buch auffassen, in welchem religiöse Menschen erzählen, wie sie in ihrer Art Gott erlebt haben. Dieses Erleben Gottes ist aber bei den verschiedenen Leuten und in den verschiedenen Zeiten nicht gleich geblieben. Auch hat sich nach der biblischen Zeit Gott fernerhin offenbart.

Der letzte Diskussionsabend (März) wurde von einem Votum des Herrn Dr. Wilh. Brenner eingeleitet. Er sprach über Gott und die Naturgesetze. Ein wesentlicher Bestandteil der Religion ist der Glaube an Gottes Eingreifen in das Naturgeschehen. Dieser Glaube gründet sich allein auf innere religiöse Erfahrung. Es ist verkehrt, aus Naturvorgängen, welche uns rätselhaft erscheinen, einen allgemein gültigen Glaubensbeweis abzuleiten. Ob übrigens jener Glaube für uns Ausdruck echter Religion sei, hängt ja nicht von unserm innersten Wissen und Wollen, sondern von unserm innersten Wesen ab. —

Wir hoffen diese Versammlungen im nächsten Winter in ähnlicher Weise wie bisher fortsetzen zu können. W. G.

Theologengespräche. Theologengespräche! Manchen ein Greuel, manchen eine halbe Belustigung, einzelnen interessant und wieder einzelnen eine Quelle weiteren, eigenen Nachdenkens. Für die Letzteren sei dies kleine Geschehnis hier weiter berichtet:

In einer behaglichen Studierstube war es. Der Aelteste der drei Anwesenden stand vor den hohen Bücherregalen und musterte mißbilligend und kopfschüttelnd die Büchertitel. Ab und zu zog er auch ein Buch heraus, blätterte eine Weile darin und stellte es dann an seinen Platz zurück. Der junge Lizentiat am Schreibtisch — der Aehnlichkeit nach unverkennbar der Sohn — spielte nervös mit dem Papiermesser. Er wußte so genau was kommen würde: das was jedesmal kam, wenn der Vater und er nach Monaten wieder einmal hier in der Stadt oder draußen in dessen ländlicher Pfarrei zusammentrafen. Stets dasselbe Lied: „Die Alten und die Jungen!" Da begann der alte Herr auch schon:

„Und damit, mit Eurer dreimal gesiebten Wissenschaft, da wollt Ihr nun einen Hund vom Ofen locken! Ihr Toren, damit glaubt ihr nun einer Menschenseele Trost und Halt geben zu können!" — Er ergriff das dünne grüne Heftchen einer Zeitschrift, das sich hierher auf das Schaft verirrt hatte: „Neue Wege!" — „Als ob die alten nicht noch gut gangbar und die einzig richtigen wären! Wenn denn doch eine Aenderung sein muß, warum macht Ihr nicht den alten Weg in neuen Kleidern? Ich sehe Schlimmes voraus: den Zerfall, die Zügellosigkeit."

„Und ich die Heuchelei, wenn wir von Heute auf Euren alten Wegen, gegen besseres Wissen und Gewissen weiter wandern," warf der Sohn schroff ein. „Doch lassen wir das, — bei uns führt ja auf diesem Gebiete kein Weg von dem Einem zum Andern."

Da begann mit stillem Lächeln der Dritte, der bis jetzt schweigend zugehört:

„Laßt uns die Neuen Wege dort unbesorgt gehen; sie führen uns sicher nach den gemeinsamen heiligen Zielen, und laßt uns Andere mit auf diesen Wegen geleiten, die sich auf Eueren nicht mehr zurechtfinden. Drei Markſteine sind uns sichere Führer: „Gott, Vater und Vertrauen". — Da schwieg aller Streit. Marie Schloß (Karlsruhe).

Charles Darwin. Der Satz „Die Abstammung des Menschen vom Affen, eine Forderung jeder konsequenten, nicht nur der Darwin'schen Entwickelungslehre . . ." bedarf vielleicht für einige Leser noch einer Erläuterung. Selbstverständlich sollte damit nicht gesagt sein „die Abstammung des Menschen von heute lebenden Affen"; diese Ansicht ist nie von eingeweihten Forschern ausgesprochen worden, sondern es wurde der Stammbaum des Menschen über den Neandertalmenschen und den Pithecanthropus auf eine den heutigen Anthropoiden (Menschenaffen) nahe stehende Form zurückgeführt. Gorilla, Orang-Utan, Schimpanse und Gibbon wären darnach also Vettern des Menschen. Ebenso selbstverständlich ist es aber, daß, wer überhaupt noch an der Möglichkeit einer tierischen Abstammung des Menschen Anstoß nimmt, sich dabei ebenso wenig beruhigen könnte wie bei der Annahme einer noch nähern Verbindung mit den heutigen Affen. Es würde

nach meiner Ansicht aber von sehr geringem Vertrauen auf das Bewußtsein unseres tiefern Wertes und sehr kleinem Glauben an unsere höhere Bestimmung zeugen, wollte man die Einschätzung des Menschen von dem Nachweis eines engern oder fernern Zusammenhangs mit der Tierreihe abhängig machen. W. B.

Bekenntnis eines Richters. Herr Dr. O. Schär, Präsident des baslerischen Strafgerichtes, hat sein bisheriges Amt aufgegeben, um künftig als Sekretär des Verbandes schweizerischer Konsumvereine dem Genossenschaftswesen zu dienen. In dem Brief, worin er dem Großen Rat um seine Entlassung bittet, findet sich folgende Stelle: „Nun ist aber der Beruf eines Strafgerichtspräsidenten nicht geeignet, einem zu positiver Arbeit geneigten Beamten große Befriedigung zu verschaffen. Wer als Strafgerichtspräsident in langjähriger Erfahrung in hunderten von Fällen die beinahe vollständige Wirkungslosigkeit des geltenden Strafsystems hat erkennen müssen, und in vielen Fällen Zweifel an der Notwendigkeit, Berechtigung oder am Erfolg der Strafen hegen muß, wo man trotzdem in Anwendung geltender Gesetze strafen muß, ist leicht geneigt, seine berufliche Tätigkeit in Bezug auf ihre ethische und soziale Seite sehr gering einzuschätzen, und es ist leicht erklärlich, daß er darnach sich sehnt, dieses Defizit in der beruflichen Arbeit durch positivere Tätigkeit auf anderem Gebiete auszugleichen."

Diese Aeußerung eines in seinem Beruf als sehr tüchtig anerkannten Mannes wirft ein lehrreiches Licht auf den Wert oder vielmehr Unwert eines großen Teils unserer Rechtspflege. Herr Dr. Schär will nun dem Genossenschaftswesen dienen. Damit erklärt er, ohne weitere Worte, daß ein großer Teil der durch das Strafrecht zu sühnenden Vergehen aus ungesunden sozialen Verhältnissen stammt und daß es vor allem darauf ankommt, sie umzugestalten. Man wird einem langjährigen Richter einen tiefen Einblick ins Volksleben nicht absprechen dürfen. L. R.

Wie eine Illustration zu dem Ausspruch von Dr. Schär nimmt sich das Urteil zweier deutscher Gerichte aus, von dem wir allerdings sagen dürfen, daß es wohl nur in Deutschland möglich war:

Wegen schweren Diebstahls im Rückfalle wurde, wie die „Kölnische Zeitung" berichtet, am 21. Oktober 1908 die Taglöhnersehefrau Katharina Strobl zu München von der dortigen Strafkammer zu der gesetzlichen Mindeststrafe von einem Jahr Gefängnis verurteilt. Die Verurteilte hatte aus einem verschlossenen Kellerraume mittels Nachschlüssels eine geringe Menge Holzspäne im Werte von etwa 40 Pfennigen entwendet, um damit ihrem erst drei Tage alten Kinde die Milchflasche anzuwärmen. Die Frau befand sich in großer Not und war außerdem so schwach, daß sie, wie sie vor Gericht angab, fast die Besinnung verloren hätte. Gegen ihre Verurteilung legte sie Revision ein, da das erst wenige Tage alte Kind nur durch erwärmte Milch am Leben erhalten werden konnte. Trotzdem der Reichsanwalt aus diesem Grunde Aufhebung des Urteils verlangte, verwarf der I. Strafsenat des Reichsgerichts die Revision als unbegründet. Der Vorsitzende äußerte dabei, daß die Härte des Urteils nicht auf die Richter, sondern auf das Gesetz zurückfalle. Dieses harte Urteil ist ein neuer Beweis für die Klage deutscher Juristen, daß das Reichsgericht immer mehr verknöchere. L. R.

Herr Sulzer-Ziegler als Utopist. Die „konstitutionelle Fabrik" ist ein Stück industrielles Zukunftsideal, zu dem auch wir uns wiederholt bekannt haben. Wir verstehen darunter eine Unternehmung, die eine Art staatlicher Gemeinschaft im Kleinen darstellt, in der jeder Arbeiter auch Bürger ist, nicht nur Untertan, indem er neben den Pflichten auch Rechte hat und über eine Anzahl für den Betrieb wichtiger Dinge: wie Arbeitsordnung, Fabrikordnung, Verwaltung von Krankenkassen, Verbesserungen an Maschinerie und Arbeitsweise u. s. w., mitreden, z. T. auch mit beschließen darf. Das Parlament bildet in diesem Reiche der Arbeiterausschuß.

Wenn nun unsereiner solche Ideale aufstellt, so wird er als Phantast verschrieen, auch von Theologen, die sich oft etwas darauf zu gute tun, päpstlicher zu sein als der Papst, d. h. realistischer als die Realisten. Aber wenn ein Mann wie Sulzer-Ziegler dafür eintritt, müssen die „Realisten" wohl schweigen. Natürlich geht das sozialistische Ideal noch etwas weiter als das Sulzer-Zieglersche.

Auch ist es klar, daß es nur dann wertvoll werden kann, wenn es von einer kräftigen Arbeiterorganisation getragen wird. Aber es scheint mir doch hocherfreulich, zu sehen, wie ein Großindustrieller vom Schlage eines Sulzer-Ziegler die gegenwärtige Organisation der industriellen Arbeit keineswegs für unveränderlich und unverbesserlich hält. L. R.

Zum Fall Richter. Der bekannte „Freidenker" Richter ist in Luzern u. a. wegen Gotteslästerung zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Das ist nach den Niederlagen, die er diesen Winter erlitten, für den Mann ein wahres Glück. Man weiß nicht, was man von dem Luzerner Gericht denken soll, das ihm diesen Märtyrernimbus verschaffte. Vielleicht konnte es nach den Buchstaben des Gesetzes nicht anders. Begreifen kann man ja wohl, wie den Leuten ob der Sprache dieses Mannes die Galle überfließt. Man könnte das Urteil etwa so rechtfertigen: Den lieben Gott gegen Lästerung zu schützen habe freilich keinen Sinn, aber es sei doch recht, wenn die Besudelung dessen, was andern heilig sei, bestraft werde. Es würde also durch das Gesetz weniger der liebe Gott, als das Empfinden der Menschen geschützt. Aber gegen diese Argumentation des „Berner Tagblatts" bemerkt die „Zürcher Post" (Nr. 74) sehr richtig, dann müßte auch die Verlästerung des sozialdemokratischen Zukunftsglaubens unter Strafe fallen, was gewissen konservativen Blättern wohl wenig behagen würde. Es verhält sich hierin aber wie in anderen Dingen: man ist sehr ungeniert, wenn es gilt, das, was andern heilig ist, herunterzumachen, und sehr empfindlich, wenn es gegen die eigenen Gefühle geht.

Das Beste wird doch sein, man läßt sie sich selbst schützen, den lieben Gott und den sozialdemokratischen Zukunftsglauben, und jeden andern Glauben dazu. Wenn man auf solche Schimpfereien nicht mehr Acht gibt, so verlieren sie allen Reiz. Es verhält sich damit wie mit den Majestätsbeleidigungen. Wo sie strenge bestraft werden, wie in Deutschland, da wimmelt es von Majestätsbeleidigungsprozessen (ein hübsches Wort!), wo man, wie in England, gar nicht darauf achtet, da fällt es niemandem ein, über den König zu schimpfen.

Uebrigens — ist es nicht eine alte Lehre, daß es einer guten Sache nichts schadet, wenn sie verschimpft und verlästert wird? L. R.

Einladung zur religiös-sozialen Konferenz.

Die religiös-soziale Konferenz wird dieses Jahr wieder in der Woche nach Ostern, am **13. und 14. April**, und zwar in **Basel** stattfinden. Es ist dafür folgendes Programm vorgesehen:

Dienstag den 13. April, nachmittags 2½ Uhr:

Versammlung in der **Rebleutenzunft**, Freiestraße 50.

1. Eröffnungswort des Präsidenten, Herrn Pfr. **R. Liechtenhan.**
2. Referat von Herrn Regierungsrat **E. Wullschleger** in Basel: **„Der Klassenkampf".**
3. Diskussion.

Abends 8 Uhr:

Versammlung in der **Safranzunft** (Gerbergasse, bei der Hauptpost).

1. Begrüßungswort von Herrn Pfarrer **Adolf Preiswerk.**
2. **Was wir wollen?** Ueber dieses Thema werden zwei Redner sprechen: Professor **L. Ragaz** aus Zürich („Unser Sozialismus") und Pfarrer **Fr. Sutermeister** in Schloßrued, Kanton Aargau („Was wir von der Kirche fordern").

Mittwoch den 14. April, vormittags 9¼ Uhr
wird in der **Rebleutenzunft** Herr Pfarrer **H. Kutter** aus Zürich reden über: **„Jesus Christus und unsere Arbeit“.** Zu dieser Versammlung sind speziell die Herren Pfarrer eingeladen.

Es ist für eine Anzahl Freiquartiere gesorgt; man wende sich hiefür bis zum 6. April an Herrn Pfarrer Adolf Preiswerk, Stiftsgasse 9, Basel.

Die unterzeichneten Veranstalter dieser Versammlung sind in der Ueberzeugung einig, daß eine prinzipielle Umgestaltung unserer sozialen Verhältnisse nicht nur eine wirtschaftliche Notwendigkeit, sondern auch eine religiöse Pflicht sei. Sie laden alle, denen die Verbindung zwischen dieser sozialen und religiösen Aufgabe am Herzen liegt, Freunde und Gegner ihres Standpunktes, zu freundschaftlicher Aussprache ein.

Das Initiativkomitee:

H. Bader, Degersheim.
J. Eugster, Präsident des Vereins sozialistischer Kirchgenossen Neumünster, Zürich.
Dr. **L. Köhler,** Aeugst am Albis.
H. Kutter, Zürich.
O. Lauterburg, Präsident des Verbandes evangelisch-sozialer Arbeitervereine, Bern.
Liz. **R. Liechtenhan,** Buch am Irchel.
Dr. **O. Pfister,** Zürich.
A. Preiswerk, Basel.
L. Ragaz, Zürich.
A. Reichen, Winterthur.
A. Stauber, Präsident des Vereins sozialdemokratischer Kirchgenossen Außersihl, Zürich.
L. Stückelberger, Oerlikon.
E. Tischhauser, Pratteln.

Redaktionelles.

Da der in der letzten Nummer auszugsweise erschienene Aufsatz von Naumann über „Das Schicksal des Marxismus“ mit dem in Nr. 1 und 2 erschienenen unseres Mitarbeiters Matthieu über den „Marxismus und die gegenwärtige Krise des Sozialismus“ in einigen Punkten eine gewisse Aehnlichkeit hat, so erklären wir auf Wunsch des Verfassers gerne, daß sein Aufsatz sich schon lange in unseren Händen befand, bevor der Naumannsche veröffentlicht wurde.

Zwei weitere Aeußerungen zum „Erziehungsproblem“, sowie einige andere kleinere Beiträge müssen aus Raummangel auf die nächste Nummer verschoben werden.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Frieden.

O wo sind die Tage, da meine Seele
Auf den grünen Felderu des Menschenlebens
Mit dem Drang der nimmer erlahmten Sehnsucht
Suchte den Frieden?

Nun im Glühn des Mittags erlernt' ich's langsam:
Nicht am Wege wachsen die Lebensblumen.
Wissend, wollend schaffe dein hohes Glück dir,
Finde den Frieden!

Und gehorsam baute mein Glück der Wille,
Froh der Kraft und froh des geschaff'nen Werkes.
Tief nur tönt's: Werd' einst ich noch frei von Schranken
Finden den Frieden?

Gottfried Bohnenblust.

Gustav Werner.*)

(Schluß.)

Aber bei dieser Rettungsanstalt für Kinder blieb nun Werner nicht stehen, es galt, den Kindern für Beschäftigung nach der Konfirmation zu sorgen, wenn nicht alle angewandte Mühe umsonst sein sollte. Zur Hausindustrie und Landwirtschaft mußte die Groß-

*) Wer sich eingehender über Gustav Werner unterrichten will, sei auf die größere Schrift von Paul Wurster, Gustav Werners Leben und Werke, Reutlingen 1888 und auf die davon abhängige kleinere Jubiläumsschrift von G. Kneile, Gustav Werner und sein Werk, Calw und Stuttgart 1909 verwiesen. Meine Skizze fußt ganz auf diesen beiden Büchern; außerdem hat mir eine frühere „Hausgenossin" Gustav Werners einen Sammelbund mit nachgeschriebenen Vorträgen und kleinen Schriften Werners zur Verfügung gestellt und einiges aus dem Schatz ihrer Erinnerungen hinzugefügt, das mir besonders wertvoll war.

industrie im gleichen christlichen Geist betrieben, sich gesellen. Doch hat nicht nur das eigene begonnene Rettungswerk Werners Gedanken in dieser Richtung geführt, sondern weit mehr noch die Aufmerksamkeit auf die große wirtschaftliche und geistige Veränderung der Zeit. Das Jahrzehnt vor der 48er Revolution hat auch in Deutschland einen Aufschwung des Fabrikwesens und als Kehrseite einen unheimlichen Anwachs des Pauperismus gebracht, die neuen Maschinen begannen eine Menge kleinerer Gewerbe herabzudrücken und zu vernichten, und das aus dem Mittelstand sich rekrutierende Proletariat war der schlimmsten Ausbeutung der Großindustriellen preisgegeben. Aus Westeuropa aber drangen die kommunistischen Theorien herüber und belebten den Revolutionsgeist in der Arbeiterschaft. Es ist die Zeit, wo auch bei uns in der Schweiz zum erstenmal das Thema des Pauperismus und des Kommunismus an unsern Predigerversammlungen behandelt wurde, und wo gleichzeitig im Norden Wichern mit hellster Aufmerksamkeit die Zeichen der Zeit verfolgte, um daraus das Programm seines christlichen Sozialismus zu gewinnen und den Versuch zu machen, die Kirche zu mobilisieren für die Aufgaben der neuen Zeit. Zu den ganz Aufmerksamen gehörte denn auch Gustav Werner, der schon vor 1848 und erst recht nachher die neuen Probleme durchdachte und eine dem christlichen Geist entsprechende Lösung zu finden glaubte. Auch er sah mit Schrecken die Konzentration des Kapitals an immer wenigeren Punkten und sein unheimliches Uebergewicht über die Arbeit, er wußte Bescheid von den meist gedrückten Arbeitslöhnen, die nicht genügen, oft nur die notwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, er sprach von der verzweifelten Lage der Arbeiterschaft und der nicht nur durch die Konkurrenz, sondern vor allem durch die Selbstsucht gebundenen Situation der Fabrikanten, da, auch wo der Arbeitgeber höheren Lohn zu bezahlen im Stande wäre, keine Macht vorhanden sei, die ihn zwangsweise dazu nötigen könnte. Aus dem materiellen Elend sah er klar das geistige mithervorgehen; „die äußere Not läßt dem Menschen nicht den rechten Boden mehr zum Frommwerden, sie stumpft ihn zu sehr ab." Was ist nun aber zu tun? Keine Rückkehr zu den alten kirchlichen und politischen Formen, das ist nach Werner nicht möglich und würde, wenn versucht, nur zum Verderben ausschlagen. „So wenig als der Schmetterling in seine Puppe, so wenig kann der Menschengeist in seine alten Formen zurückgebracht werden." Wir brauchen eine neue Organisation der Gesellschaft, und das Band, das sie neu verbinden soll, kann nach Werner nur das göttliche Gesetz der Nächstenliebe, in Tat und Wahrheit umgesetzt, sein. Christus muß als König anerkannt werden in der Großindustrie, das Gottesreich der Liebe und Gerechtigkeit muß in den Herzen wie in den äußeren Verhältnissen sich verwirklichen. Das klingt zunächst sehr vag und sehr theologisch, aber Werner hat es ganz konkret verstanden. Er fordert eine neue Art von Fabriken, in denen es weder

der Arbeitgeber noch der Arbeitnehmer auf persönlichen Gewinn abgesehen hat, sondern die eine Gemeinschaft der Arbeit und des Konsums alle leiblichen und geistigen Bedürfnisse befriedigt, also einen christlich kommunistischen Großindustriebetrieb. Und er fordert für den bedrohten Mittelstand eine Assoziation der kleinen Leute, da man sich gegenseitig Arbeit und Verdienst verschafft, einander die Erzeugnisse abnimmt und aus einer gemeinsamen Kasse Anlehen zum Ankauf von Grundstücken und zum Betrieb eines Gewerbes bekommen kann. An den Staatssozialismus hat er nicht gedacht und erst recht nicht an eine Vergesellschaftlichung der ganzen Produktionsmittel und der Produktion, alle Fortschritte erwartet er von der Initiative der Einzelnen, von Einzelversuchen gemeinschaftlicher Arbeit, die zur Nachahmung anregen und allmählich immer weitere Kreise ziehen. Das ist seine Idee des christlichen Sozialismus, es ist nicht in erster Linie eine neue Wirtschaftsordnung, sondern ein neuer Geist, ein neues Ernstmachen mit der Bruderliebe, das aber wenigstens im Fabrikwesen von Werner so radikal gedacht ist, daß nicht nur das Privateigentum, sondern auch die Privatfamilie dem kommunistischen Ideal zum Opfer fällt. Zuweilen kam ihm der Zweifel, ob es nicht schon zu spät sei, „ob die Liebe in unserm verkommenen Geschlecht noch eine solche Herrschaft erringen kann, daß sie die tiefen Wunden der Gesellschaft zu heilen vermag, ohne daß eine Auflösung mit ihren Leiden und Schrecken ihr vorhergehen muß." Aber sofort überwältigte ihn wieder die Hoffnung, sein altes Erbe von Swedenborg und Oberlin her. Wenn einmal an einem Punkt in der Welt mit der dienenden Liebe voll Ernst gemacht wird, wird ein Segensstrom aufs Ganze fließen müssen. Dabei traf bei ihm seine Gottesreichsbegeisterung mit der nationalen Begeisterung zusammen; dem deutschen Volk, so glaubte er, sei die große Mission, die wahrhaft priesterliche Aufgabe zugefallen, daß das Reich Gottes der Menschheit gebracht werde, in vorzugsweisem Sinn sei das deutsche Volk ein Gottesvolk. Von da aus konnte er, ohne im geringsten Sinn Revolutionär zu sein, das Revolutionsjahr 1848 begrüßen, er sprach von dem großen Fortschritt in Anknüpfung an die Proklamation der Grundrechte, nicht etwa nur, weil ihm selbst sich nun die Kirchen öffneten und ihm der Gewinn der neuen Versammlungs- und Assoziationsfreiheit zu gute kam, sondern vor allem, weil er hoffte, daß die politische Freiheit so ausgebaut werde, daß Recht und Gerechtigkeit für jeden allgemein gehandhabt werden, daß das Reich der Nächstenliebe anbreche auf der Grundlage der Volksfreiheit. Während Wichern auf dem Wittenberger Kirchentag die Kirche zur innern Mission aufrief, wandte sich Werner mit seinem Aufruf an alle „Freunde Gottes und der Menschen" und traf gerade mit dieser weitherzigen Adresse einen wesentlichen Zug der Zeit. Er hat zweifellos die größere weitere Hoffnung gehabt als der ähnlich gestimmte Mann von Hamburg; weiter, ohne alle die kirchlichen und dogmatischen Be-

schränkungen, ohne die sich Wichern und später Stöcker ihre soziale Arbeit nicht denken konnten, größer, weil Wichern nie in solcher Weise die Apokalyptik in seine sozialen Ziele verwob. Man mag darüber den Kopf schütteln, wie man will, aber es ist doch etwas Gewaltiges, daß in diesem Deutschland ein Mann nicht gefehlt hat, der in den furchtbaren Krisen, welche die Großindustrie über einen großen Teil der Welt brachte, einfach die Geburtswehen des Gottesreichs schaute und mit gehobenem Haupte dem Morgen entgegenharrte, da Gott und seine Liebe König geworden seien in der modernen Industrie. Schwärmerei gewiß, aber eine Schwärmerei, ohne die ich die Geschichte des 19. Jahrhunderts nicht haben möchte. Daß aus der Schwärmerei nichts Greifbares geworden ist, das ist nicht Werners Schuld, sondern die Schuld der Christen, der Reichen und Mächtigen voran, welche die Aufgabe dieser weltgeschichtlichen Stunde verträumten und bis heute noch nicht begriffen haben, was die Arbeiterbewegung von ihnen verlangt.

Bei Werner ging es nach dem Grundsatz seines Lebens: „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert.“ Es galt selber den Versuch zu wagen, in einem größern Geschäft die Gerechtigkeit des Königs Christus zur Ausführung zu bringen. Er kaufte eine unbenützte Papierfabrik bei Reutlingen um den Preis von 40,000 Gulden mit dem Angeld von 4000 Gulden, das er von Reutlinger Bekannten bekam. Leider bedurfte es gerade weiterer 40,000 Gulden, um die Fabrik in Stand zu setzen, aber auch die bekam er und eröffnete am 7. Mai 1851 den Betrieb der Fabrik. Es war ein feierlicher Augenblick, als Werner diese Fabrik zu einem Tempel Gottes weihte, der nie zu weltlichen Zwecken verwendet werden dürfe, der das Eigentum des Herrn bleiben solle für immerdar. Ein Schritt zur Aufrichtung des Gottesreichs, ein Anfang, „um dem Herrn Christus die Reiche der Welt zu Füßen zu legen,“ sollte damit gemacht werden. Einige Jahre später, als sich ergeben hatte, daß sich trotz aller erdenklichen Mühe kein ganz klares Wasser zur Reinigung des Papierstoffs erzielen ließ, wurde ein Teil der Papierfabrik unter der Leitung des Schweizers Schlatter in eine mechanische Werkstätte verwandelt, es entstanden da Schlosser- und Schmiedewerkstätten, Eisen- und Messinggießerei, später eine Maschinenfabrik. Dafür wurde an günstiger Lage die Papierfabrik in Dettingen erbaut und am 26. Dezember 1861 eingeweiht, ungeachtet aller Sorgen und Enttäuschungen, welche die verflossenen 10 Jahre gebracht hatten, mit einem wo möglich noch größeren Enthusiasmus als das erstemal: „Es ist ein großer Schritt vorwärts getan in dem Tatbeweis, daß Christus auf Erden regieren kann und daß das Reich Gottes nicht nur in den Himmel gehört, sondern auch auf diese Erde.“ Aber die Begründung dieser Großindustrie in Reutlingen und dann in Dettingen war nur ein Teil des Programms Werners. Dazu kommen noch zwei ganz andere Arbeitszweige, der „Verein zu gegenseitiger Hilfsleistung“, 1852 gegründet unter dem Symbol:

„Liebe zu Gott dem Einen und dem Nächsten", vorzüglich zur Hebung und Erhaltung des Mittelstandes mit dem Hauptzweck, den kleinen Leuten in geschäftlicher Not Darlehen gegen bloße Bürgschaft zu ermöglichen. Die Organisation hat sich eigenartig entwickelt durch allerlei Experimente hindurch und wurde schließlich ganz im Gegensatz zu ihrem ursprünglichem Zweck vor allem eine Unterstützungsanstalt für die Wernerschen Anstalten. Sodann Tochteranstalten des Reutlinger Rettungshauses, in einer Zeit arger Hungerjahre zuerst in Fluorn im Schwarzwald, dann über das ganze Schwabenländchen an 20 Orten erstellt, wo gerade die Not dazu gemahnt hatte, Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder mit landwirtschaftlichem Betrieb, zum Teil vom Mutterhaus in Reutlingen und von den Reutlinger Freunden unterhalten, zumteil auch wieder gegenseitig sich stützend und aushelfend je nach Vorrat und Bedarf. Werners Hoffnung war, daß alle diese Anstalten, die natürlich meistens durch fremde Gaben und Darlehen zustande gekommen waren, sich schließlich selber erhalten sollten, wobei besonders der Gewinn der Papierfabrik und der mechanischen Werkstätte dem Mutterhaus und seinen Tochteranstalten aushelfen sollte.

Im Jahre 1862 ließ Werner einen Bericht ausgehen mit dem Titel: „Das Mutterhaus Gotteshilfe in Reutlingen und seine Zweiganstalten." Darin verzeichnet er seine 24 Zweiganstalten, 228 Hausgenossen, die mit ihrem Gut und ihrer ganzen Arbeitskraft dem Haus gehören, 872 Arbeiter über 14 Jahre alt, meist Lehrlinge und Jungfrauen, 216 Versorgte, d. h. alte, kränkliche, schwachsinnige oder sittlich verkommene Leute, die ihren Lebensunterhalt nur in unzureichender Weise verdienen können, 438 Kinder, im Ganzen 1754 Personen. Der nächste Zweck sei eine gesunde umfassende Jugenderziehung, besonders der armen und verwahrlosten Kinder, ein weiteres Ziel zweckmäßige Versorgung der Armen und gründliche Verbesserung der Verwahrlosten, das höchste Ziel aber sei die Verherrlichung des Christentums und die Verbreitung des Gottesreichs auf Erden. Es soll der neue Himmel und die neue Erde kommen, darinnen Gerechtigkeit wohnt, es soll der Wille Gottes auf Erden geschehen, es soll das göttliche Gesetz der Nächstenliebe auf die äußern Verhältnisse angewendet werden. Diese Gottesreichshoffnung trug alle Unternehmungen Werners und gab ihm die Schwungkraft und den Wagemut, mit dem dieser Mann ohne jedes eigene Kapital eine ganz neue Welt von Arbeitswerken schaffen konnte. Zuweilen hat der Enthusiasmus ihn und seine Hörer ganz übermannt, so an manchen Festen, besonders den Pfingstfesten, da Werner wie mit einer neuen Zunge redete und die Zuhörer glaubten, ganz unmittelbar vor dem Paradies zu stehen. Das Festfeiern hat man überhaupt in allen seinen Anstalten so wunderbar verstanden, wie es Wichern im Rauhen Haus gelungen war; ohne ihre Feste hätten schwerlich diese Erwachsenen und Jungen mit der harten Arbeit und der kargen Mahlzeit ihre Aufgabe geleistet, aber da übernahm sie immer wieder die

Gottesnähe und die wunderbare Hoffnung und stählte ihre Kraft und ihren Mut. Man kann hier sehen, wie doch die Freude das tragende Element des Lebens, zumal des gemeinschaftlichen ist, wie alle Erziehung anders gedeiht und alle Arbeit anders vorangeht, wenn dann und wann die Freude befreiend und erfrischend in die Werktagsarbeit tritt. Es war dabei viel harmlose Lustigkeit und Kindlichkeit, viel Spielen und Singen der Großen mit den Kleinen, aber freilich gaben der Dank an den göttlichen Geber und das Gefühl seiner treuen tragenden Liebe dieser Freude ihre Eigenart. Werners Frömmigkeit entbehrt nicht eines asketischen harten Tones, aber gerade darum, weil er seinem und seiner Mitmenschen Willen so viel abverlangte, bedurfte er umsomehr des Sonnenscheins und der Gewißheit gnädiger Vaterliebe über allem seinem Eifer und seiner Sorge. Von einer seiner Geburtstagsfeiern sagte er selbst: „es war wie ein Ausruhen in frischender Kühle nach des Tages Last und Hitze, wie ein frischer Quell, der dem ermüdeten Wanderer Labung und Stärkung beut". Was muß aber für eine Anziehungskraft der Liebe in diesem Mann gewesen sein, daß er eine so große Zahl von Männern und Frauen, selbst von Verheirateten, so an sich zog, daß sie auf ihren eigenen Besitz verzichteten und Hausgenossen in der neuen kommunistischen Urkirche wurden! Sie lebten in der strengsten Arbeit und der allergrößten Mäßigkeit und sahen den ganzen Ertrag ihrer Arbeit von den Armen verzehrt, all das ohne Lob von Werners Seite, als ein Opfer der Liebe, das für einen Christen selbstverständlich sein sollte. Im Gegensatz zum Katholizismus gab es da keine besondere Verdienstlichkeit; doch schwebte Werner öfters so etwas wie ein evangelisches Kloster vor, er wollte den richtigen Gedanken, welcher der Stiftung der Klöster zu Grunde liegt, ohne das Falsche daran, verwirklichen. Da war die Armut (der Verzicht auf allen Eigenbesitz), die Keuschheit (bis hart an die Grenze des Cölibats), der Gehorsam, der sich wider eigene Neigung da oder dorthin beordern ließ, freilich ohne bindendes Gelübde, mit der Freiheit zu gehen, wie man gekommen war, und all dieser klösterliche Verzicht nicht im Dienst der Heiligung der eigenen Person, sondern im Dienst der Bruderliebe, für die andern zuerst und erst zuletzt auch zur eigenen Läuterung. Und wie gewaltig war Werners Ideal: „eine Gemeinde ohne Flecken und Runzel, welche die Macht des Feindes brechen und durch ihre Liebe aller Leibes- und Seelennot ein Ende machen würde!" Wir stehen hier allerdings an der Grenze evangelischen Empfindens; man kann von da aus wohl nachfühlen, daß mancher evangelische Christ, der in seinem Luther lebte und alles Heil von Gott empfangen, nicht aber zu erobern gewohnt war, nicht mitgehen konnte. Wenn wir mit tiefer Ehrfurcht zu diesem Heiligen des Protestantismus aufschauen, so dürfen wir doch daneben auch dem Reformator danken, der uns trotz aller Schulden und Mängel, die uns nachgehen, die Freudigkeit und Unbefangenheit der Gotteskindschaft erstritten hat.

Denn nun sind auch die Schattenseiten zu nennen, und ist der Weg zu zeigen, der diese ideale Stiftung zur Katastrophe führte, nicht ohne eigene Schuld des Gründers. Selbst unter den Hausgenossen wurde das Ideal der Gemeinde ohne Flecken und Runzel nicht erreicht, ihrer manche sind nach dem Erkalten der ersten Liebe wieder rückwärts in die Welt gezogen, und unter den Treugebliebenen hat es nicht an den Eifersüchteleien und all den Menschlichkeiten gefehlt, und Werner war der erste, der sich das gestand. Mehr noch, der ganze Plan zeigte eine Seite, an der er undurchführbar war. Kommunismus und Familie gehen auf die Dauer nicht zusammen, entweder erdrückt die Gemeinschaft die Familie oder die Familie zersprengt die Gemeinschaft aller mit allen. Der Pietismus zeigt in der Geschichte der Labadisten im 17. Jahrhundert ein berühmtes Beispiel und auch Werners Bruderbund gibt mehr als eine Bestätigung; haben doch auch die meisten neuern kommunistischen Theorien es mit der Familie so leicht genommen. Daß Werner selbst keine Kinder hatte, vereinfachte zwar die Sache, aber nimmt ihm etwas von seiner menschlichen Vorbildlichkeit, jedenfalls hat er auf die Frage, wie denn wirkliche Familien sich kommunistisch organisieren können, uns keine Antwort gegeben. Ferner aber reichten seine Hausgenossen, die sich ganz in den Dienst seines Ideals stellten, lange nicht an Zahl zur erforderlichen Arbeitsbewältigung aus; es fehlten die Leute, die für die Arbeit ohne Privatlohn zu haben waren, und so mußte Werner in seinen Fabriken und Werkstätten mit bezahlten Lohnarbeitern sich behelfen, die er natürlich human behandelte, aber die wieder einen fremden Geist in sein neues System brachten. Und wenn sie zum großen Teil bis in die letzte Zeit seines Lebens ihn nicht verstanden in seiner absoluten Selbstlosigkeit, so hat er auch wieder sie in ihrem Selbständigkeitsdrang nicht begriffen, so daß dieser Mann mit dem allerwärmsten Herzen für jeden einzelnen Arbeiter dennoch der großen modernen Arbeiterbewegung verständnislos gegenübergestanden hat. Endlich — und das ist freilich der Punkt, bei dem wir in der Kritik gut tun, am zurückhaltendsten zu urteilen — es fehlte an der ökonomischen Fundamentierung, an der Solidität von Anfang an. Alles ist möglich dem, der da glaubt, das war der Grundsatz, mit dem Werner ein Werk nach dem andern ins Leben gerufen hat, ein ganz richtiger Grundsatz, wenn mit dem Glauben ein heller Wirklichkeitssinn verbunden ist und wenn der Glaube anhält nicht nur in dem einen Begründer, sondern auch in der ganzen Schar derer, die von seinen Gedanken hingerissen sind. Aber es scheint doch, daß die Gottesreichserwartung Werner öfters in schwärmerisch überstürzte Unternehmungen trieb, welche die anfängliche Kostenberechnung um das Doppelte und Dreifache überstiegen und, wie z. B. die Reutlinger Papierfabrik, an der schon zwei Besitzer sich verblutet hatten, überhaupt nicht in die Höhe zu bringen waren. An den Darlehen aber, welche zur Gründung der beiden Fabriken und der 20 Tochter-

anstalten von Werner angenommen worden waren, waren eine große Zahl Leute beteiligt, denen Werners Glaubens- und Liebeskraft ganz fremd war, und die sich nur durch seine übertriebenen und unrealen Versprechungen hatten zur Beteiligung gewinnen lassen. Im Sommer 1862 verbreitete sich zum erstenmal das Gerücht, Werner habe seine Zahlungen gänzlich eingestellt, da in der Tat mehrere Wechsel nicht mehr gelöst werden konnten. Nun sank der Kredit blitzschnell, eine Menge besonders kleinerer Leute drangen mit einmal auf ihn ein, um ihr Geld noch zeitig zurückzubekommen. Nach einer letzten gelungenen Anstrengung, noch einmal über den Berg zu kommen, brach im November 1863 die Krisis über den Armen herein, er mußte die Regelung seines Schuldenwesens in eigener Person dem Reutlinger Oberamtsgericht übergeben. Es gehört zum Ergreifendsten, was man lesen kann, die Aufzeichnungen Werners aus den letzten Jahren vor dem Zusammenbruch zu verfolgen. Ein Ringen mit seinem Gott, Mann gegen Mann, ein Ringen zugleich der Liebe gegen die Selbstsucht, der Hoffnung gegen die Verzweiflung, schwere Selbstanklage, aber auch Klage über die verständnislose, in Selbstsucht verkommene Zeit. Nie steht Werner so menschlich vor uns wie in diesen Geständnissen und Gebeten; wer da noch den Mut hat, über ihn zu Gericht zu sitzen, da doch sein einziger Fehler eine zu große, zu blinde Liebe war, der mag es tun. Aber darüber darf man sich bei aller Bewunderung dieses Helden der Liebe und des Vertrauens nicht hinwegtäuschen, daß sein Gottesreichsplan gescheitert ist, und daß gerade die Wernersche Katastrophe als Mahnung zur Nüchternheit will verstanden werden.

Erst im Unglück zeigt sich ganz, was einer ist. Werner trat zunächst in einer „Erklärung an das Publikum" offen vor sein schwäbisches Volk, ebenso wahrhaftig wie vertrauend. „Die Geduld der Gläubiger," heißt es da, „ist durch Versprechungen, die infolge der steigenden Bedrängnis nimmer gehalten werden konnten, mißbraucht worden. Auch will ich nicht verhehlen, daß ich und meine Mitarbeiter in der Wahl der Mittel, in der Leitung der Anstalten, in der Einrichtung und Führung der Geschäfte viele Fehler machten, für welche wir auch empfindlich gestraft wurden. Die Aufgabe, welche riesenartig heranwuchs, überstieg unsere geistigen und materiellen Kräfte; doch ist der Zweck stets mit redlichem Sinn festgehalten und mit unwandelbarem Eifer erstrebt worden." Seinen Gläubigern gab er in dieser Erklärung das Versprechen, sie vollständig zu befriedigen, der Reingewinn seiner Hauptwerkstätten sollte ihnen überlassen bleiben, während er selbst wieder wie vor 25 Jahren arm mit seinen Kindern beginnen wolle; nur mögen die Gläubiger ihn nicht nötigen, Arme zu entlassen, und mögen die Bürgen verschonen, solange nicht erwiesen sei, daß das Bruderhaus nicht alles vereinigen könne. Nachdem er dann an sein schwäbisches Volk appelliert hatte mit dem Nachweis, wie er seine Armen seit 25 Jahren versorgte und in den letzten Jahren

je 20,000 Gulden Kostgeld hatte zuschießen müssen, schloß er mit dem Bekenntnis: So trete ich denn vor mein Volk, wohl gebeugt und gedemütigt von einer schweren Last, aber im Herzen glüht die gleiche Liebe zum Herrn, seinen Armen, dem Vaterlande und der Menschheit, wie in den Tagen meiner Jugend; sie ist nur geläutert worden durch die Trübsal; mein Geist ist voll tiefer und köstlicher Erfahrungen, die in der Hitze der Anfechtungen bewährt worden sind; nimmt es (mein Volk) mir etwas ab von meiner Last, dann werde ich ihm mit Freuden den reichen Schatz öffnen, und mit geistigen Gaben vergelten, was es meinen Anstalten in leiblichen Gaben darreicht. Wie es mir auch ergehen möge, so werde ich dem Gott, der mich berufen, und seinen Armen treu bleiben."

In dieser Erklärung klingt noch etwas von dem ungeschwächten Enthusiasmus des früheren Werner durch, allein solche Worte, in gehobener Stimmung geschrieben, drücken nicht das aus, was ihn in den gewöhnlichen Stunden erfüllte, da war er oft genug ein gebrochener Mann, der keinen Ausweg mehr sah. Nicht daß er am Recht seiner Gedanken irre geworden wäre, an dem Programm der Einführung der Liebe und Gerechtigkeit in das Reich der Industrie. Als eben in jener Zeit in Norddeutschland die Schultze-Delitz'schen Konsumvereine aufkamen, hat Werner fein den Gegensatz zu seinen Unternehmungen erkannt: Schultze baut sein System ganz folgerichtig von der Selbstsucht auf und kommt endlich auch an der Nächstenliebe und Brüderlichkeit an, wie wir von der Liebe aus endlich auch zur Treue und Tüchtigkeit im Geschäft kommen. Welches das Höhere ist, war ihm keinen Augenblick zweifelhaft. Und als Schäffle, der Tübinger Nationalökonom, der im übrigen gerade in der Wernerschen Sache so verdienstlich auftrat, aus dem Beispiel der verunglückten Werner'schen Organisation den Schluß zog, daß die Verknüpfung des Industrialismus mit einem auf christliche Bruderliebe gegründeten Sozialismus nun als edle Illusion erwiesen sei, hat Werner diese Beurteilung freilich konstatiert: „Staatsmänner und Fabrikanten sehen es als einen groben Mißgriff an, daß ich in Geschäften und der Industrie die Liebe an die Stelle der Selbstsucht zu setzen suche .. Der Mammon soll die Herrschaft behalten in dieser Welt und Christus seine Dornenkrone," aber er hat das Recht seiner christlichen Auffassung durchaus festgehalten. Nicht in diesem Reich der Gedanken und der Programme hatte er seine Hauptkämpfe zu bestehen, sondern im Reich der Tatsachen, in dem Unglück, das nun unaufhaltsam über seine Anstalten hereinbrach und wogegen das „Rechthaben im Prinzip" doch ein dürftiger Trost gewesen ist. Es regte sich zwar die Teilnahme im ganzen schwäbischen Land und darüber hinaus, in Frankfurt, Leipzig, Bonn, in der Schweiz, wo Werner längst als Reiseprediger unter manchen Zürchern, Baslern, St. Gallern bekannt war: der Helfer Hirzel in Zürich, der warmherzigste und größte Jesusfreund unter den Führern der damaligen Reform,

ist besonders für seine Sache tätig gewesen. Erst strömten Gaben aus allen Gegenden Deutschlands ein, dann trat, freilich für Werner viel zu langsam und bedächtig, ein Aktienverein ins Leben — der württembergische Staat hat durch Schäffles Verdienst mit 50,000 Gulden sich daran beteiligt —, der das gesamte Vermögen und die gesamte Schuldenmasse, die ungefähr von gleicher Höhe eingeschätzt wurden, übernahm. Allein fast mehr als diese große Hilfe, die einen Hauptteil der Wernerschen Werke erhalten konnte, empfand Werner in diesen Jahren, was ihn trotz derselben drücken mußte und was ihm verloren ging: so viele Gläubiger, denen er die Zinsen nicht zahlen konnte, darunter viel kleine Leute in bekümmerten Umständen, deren Gottvertrauen durch ihn geweckt und jetzt durch ihn betrogen war; so manche schöne Tochteranstalten, die nun verkauft werden mußten eine nach der andern, um die drängenden Gläubiger zu befriedigen, jede solche verlorene Anstalt ein Schnitt in sein innerstes Herz: „man haut junge Bäume um, die einst die segensreichsten Früchte der armen Menschheit tragen könnten, weil man jetzt das Holz zum Einheizen braucht", endlich für ihn selbst und seine ins große gehende Menschenliebe eine gebundene Marschroute, die Beschränkung auf sein Rettungswerk an den Kindern mit Verdrängung seiner Führerstelle aus dem, was ihm sein Beruf geworden war, der in christlichem Geist zu leitenden Industrie, ja die Abhängigkeit von einem Verein, dessen Mitglieder zum Teil wenigstens so herzlos dachten und echt geschäftsmäßig nur darauf aus waren, reiche Dividenden zu erzielen aus einem Werk, das Gott und der Bruderliebe geweiht worden war. Auch das mag zu Werners Kummer viel beigetragen haben, daß ein großer Teil der Hausgenossen in den vier harten Jahren nach der Krisis, da tatsächlich ein jedes am eigenen Mund absparen mußte, damit die Zinsenrückerstattung schneller von statten ginge, die Anstalt verließ und damit der Kern dieses christlichen Kommunismus, die Güter- und Arbeitsgemeinschaft, nicht nur keinen Fortgang nahm, sondern zu ersterben begann, bis zu Werners Tod in immer größerem Maße. Und selbst von all dem abgesehen, wo sind die Nachbildungen geblieben, die Werner durch sein Beispiel hervorzurufen hoffte in seiner engern Heimat und überall und wo blieb das große Gottesreich der Liebe, die ersehnte Swedenborgische Kirche der Zukunft? Werners Stiftung ist in ihrer Weise die einzige geblieben.

Aber nicht mit Klagen darf eine Geschichte Werners endigen. Es ging doch auch wieder aufwärts in den meisten seiner Nöte. Schon die Gründung des Aktienvereins mit staatlicher Hilfe ist ein erster großer Lichtblick gewesen trotz aller Sorgen und Chikanen, die eben dieser Aktienverein über Werner brachte. Dann trat 1866 der „Kreuzerverein" ins Leben, von Mädchen unter den Wernerschen Hausgenossen gegründet vor allem zur Rückerstattung der Zinsen, zur Wegschaffung des Fluchs, der da noch auf dem Werke liege. „Kreuzer-

verein" heißt die Gründung, weil auch die kleinsten Gaben hier angenommen wurden: was eine in ihrer Freizeit erarbeitet hatte, was eine sich an Genüssen absparte, was eine von kleinsten Geldgaben bekam, wurde da eingelegt. Das gab 1000 Gulden nur schon vom August bis September 1866 und dann ein Wachstum von Jahr zu Jahr, so daß zu Anfang der 70er Jahre alle rückständigen Zinsen erledigt waren, viele auch durch Nachlaß der Gläubiger. Der Verein blieb aber bestehen und ermöglichte wieder die Aufnahme von Armenkindern in die Anstalten in größerer Zahl. 1868 rief Werner die Brüder von nah und fern zu einem „Fünfguldenverein" als Nachfolger jenes früheren Hilfsvereins und Vereins zum Bruderhaus zusammen: jedes Mitglied legte jährlich fünf Gulden ein, damit man bedrängten Mitgliedern des Aktienvereins ihre Aktien zurückkaufen könnte. Sein letztes Ziel war, es möchte überhaupt so viel Geld flüssig werden, daß man dem Aktienverein nach und nach durch Rückkauf aller Aktien, soweit sie in den Händen innerlich nicht Interessierter waren, die gesamten Anstalten wieder abnehmen und auf sich selbst, auf ihre eigene Rentabilität stellen könnte. Das hat Werner zu Lebzeiten nicht mehr erreicht, aber man war auf dem guten Weg dazu. 1867 gab der Aktienverein sämtliche Rettungsanstalten, die er noch besaß, samt Gütern und Betrieben mit Ausnahme von Fluorn, das dann 1869 nachfolgte, und mit Ausnahme der Großbetriebe in Reutlingen und Dettingen Werner in Pacht, leider zu dem aus den Anstalten selbst gar nicht aufzubringenden Pachtzins von 4%, der erst 1870 auf 2,5 ermäßigt wurde. Dadurch war Werner in der eigenen Domäne seines Herzens, im Rettungswesen, doch wieder selbständig. Als dann der Aktienverein 1872 wegen schlechter Rendite die mechanischen Werkstätten in Reutlingen zum Verkauf öffentlich ausschreiben wollte, gelang es Werner, durch Verpachtung diese seine industrielle Erstlingsschöpfung zu retten, wieder um einen abscheulich hohen Pachtzins, und siehe, durch die Energie der tüchtigen Schweizerfamilie Schlatter kamen diese Papiermaschinenfabrik und diese Möbelfabrik so in die Höhe, daß Werners Eigensinn glänzend gerechtfertigt wurde. 1881, in Voraussicht seines Todes, rief er dann die Gustav Werner-Stiftung ins Leben, die sowohl den vom Bruderhaus wieder zurückgewonnenen Besitz als auch, freilich erst nach seinem Tod, den Gesamtbesitz des Aktienvereins übernahm und seinem Werk die Fortexistenz in seinem Geist sicherte.

Aber wie fern war er auch jetzt davon, etwa nur noch für die schweren Sorgen und Aufgaben seiner Werke in der engern Heimat offene Augen zu haben. Aufs aller Intensivste lebte er die damalige Geschichte des deutschen Volkes mit, das Jahr 1866 und das Jahr 1870 und die ganzen 70er Jahre mit ihren kirchlichen und sozialen Kämpfen bis zur kaiserlichen Botschaft vom Jahre 1881, dem verheißungsvollen Anfang des Staatssozialismus. Seine Gottesreichsgedanken und sein Patriotismus standen sich nie im Wege. Er, der

dem deutschen Volk eine besondere Mission für das Gottesreich zuerkannt sah, war am allerfeinfühligsten für seine Sünden und Unterlassungen. Ich kenne kein schöneres Beispiel, wie ein Christ, einer, der es wirklich ist, das große Kriegsjahr durchgemacht hat als Gustav Werner. Ihm schien es gewiß, daß ehe das deutsche Volk zu seiner Gottesreichsaufgabe geschickt sei, müsse es zuvor seine Einigkeit, Freiheit und Selbständigkeit und den ihm gebührenden Einfluß auf andere Völker erlangt haben, müssen edle Triebe, sittliche Kräfte, hochherzige Gedanken in ihm geweckt sein und dazu werde das bevorstehende Gericht dienen. Mit Freuden sah er, wie viele Jünglinge nun von ihrer Genußsucht, Weichlichkeit und Trägheit zu einer edeln Begeisterung für ihr Vaterland sich aufrafften und von mancher Sünde und Leidenschaft sich losmachten, wie viele Opferwilligkeit, Entsagung und Liebestätigkeit aus dieser Drangsalszeit aufsproß, aber er vergaß nicht die Frage, ob am Ende nicht diese Früchte wieder abfallen werden, sowie die Trübsal nachlasse. Mit dem feinsten Gewissen empfand er jedes Unrecht, das von Seite der deutschen Sieger geschah: „Ich bin ein Glied meines Volkes, wenn dasselbe sündigt, so ist es strafbar vor Gott, er kann nur vergeben, wenn eine Sühne durch einzelne dieses Volkes dargebracht wird.“ Er selbst versuchte das zu tun, indem er Kinder aus dem Elsaß, aus Belfort, aus Paris in seine Rettungshäuser nahm und mit seiner Liebe an der fremden Nation zu heilen suchte, was das Schwert verwundet hatte, so viel ein einzelner das kann. Aus seiner großen Hoffnung, daß nun das siegreiche geeinigte Deutschland die priesterliche Aufgabe, welches für ihn eben die soziale war, ergreifen und bewältigen solle, ist freilich nicht viel geworden. Statt dessen hat er die tollste Epoche des Gründungsschwindels nach dem Krieg und das gewaltige Anwachsen einer zunächst jedenfalls vaterlands- und religionsfeindlichen sozialdemokratischen Partei in Deutschland mit angesehen. Ganz klar konnte er sagen: „Die Sozialisten wären nicht so weit abgekommen, wenn sie bei uns, den Gläubigen, mehr Liebe, Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit und Kraft gefunden hätten.“ Die Forderungen der Sozialdemokraten seien in vielen Beziehungen berechtigt; „vermögen wir sie nicht auf geordnetem Weg zu befriedigen, so werden Wege der Gewalt und des Unrechts versucht werden, die statt Hilfe zu schaffen, nach allen Seiten nur Verderben bringen.“ Freilich von Vorträgen, Zeitungsartikeln, Redekämpfen in Volksversammlungen hat er gar nichts erwartet. „Geschrieben wird genug,“ sagt er einmal, „und wie viel Unwahres läuft mit unter. Ist es getan, so wirds zur Rede kommen, sagt Tell.“ Und ein andermal: „Mit Reden wird hier nichts geschafft, sondern nur mit Taten“ getreu seinem alten Wort: Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert. Darum hat er die kaiserliche Botschaft von 1881 so begeistert begrüßt, weil sie Taten in Aussicht stellte, den Ausbau einer großartigen Arbeiterversicherung, die dann ja auch gekommen ist. Das war für ihn endlich wieder ein Stück

Wiederkunft Christi, denn daran hielt er bis an sein Ende sogar mit sich steigernder Polemik fest: Nicht von den Wolken her kommt Christus; auf der Erde, in den Menschen und den menschlichen Ordnungen, da will er König sein. Noch auf dem Sterbebette — Werner starb am 2. August 1887 — diktierte er als sein Vermächtnis: Das göttliche Gesetz als das beste, weil es von der Liebe ausgeht, soll nach und nach alle Menschen beherrschen und all ihr Tun durchdringen . . . wodurch dann eben ganz befriedigende Zustände in der Gesellschaft hergestellt und die vielerlei Schäden in derselben völlig geheilt werden.

Das ist modernisierte Apokalyptik und alle, die heute ein ähnliches Endziel im Anbruch zu schauen glauben, können sich auf Werner berufen. Aber in der Art, wie er sich dies Kommen des Gottesreichs dachte, blieb er ein altmodischer Mann. Die sozialdemokratische Bewegung hat er vor allem in seinen spätern Andachten als ein Zeichen des Widerchrists angesehen, der vor dem Kommen Jesu besonders gewaltig sich entfalten muß; ihr wesentlichstes Merkmal schien doch Abfall von Gott zu sein auch für diesen dogmatisch so ungemein weitherzigen Mann. Wir haben es heute sehr leicht, den Christentumshaß der siebziger Jahre als eine nebensächliche Beigabe zu betrachten; von den Männern jener Zeit hat das kein einziger getan und konnte es tun, weil dieser Religionshaß mit einer Leidenschaft und Rohheit sich offenbarte, von der wir in unserer harmlosen Zeit uns keine Vorstellung mehr machen. Das ist allerdings richtig, daß Werner die treibenden Kräfte der Sozialdemokratie nicht verstand und seinen „christlichen Kommunismus" ja auch immer patriarchalisch und nie demokratisch faßte. Daß in der Arbeiterbewegung eine große neue Menschenklasse zu einem höhern Dasein emporstrebt, das sie nicht von der Gnade und Wohltat der Besitzenden empfangen, das sie sich selbst erobern will, das hat er nie recht gewürdigt und nie in seine Reich-Gottesgedanken aufgenommen. Wenn er aber von den einzelnen Christen, die im Besitz des Glaubens und der Liebe sind, jene großartige Verchristlichung der Großindustrie erwartete, die er als kapitalloser Mann versuchte, so fällt es auf, daß er selten oder nie einen flammenden Buß- und Weckruf in diesem Sinn an seine Zeitgenossen in der großen deutschen Welt ergehen ließ. Ich habe keine Stelle in seinen Aeußerungen gefunden, da er jedem christlichen Fabrikanten und Kaufmann es ins Gesicht sagt, du bist kein Christ und ein Hindernis des Reiches Gottes, wenn du nicht mit deinem Kapital dasselbe versuchst, was ich ohne Kapital gewagt habe, die Einführung der Herrschaft Jesu in das Geschäftsleben und in die Großindustrie. Er war schon ganz zufrieden, wenn er von solcher Seite Unterstützung für seine Anstalten bekam. Dadurch bekommt seine große Hoffnung etwas merkwürdig Luftiges unter die Füße, und es ist der Mann an seiner Zeit vorübergegangen wie ein schönes leuchtendes und wieder erlöschendes Gestirn.

Und doch führt uns gerade dieser Mangel des Wernerschen

Lebenswerks auf seine Kraft zurück. Werner hat darin jedenfalls Recht gehabt, daß man von der Liebe so wenig als möglich reden und so viel als möglich betätigen sollte. Es ist ganz falsch, den Wert dieses Mannes an dem zu messen, was von bleibenden Anregungen für die Folgezeit geblieben ist, und was zunächst der Geschichte im Großen eine solche oder eine andere Wendung gab. Was er, so lange er lebte, und über seinen Tod hinaus für die Menschen, die ihn gekannt haben, gewesen ist, für seine Kinder, die in seiner Liebe groß geworden sind, und für die vielen Großen, die an seiner Liebe ihre kleine Liebe entzündet haben und im Dienst dieser Liebe ihres Gottes froh geworden sind, das ist gar nicht auszusagen, das ist eine Potenz nicht für die Zeit, aber für die Ewigkeit. Es gibt überhaupt nichts Größeres in der Welt, als ein Mann, der nicht schön über Liebe denkt, sondern sie übt, also daß ein ganzer Strom warmherziger, rettender, tragender, verzeihender Liebe von ihm ausgeht auf immer weitere Kreise. Wenn ich mehr Männer wie diesen Gustav Werner in unserer Zeit sehen würde, dann könnte ich an den Anbruch des Gottesreichs glauben, anders kann ichs nicht. Was man von der Bewährung der Bruderliebe Werners lesen und erzählen hören kann, das ist alles so Jesus gemäß und so göttlich, wie ich wenig ähnliches im 19. Jahrhundert kenne. Als ein Knabe aus Zorn über einen Verweis des Hausmeisters die Anstalt in Schernbach angezündet hatte, in Abwesenheit aller Bewohner, da rief Werner die Leute zusammen und sagte: „Wir wollen nicht murren, wir wollen den Mund nicht auftun mit Klagen gegen Gott. Es ist eine heilsame Züchtigung Gottes. Wir haben's auch fehlen lassen an dem Knaben, wir haben zu wenig gebetet für ihn, wir sind zu wenig treu gewesen. Es muß uns alles von Gott zum besten dienen." Und als ihm ein andermal eine der Hausgenossinnen, die die Aufsicht über die Mädchen in Dettingen hatte, über ein Mädchen klagte, man könne gar nicht mit ihr auskommen, es gehe rein nichts und es sei gar nichts an ihr zu bessern, und auf Werners Frage: „Siehst du denn gar keine gute Seite an ihr?" mit Nein antwortete, da bekam sie von Werner die Aufforderung: „Mach' mir doch die Freude und suche bis zum nächstenmal, ob du nicht doch eine gute Seite an ihr findest." Nach 14 Tagen, als Werner wieder kam, sagte sie zu ihm: „Ich hab's gefunden," und Werner: „Ei, das freut mich, was hast du denn Gutes an ihr gefunden, liebes Kind?" Sie: „Man mag mit ihr zanken und schelten, soviel man will, sie trägt nichts nach." Darauf Werner: „Mach's du auch so, so wirst du den Himmel ererben." Auf diese schlichte treue Werktagsliebe, die sich Werner schon als Knabe bei jenem Empfang des Abendmahls gewünscht hatte, waren denn auch alle seine Vorträge gestimmt, aber was ihnen die Kraft gab, das war der Umstand, daß dieser Mann kein Wort sagte, das er nicht lebte. Noch bis in seine letzten Lebenstage ist er der Kinderfreund geblieben. Wenn er ausging, so hing an jedem Finger ein Kind sich an. Bei den Volksfesten auf der Achalm, wo man sang,

tanzte und sprang, machte Werner ganz mit, spielte blinde Kuh mit, noch in späten Jahren. Ist das nicht ein Heiliger des Protestantismus, an dem uns das Herz aufgehen muß und durch den man noch heute besser und seliger werden kann?

Paul Wernle.

Direkt oder indirekt leben.

Matth. 18, 3: Wahrlich, ich sage euch: wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht eingehen ins Reich Gottes.

Man kann die verschiedenen Typen der Lebensführung nach allerlei Gesichtspunkten gruppieren. Einer der fruchtbarsten scheint mir zu sein der des direkten oder indirekten Lebens.

Indirekt leben bedeutet: nicht aus der Wahrheit des eigenen Wesens, sondern aus der Vergleichung mit andern leben. Das kann geschehen durch Nachahmung oder durch Trotz. Die Nachahmung spielt bekanntlich im geistigen Leben der Menschen eine große Rolle. Sie hat eben ihre starken Wurzeln in der seelischen Konstitution des Menschen. Die Psychologie weiß von einem Gesetz der „Einfühlung" zu berichten, nach welchem wir nicht anders können, als uns in den Andern zu versetzen und sein Empfinden zu teilen; ja sie behauptet sogar, daß wir erst durch solche Einfühlung zum Bewußtsein unser selbst gelangten, also erst am Andern unser Ich fänden. So ist denn nur zu begreiflich, daß wir geneigt sind, unser Tun an dem der Andern zu orientieren. Eines der zahllosen Beispiele solcher Nachahmung ist die Mode mit ihrer fast rätselhaft ansteckenden Macht. Ein anderes der Neid, der ja nichts anderes ist, als der Schmerz, in einem bestimmten Punkte oder auch allgemein nicht das Leben eines Andern leben zu dürfen. Auch der Ehrgeiz gehört hieher. Der Ehrgeizige will das sein, was die Andern bewundern; sie bewundern aber nur, was *ihnen* bewundernswert vorkommt, was *ihr* „Ideal" ist; er ahmt also ihr „Ideal" nach. Nicht anders endlich der Machtwille, soweit er in der Freude besteht, über Andere herrschen zu dürfen; auch er richtet sich nach etwas, was in den andern liegt: ihrer Furcht oder Bewunderung.

Gegen diesen Nachahmungsinstinkt der Menschennatur reagieren nun wieder andere Triebe in uns. Der Trotz tritt der Nachahmung entgegen. Sagt die Nachahmung: „Die Andern tun das und das — also tue ichs auch!" so sagt der Trotz: „Also ich erst recht nicht!" Aber damit lebt er erst recht indirekt. Auch der Trotzige orientiert sein Tun an dem des Andern. Daß er ihm widerspricht, statt ihn

nachzuahmen, macht einen Unterschied in der Form, nicht in der Sache; ja der Trotzige ist vielleicht noch abhängiger als der Nachahmende; denn er ist mehr durch die Vergleichung gebunden. Hier stoßen wir auf die große Selbsttäuschung, der gerade auch bedeutende und geistreiche Menschen leicht erliegen. Ihnen kommt es instinktiv vor allem darauf an, nicht zu sein, wie die Andern. Ihnen ist unbewußt immer die Frage zuvorderst, wie sie in dieser oder jener Positur sich ausnehmen oder nicht ausnehmen würden. Man hat bei ihnen das Gefühl, daß es ihnen nicht auf die Wahrheit ankomme, sondern darauf, ihre Ueberlegenheit zu zeigen. Das Selbst steht immer vor der Sache. Sie können nicht leicht mitmachen, wo andere vorangegangen sind; sie können nicht leicht etwas freudig gelten lassen, es sei denn ein Geschöpf ihrer selbst, ein Götze, den sie sich ausgesucht haben. Sie bekämpfen oft ihre eigenen Gedanken, wenn sie von andern vertreten werden. Ihr Sport ist das Paradoxe; sie greifen, wenn's nicht anders geht, nach allerlei Gesuchtheiten, nur um immer „anders" zu sein. Ihre große Selbsttäuschung ist, daß sie sich darin als originale Geister vorkommen, da sie doch bloß Nachahmer sind, nur in negativer Weise.

Indirekt leben heißt eigentlich gar nicht leben. Der Nachahmer und der Trotzkopf leben nicht ihr eigenes Leben, sondern nur die Abschattung fremden Lebens. Daraus entsteht dann eine Fülle von Not, Unwahrheit und Unfreiheit. Wer erinnerte sich nicht bestimmter Menschen, in denen diese indirekte Art des Lebens besonders stark hervortritt? Nie handeln sie aus Motiven, die ihrer eigenen Natur und Führung entspringen, immer aus irgend einer Vergleichung, irgend einer Rücksicht, irgend einem Trotz, irgend einer Hypnose; so geraten sie aus einer falschen Situation in die andere und werden unselig. Ein indirektes Leben kann nie wahrhaft frei und vornehm sein. Nietzsches Herrenmenschentum ist darum so wie er es manchmal schildert etwas sehr wenig Vornehmes. Denn in seiner Selbstschätzung von andern abhängig zu sein, sich groß zu fühlen, wenn man andere recht tief unter sich sieht, ist eine Gesinnung, die der moralische Pöbel auch hat. Darum machen aber auch jene Sportsleute des Widerspruchs so wenig den Eindruck wirklicher Freiheit und Vornehmheit. Durch die Löcher ihres Andersseins blicken die Ketten des Ichdienstes hervor, der immer auch Menschenknechtschaft ist. Sie sind ganz unfrei. Denn sie leben ganz von den Positionen anderer. Wenn sie diese auch negieren, so leben sie doch davon — denn wie könnten sie sonst ihre Ueberlegenheit zeigen? Sie wollen nur „anders" sein und wissen darum zuletzt nicht mehr, wer sie eigentlich sind. Sie haben zuletzt keine Sache, sondern nur eine Form mehr. So verlieren sie ihre Seele, wie jeder, der sie sucht, und die Tore des Gottesreiches schließen sich ihnen zu. Aber wahrlich, das bescheidenste Menschenkind, das mit ganzer Seele, wenn auch naiv und oft wenig brillant, einer Sache dient, ist größer als sie. Habet keine Achtung vor dieser Manier, sie ist eine zwar harmlose, oft aber auch schädliche Art des Ichkultus.

Auch im öffentlichen Leben treffen wir das gleiche Uebel an. Wir sehen, wie Parteien, Richtungen, Gemeinschaften sich nicht an selbstgesetzten Zielen, sondern am Verhalten des Gegners orientieren. Entweder ahmt man seine Methoden nach oder man lebt davon, daß man ihm zuwiderhandelt. Ein großer Teil der bürgerlichen Politik ist heute von der Sozialistenfurcht beherrscht. Welche Rolle im kirchlichen Leben die Nachahmung spielt, weiß jeder, der das Kirchenwesen in Städten mit starker Parteikonkurrenz kennt. Die Positiven haben eine Sonntagsschule — darum müssen die Reformer einen Kinderabend haben; die Reformer haben einen Gemeindeverein — die Positiven machen verschämt aber sicher ihn nach; die Positiven veranstalten Waldgottesdienste morgens früh — die Reformer darauf Abendkonzerte in der Kirche; und so fort in infinitum. Aber auch inbezug auf die ganze Parteiexistenz selbst konnte man gerade in den letzten Jahren diese Beobachtung des indirekten Lebens reichlich machen. Da registrieren die Positiven mit sichtlicher Genugtuung alle die Oberflächlichkeit und Gottlosigkeit, die es noch nötig macht, daß es Positive gibt. Da leuchten reformerische Augen von Finderglück, weil ein Stadtmissionar oder ein positiver Pfarrer etwas Enges gesagt hat; denn das beweist das Existenzrecht der Reformer. Da reiben sich die Vermittler vergnügt die Hände, wenn die Andern sich zanken oder sonst etwas Bedenkliches tun — denn das zeigt, daß Vermittler sein müssen. So lebt man von einander, weil man kein rechtes eigenes Leben hat. So beißt man in die Steine, die man an den Kopf bekommen hat und bildet sich ein, sie seien Brot! Müssen nicht alle Freieren und Selbständigeren in den verschiedenen Lagern allmählich einsehen, was für ein armes Leben das ist?

Man könnte das indirekte Leben noch weiter verfolgen. Es gibt eine Kunst, die nicht aus dem Stoffe, sondern aus irgend einer äußerlichen Effektrechnung heraus wächst; eine Tugend, die davon lebt, daß sie sich mit fremder Untugend vergleicht; eine Frömmigkeit, die alle Freude an sich selbst verlöre, wenn es keine „Gottlosen" zu richten gäbe; aber auch ein Freigeistertum, das nur von seiner Opposition zur herrschenden Moral oder Frömmigkeit lebt. Wenn man das „Andere" fortnähme, was bliebe in all diesen Fällen als Eigenes übrig?

Aber auf dieses Eigene allein kommt es an. Und darum ist es der Weg, den wie der Einzelne, so die ganze Welt gehen muß: vom indirekten zum direkten Leben vorzudringen. Wir sind bis jetzt noch so stark im indirekten Leben befangen, weil wir noch Kinder sind. Kinder sind Nachahmer oder Trotzköpfe. Aus diesem Kinderstadium sollten wir herauskommen. Wer zu eigenem Leben, zu seelischer Höhe und Freiheit gelangen will, muß versuchen, direkt zu leben.

Direkt leben heißt: aus dem Gebot des eigenen Wesens leben, sich des eigenen Lebens freuen, darin seinen Stolz und seine Leidenschaft haben. Dazu gelangen viele nur durch einen Kampf; es ist der Kampf um die eigene Seele; der eigentliche Entscheidungskampf, von

dessen Ausgang es abhängt, ob sie zu einem wirklichen Leben durchdringen oder nicht. Aber der Sieg wird nicht gewonnen durch Erforschung und Pflege der eigenen Subjektivität — hier mischt sich immer wieder die Vergleichung ein — sondern durch Hingabe an eine Sache. Die Seele muß sich an eine Sache verlieren, um sich zu finden. Aber lebt man dann nicht wieder aus einer Sache, statt aus sich selbst? Ja, wenn die Sache uns fremd ist. Wer von den Sachen lebt, die das neue Testament unter das Wort „Welt" zusammenfaßt, ist immer am „Andern" orientiert, wird nie frei. Das könnte nur geschehen, wenn es eine Sache gäbe, an die uns hingebend wir doch nur unserem wahren Sein näher kämen. Wir würden ganz frei, wenn der Grund der Dinge eigentlich zugleich die Wahrheit unseres Selbst wäre. Wer also aus ihm lebte, müßte am direktesten leben. Wenn wir von dieser Quelle tränken, müßten wir uns in herrlicher Reinheit, Gradheit und Schlichtheit aufrichten, strahlend von Leben und Freiheit. Wir kennen Einige, die uns dieses Leben vorgelebt haben und Einige, die es unter uns leben. Wie heißt das Größte ihres Wesens? Kindlichkeit. Vor diesen beugen wir uns gern, gerade weil sie es nicht erwarten, gerade weil sie uns nicht ihre Ueberlegenheit zeigen wollen. Sie sind die Vornehmen, die Andern nur die Vornehmtuer. Sie sind nicht immer in Angst um ihre Positur, darum ist etwas so Freies, Erlösendes um sie. Hier haben wir die rechten Herrenmenschen, die aus eigenem Adel leben und nicht einmal daran denken, daß sie adelig sind, die über Trotz und Nachahmung gleich erhaben sind. Davon hat Nietzsche eines seiner schönsten Gesichte gehabt. Die letzte der drei Verwandlungen des Menschen ist ihm das Kind. „Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Jasagen." Aber wie so oft, hatte Nietzsche auch hier nur Wahrheit wieder entdeckt, die Er gelehrt und gelebt hatte, von dem das Wort von der Rückkehr zum Kind zuerst gesprochen worden ist. Das ist nun freilich nicht mehr jene naturhafte Kindlichkeit, von der vorhin geredet wurde, sondern eine auf höherer Stufe stehende, eine wiedergeborene Kindlichkeit.

Wo erscheint uns dieses Leben wieder? Wo sind die schlichten, freien, hohen Menschen von diesem Geschlechte? Wir finden sie gerade in den theologisch-kirchlichen Kreisen so selten. Wir „Gebildeten" namentlich haben zu wenig von jener geistlichen Armut, die nicht umsonst am Eingang der Bergpredigt steht. Es fehlt uns an Leidenschaft für die Sache, an heiligem Ernst, an echter Naivität. Darum findet Gott an uns nicht Gefäße seines Lebens und Arbeiter für sein Reich. Das Selbst steht im Wege. O daß das eitle Ich verzehrt würde vom Feuer einer Liebe, die nicht das Ihre sucht! O daß wir erlöst würden zu mehr Unschuld und Kindessinn — zum wahren Leben!

L. Ragaz.

Gedanken bei einer Osterpredigt.

Tod, wo ist dein Stachel!" tönt es in diesen Tagen von den Kanzeln in allen Ländern der Christenheit. „Die armen Heiden, die unser trostreiches Evangelium noch nicht kennen, ja, für die hat der Tod einen Stachel, aber Gott sei Dank, für uns Christen hat er ihn verloren!" Ist dem so?

„Ich sterbe gern," sagt ein Kranker, der Tag und Nacht von seinen Qualen gepeinigt wird, „ach, käme doch der Tod bald, mich zu erlösen!" Das krank und elend sein, die dem Sterben vorangehenden Leiden sind oft eine Linderung der Todesnot, sie helfen uns, sie weniger fühlen, aber das ist nicht Todesfreudigkeit, die uns die Osterbotschaft zu verkünden meint.

„Ich fürchte den Tod nicht, was kann er mir Schlimmeres bringen als das Leben mir bietet," klagen die Lebensüberdrüssigen, die Leidens- und Arbeitsscheuen. Todesfreudigkeit ist da sicherlich auch nicht, wo eigene oder fremde Schuld den Sinn für Todesangst und Lebenswille abgestumpft haben.

„Ich fürchte den Tod nicht," brüstet sich der Soldat. Es ist das Kraftgefühl des sich den Gefahren und Mühen gewachsen Fühlenden, das ihn zur Tat treibt, wie es den Bergsteiger vor gefahrvollen Aufstiegen ergreift. Wenn der Augenblick des Sterbenmüssens kommt, klammert sich dann nicht jeder doch an jede Möglichkeit der Rettung, auch wo sie nur lebenslanges Siechtum verspricht?

„Ich fürchte den Tod nicht, von dem mich mein Heiland erlöst hat," behauptet, laut oder leise, mancher Fromme. Wer hat schon Gelegenheit gehabt, einen solchen Frommen in gefährlicher Lebenslage zu beobachten, bei drohender Ansteckungsgefahr, schleichender Krankheit, bei einem Unglücksfall? Wo blieb da die Todesfreudigkeit? Dankte nicht etwa auch er Gott, wenn er ihn davor bewahrte, dieses Leben mit einem bessern Jenseits zu vertauschen?

Andere gestehen offen: „Ich fürchte mich vor dem Sterben, aber ich preise selig, die erduldet haben; ich beneide den, der es überstanden hat." Ist dies im einzelnen Falle wahr? Redet nicht auch ein solcher von wunderbaren Errettungen eines dem Tode Entronnenen, auch da, wo die Todesart eine leichte und schmerzlose gewesen wäre, beim Fall eines schweren Ziegels, oder bei einer Explosion, die keine Zeit gelassen hätte, nur auch zur Besinnung dessen, was geschehen werde, zu kommen?

„Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, aber ich fühle, daß ich hienieden noch nötig bin, daß ich noch eine Arbeit zu vollbringen habe," wie verhält es sich mit dieser Ausflucht? Kommt sie nicht oft von solchen, die in andern Fällen schöne Reden führen, über Den, der auch ohne sie alles wohl macht? Von solchen, die so schön zu sagen

wissen, wie erst in einem andern Leben unsere Kräfte so recht zur Entfaltung kommen werden?

Ist Todesfreudigkeit im Plane des Lebens, wie wir es unter den uns gegebenen Bedingungen zu führen haben?

War Christus todesfreudig? Der Kampf in Gethsemane, die Seufzer am Kreuze zeigen das Gegenteil, und doch fällt bei ihm das, was viele als die Ursache unserer Todesangst bezeichnen, die Sünde, weg.

Er war beim Mahle mit seinen Jüngern, während dessen er schon wußte, was ihm bevorstand, und sonst wie oft! in einer gehobenen Stimmung, aus der er uns Worte hinterließ, die vermögen auch uns im Leben und beim Gedanken an den Tod in eine solche zu versetzen. Aber der eigentlichen Tatsache des Sterbens gegenüber mußte er die Schrecken des Todes schmecken wie jeder von uns, dem auferlegt wird, sie mit klarem Bewußtsein durchzukämpfen.

Wie ist uns nun wohler: wenn wir unser armes Gemüt an eine Lehre festklammern und uns abmühen, uns in die Stimmung hinein zu steigern: „Tod, wo ist dein Stachel!" oder wenn wir uns still beugen unter die unergründliche Tragik unserer Lebensführung, die uns über das Letzte, Entscheidende im Dunkel läßt, und suchen, so lange wir die Kraft dazu haben, nach dem zu ringen, zu dem sich Tausende von Jahren vor dem ersten christlichen Osterfest, auch die Starken hindurch zu beten hatten: „Dennoch bleibe ich stets an dir."

Dieses dennoch hat auch Christus erkämpfen müssen. Er hat es getan im Gehorsam gegen den unerforschlichen Ratschluß des Vaters. Das ist unsere Osterbotschaft. S.

„Dein Reich komme."*)

Zwei Punkte scheinen mir bei der Besprechung dieses Predigtbandes vor allem hervorgehoben werden zu müssen. Zum ersten: Die Predigten wurzeln tief in der heutigen Zeit. Sie geben ein ergreifendes Bild dieser Zeit mit ihren Fehlern, Schwächen und Sünden, ihrer Zerfahrenheit, ihrer Ohnmacht, ihrer Verzagtheit, ihrem Hangen am Materiellen — aber auch mit ihrer Größe, ihrem edelsten Streben, ihrer Sehnsucht. Deutlich spiegelt sich in ihnen der Charakter unserer Epoche, einer Zeit der Auflösung und Neubildung mit all ihren Konflikten wieder. Zeitereignisse, moderne Strömungen und Richtungen — die politischen, sozialen, religiösen, philosophischen und ökonomischen

*) „Dein Reich komme." Predigten von L. Ragaz. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1908.

Lebensfragen der heutigen Zeit treten an uns heran. Dies gibt dem Werk den Charakter frischer, lebendiger Realität und dies um so mehr, als sie uns durch eine Persönlichkeit vermittelt werden, die selber mitten drin lebt und kämpft. In diesem Punkte sowie in dem, den wir nun zu berühren haben, sind diese Predigten das lebendigste Selbstbekenntnis.

Zum zweiten: Die Energie des Gottesglaubens. Ich möchte diesen Predigten das Wort zum Motto geben: „Getrost vorwärts mit Gott! Mit ihm, in ihm, zu ihm, getrost vorwärts!" (Predigt: Was sollen wir tun?) Ich glaube, daß damit ihr Wesen am besten charakterisiert wäre. Ein Gefühl drängt zeitweise alle andern in den Hintergrund, ob man nun diese Predigten einzeln lese oder im Zusammenhang überschaue. Der Verfasser ist ganz und gar von der Ueberzeugung durchdrungen: Heil und Rettung für die Not der Zeit, die ihn so tief ergreift, gibt es nur, wenn Gott für uns eine reale Macht ist, die wirklichste aller Wirklichkeiten. Unsere Zeit wird sich aus ihrer Zerfahrenheit und Oberflächlichkeit, ihrem Hangen am Materiellen erst wieder aufraffen, wenn sie sich in ihm wieder findet, wenn ihr Leben in seinem Leben wurzelt. Durch den Anschluß an ihn, der die vorwärtstreibende Kraft ist, muß sie ihre Aengstlichkeit, ihr zögerndes Wesen, ihre Halbheit fahren lassen, sich ihrer Vergötterung des Bestehenden schämen lernen. Sie muß glauben lernen, daß Gott groß genug ist, auch den Untergang tief eingewurzelter Lebensformen zu überdauern. Dieser Glaube muß ihrem Vorwärtsdrängen innere Kraft und sittlichen Wert verleihen.

Energische Konzentration auf die Hauptsache, Wendung vom Aeußern zum Innern, Wesen statt Schein, Kraft statt Großtuerei, Charakterstärke statt leerer Formalitäten — das scheint mir das Wesen dieser Predigten zu sein, diese Forderungen stellen sie an unser Geschlecht.

Auf der einen Seite ernste Würdigung der Zeit, all ihrer Probleme, der außerordentlich komplizierten Verhältnisse, die sie schafft, auf der andern der energische, stets wiederholte Ruf: Lebt in Gott, wieder mit ihm, zurück zu ihm; er allein ist groß und stark genug, hier helfen zu können. Einseitig und eintönig wird dieser Ruf nicht, denn der Gott von „Dein Reich komme" ist der lebendige, reiche, schöpferische Gott der Evangelien.

Er ist zunächst lebendige Persönlichkeit. Nichts Verschwommenes, Abstraktes, Unbestimmtes haftet ihm an. In der mächtigsten Persönlichkeit der Geschichte hat er sich geoffenbart. Mit ihm leben heißt zum Bewußtsein der Persönlichkeit erwachen. Bei all ihrem Großtun und ihrem Gerede von Uebermensch und Persönlichkeit sind die heutigen Menschen so schwach, kleinlich und feig, weil Gott nicht in ihnen lebendig ist. Die Seele muß in ihm erstarken, bevor sie nach außen wirken kann. Mancher, der nur von Ragaz' religiösem Sozialismus gehört hat, und im Sozialismus die Unterdrückung und Abschwächung der Persönlichkeit erblickt, wird beim Lesen gewisser Predigten, in denen

vom Wert und von den Aufgaben der Persönlichkeit, von den Leiden und der Einsamkeit der großen Seele in einer herben, fast schroffen Weise die Rede ist, staunen. An der rauhen Luft spürt man hier die Nähe und den Einfluß Lagardes und Kierkegaards.

Gott ist die lebendige Heiligkeit und Liebe, daher der unerbittliche Ernst in der Beurteilung des Bösen und die freudige Zuversicht, daß die Liebe schließlich siegen wird.

Er ist das Leben selber, das Leben, das alle menschlichen Schranken durchbricht, beständig Neues schafft, diese Welt umwandeln wird und als ewiges Leben über die Tragödie, die mit dem leiblichen Tod abschließt, hinausweist.

So wurzeln die Hauptforderungen dieser Predigten, Persönlichkeit, Liebe, Heiligkeit, tief im Gottesbegriff; die große Lebendigkeit des Gottesglaubens verleiht ihnen ihre Unmittelbarkeit und ihre Kraft. — — —

Die im vorhergehenden erwähnten Momente bilden zugleich die Grundlagen des Sozialismus des Verfassers. Wir haben uns nicht mit der Würdigung und Kritik desselben zu befassen. Wie man sich auch zu diesem Sozialismus stellen mag — eins wird sich nicht abstreiten lassen: seine tiefe Begründung in der religiösen Weltauffassung des Verfassers. Die Motive seines religiösen Sozialismus deutlich hervortreten zu lassen, scheint mir einer der Hauptgesichtspunkte bei der Auswahl dieser Predigten gewesen zu sein. Andere Prediger sehen im Geiste den breiten Strom sozialer Gesinnung durch weite Kulturen dahinfließen, Leben und Kraft spendend. Hier stehen wir an der frischen und reinen Quelle in der Einsamkeit des Hochgebirges. Der Gott, der sich in der Tiefe des Gewissens als Liebe, Heiligkeit und Persönlichkeit offenbart, fordert das Reich, in welchem Liebe, Heiligkeit und Persönlichkeit zur Wirklichkeit werden. Das ist in Kürze Ragaz' Sozialismus. Noch kürzer könnte man wohl in seinem Sinne sagen: Der Glaube an den Vater fordert die Liebe zu den Brüdern, und wo das zweite fehlt, ist das erste nur Lüge und Heuchelei.

Sozialismus und Religion gehen in der letzten Zeit sehr viele Bündnisse miteinander ein. Kühn und selbständig stellt hier der Verfasser eine tiefbegründete organische Verbindung her. Das innerste Wesen der Religion und das reinste Streben des Sozialismus gehen hier auf einander ein und verbinden sich zu einem mächtigen Vorwärts.

Gerade die Konzentration auf das Wesentliche verleiht diesem religiösen Sozialismus Größe und bleibenden Wert. Es ist möglich, Ragaz in vielen Punkten Unrecht zu geben und doch ergriffen zu sein vom großen Streben, das sich in seiner Lösung der sozialen Frage kundgibt, ja, bei allem Widerspruch im einzelnen diese Lösung für die prinzipiell richtige zu halten.

Vom Optimismus des Verfassers ist schon viel geredet worden. Heißt Optimismus so viel wie Nichtsehenwollen der düsteren Seiten des Daseins, Unterschätzen des Widerstandes, Mangel an Sinn für die Realität des Bösen, so gibt es keinen Vorwurf, den Ragaz be-

stimmter zurückweisen kann, als den, ein Optimist zu sein. Heißt aber Optimismus soviel wie Glaube, daß das Gute schließlich siegen wird, daß die Welt auf den Triumph des Guten angelegt ist, so sind diese Predigten von einer kühnen, optimistischen Stimmung getragen. Ob unsere Welt wirklich so ist und sich bisher so entwickelt hat, daß dieser Optimismus in den Tatsachen eine feste Grundlage besitzt, ist eine Frage, die nicht jeder Leser unbedingt bejahen wird. Als ich diese Predigten als Ganzes überschaute, fiel mir wieder auf, wie die ernste, fast düstere Beurteilung der Welt hier mit dem Glauben an die Möglichkeit ihrer Umwandlung Hand in Hand geht — scheinbar unvermittelt. Ich sage scheinbar; denn ich gehöre nicht zu denen, welche hier den schwachen Punkt der Weltanschauung des Verfassers erblicken, wenn ich schon aus Aufrichtigkeit gestehen muß, daß ich ihm nicht in allen Punkten zu folgen vermag. Denn diese Energie des Optimismus fließt im Grund aus derselben Quelle wie das Größte und Beste dieser Predigten, aus der Lebendigkeit des Gottesglaubens. Weil der Prediger so hoch von Gott denkt, traut er ihm die Kraft zu, über Elend und Sünde zu siegen — und zwar schon in dieser Welt. Ob das, was wir Kritik, nüchternen Blick, Vorsicht nennen, nicht vielfach Kleinmut, Aengstlichkeit und Schwäche betitelt werden sollte? Gar mancher, der sich nicht zum Optimismus des Verfassers aufraffen kann, wird seit der Lektüre dieser Predigten von dieser Frage beunruhigt werden und durch diese Beunruhigung eine Vertiefung und Bereicherung des Lebens erfahren.

Der Ausblick in das Reich, da jenseits der heutigen Kämpfe die Gegensätze ausgeglichen werden, tut der ernsten, männlichen Stimmung, welche diese Predigten beseelt, keinen Abbruch. Sie sind ein Werk für solche, welche mit den Kämpfen des Lebens vollen Ernst machen, vor seinen tragischen Konflikten nicht zurückscheuen und es für ihrer unwürdig halten, die Größe des Widerstandes, den Ernst der an sie gestellten Zumutungen zu unterschätzen. Das Buch wendet sich an ein Geschlecht, das noch seinen Weg sucht und sich mächtig gegen die Schäden wehrt, an denen es zu Grunde geht. Es will ihm das Christentum als heroische Weltauffassung wieder nahe bringen, als die Lebensansicht, die den Konflikt der Welttragödie aufs höchste verschärft und als die Kraft, die doch einzig den Konflikt lösen kann.

J. Matthieu.

Die Antialkoholausstellung.

Daß der Kampf gegen den Alkoholismus zu den wichtigsten Aufgaben der heutigen sozialen Arbeit gehört, ist niemandem zweifelhaft. Niemandem wenigstens, der in seinem Umkreis oder seinem Beruf konstatieren kann, wie dieser furchtbare Feind den Menschen in seiner

physischen und moralischen Entwicklung schädigt und ganze Familien ruiniert, ja sich an ihnen bis ins dritte und vierte Glied rächt. Der Kampf ist von den verschiedenen Temperenz- und Abstinenzgesellschaften mutig aufgenommen worden. Er hat wie kaum ein anderes Stück hingebender Arbeit den Beweis geliefert, daß es eine Erlösung gibt, auch für den Tiefstgesunkenen, dessen Wille ganz und gar in Banden geschlagen ist. Der Erfolg dieses Kampfes und die Aussicht, die er noch verspricht, bedeuten geradezu eine Stärkung des christlichen Glaubens an die Macht der Liebe, der es verliehen ist, das Böse zu überwinden. Die Vereine, die in der Arbeit stehen, sind allerdings den Fehlern der Einseitigkeit und des Fanatismus nicht entgangen, die eine kräftig erfaßte und durchgesetzte Idee als Begleiterscheinung zeitigt. Aber sie haben mehr und mehr den Weg gefunden, auf dem alle mitgehen können, die fremde Not als eigene empfinden. Sie haben es verstanden, sich zwei mächtige Bundesgenossen zuzugesellen, deren Kräfte kaum erst aufgeboten sind, die Wissenschaft und den Staat. Das bedeutet für die praktische Arbeit objektive Belehrung und Aufklärung über Wirkungen und Folgen des Alkohols einerseits und Anbahnung gesetzlicher Vorschriften über den Alkoholverbrauch andererseits. Weit mehr als eifernde Propaganda wirkt es auf Phantasie und Denken, wenn der Mensch vor die unerbittlichen Tatsachen gestellt wird, die die Wissenschaft dem Alkoholismus zur Last legt. Kommt dazu die Wirkung auf Willen und Gewissen, sei es der Trinker oder der Mäßigen, so ist die große Bewegung im Gange, die in das Volk als Ganzes kommen muß, wenn es von seinem verbreitetsten Elend frei werden soll.

Das haben die Veranstalter der antialkoholischen Ausstellung begriffen, die gegenwärtig in Genf weilt, nachdem sie bereits in andern Schweizerstädten gewesen ist. Die treibende Kraft in dieser Veranstaltung entstammt zu einem großen Teile den schweizerischen Frauenvereinen, deren Leistungen jedem Kundigen die größte Hochachtung abnötigen. Von einer Ausstellung verlangt man vor allem Anschaulichkeit. Die gegenwärtige Ausstellung besitzt das nicht allein in hohem Maße, sondern aus der Fülle und Ordnung des Angeschauten tritt die Idee unabweisbar an den Beschauer heran, der die Ausstellung dient. Jedermann kennt die statistischen Arbeiten, die sich mit dem Verhältnis von Alkoholgenuß zum Verbrechertum, zur Unfallziffer, zur geistigen Arbeit, zur körperlichen Kraftleistung, zu den Geisteskrankheiten, zur erblichen Belastung, zur Sterblichkeit befassen. Aber die trockenen Ziffern dieser Statistiken werden hier in der Ausstellung zu eindrucksvollen Größen, durch die graphische und plastische Darstellung, in die sie umgesetzt sind. Die Zahlen fangen an zu leben und zu sprechen und mit unheimlicher Macht zu wirken. Das gilt noch weniger von den farbigen Tabellen, die den Besuchern der Ausstellung zwar erläutert werden, als von graphischen und plastischen Bildern, die auf streng zahlenmäßiger Basis zu höchst wirksamen Illustrationen benützt werden. So der Heereszug ins Irrenhaus, den der Alkoholismus Jahr für

Jahr stellt, die Verteilung der Verbrechen und Unfälle auf die verschiedenen Wochentage, der gefällte Wald, der die geringere Widerstandskraft gegen Krankheiten und Tod anschaulich darstellt. Dann vor allem jenes ergreifende Bild von zwei durch kleine Puppen dargestellten Kindergruppen, die die Nachkommenschaft von enthaltsamen und von Trinkerfamilien darstellen. Verschiedene Färbung der Kleidung deuten die viel höhere Krankheitsziffer und ein kleiner Friedhof mit schwarzen Kreuzen die erschreckend stärkere Sterbeziffer bei Nachkommen von Alkoholikern an. Es versteht sich von selbst, daß in der Ausstellung alles irgendwie zum Ausdruck kommt, was den Alkoholismus nach der hygienischen, ökonomischen, kriminellen und moralischen Seite belastet. Bis in die psychologischen Studien über Assoziation, Gedächtnis und Aufmerksamkeit sind seine Wirkungen verfolgt und graphisch dargestellt. Dabei ist, abgesehen vom Literaturtisch, nirgends der Boden aggressiver Propaganda betreten, die Tatsachen wollen für sich selbst sprechen und tun es auch.

Aus der Literaturausstellung möchte ich ein Büchlein hervorheben, das die nachhaltigste Beachtung verdient. Es ist der preisgekrönte Manuel d'enseignement antialcoolique von Jules Denis. Das Buch ist vom Unterrichtsdepartement als Leitfaden des antialkoholischen Unterrichts in die Genfer Schulen eingeführt worden. Es ist mir nicht bekannt, ob noch ein anderer schweiz. Kanton den Kampf gegen den Alkoholismus in diesem Umfang in seinen Lehrplan aufgenommen hat. Jedenfalls ist damit ein Weg beschritten, der wie kein anderer Aussicht hat, zum Ziele zu führen.

Aller erzieherische Unterricht geht darauf aus, nicht nur Antriebe zu erwecken, sondern auch zum voraus Hemmungen in den Mechanismus des psychischen Ablaufs einzubauen, die fast selbsttätig funktionieren; die Erziehung zum Schamgefühl und zu jeglicher Form der Selbstbeherrschung sind nichts anderes. Der antialkoholische Unterricht rechnet ebenfalls damit, indem er ausgehend von dem Grundsatz: knowledge is power*), durch die Macht des Wissens die Hemmungskräfte im kindlichen Gemüt schon früh zu wecken und zu formen versucht. Deshalb ist im vorliegenden Lehrbuch die direkte Propaganda kaum berührt; dagegen bietet es gleichsam einen Abriß der Biologie, in welchem durch die wissenschaftlichen Tatsachen der Chemie der Ernährung, der Physiologie der Arbeit, der sozialen Statistiken ein starker erzieherischer Eindruck zu Gunsten des Kampfes gegen den Alkoholismus erreicht werden muß. Ein Schlußexamen am Ende des Jahres mit Prämienverteilung dient zur Förderung des Interesses am antialkoholischen Unterricht. Heißt es bei vielen ergrauten und unverbesserlichen Trinkern, daß sie eben wie die Israeliten in der Wüste sterben müssen, so ist alles zu hoffen von der jungen Generation, die durch Wissen und Erziehung geleitet und zum Voraus bewaffnet, dereinst ins gelobte

*) Wissen ist Macht. Die Red.

Land einziehen kann, das frei sein wird von der Landplage des Alkoholismus. A. K.

Zum Kapitel „Persönlichkeit."

1. Der Begriff Persönlichkeit scheint mir zunächst zur Bezeichnung eines Unterschiedes zu dienen, der gewisse lebende Wesen sowohl von einander als auch von leblosen Dingen kenntlich macht und der in der Eigenart ihres Wesens liegt.

2. Wenn leblose Dinge ein sogenanntes persönliches Gepräge tragen, so ist ihnen dasselbe verliehen von einer lebenden Persönlichkeit und zwar kraft der einer jeden Persönlichkeit innewohnenden Fähigkeit: auf die Umgebung einzuwirken und die Umgebung zu verändern. Die höchste Stufe dieser Wirkung der Persönlichkeit nach außen ist die Neuschöpfung.

3. Die unter dem Einfluß von Trieben durch lebende Wesen in ihrer Umgebung vollzogenen Veränderungen sind nicht Wirkungen ihrer Persönlichkeit, da diese Taten nicht einem Eigenwillen der betreffenden Geschöpfe entspringen, vielmehr im letzten Grunde als ein in sie hineingelegter Wille einer höhern schöpferischen Persönlichkeit, der in jedem einzelnen Individuum einer Art sich ausprägt, erkannt werden können.

4. Die Fähigkeit, ändernd auf die Umgebung einzuwirken, welche der Persönlichkeit eignet, beruht darauf, daß das Persönlichkeit besitzende Individuum die Umwelt objekt betrachten, sich darin Veränderungen vorstellen und diese vorgestellten Veränderungen auch mehr oder weniger in Wirklichkeit umsetzen kann.

5. Wir wollen die Fähigkeiten, welche das Persönliche eines Lebewesens ausmachen, „geistiges Leben" nennen. Auf Grund des bisher Gesagten wird es kaum angehen, von Persönlichkeit bei Tieren zu sprechen oder doch nur in einem sehr abgewandelten Sinne. Die sich ihrer selbst bewußte Persönlichkeit ist nur dem Menschen gegeben.

6. Die das geistige Leben ausmachenden Lebensäußerungen sind etwa folgende: der Verstand, der die durch das Sinnenleben hervorgerufenen Vorstellungen begrifflich ordnet; die Liebe, die sich mit allem hingebend beschäftiget; die Gerechtigkeit, die abwägend die Umstände vergleicht und ein inneres Gleichgewicht herzustellen sucht; die Treue, welche jede Einwirkung festhält und bewahrt; das Vertrauen, das sich in die Lebensäußerungen Anderer einfühlt und auf Grund der eigenen innern Verfassung auslegt; der Wille, welcher die Ergebnisse dieser Vorgänge nach außen wirft und die Taten bewirkt; die Vernunft, welche die innern und äußern Vorgänge mit einander vergleicht und gleichsam eine oberste Fähigkeit des Heerschauhaltens bedeutet.

7. Die Fülle oder die Stärke der Persönlichkeit eines Menschen hängt ab von der Kraft, mit der dieses geistige Leben in ihm pulsiert.

Die durch das körperliche Triebleben verursachten Handlungen auch des Menschen sind direkt keine Ausflüsse seiner Persönlichkeit.

8. Persönlichkeit findet also ihre Grenzen in den Begrenzungen oder Hindernissen des geistigen Lebens.

9. Wenn wir Persönlichkeitskultur treiben wollen, müssen wir die Bedingungen kennen, unter denen sich das geistige Leben voll entwickelt. Ebenso klar müssen wir aber jene Begrenzungen oder Hindernisse des geistigen Lebens erfassen.

10. Zweierlei durchaus verschiedene Arten von solchen Hindernissen scheinen mir zu existieren:

a. Die Grenzen unseres geistigen Lebens sind einerseits bedingt durch unser körperliches Triebleben. Der Nahrungstrieb, der Geschlechtstrieb, der Selbstbehauptungstrieb, der Besitztrieb, sie sind es, welche die Klarheit des Verstandes, die Reinheit der Liebe, die Unbestechlichkeit der Gerechtigkeit, die Unwandelbarkeit der Treue, die Demut des Vertrauens, die Kraft des Willens, die Zuverlässigkeit der Vernunft beeinflussen, hindern, ja vernichten. Nur soweit der Mensch dieses Triebleben beherrscht, entfaltet sich die ganze schöpferische Kraft seiner Persönlichkeit, indem sich der Mensch dadurch gleichsam an sich selbst als ein Schöpfer erweist, der die unbewußten Triebe seines Lebens durch die ordnende Kraft seines geistigen Lebens wesentlich umgestaltet und in besondere Bahnen leitet.

b. Unser geistiges Leben wird in zweiter Linie beeinflußt von unserer Umgebung, von der Welt um uns. Insofern wir nun nicht von der Umwelt bestimmt werden, sondern sie bestimmen, indem wir ihr aus der Fülle unseres Eigenlebens unsere Einsichten, unsere Lebensauffassung, unsern Willen aufzwingen, beweisen wir Persönlichkeit. Je weniger wir an Verstand, an Liebe, an Gerechtigkeit, an Treue, an Vertrauen, an Willen, an Vernunft der Welt entgegenzusetzen haben, umso weniger hebt sich unser Individuum von seiner Umgebung ab, wird gleichsam von derselben aufgesogen und als Persönlichkeit wertlos.

11. Je nach der Begabung des einzelnen Menschen kann die Eigenart seiner Persönlichkeit in der Schärfe seines Verstandes oder in der unvergleichlichen Kraft seines Vertrauens u. s. w. liegen, wobei die Vermischung der einzelnen Anlagen eine Unerschöpflichkeit der verschiedenartigsten Persönlichkeiten mit sich bringt.

12. Die vollkommendste Persönlichkeit ist diejenige, die sowohl über die eigenen Lebensäußerungen freiwaltend verfügt als auch der Umwelt ein allumfassendes Gepräge aufzudrücken versteht. Wir erhalten diesen Eindruck einzig von Jesus Christus, in dem uns deshalb allein auch das Verständnis für die Persönlichkeit Gottes erschlossen wird.

H. Bader.

Ein Erziehungsproblem.

Zu den Artikeln in Nr. 2 und 3 sind uns noch folgende Aeußerungen zugegangen:

Zu den sehr berechtigten Bedenken einer Lehrerin, die noch einen Ersatz sucht für die frühere Erziehungsgehilfin „Furcht", erlaube ich mir einiges zu sagen.

Die Mutter hat das Vorrecht, die Kinder von klein an zu beeinflussen. Da machte ich mir zum Grundsatz, den Faktor Furcht so viel als möglich auszuschalten; es sei denn Furcht vor seinen eigenen Fehlern, die ja stets unangenehme Folgen haben, was die Kinder durch Erlebnisse, die man ihnen leicht in Erinnerung ruft, schon früh sich einprägen, so sehr, daß einst eines der meinigen eines Abends ganz verzweifelt ausrief: „Kann denn der liebe Gott, der allmächtig ist, nicht auch machen, daß man nicht mehr unartig sein kann?" Und wenn die Mutter vom ersten Beginn des Lebens an, da sie weiß, welche Verantwortung ihrer wartet, ihre Pflicht im Auge behält dem kleinen Wesen gegenüber, so hat sie's auch leichter, diesem selbst das Gewissen so zu erziehen, daß es dem Kinde leid tut, Eltern oder Geschwister oder den lieben Gott zu betrüben. Ist ein so erzeugter Gehorsam nicht schöner, als ein durch Furcht vor Strafe bewirkter? Die Mutter muß nur stets im Bewußtsein behalten, daß sie nicht zu viel und nicht ungeschickt fordert, damit sie die keimende Pflanze nicht unzart berührt. So wird diese erstarken als ein fester Wurzelstock für den werdenden Charakter.

Schwerer als die Mutter hat es die Schule, die die Kinder erst später erhält, die deren viele und so verschiedene leiten soll. Wie vielerlei Beweggründe fürs Gute und Böse machen sich in einer solchen Kinderschar geltend, von denen der Lehrer oft keine Ahnung hat! Er kann nicht auf sie eintreten, sondern muß eine Norm haben, die für Alle gilt. — Seine Persönlichkeit ist diese Norm. Die Kinder sind feinfühlig und merken bald heraus, ob der Lehrer oder die Lehrerin gefestigt ist im Guten, stark, gerade und selbsthandelnd in dem, was sie von ihnen verlangen. Beispiel, konsequentes Beispiel wirkt mehr als Worte, und die Worte müssen selbst auch wieder zum Beispiel werden, so geklärt, überlegt, von Liebe und Ernst durchdrungen müssen sie sein. Dann geht dem Kinde eine Ahnung auf von einer noch höheren Autorität, der es sich zu beugen hat, und Gottesfurcht wächst auf dem so zubereiteten Boden. Der Stab Wehe war ein sehr bequemes Mittel, die Kinder im Zaume zu halten. Gut, daß er der Persönlichkeit des Lehrers zu weichen hatte. Aber eben darum „unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein." Das klingt ja fast entmutigend. Wie nun, wenn ich diesen Beruf nun eben schon habe, ihn liebe und ihn mit Gottes Hilfe gern so vollkommen als möglich ausüben möchte? Habe ich nichts einzusetzen, das jene Furcht, die uns in unserer Jugend zum Gehorsam trieb, ersetzen könnte? Ich glaube nein. So wenig, als ich meinem kleinen Jungen damals ein Universalmittel gegen das Unartigsein reichen konnte. Es bleibt eben Kampf, ein täglicher, stündlicher Kampf. Aber eben dieser Kampf, der uns ins Gebet treibt und göttliche Kräfte zu holen nötigt, ist die Macht, die nach und nach am Herzen und Gewissen der Kinder arbeitet, daß auch sie von sich aus den Kampf aufnehmen gegen das Böse und für das Gute in sich und ihrer kleinen Welt. Und dies ist unser Sieg. Gelingt er nicht bei allen unsern Schülern, so müssen wir das in höhere Hand legen und denken, das Leben ist auch noch eine Schule, und von uns Erziehern wird nicht mehr verlangt, als daß wir treu erfunden werden.

E. W.

* * *

Sie beklagen sich, daß die Kinder, seitdem sie an keine ewige Strafe mehr glauben, vor nichts mehr wirklichen Respekt haben. Diese habe Furcht erregend selbst vor den geheimsten Sünden gestanden und habe sie verhindert. Sie wünschen einen Ersatz für die alte strafende Hölle, dieses einst so wichtige Erziehungsmittel. Wir wollen Ihnen einen solchen zu geben suchen.

Machen Sie die Kinder aufmerksam auf die irdischen Folgen der Tat, sodaß diese warnend die Handlungen der Jugend begleiten. Natürlich müssen Sie dabei auf die kindliche Anschauungsweise eingehen und ihr Rechnung tragen.

Handeln Sie so, daß die Kinder nicht nur Liebe zu Ihnen besitzen, sondern auch Respekt, sodaß dieselben in Ihnen eine höhere Macht sehen, welche, indem sie liebt, gerecht straft. Die Strafe muß unerbittlich, wie ein ehernes Gesetz jeder bösen Handlung folgen. Sie muß streng sein, wie die göttliche Gerechtigkeit, welche das Geschehene nicht ungeschehen macht, aber die, indem sie die Menschen straft, die Gebrochenen an ihr Herz zieht und mit ihnen weint.

Man erziehe die Kinder zur Offenheit, indem man sie sehr gelind büßt, wenn sie ihre Vergehen beichten. Für Bagatellen strafe man sie in diesem Falle überhaupt nicht. Es ist dies die einzige Ausnahme, welche wir zulassen dürfen. Ernst züchtige man aber die Kinder, wenn man sie ob ihren Fehlern ertappt.

Man suche über ihre heimlichen Sünden zu kommen, sodaß sie wissen, daß sie überwacht sind und kontrolliere hie und da ihre Wahrhaftigkeit, indem man sie über das, was man weiß, frägt. Lügen sie dann, so sei man mit der Strafe streng. Man ergründe zudem ihren Charakter, sodaß sie ein offenes Buch für ihren Erzieher sind und das Gefühl erhalten, daß alle ihre Vergehen bekannt werden und sie sich daher vor diesen um so mehr hüten.

Die Kinder müssen an Ihnen ein Vorbild haben, an dem sie sich aufrichten können. Zeigen Sie zudem der Jugend Beispiele von großen geachteten Männern, deren Charaktere eben so groß wie ihre Taten sind.

Die Vorgerückteren mögen Sie hinweisen auf die höhere Bestimmung des Menschen, auf ein überirdisches Sein, das nur dem Reinen und Guten winkt. Kann man aus wissenschaftlicher Voreingenommenheit selbst nicht an dieses Leben glauben, so suche man diese Ueberzeugung zuerst zu gewinnen.

Um dies zu erreichen, denken Sie daran, daß unsere fünf Sinne sehr beschränkt sind und uns nur einen kleinen Teil des Weltganzen zeigen können, daß uns daher streng wissenschaftliche Erkenntnis weder ein überirdisches Leben beweisen, noch wie sie es versucht, ausreden kann. Um nun trotzdem eine höhere Weltanschauung zu bekommen, in welchem das menschliche Sein Zweck und Bedeutung erhält, müssen Sie bedenken, daß den Menschen wie alle Wesen nur sein Bedürfnis leitet, ihm seine Welt zeigt und das Maß seines Könnens und Wissens bestimmt. Wenn daher unser Sehnen eine überirdische Gerechtigkeit, welche die irdische ergänzt, eine Belohnung und eine Fortexistenz des Guten, Wahren und Göttlichen verlangt, so wird es sie nicht vergebens erwarten, um so mehr, da im Weltall nichts verloren gehen kann, auch eine gute Seele, als ein Teil der Weltvernunft nicht.

Sie scheinen der Ansicht hinzuneigen, daß man das Gute nur aus Liebe tun soll, nicht aus Angst vor Strafe oder in Hinblick auf das Erlangen der Seligkeit. Sie sehen, daß ich Strafe und Belohnung nicht ausschalten möchte, nur füge ich noch die Liebe hinzu, sie sei die Führerin, die Leitende. Bedenken Sie aber wohl, daß man mit der Liebe allein kein Kind erziehen kann. Um sich darin nur von der Liebe allein leiten zu lassen, dazu braucht es sehr feinfühlige Nerven und viel Mitleid und dies haben die Kinder nicht immer. Bedenken Sie ferner, wie viel ein Kind meiden muß, das seiner Natur widerspricht, bis es ein Kulturmensch wird. Hier braucht es eben oft Strenge. Sei man doch nicht päpstlicher als der Papst. Gott wendet Strafe und Belohnung an, um die Menschheit zu erziehen. Meine Devise ist daher: Die Strafe, weil man liebt, und in der Strafe Liebe!

Strähl-Imhoof, Zofingen.

Umschau.

Die religiös-soziale Konferenz (am 13. und 14. April in Basel) hatte einen recht erfreulichen Verlauf, sowohl was die Teilnahme als was Referate und Diskussionen anbetrifft.

In der Nachmittags-Versammlung vom 13. April sprach Regierungsrat Wullschleger über den Klassenkampf. Dieses Wort wirkt ja auf viele, wie ein rotes Tuch auf den Stier; der Klassenkampf gilt ihnen als der Inbegriff des Häßlichen, sie denken gleich an mit Stöcken und Knütteln bewaffnete Banden, an blutige Striemen und zerschlagene Köpfe. Manche gönnen von Herzen den untern Schichten jede Besserstellung, wenn sie nur warten, bis ihnen das Wohlwollen der Bessersituierten dieselbe von selbst in den Schoß wirft. Diesen Vorurteilen gegenüber betonte Wullschleger in erster Linie die Notwendigkeit der Klassenkämpfe, die es zu allen Zeiten gegeben hat; sie haben auch stets häßliche Begleiterscheinungen gezeitigt; diese beweisen aber nichts gegen das Recht des Kampfes selbst. Sodann wies der Redner nach, daß auch die andern Klassen in ihrem Denken und Handeln von Klasseninteressen bestimmt sind, wenn sie dieselben auch hinter moralischen und politischen Argumenten verstecken. Endlich betont er sehr entschieden die erzieherische Wirksamkeit des Klassenkampfes. Er wurde darin durch das temperamentvolle Votum von Nat.-Rat Greulich unterstützt; diese Worte zweier bewährter Führer der Sozialdemokratie haben hoffentlich etwas zur Widerlegung des Wahnes beigetragen, als habe es der Sozialismus auf eine Zerstörung aller ethischen Werte abgesehen. Besonders wertvoll war auch die Bestätigung ihrer Ausführungen über die erzieherische Bedeutung des Klassenkampfes durch Redaktor Lauterburg und Pfarrer Benz, also durch Männer der religiösen Arbeit. Selbstverständlich sehen sie auch die großen Versuchungen des Klassenkampfes, besondere Klassenethik und Klassenhaß; die Schwierigkeiten und Gefahren wurden also nicht übersehen; aber der Widerstand der Führer gegen diese Verirrungen, der naturgemäß nicht so in die Oeffentlichkeit dringt und da, wo er erfolglos bleibt, für nicht vorhanden angesehen wird, ist deutlich zum Vorschein gekommen. Schade war es, daß in der Diskussion der Unternehmerstandpunkt nicht zum Ausdruck kam. Gerade die Konferenz wäre ein Boden für eine ruhige und gerechte Auseinandersetzung mit der Betrachtungsweise des Unternehmers.

Am Abend mußten wir leider auf das Referat von Prof. Ragaz in Folge seiner Erkrankung verzichten. Pfr. Ad. Preiswerk ging dafür in seiner Begrüßungsansprache etwas tiefer auf unsere Grundsätze ein. Pfr. Sutermeisters Referat: „Was wir von der Kirche fordern" hoffen wir unsern Lesern in extenso zu bringen.

Am Mittwoch Morgen sprach Pfr. Kutter in seiner hinreißenden Weise über „Jesus Christus und unsere Arbeit." Man lernt Kutter besser verstehen, wenn man ihn nicht nur gelesen, sondern auch ge-

hört hat. Ein solches Referat zwingt von selbst zu einer plastischen Hervorhebung der zentralen Gedanken. Daß es nicht ankommt auf unsere Gedanken über Dinge und Personen, sondern auf die Macht, die sie auf uns ausüben, darauf beruht Kutters ganzes Reden über Religion, Ethik, Mammonismus, Sozialismus, Kirche. Jesu überwältigende Größe besteht darin, daß allein Gott in ihm mächtig ist. Dadurch gewinnt er die rechte Stellung zu den Dingen, wird er Herr über sie. Dadurch kommt er dazu, dem Einzelnen den höchsten Wert beizulegen und zugleich das Schwerste von ihm zu fordern. Wenn diese Macht, die in Jesus lebendig war, auch uns ergreift, wenn wir den Mut gewinnen, Gott allen andern Werten überzuordnen, so finden wir von selbst das lösende Wort in allen Nöten der Zeit, so kommen wir los von aller Angst und Gebundenheit. Wir haben nicht mehr eine Frömmigkeit neben dem Leben, sondern tragen unser Gottesbewußtsein in alle Lebensgebiete hinein; wenn Gott unser Höchstes geworden ist, dann müssen wir auftreten gegen die bis dahin geltenden und herrschenden Gewalten. So sieht Kutter nicht in allerlei einzelnen Maßregeln und Reformen, sondern im Mächtigwerden Gottes in uns das eine große Heilmittel, von dem aus wir leicht die Hilfe finden, die uns not tut. Es muß von innen kommen, das sagte man schon längst. Man betonte aber nur das „von innen" und übersah, daß es kommen, in die äußere Welt hereinbrechen muß. — Die Diskussion brachte noch manche treffende Bemerkung. Wir dürfen mit Befriedigung auf die Konferenz zurückblicken. Nicht als ob wir uns in dem Bewußtsein, etwas Besonderes geleistet zu haben, sonnen möchten. Aber es ist doch gewiß mancher mit neuem Mut in seine Arbeit zurückgekehrt. Und ohne die Wirkung der Konferenz zu überschätzen, möchte ich doch eine solche Gelegenheit, die sonst zu sehr nur von einem egoistischen Nützlichkeitsstandpunkt und politischen Parteiinteressen aus behandelten Fragen des sozialen Lebens von ethischen und religiösen Ueberzeugungen aus zu beleuchten und zu besprechen, als durchaus notwendig und heilsam bezeichnen. L.

Prof. Karl Brunner in Pforzheim hat letzten Herbst in einem Aufruf in der Presse um Mitteilung über **Schundliteratur** und berichtet jetzt über seine Ergebnisse. Er hat sein Augenmerk weniger auf das Pornographische im engern Sinn gerichtet, als auf die Schauerbücher, Kriminal-, Detektiv-, Räuber- und Abenteuergeschichten. Hier einige Titel aus seiner Sammlung: Der Kampf um die Haremsbraut. Der geheimnisvolle Sarg. Der Mädchenschlächter. Im Sarge neben der Höllenmaschine. Die Menschenfalle im alten Hause. Im Banne der Hypnose. Das Rätsel einer Brautnacht. Die Hyäne des Warenhauses. Tauna, die Dame ohne Unterleib. Der Doppelgänger des Zuchthausgeistlichen. Der Bund der roten Scharfrichter. Der Selbstmörderklub. Die Menschenopfer der Mördersekte. Vierzigfach verheiratet oder das Opfer des berüchtigten Frauenjägers von New-York. Das schwarze Buch, dunkle Wege und geheimnisvolle Existenzen. Was man nicht laut erzählt.

Der Inhalt dieser Geschichten erschöpft sich in Greuelszenen; Prügeln, Kämpfen, Schießen, Stechen, Morden, Rauben, Verführen von Weibern füllt die Seiten. Die Verfasser wissen sich noch ein moralisches Mäntelchen umzuhängen, ja die Frivolität geht so weit, daß z. B. der „Roman" von Dolorosa: „Rechtsanwalt Hau, sein Leben, Lieben und Verderben" folgendermaßen beginnt:

„Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten, sehet ihr zu! Da antwortete das ganze Volk und sprach: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Seit 1900 Jahren haben unzählige Augen den Justizmord von Jerusalem beweint. Ungezählte Herzen bluten heute noch, wenn sie jenes entsetzlichen Gerichtsverfahrens gedenken . . . Wenn wir uns auch als die größten Freigeister fühlen, so vergeben wir uns doch nichts, indem wir eingestehen, daß jene längst vergangene Tragödie unser Herz erschüttert und unser Blut in Aufruhr bringt . . . Lest einmal das 26. und 27. Kapitel des Matthäusevangeliums nach, in dem jene Gerichtsverhandlung bis in die letzten Details hinein beschrieben ist. Es liest sich wie ein moderner Prozeßbericht." Das unausrottbare Bedürfnis nach dem Wunder schafft sich in diesen Schauergeschichten Luft. Diese Sherlock Holmes

und Consorten sind moderne Wundertäter.

Nun die Verbreitung dieser Literatur. Deutschland besitzt 8000 Kolportagebuchhandlungen mit 30,000 Kolporteuren. Der Verfasser der Nick Carter-Geschichten fabriziert jede Woche ein Heft von 30,000 Worten und verdient damit fast 10,000 Fr. Ein Berliner Verleger verdient jährlich 2½ Millionen Mark. Auflagen von 100,000 und mehr Exemplaren werden hergestellt, der „Scharfrichter von Berlin" erzielte in einem Jahr einen Umsatz von 3 Millionen Mark. Ein Berliner Lehrer berichtet: „Ich habe in zwei Klassen einer hiesigen Gemeindeschule vor etlichen Monaten eine kleine Umfrage veranstaltet. Beide Klassen hatten je 42 Schüler. Davon hatten in der einen 39, in der andern 35 Schüler solche Hefte gelesen. Der größte Teil besaß noch solche Schmöker. Manche Knaben kannten 6, manche 9, etliche 10, einige 20 und mehr, einer sogar über 100 Hefte, die er von seinem Onkel geschenkt erhalten haben wollte. Dieser selbe Knabe konnte wegen Armut die Schulbücher nicht beschaffen. In einer Fortbildungsschule besaß ein Schüler 1500 verschiedene dieser „Bände" der Detektiv-, Indianer- und Räubergeschichten." Die Kolporteure erstatten einen Teil des Preises zurück, wenn man ihnen die Hefte zurückbringt; manche Schüler gründen unter sich eine Leihbibliothek im Kleinen für solche Literatur; die Leihgebühr beträgt 1 Pfennig, aus dem Gewinn werden neue Hefte angeschafft. Traurig ist, wie dieser Schund auch von anderen Geschäften als Köder benutzt wird; eines legte seinen Hafermehlpaketen Heftchen bei „Wenn man einen Detektiv zum Onkel hat". An einem Jahrmarkte bestanden die Gewinne einer 10 Pfennig-Lotterie in Heften „Der Unbekannte, Enthüllungen eines Frauenmörders". Natürlich brachen die Hefte im spannendsten Moment ab, aufgedruckt war die Firma, die Fortsetzungen liefert. Der Verleger der „Jungensstreiche" fordert seine Leser auf, über begangene Musterrüpeleien zu berichten und verspricht den „besten" Preise. Das einzelne Heft kostet meist nur 10 oder 20 Pfennig, aber der ganze „Roman" umfaßt eine Serie von 100 Heften.

So wird das Volk systematisch vergiftet, seine Phantasie verdorben, die Gefühlsroheit kultiviert. Brunner erwähnt mehrere Fälle von Irrsinn und Selbstmord in Folge solcher Lektüre; kürzlich wurde aus Winterthur der traurige Fall eines solchen romantischen Selbstmordes eines 12jährigen Mädchens gemeldet. Auch zahlreiche Verbrechen sind auf die Lektüre von Schundliteratur zurückzuführen.

Die Frau eines Arbeitslosen, die dem Magistrat von Halle Roßmist von einem Straßenkehrichthaufen „stahl", erhielt einen Tag Haft. Eine Frau, die in den Nachbarkeller einbrach und dort einige Holzspäne stahl, um ihrem dreitägigen Kinde die Milch wärmen zu können, wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Diejenigen, die sich durch die Verrohung von Tausenden bereichern, genießen aber volle Freiheit nebst allen bürgerlichen Rechten und Ehren. Eine Bestrafung scheitert natürlich an der Unmöglichkeit, einen Tatbestand der Unsittlichkeit und eine schlechte Absicht zu beweisen. Aber eine Beseitigung der Hefte mit den grausigen Bildern aus Kiosks, Bahnhofbuchhandhandlungen und Schaufenstern und Verbot kinematographischer Darstellung solcher Schauerscenen sollte doch möglich sein. Die Hauptsache ist natürlich, daß Eltern und Lehrer auf diese Dinge ein Auge haben. Zu dem Gegenschlag der Verbreitung guter Volks- und Jugendschriften braucht zum Glück nicht erst aufgefordert zu werden. L.

Einen wichtigen Schritt vorwärts in der Bewegung auf den **freien Samstag-Nachmittag** zu bildet der Beschluß der Zürcherischen Banken und Versicherungsgesellschaften, vom 1. April an am Samstag nachmittag um 1 Uhr ihre Bureaux zu schließen. Vivant sequentes!

L. R.

Ehre? In Davos hat ein österreichischer Oberleutnant einen Holländer, der ihn beleidigt und Satisfaktion verweigert hatte, vor den Augen seiner Gattin und der anwesenden Kurgäste erschossen — aus Offiziersehre. Es mag sein, daß seine sog. Offiziersehre das fordert — wir wollen auf den Mann keinen Stein werfen — aber der ganze Vorfall zeigt in drastischer Deutlichkeit wieder einmal, in was für einer Welt wir noch leben. L. R.

Redaktion: **R. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Lic. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Was wir von der Kirche verlangen.

Zwei Vorwürfe werden uns von unseren Gegnern gemacht: Daß wir es mit der Kirche schlecht meinen und daß wir das Christentum veräußerlichen, verflachen und so „wie Petrus den Herrn verleugnen."

Dem gegenüber spreche ich es, gewiß in unser aller Namen, aus, daß wir eine wahre Sehnsucht haben, daß unsere Kirche ihre Aufgabe in unserer Welt so tue, daß der Herr, in dessen Namen sie arbeitet, mit ihr zufrieden sein kann. Wir fordern von der Kirche, daß ihre Arbeit eine ausschließlich religiöse und sittliche sei, auch da, wo sie sozial arbeitet. Wer es anders sagt, der versteht uns nicht oder will uns nicht verstehen. Und als Waffe und Werkzeug soll die Kirche nichts anderes haben als das Wort. Damit soll sie den Menschen auch unserer Zeit helfen vom Uebel los und zu allem Guten froh und tüchtig zu werden. Und wir gehen für solche Arbeit nicht von der Peripherie, sondern vom Zentrum, vom Evangelium aus, und zwar fordern wir, daß die Kirche unserer Zeit das unverkürzte Evangelium predige.

Dieses fordert und ermöglicht die Erlösung des Einzelnen von den Mächten dieser Welt und seine Erziehung zu einem freien Kind Gottes. Die Kirche soll alles tun, was ihr zu solcher Aufgabe helfen und alles vermeiden, was sie an ihr hindern kann.

Aber gerade, wenn wir uns mit Gewissenhaftigkeit an diese Arbeit machen, stoßen wir auf die große Not unserer Kirche. Sie gerät in die größte Not, in die ein arbeitsfreudiger Mensch geraten kann: In die peinliche Lage der Arbeitslosigkeit. Gewiß, wir Pfarrer arbeiten viel; wir predigen, unterweisen, taufen, konfirmieren, trauen, beerdigen, besorgen Armengeschäfte, besuchen Kranke u. s. w. Aber wie viel von dieser Arbeit ist Arbeit im wahren Sinn, wirklich religiöses, menschen- und welterneuerndes Wirken? Ist es nur ein Wortwitz, daß wir oft mehr Mehl- als Seelsorger seien? Und wie steht es damit, was wir als das Beste an unserer Arbeit ansehen, mit der Predigt, dem Konfirmandenunterricht und der persönlichen Seelsorge? Darauf

sollen zwei unserer Gegner antworten. Der eine erwähnt die Erfahrungen eines Bibelkolporteurs in einer unserer Städte, daß ein gewaltiges Alluvium von Menschen in solcher Stadt seien, die in keiner Weise religiös beeinflußt werden; und der andere sagt wörtlich: „Es ist ein Jammer, wie unsere Konfirmierten haufenweise die Verpflichtungen vergessen, zu denen wir sie durch den christlichen Jugendunterricht glaubten erziehen zu können." Und wie entsetzlich dünn ist die Schicht, die durch unsere Predigt berührt wird. Während die protestantische Bevölkerung in der Schweiz seit Jahrzehnten in steter Zunahme begriffen ist, nimmt der Kirchenbesuch durchschnittlich jedenfalls nicht zu. Man darf sich nicht damit beruhigen, daß es eine Religiosität auch ohne Kirchlichkeit gibt. Für die große Menge ist beides noch identisch. Was uns aber am meisten bewegen muß: Diejenigen Schichten unserer Bevölkerung, die unseres Rates, unserer Hilfe, unseres Zuspruchs am meisten bedürften, stehen der Kirche apathisch, gleichgültig, ja feindselig gegenüber. An ihnen hat auch die Innere Mission sich vergebens müde gearbeitet. Es ist steriler Boden. Die Stimmung in diesem Volk, das im Dunkeln sitzt, zeigt blitzartig ein Wort aus der Selbstbiographie des Erd- und Fabrikarbeiters Fischer, eines religiös und nicht sozialistisch gesinnten Mannes. Er schildert, wie er in einer Epoche seines Lebens in große innere Not geraten sei und sagt, es sei soweit mit ihm gekommen, daß er einmal drauf und dran gewesen, die Dummheit zu begehen, sich an den Pastor zu wenden. — Daß die Arbeiterbewegung in unsern Ländern sich zur Kirche gleichgültig, ablehnend oder feindlich verhält, wissen wir alle.

Ich verstehe nicht, wie diese Nöte einem Menschen, dem die Kirche noch etwas ist, nicht auf der Seele brennen. Wer nur das Gleichnis vom Sauerteig durchliest und durchdenkt, den muß eine Unruhe packen, die ihn nicht wieder losläßt, etwas von den großen Schmerzen und der Traurigkeit ohne Unterlaß, die Paulus empfand, wenn er an sein Volk dachte, das Gott nicht kannte. Im Lichte dieser großen Not kommen mir die kirchlichen Parteistreitigkeiten unendlich erbärmlich vor.

Der Eifer für die Aufgabe der Kirche in unserer Kulturwelt und die brennende Empfindung der religiösen und sittlichen Armut der Massen sollte wie ein gewaltiges Feuer uns alle von allen unreinen Empfindungen und Leidenschaften reinigen und uns zum gemeinsamen Wirken vereinigen.

Was unserer Kirche not tut, ist eine Verinnerlichung, eine Konzentration auf das unverkürzte Evangelium und ein Bußetun, d. h. eine Besinnung auf ihre Mängel. Für Männer, wie Kierkegaard, Lagarde und Kutter müssen wir Gott danken. Vor kurzem sagte mir ein Bauer meiner Gemeinde, es scheine ihm, die Lehrer und die Pfarrer müßten es besonders schwer haben, die Empfindlichkeit zu überwinden. Das gilt auch von vielen andern Kirchenleuten. Von diesem niedrigen Gefühl müssen wir frei werden. Wir müssen sachlich

denken und empfinden. Ein Christ muß eine Wahrheit mit Dank annehmen, auch wenn sie sein Selbstbewußtsein noch so schwer verletzt und wenn sie ihm vom ehrlosesten Menschen gesagt würde. Diese großmütige und zugleich demütige Gesinnung tut uns, scheint mir, besonders not.

Aber wie soll es anders werden? Von Vielen wird Großes von einer neuen Wirkung des Geistes Gottes auf die Menschheit gehofft; auch wir hoffen und erwarten von Gott Großes. Das darf uns aber nicht davon dispensieren, unsern eigenen Geist anzustrengen. Es gilt, immer wieder unsere Evangelisationsverkündigung zu revidieren — das ist ja das Recht, die Pflicht und die Ehre der evangelischen Kirche, daß sie das kann. Da sind es zwei Wahrheiten, die noch lange nicht durchgearbeitet und auf diese Welt angewandt sind. Sie sollen hier nur angedeutet werden. Es ist die Forderung der Bruderliebe und die gewaltige Verheißung des Reiches Gottes auf Erden. Daß unsere gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu einem großen Teil ein Hohn sind auf die Bruderliebe, das muß von der Kirche immer wieder mit brennender Scham empfunden und mit heiligem Eifer ausgesprochen werden; und die Bruderliebe in die einzelnen Verhältnisse und Beziehungen der Menschen zu einander hineinzuarbeiten muß ihre Aufgabe sein. Dann das Reich Gottes auf Erden. Ich weiß sehr wohl, wie vom theologischen Standpunkt aus darüber geurteilt werden kann. Aber schon die drei ersten Bitten im Unservater geben uns das Recht, die Beschränkung des Christentums auf den inwendigen Menschen und auf die jenseitige Welt als eine unerträgliche Verkürzung des Evangeliums abzuweisen. Diese willkürliche, ungehorsame und oft genug feige Verkürzung hat der Kirche hauptsächlich das furchtbare Mißtrauen der Masse zugezogen. Der größte Teil jener Masse waren einmal unsere Konfirmanden und haben von uns jene Bitten verstehen gelernt und nun erleben sie es im Leben draußen, daß die Kirche zu den ärgsten Zuständen und Taten, durch die Gottes Name verunehrt, Gottes Reich zurückgehalten und Gottes Wille mit Füßen getreten wird, schweigt.

Es ist doch klar: Ein Glaube, der nicht wirklich die Welt überwindet, d. h. alles Faule, Ungesunde, Verkehrte, Sündige beseitigt oder doch wenigstens bekämpft, muß allen Kredit verlieren und in unserer pietätlos-realistischen Zeit ganz besonders. Die Kirche muß das lebendige Gewissen im Volkskörper sein, das Alles, Gesetze, Einrichtungen, Verhältnisse, alle Beziehungen der Menschen untereinander vom Evangelium der Bruderliebe und der Gerechtigkeit aus beurteilt. Daß wir nicht zu einer neuen Theokratie kommen, dafür ist durch die freiheitliche Entwicklung unseres Volkes gesorgt. Um so freier, offener und rücksichtsloser darf unsere Rede sein. Denn während alle anderen Korporationen durch ihre Interessen gebunden sind und eigene Vorteile erstreben, ist die Kirche allein freie Hüterin und Förderin der höchsten Interessen — sie tritt ein für den unendlichen Wert der einzelnen Seele

und für das ewige Gesetz, daß Gerechtigkeit allein ein Volk erhöht. Unsere Synoden sollten Parlamente sein, in denen die sittliche und religiöse Not des Volkes zur Sprache kommt und von denen aus die öffentliche Meinung zu Gunsten der Benachteiligten, Verkürzten, Unterdrückten beeinflußt wird; dann erst hätte es einen Sinn, daß die Sitzungen unserer Synoden mit Gottesdienst und Gebet eröffnet werden. Es dürfte kein Streikgesetz, das den Charakter eines Ausnahmegesetzes gegen die Arbeiter hat, erlassen werden, es dürften nicht viele Millionen für Militärausgaben beschlossen und dringende Versicherungsvorlagen gleichzeitig wegen Geldmangels zurückgelegt werden, ohne daß die Kirche ein Veto einlegte. Daß sie solches nicht tut, daß sie zu Glücksspielen, Theater- und Kirchenlotterien, zu den gräulichen Steuerunterschlagungen der Reichen, zum ganzen Götzendienst des Eigentums, zu den hohen Dividenden mancher Aktiengesellschaften bei gleichzeitiger Entlassung von Arbeitern, zur Aussperrung von Arbeitern, die von dem verfassungsmäßigen Recht der Vereinsfreiheit Gebrauch machen, zu der Ueberschwemmung unseres Volkes mit „Dividendenjauche", wie Lagarde das Bier nennt, zum Vertrieb der Schmutzliteratur durch die von Bundesbehörden privilegierten Bahnhofbuchhändler und zu andern bösen Dingen schweigt, läßt sie als ein dummgewordenes Salz erscheinen, das deshalb zertreten werden darf. Es geschieht ihr das ärgste, was ihr geschehen kann: Sie wird nicht mehr ernst genommen.

* * *

Um ihre Aufgabe im Großen und im Einzelnen, auf dem sozialen Gebiet und in der Seelsorge recht zu tun, bedarf die Kirche einer möglichst genauen und gründlichen Kenntnis des wirklichen Lebens. Gerade auch für die persönliche Seelsorge. Nur so kann der Wahn, daß frommes Leben auf jeder Stufe der Lebenshaltung und unter allen Verhältnissen möglich sei, zerstört werden; denn ein Wahn ist diese Behauptung, wenn sie als allgemein gültiges Gesetz aufgestellt wird. Es verhält sich damit, wie mit dem Emporkommen der Arbeiter, mit der Behauptung, daß es jedem Arbeiter bei Sparsamkeit und persönlicher Tüchtigkeit möglich sei in eine höhere Stellung zu kommen. Dadurch, daß es einigen wenigen Arbeitern durch besondere Umstände möglich war, und daß von diesen Wenigen überall erzählt wurde, kam die Meinung auf, es sei jedem möglich. So ist dadurch, daß es einzelnen heldenhaften Männern und Frauen möglich ist, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen gut, rein und fromm zu sein, und daß von diesen verhältnismäßig Wenigen in allen Sonntagsblättern und in vielen Predigten ein großes Wesen gemacht wird, die oberflächliche Meinung aufgekommen, religiöses Leben sei überall und unter allen Umständen möglich. Die Kenntnis des wirklichen Lebens zerstört diesen Wahn. Man möge hierin von den Erfahrungen der Innern Mission lernen. Wenn es einem Keim gelingt, durch die ihm innewohnende Kraft den auf ihm lastenden Stein zu heben und zur Seite zu

schieben, so sind dafür tausend andere, die durch die Steine erdrückt werden und verkümmern. Den Zusammenhang und den Einfluß der Arbeitszeit und Arbeitsart, der Wohnungsverhältnisse, der Lohnverhältnisse, der Abhängigkeit vom Arbeitgeber, der Frauen- und Kinderarbeit auf die Sittlichkeit im weitern und engern Sinn, auf das Familienleben, auf die Religiosität, zu erfassen, in diese Zusammenhänge sich hineinzuleben, hineinzudenken, hineinzuempfinden, das wird für die Volkskirche der Zukunft die wichtigste Aufgabe sein und sie wird je länger je mehr zu der Erkenntnis kommen, daß da viele Steine zu heben sind, die nicht Gott, nicht irgend ein Verhängnis, sondern die Sünde der Menschen auf die Seelen der Massen gelegt haben, und sie wird diese Aufgabe als eine von Gott ihr aufgetragene ansehen müssen, wenn sie ihre Pflicht tun will. Wenn das Volk erkennt und spürt, daß seine Pfarrer in den sozialen Nöten leben, sie mittragen und, wenigstens innerlich, unter ihnen mitleiden, dann wird es wieder Zutrauen zu diesen, seinen Führern, bekommen und auf sie hören, auch wenn sie von andern, als sozialen Dingen zu ihm reden. Und in der Hebung jener schweren Steine wird die oft angerufene und wirklich unentbehrliche Kleinarbeit der Kirche ein großes und dankbares Arbeitsfeld haben. Hier ist jeder kleine Fortschritt wichtig und wertvoll. Hier vor allem muß sich „kirchliche Liebestätigkeit", die nicht nur Wunden verbinden, sondern dem Uebel wehren will, betätigen. Voraussichtlich wird in den kommenden Jahrzehnten besonders die einzelne Gemeinde das Feld sozialer Arbeit sein (soziale Gemeindepolitik). Hier muß der Pfarrer begeisterter und nüchterner Arbeiter, vielleicht auch Führer sein. Dazu wird er aber einer ganz anders praktischen Vorbildung bedürfen, als er sie bis dahin von der Universität gebracht hat.

* * *

Die Kirche wird, je gründlicher sie den Zusammenhang des wirtschaftlichen und des religiös-sittlichen Lebens kennen lernt, zur Erkenntnis von der unheilvollen Macht der Selbstsucht in Form des Mammonismus kommen. Wenn sich von geistigen Mißständen Karten zeichnen ließen, wie von endemischen Krankheiten, so würde sich zeigen, daß in den obern und untern Schichten die größte religiöse und sittliche Armut sich da findet, wo der moderne Kapitalismus einerseits den Gelderwerb zum Selbstzweck macht (dahin gehört auch die Bodenspekulation) und andererseits die Massen nötigt, alle Geistes- und Körperkräfte auf den Gelderwerb zum täglichen Unterhalt einzuspannen. Diesen für die Religiosität tötlichen Einfluß der modernen Geldwirtschaft erleben wir sogar in rein ländlichen Gemeinden. Immer wieder bestätigt sich das uralte Gesetz, das Jesus mit wunderbarem Scharfblick aufgestellt hat: Daß Gottesdienst und Mammonsdienst einander ausschließen. Wenn Hilty in unserer Zeit eine Zunahme des religiösen Interesses zu bemerken glaubt, so beschränkt sich dieses fast ausschließlich

auf die Stände, die feste Besoldung und viel freie Zeit haben, zu denen auch er gehört.

Wir haben also guten Grund als Kirche, gegen den Kapitalismus in vielen seiner Gestalten Front zu machen. Es mag dabei die Frage, ob der Kapitalismus seine weltgeschichtliche Mission schon erfüllt oder ob er sie noch eine kürzere oder längere Zeit auszuüben habe, offen bleiben; sicher ist, daß der Kapitalismus in den Ausartungen, die er heute zeigt, bekämpft werden muß. Von diesem Kampf darf sich keiner mit der Ausrede, der Kapitalismus als solcher habe noch große Aufgaben zu vollbringen, dispensieren. Seine Sünden in der Gegenwart sind zu offenbar.

Und nun finden wir eine gewaltige Bewegung in diesem Kampf begriffen: den Sozialismus in seiner Vielgestaltigkeit, vom Revisionismus bis zum Marxschen Radikalismus. Wie sollen wir uns zu ihm stellen? Jedenfalls nicht wie unsere religiös-kirchlichen Blätter, in denen Angst und Zorn sehr unerbaulich variieren. Die Kirche muß auch zu dieser Bewegung die religiöse Stellung finden. Nur so kann sie von uns gerecht beurteilt werden. Sie kann nur vom wirtschaftlichen Standpunkt aus nicht richtig beurteilt werden, denn die soziale Bewegung hat nicht nur einen Leib, sie hat auch eine Seele.

Für Christen ist es selbstverständlich, daß sie ihre Orientierung für die Beurteilung des Sozialismus an Christus finden. Wer es unter uns anders tut, der ist einfach unter dem Bann irgend einer Welt-, nicht Glaubensanschauung oder — was das gewöhnliche — seiner Tageszeitung. Nun bieten sich einer solchen Orientierung Schwierigkeiten dar. Jesus hat kein soziales Programm aufgestellt. Ich möchte auch nicht zu viel geben auf seine Polemik gegen die Reichen, sie sagt uns für unsere Stellung zum Kapitalismus wenig, weil Jesus nur den einzelnen Reichen kannte, nicht die enorme Reichtumsentwicklung als System im modernen Kapitalismus. Jesus lebte im despotischen römischen Weltreich, nicht in einem Gemeinwesen, das den Einzelnen zur Mitarbeit verpflichtet; Jesus erwartete das Reich Gottes in naher Zukunft. All das verbietet uns glücklicherweise, aus dem Evangelium ein sozialistisches oder anderes nationalökonomisches System zu destillieren.

Glücklicherweise, weil wir ihm die Art und Weise, die Gesinnung, mit der er sich zum Weltlauf, zu den Menschen stellte, in Freiheit nacherleben sollen. Das sei noch mit wenigen Worten angedeutet.

Da ist zunächst sein Glaube an Gottes Weltregierung im Ganzen und Einzelnen. Das ist etwas viel größeres als was man gewöhnlich Vorsehungsglauben nennt. Jesus sah, daß Gott wirklich die Welt regiert, den Menschen einen gewissen Spielraum läßt, aber die Leitung und Vollendung der Welt ihm vorbehält. „Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl." Und alles ist im Werden, im Vorwärtsdrängen. Wie lächerlich ist der Versuch, Gott an eine gegenwärtige Gesellschafts- oder Wirtschaftsordnung binden zu wollen. Auf den Absolutismus

und Feudalismus folgte der Liberalismus und Kapitalismus, diesem wird der Sozialismus folgen und dann kommt vielleicht wieder eine andere Art des menschlichen Zusammenlebens. Durch jede Form sagt Gott der Menschheit etwas, das sie nie vergessen wird. Durch die erstgenannte Form, wie uns Carlyle und Lagarde lehren, das Recht und die Pflicht der geistig und materiell Bevorzugten, die andern mit Liebe und Weisheit zu leiten. Der Liberalismus prägte uns die Rechte und die Unabhängigkeit der einzelnen Persönlichkeit ein, der Sozialismus ist darin sein gelehriger Schüler, daß er solche Rechte und Freiheit für alle fordert. Der Kapitalismus hat uns in ungeahnter Weise geoffenbart, was der Mensch, den Gott bestimmt hat, daß er sich die Erde untertan mache, als Einzelner und wenn er sich mit andern vereinigt, vermag. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; deshalb fordert der Sozialismus, daß, was vereinte Menschenkraft leistet, so zum Gemeingut werde, daß das Wort sich erfüllt: „Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten." Wo ist da Gottlosigkeit? Wie ruhig muß die Diskussion über diese Dinge werden, wenn man sie im Glauben ansieht.

Was wir weiter von Jesus lernen müssen, ist seine Liebe zu den Brüdern. Dazu gehört z. B. seine großartige Freiheit gegenüber Vorurteilen und Schlagwörtern. Daß man über die Zöllner nnd Sünder schalt, hinderte ihn nicht, ihr Geselle zu sein. Auch die wirkliche Rohheit des niederen Volkes konnte ihn nicht abhalten, bei ihnen ein- und auszugehen, alle guten Kräfte in ihnen zu wecken, ihr Verteidiger zu sein und ihnen rückhaltlos in allem Recht zu geben, worin sie Recht hatten. Ist es nötig, die Anwendung auf die Gegenwart zu machen? Wer verstehen will was ich meine, der vergleiche das Kapitel „Klassenkampf und Ethik" im Förstersehen Buch über „Christentum und Klassenkampf" mit Jesu Verhalten dem Proletariat seiner Zeit gegenüber. Oder lieber, er lese, was Lassalle am 20. Juni 1863 dem christlichsozialen Viktor Aimé Huber schrieb: „Wenn auch nur ein Dritteil oder ein Zehntel oder ein Zwanzigstel der Besitzenden wäre wie Sie, so voll Liebe und ehrlichem Wohlwollen für die Sache der Arbeiter und der untern Klassen überhaupt, so uneigennützig und aufopferungsfähig, ja, dann wäre mein Weg der Massenagitation sehr unnötig, und dann würde ich auch nie zu demselben gegriffen haben." Das Rohe, Falsche und Schiefe, das in dieser, wie in jeder menschlichen Bewegung ist, kann nicht vom pädagogischen Katheder herab, sondern nur durch ein gerechtes Eingehen auf das Gute und Notwendige in ihr, durch gemeinsame Arbeit und, wenn nötig, durch gemeinsames Leiden überwunden werden.

Doch ich breche ab. Ich will nicht vollständig sein, sondern nur zum Denken anregen. Für mich ist es nicht fraglich, daß die Kirche die Pflicht hat, in die soziale Bewegung mit ihren besondern Gaben einzugehen. Sie bedürfen eine die andere; die Kirche des Sozialismus, um ihre Pflicht an denen, die ihrer am meisten bedürfen, zu tun,

und der Sozialismus der Kirche, um von ihr große Gedanken und ein reines Herz zu bekommen. F. Sutermeister.

Zum Zentenar Proudhons.*)

„Mir ist gegeben worden, das Gewissen eines ganzen Volkes bis zu einer noch unbekannten Tiefe aufzurütteln."

„Echte Revolution bedeutet Schöpfung."

„Majestät, allmächtiges Volk, du verfügst über die Macht und die Zahl. So höre, was ich dir zu sagen habe: solange du nur Macht und Zahl ohne Ideal bist, so bist du nichts."

„Unsere Bestimmung ist nicht der Genuß."

Proudhon.

Ernst und würdig, wie es sich für den Meister ziemte, haben beim Beginn dieses Jahres einzelne Anhänger und kleine Kreise treuer Jünger das Gedächtnis Pierre Joseph Proudhons gefeiert. In seiner Heimat herrschen jetzt die Mächte, die er sein Leben lang bekämpft hat, die Diktatur der Majorität und der Götzenkult des Bestehenden unter der Maske der Freiheit und des Fortschritts. So werden ihm dort die Ehren erspart, mit denen die große Laienkirche ihre Heiligen feiert: der offizielle Lärm und die klingende Phrase.

Niemand hätte lieber darauf verzichtet als er selber, der Verächter des glänzenden Scheins und alles aufgeblasenen Wesens, der Patholog der Demokratie in ihrer Degeneration.

Voller Ersatz wäre für ihn, daß man nun vielerorts seiner gedenkt und ihm die Ehrfurcht zollt, welche denen gebührt, die Menschen mit ihrem Widerspruch gewesen, aber größer in diesem Widerspruch als viele Virtuosen der harmonischen Lebensgestaltung und als solche, die nie auf Irrwege geraten, weil sie die breite, gebahnte Straße nie verließen.

Vielerorts — da, wo von kleinen Minoritäten echte, scharfe Kritik am Bestehenden geübt wird, ohne Pharisäertum, ohne jugend-

---

*) Proudhon (1809—1865) wurde in Besançon geboren. Nach einer schweren, entbehrungsvollen Jugend wurde er Typograph und später Journalist und Schriftsteller. 1848 war er Abgeordneter des Département de la Seine. Er lebte in Frankreich (hauptsächlich Paris) und Brüssel. Seine Hauptwerke sind: „Das Eigentum" (1840), die bekannteste seiner Schriften, „Philosophie des Elends" (1846), „Bekenntnisse eines Revolutionärs" (1849), „Gesamtansicht der Revolution im XIX. Jahrhundert" (1851), „Ueber die Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche" (1858), „Krieg und Frieden" (1861). — „Ueber die politische Fähigkeit der Arbeiterklasse" (nach seinem Tode herausgegeben) bildet sein Testament an die Arbeiter.

lichen Hochmut — nur im Bewußtsein, daß die Menschheit einzig durch rücksichtslose Selbstkritik und Selbstkorrektur vor noch ärgeren Uebeln bewahrt werden kann, als denen, die sie entstellen.

Vielerorts — da, wo die Kritik nicht in einem kleinlichen, hämischen Geist, sondern in einer reinen Sehnsucht wurzelt, da, wo sich in ihr das tiefste Streben eines Geschlechts äußert, das seine Größe um den Preis von Kampf, Ringen und Gegensatz erkaufen muß.

Proudhon gehört zu den großen Friedensstörern, die eine hohe Vorsehung der Menschheit schenkt, um sie vor Selbstzufriedenheit und geistigem Tod zu bewahren. Sein Beruf war es, die falsche Harmonie zu zerstören, mit der die Welt so gern ihren Jammer und ihre Widersprüche zu verhüllen sucht.

Er hat sich selber einen Abenteurer des Gedankens genannt. Er durfte es. Neue Gebiete hat er betreten, kühn, unerschrocken, nur vor Kompromissen und Untreue gegen sich selbst wich er zurück. Er gehört zu der kleinen Schar, deren kühne Originalität und schroffe Genialität für das Fade und Flache einer ganzen Zeit zu entschädigen haben. Er schließt sich den rätseltrunkenen und zwielichtfrohen Zarathustras an. Noch trotziger als sein Landsmann Guyau nimmt er das metaphysische Risiko auf sich, und gleich dem großen Philosophen des Paradoxen, Kierkegaard, hat er am Schweben über den Tiefen der Abgründe seine wilde Lust.

Proudhons Leben stützte und legitimierte sein Werk. Schreiben, was er schrieb, ohne zu leiden, was er litt, wäre ein ungeheurer Widerspruch, ein geistiger Bankrott gewesen. Fides debitrix martyrii.*) gilt nicht nur von Kirchenvätern und Blutzeugen. Einen schweren Tribut an Opfern und innerer und äußerer Not fordern die höchsten Werte. Nietzsches Pessimismus der Stärke**) wird nur durch Selbstzucht und Ueberwindung der innern Not zur Wahrheit. „Der Leidende hat noch kein Recht zum Pessimismus" ist das ergreifendste Selbstbekenntnis.

So wäre man vielleicht versucht, Proudhons Sozialismus der Stärke, der Würde, der Selbstzucht nur für eine glänzende Dichtung zu halten, wenn er nicht in einem Leben voller Leiden und Selbstüberwindung wurzelte. Kampf und Not verliehen dem großen Verächter des Sozialismus des Genusses die herbe Seelengröße, die aus seinen Werken zu uns spricht. „Aus der Verzweiflung heraus bin ich, was ich bin." Der ritterliche Vertreter der Würde des Proletariats handelte groß und blieb fest in allen Wechselfällen des Lebens. Der Philosoph, der in der Arbeit die Grundlage der neuen Kultur sieht, erfuhr an sich selber, was für eine rauhe, edle Erzieherin die Arbeit ist. Sein Werk ist Wahrheit und gleich dem Kern des Lebens düstere, rauhe Realität. Nur selten hat ihn dieser Sinn für Realität im Stich gelassen. Selbst da, wo er sich in die transcendente Welt hineinwagt,

*) Glaube verpflichtet zum Martyrium.

**) Die Weltansicht, welche Leiden, Not und Unvernunft trotzig ins Angesicht schaut, ohne am Leben zu verzweifeln.

tut er es nicht, um darin der Träumerei, der Verschwommenheit anheimzufallen, sondern um selbst dieser Sphäre einen herben Geist von Männlichkeit und düsterem Ernst einzuhauchen.

Denen, welche die alten Gesetzestafeln zerbrechen, ist die Welt nicht hold. Sie konnte den Gegner des Fertigen, den Kritiker, der auch das letzte Wort nicht als letztes Wort gelten lassen wollte, nicht ertragen. Mehr als einmal fiel sie dem hitzigen Anwalt des Lebens gegen Dogmen, Programme, fertige Werte in die Rede und nahm ihm das Wort — in aller Form, oder indem sie ihn hinter Schloß und Riegel versorgte. So reihte er sich der Schar der ausgestoßenen Friedensstörer an, die sich keiner Parteischablone anpassen können, und die in keinem Lehrbuch der Systeme und fertigen Programme stehen.*)

Naturen, die sich gern in Paradoxen bewegen und allem Bestehenden den Krieg erklären, sind der Gefahr ausgesetzt, das Gleichgewicht zu verlieren. Das tiefe Bewußtsein der Widersprüche des Daseins kann zur Manie des Widerspruchs werden. Dieser Gefahr ist auch Proudhon wie andere Metaphysiker des Paradoxes nicht ganz entgangen. „Chicanoux" (etwa Zänker, Chicanenmacher) nennt er sich selbst mit einem Ausdruck seines heimatlichen Dialekts.

Doch wohnten in dieser seltsamen Seele Kräfte, die ein starkes Gegengewicht gegen die Ausartung dieses Triebes bildeten. Unverbrüchliche Treue gegen die Sache, der er sich geweiht, und geniale schöpferische Kraft bewahrten ihn vor der Gefahr einer rein zersetzenden Kritik, des Widerspruchs aus Widerspruchsgeist. Seine ritterliche Treue zum Proletariat gab seinem ethischen Streben etwas Bestimmtes, scharf Abgegrenztes und verlieh seinem Lebenswerk einen festen Untergrund. Sein ganzes Leben hielt er an dem Glaubensbekenntnis fest, das er in der Jugend vor der Académie de Besançon abgelegt hatte, und führte aus, was er dort gelobt.**)

---

*) Ich kann mir nicht versagen, folgendes Bekenntnis mitzuteilen: „So wurde ich der Schreckensmensch. Ich glaube nicht, daß je ein solcher Sturm auf jemanden geführt worden ist. Man hat mich auf die Bühne und die Kanzel gebracht. Ich stehe auf Plakaten, werde in Liedern verhöhnt. Man hat mich karrikiert, geschmäht, verketzert und verdammt. Haß und Verachtung haben mich gezeichnet. Kollegen haben mich dem Gericht überantwortet. Meine Mandanten haben mich gerichtet und verurteilt. Mitarbeiter spionieren mich aus, Anhänger verraten mich, Glaubensgenossen verleugnen mich. Als Gott dem Satan erlaubte, Hiob zu quälen, verbot er ihm, das Leben des frommen Mannes anzutasten. Ich bin unglücklicher als Hiob. Leben heißt denken. Meine Gedanken sind aufs unwürdigste parodiert worden. Ich bin der Theoretiker des Diebstahls, der Lobredner der Hurerei, Gottes Feind, der Antichrist, ein namenloses Ungeheuer."

**) „Der Kandidat ist in der Arbeiterklasse geboren und aufgewachsen. Herz, Charakter und Gewohnheit verbinden ihn auf ewig mit ihr. Es wäre seine größte Freude, Eure Aufmerksamkeit auf diesen Teil der Gesellschaft, der mit so viel Recht Arbeiterstand betitelt wird, lenken zu können und bei Euch als sein erster Vertreter zu gelten. Er möchte von nun an unablässig vermittels Philosophie und Wissenschaft mit der ganzen Energie seines Willens und der Macht seines Geistes an der völligen Befreiung seiner Brüder und Genossen arbeiten."

Er, der nicht nur die Leiden des Proletariats mit empfand, sondern auch seine hohe weltgeschichtliche Aufgabe klar erkannt hatte, arbeitete unablässig an seiner Hebung und Stärkung. Er hat weniger mechanisch und zeitweise weniger schroff als Marx das Proletariat von den andern Klassen abgegrenzt. Doch macht sich bei ihm immer stärker das Bestreben geltend, den Arbeiterstand zur Erkenntnis seiner Rechte und seiner Kraft, zum Bewußtsein seiner Originalität und Autonomie zu führen. Unter den Unabhängigkeitserklärungen des Sozialismus nehmen die Confessions d'un Révolutionnaire und La Capacité politique des classes ouvrières neben dem Kommunistischen Manifest und der Inauguraladresse der Internationale den ersten Rang ein.

Ich glaube nicht, daß die Sache des vierten Standes je würdiger und vornehmer geführt worden ist. Marx und Engels haben es wuchtiger getan, Lassalle tat es mit mehr Rhetorik. Aus Proudhons Werken spricht beständig die Sorge, der Würde derer nicht zu nahe zu treten, deren Anwalt er ist. Nichts liegt ihm ferner, als die Verachtung des Demagogen der großen Menge gegenüber, die sich zu seinem willenlosen Werkzeug herabwürdigt. Er liebt das Proletariat mit der reinen und strengen Liebe des älteren Bruders, dessen Sehnen dahin geht, die jüngeren, noch unerfahrenen Geschwister ebenso unabhängig und innerlich gefestigt zu machen, wie er selbst es ist. Ein großes Vorbild für alle, die mit dem Proletariat leben und an seiner Befreiung arbeiten. Ein ernster Appell, sich vor den zwei Gefahren zu hüten, die jedem drohen, der zum Volke geht: entwürdigende Bevormundung ausüben zu wollen, sei es auch unter dem Mantel der Liebe und Barmherzigkeit — und die Menge zu seinem Götzen zu machen.

Proudhons Arbeit im Dienste des Arbeiterstandes ist nicht nur in seiner persönlichen Treue, sondern in seiner ganzen Lebensanschauung begründet. Sie ist aufs engste mit dem verwoben, was die Genialität dieser Anschauung ausmacht. Dies zu zeigen, ist Aufgabe des folgenden.

Bei Proudhon läßt häufig die Schärfe und Rücksichtslosigkeit der Kritik übersehen, wie mächtig in ihm die schöpferische Kraft ist. Nur schwer stellt man sich den großen Zerstörer als Baumeister einer neuen Kultur vor. Ist es doch für manche schon eine harte Zumutung, sich den „Anarchisten Proudhon," wie er sich selbst nennt, ohne Dolch und Bombe vorzustellen.

Und doch gibt es kein Wort, das sein Wesen und Streben so wahr kennzeichnet, wie das, welches wir diesem Aufsatz als Motto gaben: „Echte Revolution bedeutet Schöpfung." Ihm ließe sich das andere große Wort anreihen: „Es gilt, der Freiheit der Einzelnen ein tiefes Fundament zu geben, indem man die Selbsttätigkeit der Massen organisiert."

Noch wuchtiger als auf die Tyrannei der kirchlichen und welt-

lichen Dogmen und Diktaturen fallen seine Schläge auf Skeptizismus, Mangel an Solidaritätsgefühl, auf alles, was die Gesellschaft schwächt, auflöst, atomisiert. 89, d. h. die französische Revolution, hat nicht zu bauen, zu organisieren verstanden. Sein Werk ist vorwiegend negativ; es hat nicht die sittliche Energie des Neuschaffens gehabt. Es gibt in Proudhons Werken Seiten über die Zersetzung der organischen Einheit und die allgemeine Auflösung im modernen Frankreich, die von einem der großen Contrarevolutionären verfaßt sein könnten.*)

Wie die tiefsten Denker und Sozialphilosophen seines Zeitalters hat Proudhon begriffen, daß die Neuzeit als Uebergangsperiode aufzufassen und zu beurteilen ist. Gleich Saint-Simon sieht er in ihr eine kritische Zeit. Die Grundlagen der alten Kultur sind schwer erschüttert, ein Zurück ist unmöglich. Die Zukunft gehört den Mächten, welche den Mut des Vorwärts besitzen. Doch sind die neuen Lebensformen erst im Entstehen begriffen, die neuen Organisationen erst im Keim vorhanden. Daher das wilde hin und her, die Anarchie in der Welt des Geistes, Kampf und Streit auf sozialem und politischem Gebiet.

Es gibt wenig Werke, die ein so ergreifendes Bild von der Zersetzung einer Kultur durch neue Lebensformen und Mächte geben wie das düstere «De la Justice dans la Révolution et l'Eglise» und die große geschichtsphilosophische Studie «La Guerre et la Paix.»

Kampf der sittlichen Autonomie gegen alle Bevormundung, Kampf der Persönlichkeit gegen alle Diktatur des Absolutismus, gleich ob kirchlich, demokratisch oder kommunistisch, Freiheitskrieg der industriellen Massen, Ringen des Lebens nach Wahrheit und Unmittelbarkeit, nach Freiheit von Lehren, Dogmen und alles normierenden Programmen: alles, was der Neuzeit den Charakter einer tragischen, mit sich selbst zerfallenen verleiht, vibriert in diesen Werken. Es ist der Kampf zweier Welten, zweier Zeitalter — und all die Mächte, die in solchen welthistorischen Krisen aufeinander prallen, toben, stürmen und brausen in diesen Werken. Sie sind vom letzten Stöhnen einer untergehenden Kultur erfüllt, deren Grabgeläute in weiter Ferne schon ertönt. Kühn dringt das Neue vor, feurig und ungeduldig. Aber bei aller Ungeduld, bei aller Unreife der Jugend, tritt uns hier das Ringen einer Zeit vor Augen, deren kräftigste Triebe nach vorwärts drängen, Neues schaffend.

Denn daß sich die Welt aus dem Chaos und Streit der kritischen Epoche zu einer neuen, tief begründeten Einheit durchringen wird, ist Proudhons fester Glaube.

Der Maler der Moderne in ihrer Zerrissenheit, ihren Widersprüchen, ihrer Sehnsucht wird zum Seher, der in grandiosen Zügen

---

*) Treffend der Verfasser der letzten Proudhonmonographie, Droz: „Il veut l'ordre autant que personne au monde, mais par un effort de la volonté."

das Bild des Kommenden entwirft. Er ist der Prophet der neuen Einheit, „geistige Einheit, die uns durch alle Kräfte unseres Gewissens und unserer Vernunft aneinanderkettet und doch die Freiheit des Denkens, des Willens, des Herzens unangetastet läßt.“ Es steht uns nicht an, Mutmaßungen darüber zu äußern, ob die Menschheit diese Kultur der Tatkraft und Freiheit, der Würde und Selbstzucht je verwirklichen wird. Ein ernstes und tiefes Sehnen unserer Zeit drängt darauf hin, und das Vorhandensein dieses Strebens in der modernen Zeit ist Gewähr, daß sie sich nicht selber aufgibt, und daß sie bei großer Dekadenz den Mut zur Regeneration von innen heraus nicht verloren hat.

Wie sehr Proudhon die Zeichen der Zeit versteht, zeigt die Stellung, welche die Arbeit in seiner Geschichtsphilosophie einnimmt. Was andere ahnen, schüchtern zugeben oder in der Theorie einräumen, finden wir bei ihm klar, kühn und ohne Scheu bis zu den letzten Konsequenzen durchgedacht. Die zentrale Bedeutung der Arbeit in unserer Kultur und ihre Beziehungen zum demokratischen Ideal haben andere erkannt. An die Stelle des Kriegsstaates, der sich historisch überlebt hat, soll im Programme Saint-Simons der Industriestaat treten. Die Arbeit allein verleiht Würden und Rechte. Spencers Geschichtsphilosophie ist die Ausführung des Gedankens, daß der kriegerische Typus dem industriellen Platz macht. Auf die Arbeit stützt Marx das ganze System seiner theoretischen und praktischen Sozialphilosophie, ökonomischen Materialismus und Revolutionarismus. Die Kulturgeschichte ist die Geschichte der Wandlungen der menschlichen Arbeit. Die Arbeit treibt mit der Wucht einer Naturmacht zur radikalsten Umwälzung; denn sie, die allein Werte schafft, muß in der heutigen Gesellschaft Sklavendienste verrichten.

Auch Proudhon stellt die Arbeit in den Mittelpunkt seiner Philosophie; sie ist für ihn die Grundlage der neuen Kultur. Die Emanzipation der Arbeit ist die große Frage der Zeit; von ihr rühren die Kämpfe her, die unsere Gesellschaft bis ins innerste erschüttern. Proudhons Philosophie der Arbeit ist die großartigste Verkörperung seines ethischen Strebens und zugleich der lebendigste Ausdruck seiner Originalität und genialen Kraft. Klarer als andere hat er eingesehen, wie tief die Entwicklung der modernen Technik und Industrie im Zusammenhang mit den leitenden Prinzipien der Zeit in die Zeit eingreift. Er hat noch mehr getan. Mit prophetischem Blick hat er vorausgesehen, daß die ökonomische Entwicklung im engsten Zusammenhang mit der Entfaltung ethischer Kräfte stattfinden muß. Nur durch einen neuen ethischen Geist können die neuen Lebensformen, welche diese Entwicklung schafft, mit Würde und Kraft erfüllt und vor den traurigsten Auswüchsen bewahrt werden. Mit prophetischem Ernst hat er sich an die gewandt, die er für die Bahnbrecher der neuen Gesellschaftsordnung hielt, und sie vor der Gefahr gewarnt, den Fortschritt als bloßes Fatum anzusehen, bei dem sich der Mensch passiv

zu verhalten hat, und das Glück ausschließlich in der Vermehrung des Wohlstandes und der Macht zu erblicken.

Bei allem ethischen Geist, der seine starren ökonomischen Kategorien beseelt, hat Marx das Proletariat als Schar betrachtet, die mehr durch ihre kompakte Wucht als durch individuelle Begabung zu ihrer Aufgabe befähigt wird. Selber Produkt der kapitalistischen Gesellschaft, muß es diese mit der unwiderstehlichen Gewalt einer Naturmacht stürzen.

Anders ist Proudhons Ideal. Die Diktatur des Proletariats ist nicht nach seinem Geschmack. Auch als notwendige Durchgangsstufe läßt er sie kaum gelten. Eine Macht ist ihm so viel wert, als es die Individuen sind, die sie ausmachen. Daß wertlose Einheiten, etwa Engels lumpige Individuen, dadurch, daß sie sich zusammenballen, etwas Großes zustande bringen können, hat er sein Leben lang als Aberglauben bekämpft. Träger der Zukunft sind die starken Persönlichkeiten, in denen sich der lebendigste Freiheitsdrang mit der männlichsten Selbstzucht und der Verachtung von Glück, Genuß und Phrase vereinigt. Wem drängt sich nicht der Vergleich mit einer andern Gestalt auf, dem Philosophen der Männlichkeit und Würde, dem Bekämpfer alles dessen, was schwächlich, feig und genußsüchtig macht. Schon ein paar mal haben wir diesen Vergleich leise angedeutet. Und durch ihn wird uns wie durch kaum etwas anderes Proudhons Stellung und Bedeutung in der heutigen Welt klar. Wie Nietzsche ist Proudhon von Ekel und Haß gegen alles Flache, Mittelmäßige, Kleinliche erfüllt. Wie Nietzsche bekämpft er alles Sichgehenlassen, verabscheut er alle Systeme und Gemeinschaften, die den Götzendienst des Genusses treiben. Wie für Nietzsche, so sind es für ihn die rauhen und herben Seiten des Lebens, die den Menschen am meisten bilden, durch die er zur Ausdauer und zum vollen Gefühl der Verantwortung erzogen wird.

Wie „Zarathustra" und „der Wille zur Macht" ist Proudhons Philosophie der Tat die energischste Reaktion gegen die moderne Dekadenz — einer der heldenhaftesten Versuche unserer Zeit, sich aufzuraffen.

So weit die Aehnlichkeit. Noch bezeichnender ist der Unterschied. Für Nietzsche ist die moderne Entwicklung ein ungeheurer Dekadenzprozeß. Demokratie und Sozialismus, das Zurücktreten des kriegerischen Typus, der Vorstoß der industriellen Massen sind für ihn die letzten Etappen der Degeneration, die mit den jüdischen und christlichen Wertungen eingesetzt hat. Rettung gibt es nur, wenn Eigenschaften eines andern Typus wieder lebendig werden, für welche die modernen Zustände höchstens den Wert haben können, daß sie zur radikalsten Reaktion und Gegenwehr nötigen.

Proudhon teilt weder den demokratischen Fortschrittsfetischismus noch den messianischen Glauben des utopistischen Sozialismus, daß das Reich der Vollendung, durch die bisherige Geschichte vorbereitet, nun im Anzug sei. Doch erfüllt ihn nicht wie Nietzsche der Anblick

der heutigen Zustände mit Ekel und Verzweiflung. Er glaubt an die Möglichkeit, daß sich aus ihnen eine neue Ethik entwickle, die vollen Ersatz für das bietet, was infolge der Umwälzungen der modernen Zeit unrettbar der Vergangenheit anheimgefallen ist.

Und zwar keine Ethik der Schwäche, wo innere Leere und Mangel an Initiative das Gewand der Brüderlichkeit und Solidarität tragen. Es gibt vielleicht keinen begeistertern Lobredner des Krieges als Proudhon. Auch hierin ist er nur mit Nietzsche zu vergleichen. Mit dem Krieg verschwinden die Eigenschaften, die den Menschen vor der Degeneration bewahren: Selbstzucht, Wagemut, Männlichkeit, Opfermut. Und doch treibt nach seiner Ansicht die ganze Entwicklung dahin, daß der Krieg unmöglich und zum innern Widerspruch wird.

Eine geniale Wendung löst den Widerspruch. Die Rolle des Krieges soll die Arbeit übernehmen. Sie verlangt vom Menschen große, heroische Eigenschaften. Im Reiche der Technik, der Industrie braucht es Initiative, Selbständigkeit, Verachtung des Genusses. „Auch in diesen neuen Schlachten müssen wir uns durch Entschlossenheit, Opfermut, Verachtung des Todes und des Genusses hervortun. Geringschätzung, Unterwerfung, Elend, Schmach ist das Los alles dessen, was feig, schwächlich und roh ist und der Seelengröße und Charakterstärke entbehrt."

Wir lassen dahingestellt, ob alle Einzelheiten dieser Parallele zutreffen. Es wäre unwürdig, hier kleinliche Kritik zu üben; zu groß ist dazu der Gehalt einer Geschichtsphilosophie, die ganz des Glaubens lebt, daß das Verschwinden der Lebensbedingungen und Gesellschaftsformen, mit denen bisher Charakterstärke, Männlichkeit, Ritterlichkeit verbunden waren, nicht den Untergang dieser Eigenschaften zu bedeuten braucht.

Im Vorstoß der industriellen Massen erblickt Proudhon das Walten der schöpferischen Macht, die unserm Zeitalter neue Kraft einflößen wird. Bei den „Vielzuvielen" findet er die stärkste Aeußerung des „Willens zur Macht." Und wenn sich dieser Wille zur Macht bei den „Schlechtweggekommenen" mit ethischer Kraft verbindet, gehört ihnen die Zukunft.

Auf Proudhons Ethik im einzelnen einzugehen, würde hier zu weit führen. Es gibt kaum ein Gebiet des ethischen, politischen und sozialen Lebens der Gegenwart, das er nicht mit dem Anspruch betreten, mit Fäulnis und Korruption aufzuräumen, wo nicht sein frischer, belebender Geist geweht hat. Es gibt vielleicht keinen schärfern Kritiker der Demokratie da, wo sie ihrem Prinzip und ihrem Ideal untreu wird, Korruption und Sichgehenlassen fördert, die Individualität erstickt, die Minorität erdrückt und bei aller Phrase von Fortschritt und Wohlstand nur Stagnation und Verflachung bedeutet. Seit ihrer Geburtsstunde leidet für ihn die moderne Demokratie an innerer Schwäche. Die oberflächliche, zügellose Weltanschauung des XVIII. Jahrhunderts hat ihren Bankrott verschuldet. Herber noch ist die Kritik des Sozia-

lismus. Nichts entfacht Proudhons Entrüstung und Empörung, wie die Degeneration der Macht, die er als den belebendsten und schöpferischsten Faktor des Zeitalters ansieht. Am lautesten erschallt der Ruf des Bußpredigers, wo der Sozialismus in die Fehler der Demokratie verfällt, den Kultus des Abstrakten treibt, in den Fetischismus des materiellen Wohlstandes verfällt und alle Initiative und Verantwortung auf die Kollektivität abwälzt, um den Einzelnen davon zu entlasten.

Würdig des Gegners der sozialistischen „Gastrosophen und Erotiko-Bacchanten" ist die Behandlung der sexuellen Frage. Rücksichtslos fällt der „Anarchist" über alle Zügellosigkeit und Perversität auf geschlechtlichem Gebiet her und geißelt alle Laster des außerehelichen und ehelichen Lebens. Ein Widerspruch nur für den, der nicht zum Kern dieser Anarchie durchgedrungen, welche die Freiheit von äußerem Zwang nur als Ansporn zur größten Selbstzucht gebraucht sehen will und als Quelle der sozialen Kraft Charakterstärke und Hochhaltung der persönlichen Würde betrachtet.

Ein ergreifendes Bild, dieser „Anarchist" als Apostel der Heiligkeit der Familienbande, der in eine der korruptesten Gesellschaften, die es je gegeben, die Wahrheit hineinschleudert, daß alles, was die Würde und Reinheit der Ehe trübt, die schlimmste Ursache des Verfalls der heutigen Gesellschaft ist.

Von Proudhons ökonomischen Theorien und Reformplänen zu reden, muß den Spezialisten auf diesem Gebiet überlassen werden. Einstweilen ist es ihr Schicksal, in den Lehrbüchern als unausführbare Programme und ökonomische Sophismen verzeichnet zu werden. Zuweilen erlauben sie sich zwar den unziemenden Scherz, aller papierenen Weisheit zum Trotz in handgreiflicher Realität aufzutreten, wie in der Fédération Gantoise. Proudhons Ideal ist die ökonomische Reorganisation der Gesellschaft durch freie Kooperativen, die sich bei Wahrung ihrer Autonomie zu großen Federativverbänden zusammenschließen.

Es ist das kantische Reich der Zwecke mit seinem Ideal von Einheit und Selbständigkeit, welches das Gebiet des ökonomischen Lebens erobert. Wir brauchen kaum zu sagen, wie sehr dieses Streben aus dem tiefsten Sehnen unserer Zeit entspringt, die schwer unter dem Gegensatz zwischen ihrem Ideal von Wert und Recht der Persönlichkeit und der Realität ihrer ökonomischen Einrichtungen leidet.

Zwar liegt hier der Einwand nahe, ob der große Gegner des letzten Worts das Recht habe, in dieser neuen Einheit das letzte Wort der Geschichte zu sehen. Er würde darauf antworten: auf alle Fälle bietet diese neue Form der Gemeinschaft ganz andere Garantien als die früheren, weil sie auf der Organisation und Selbständigkeit dessen beruht, was neben der Liebe am meisten mit Persönlichkeit und Charakter des Menschen zusammenhängt, der Arbeit. In ihrem Bestreben, jedes Glied den andern gerade nicht gleich zu machen, sondern ihm, wenn auch auf bescheidenem Gebiet, zur Entfaltung dessen zu

verhelfen, was es an Originalität besitzt, würde diese Gemeinschaft eine viel stärkere organische Einheit bilden, die Einzelnen viel mehr auf einander anweisen, als es die jetzigen demokratischen Lebensformen vermögen.*)

Proudhon gehört nicht zu den Führern, welche in kritischen Momenten die Parole für die Massen ausgeben, und aus zusammenhangslosen Einzelnen eine kompakte Menge schaffen. In der Geschichte des Proletariats war das Marx' Aufgabe und Werk. Aber zu der Zeit, da man schon den Massenschritt der avancierenden Bataillone hörte, war der Mann an der Arbeit, der in diese elementare Naturmasse das Ferment werfen mußte. Dies Ferment hieß Individualität, Differenzierung, Idee.

Und nun wirkt es. Es wirkt da, wo diese Macht der Stagnation anheimzufallen droht, wo der Sozialismus in Gefahr schwebt, zum „Sozialismus des Sichgehenlassens" zu werden, wie ein ernster und geistreicher revolutionärer Syndikalist diesen Viveursozialismus betitelt hat. Da tritt der rauhe Mann wieder auf und wiederholt mit aller Entrüstung und Empörung, deren nur ein großer, ehrlicher Hasser wie er fähig ist: Sozialismus heißt entweder Maximation der Energie und der Zucht oder die verhängnisvollste Form der Dekadenz.

Es wirkt als Gegenströmung da, wo der demokratischen Fäulnis und Roheit das sozialistische Gewand als Hülle umgeworfen wird, wo die Majorität als Freiheitsdiktatur die Minorität knechtet, und wo die Einzelnen der unpersönlichen Kollektivität alle Verantwortung und Initiative überlassen.

Es wirkt da, wo der Sozialismus sich als schöpferische Macht Herrenrechte in unserer Welt erobert, wo er sein Existenzrecht nicht durch Hetzen und Prahlen, sondern durch Taten beweist und durch autonome Organisationen ein Zeugnis seiner Befähigung liefert, unserer Welt einen neuen Geist einzuhauchen.

Mir scheint, in unserer westlichen Kultur werde die Frage immer brennender: Wollen wir die innere Schwäche mit Phrasen und Utopien verdecken, von welcher Partei sie auch herrühren mögen — wozu dies führen würde, braucht nicht gesagt zu werden — oder können wir durch Reorganisation von innen heraus der Auflösung und Zersetzung steuern, indem wir zusammenraffen, was unsere Zeit an schöpferischer Kraft und lebensfähigen Trieben besitzt?

Es dünkt mich, sich dem ersten zu ergeben, ohne das zweite

---

*) Die Arbeiterorganisationen, die dem Proudhon'schen Ideal am meisten entsprechen, die belgischen Kooperativen und in gewisser Hinsicht die Confédération du Travail in Frankreich liefern den Erfahrungsbeweis für die Richtigkeit dieser Gedanken. Der Revolutionarismus der C. G. T. kommt nicht auf das Konto des Proudhon'schen Einflusses. Proudhon war kein Freund der Gewalt. Umso stärker ist dagegen der Einfluß Proudhon'scher Gedanken in dem, was bei allen Ausschreitungen ihre Größe ausmacht, dem Ideal einer ganz autonomen Arbeiterorganisation bei möglichster Wahrung der Selbständigkeit der einzelnen Glieder.

gewagt zu haben, wäre unwürdig und feig. Darum habe ich hier für die, welche scharfen Blicks die Schäden durchschauen, an denen wir zugrunde gehen, und dabei ohne Kleinmut der Zukunft ins Angesicht sehen, ein Bild des Propheten des Sozialismus der Stärke zu zeichnen versucht. J. Matthieu.

Der Traum.

Ein Mensch liegt fern in tiefem Traum, —
Vieltausend Bilder sieht er steigen;
Wie lichtgetränkter Nebelschaum
Umwehn sie ihn in wildem Reigen.

Er träumt und träumet immerzu,
Von hohem Ziel und kühnem Streben,
Von Kämpfen ohne Rast und Ruh....
Und was er träumt, das ist mein Leben. —

Paul Altheer, Zürich.

Das Gute.

Zu allen Zeiten haben die Menschen nach dem Guten geforscht und gestrebt. Ob es wohl je eine menschliche Gemeinschaft gab, in der kein Unterschied gemacht wurde zwischen Handlungen, die man gut und die man böse nannte? Kaum. Sicher ist, daß das jetzt nirgends vorkommt. Jeder Mensch hat eine Empfindung für das Gute. Es ist ihm unmöglich, sich ganz seiner Einwirkung zu entziehen. Wir finden bei allen Menschen und Völkern irgend eine Art ethischen Ideals. Sie schämen sich, wenn sie hinter ihrem Ideal zurückbleiben, sie streben das, was sie gut nennen, zu vollbringen, sie bewundern an andern gewisse Eigenschaften und Charakterzüge. Sie stehen in einem Verhältnis zum Guten. Die Möglichkeit hiezu muß in jedem Menschen liegen; denn es kann sich nichts entwickeln, was nicht im Keim, der Anlage nach schon vorhanden wäre. Natürlich kann es sich mehr oder weniger entfalten, kann auch verkrüppeln und schließlich absterben. Aber es scheint doch, daß die Fähigkeit, das Gute zu empfinden, der Anlage nach zur ursprünglichen Ausrüstung der menschlichen Seele gehört.

Wenn man jedoch fragt, was gut sei, stößt man auf die größten Widersprüche. Es ist bekannt, wie verschieden verschiedene Völker hier-

über geurteilt haben, wie sie Handlungen, die wir heute verurteilen, unter ihre ethischen Ordnungen befaßten. Immer taucht in der Menschheit die Frage neu auf: Was ist das Gute? Antworten werden versucht, neue Formulierungen werden angestrebt; aber nach kurzer Zeit wendet man sich unbefriedigt von ihnen ab. Man hat das Gefühl, daß man den Kern der Sache nicht getroffen hat, und sucht ihn besser zu fassen. Ob es wohl gelingt? Das Gute leuchtet wie die Sonne hinter den Wolken. Man bemerkt ihren Schein, man verspürt wohltätig die Wärme, die sie verbreitet, aber ob man seiner selbst ansichtig werden kann?

Der erste Niederschlag, den das Gute in einer menschlichen Gemeinschaft findet, scheint die Sitte zu sein. Es hat sich in der Gemeinschaft ein System von Gesinnungen und Handlungen herausgebildet, welches vom Einzelnen Unterwerfung verlangt mit dem Anspruch, daß der Gehorsam gut sei. Bald werden die Sitten verfestigt zu Gesetzen, ja zu ganzen Gesetzgebungen, die unter dem Schutz der Gemeinschaft stehen. Frägt man nach dem Guten, so lautet hier die Antwort: Gut ist das Gesetz, das, was das Gesetz fordert. Das Gesetz pflegt jedoch nichts Einheitliches zu sein. Mit zahllosen Geboten ist ein heiliger Bezirk abgegrenzt wie mit Pfählen und Latten, und es bedeutet, daß, von welcher Seite man auch kommen mag, man hier an die Grenze des Guten stoße.

Es ist keine Frage, daß das Gute Gesetz ist. Aber nicht nur Gesetz. Gewiß sind auch hier schon einzelne Formulierungen erreicht, die von unsterblichem Wert sind. Du sollst nicht töten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht lügen. Aber neben solche Gebote treten andere, welche die gleiche Autorität beanspruchen und der Welt des Guten eigentlich nicht angehören: Du sollst das Fleisch des Pferdes nicht essen; du sollst vor dem Essen die Hände waschen; du sollst kein Totes berühren ꝛc. Ja, zuletzt wird alles und jedes unter das Gesetz gestellt. Das Gesetz beherrscht das ganze Leben. Begreiflich, denn das Gute soll und muß herrschen. Aber wenn nun die Menschen sich des Gesetzes bemächtigen, wenn die Großen und Klugen die Gesetzgebung so drehen, daß sie ihnen zum Vorteil gereicht? Wenn unter dem Vorwand des Guten und unter dem Druck des Gesetzes Selbstsucht und Herrsucht sich verstecken? Dann bahnt sich jedesmal eine Revolution an. Das unbekannte, hinter allem Gesetz und Herkommen stehende Gute durchbricht die Wände, mit denen man es verdunkelte. Es macht sich so mächtig fühlbar, daß man da und dort beginnt, sich gegen das Gesetz zu empören im Namen des Guten. Dann heißt es: Gesetz wird Unsinn, Wohltat Plage. Weg mit dem Gesetz, welches nicht mehr in Uebereinstimmung ist mit dem, was sich uns im Innersten kund tut!

Vielleicht macht man dann gegen das Gesetz geltend, daß es keinen Nutzen stifte, und das Gute müsse doch an seinen segensreichen Wirkungen erkannt werden. Jetzt nennt man gut, was die Wohlfahrt

fördert, was das Glück des Einzelnen und der Gesellschaft begründet. Von dem Prinzip der Nützlichkeit aus wird die ganze frühere Gesetzgebung revidiert, von ihm aus werden neue ethische Systeme entworfen. Man versucht das Gute von hier aus zu erfassen. Gut, heißt es, ist, was mich und andere beglückt, was gegenwärtiges oder zukünftiges Wohl bringt. Alles, was vor diesem Kanon nicht bestehen kann, muß verschwinden.

Gewiß hat man hier dem Guten eine neue Seite abgewonnen. Natürlich ist das Gute nützlich; wenn es nicht gute, segensreiche Folgen hätte, könnte es nicht das Gute sein. Wer sich von ihm leiten läßt, wird für sich und spätere Geschlechter Segen ererben. Es verbindet sich diese Stufe vielleicht auch mit dem Glauben an ein zukünftiges Leben. Von dem Gehorsam gegen das Gute erwartet man dann Glück und Heil im Jenseits. Wie hier auf Erden, so ist Lohn und Strafe in der Zukunft mit der dem Guten gegenüber eingenommenen Stellung unabwendbar verknüpft.

Aber merkwürdig, während nun die Menschen in lauter Wohlfahrtsbegeisterung dahinschwimmen und dabei das Gute etwas Triviales und Selbstverständliches wird, treten plötzlich Menschen auf, die dieses selbstgenügsame Hindämmern schlecht nennen, und im Namen des Guten mit Anforderungen hervortreten, die gänzlich unerhört sind. Ohne Rücksicht auf ihr eigenes Wohl und Wehe noch auf das Anderer, unbekümmert um die Folgen, die ihr Auftreten für die Wohlfahrt hat, von einer Macht des Guten ergriffen, der auch Gesetz, Sitte und Herkommen kein Heiliges mehr sind, setzen sie sich für neue Ziele ein. Neue Tiefen der Moral brechen auf, die sich mit dem Nützlichkeitsprinzip nicht mehr fassen lassen. Man kann sie nicht anders bezeichnen, denn als neue Selbstoffenbarungen des Guten. Sokrates könnte sein Leben retten. Er wählt den Tod und stirbt. Warum? Es ist ein Muß, das ihn treibt. Ein Unbedingtes, das in ihm redet, fordert von ihm Gehorsam. Huß brauchte nicht zu sterben. Er hat seine Sache gesagt, es ist heraus, und der Menschheit ginge nichts verloren, wenn er im Frieden eines Klosters verschwände. Er zieht es vor, auf dem Scheiterhaufen zu enden. Er muß.

Das Gute ist mehr als Gesetz, mehr als Glück und Wohlfahrt, es ist ein Unbedingtes, ein absolut Notwendiges. Wo es als solches erkannt ist, ist es tiefer erkannt als auf den früheren Stufen. Es erlaubt die Frage nach dem Warum nicht. Es ergreift den Menschen und reißt ihn in Begeisterung vorwärts zu Zielen, die ihm selbst noch nicht völlig klar sind. Da ist nicht Gehorsam gegen ein äußeres, gegenständliches Gesetz. Da ist Gehorsam gegen eine innere Stimme, welche drängt und nötigt. Alle großen Reformatoren und Kämpfer für den moralischen Fortschritt in der Menschheit haben das empfunden.

Man macht oft den Versuch, die Moral zu rechtfertigen, den Nachweis zu leisten, daß dieses oder jenes ethische System der Menschheit notwendig sei. Dieser Versuch ist überflüssig. Die Menschheit

kann es schlechterdings nicht machen ohne das Gute. Es drängt sich ihr immer wieder auf. Wenn Völker und Zeiten auf ein totes Geleise kommen, so erweist sich das Gute als ein Lebendiges, welches nicht ruht, bis neue Werte aus dem emporgestiegen sind, was in Herkommen und Gesetz einbalsamiert worden war.

Es gibt auch Zeiten, die am Guten irre werden. In moralischer Korruption und Impotenz kommt man überein, das Gute sei nur eine Idee. Man empfindet ihr gegenüber etwa das, was man angesichts des Schönen empfindet. Das Gefühl regt sich, der Wille bleibt matt und kraftlos. Und weil man nicht mehr imstande ist, das Gute zu vollbringen, eben deshalb stellt man es zu den Ideen, die man von ferne verehrt. Aber gerade in solchen Zeiten treten plötzlich Menschen auf, die das Gute aus den Himmelshöhen der Idee herunterholen in die Wirklichkeit, Menschen, die eine moralische Kraft und Höhe innehaben, vor der jene andern nur staunend oder spottend stille stehen. Das Gute offenbart sich als Kraft, als Begeisterung, welche mitreißt. Und sie selbst, diese Kraftmenschen, sind sich bewußt, daß sie ihre Kraft nicht aus dem eigenen Herzen schöpfen, daß sie getragen sind von einer andern Macht.

Man hat versucht, das Gute näher zu bestimmen. Formell als Gesetz oder als Freiheit, als das absolut Seinsollende. Inhaltlich ist es noch viel schwerer zu bestimmen. Gerechtigkeit und Wahrheit gehört dazu, das Selbstische wird von ihm zurückgestoßen, in seiner Linie liegen Gemeinsinn, Eintracht, gegenseitige Hilfe, Liebe. Aber ist es damit erschöpft? Ist es möglich, es noch genauer zu fassen? Ein höheres Wort läßt sich nicht aussagen als gut. Aber was ist es? Sinnend stehen wir immer wieder vor der Frage: Was ist das Gute? Niemand weiß es. Niemand wird damit fertig, denn es liegt in ihm etwas Unermeßliches. Jesus sagt: Niemand ist gut, denn allein Gott.

C. Stuckert.

Heiligt der Zweck die Mittel?

Nicht danach wollen wir fragen, ob die Jesuiten dem bekannten Grundsatz huldigen. Auch durch den unanfechtbarsten Nachweis würde weder katholische Macht gebrochen noch protestantische Frömmigkeit gefördert. Wir gehen von der Tatsache aus, daß protestantische Polemik stets mit großer Entrüstung die Geltung dieses Grundsatzes dem Gegner schuld giebt und katholische Apologetik mit derselben Entrüstung den Vorwurf zurückweist. Ist diese Entrüstung gerechtfertigt?

Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. Zwei Bauern pflügen nebeneinander den Acker mit derselben Sorgfalt. Der eine

tut es, um seine von Gott ihm vorgezeichnete Pflicht an dem Platz, wo Gott ihn hingestellt und mit der Kraft, die er ihm gegeben, zu verrichten im Dienste derer, denen seine Arbeit zugute kommt. Der andere tut es, um seinen Reichtum zu vergrößern. Oder wir verehren die Helden von Sempach und St. Jakob, welche die Freiheit ihres Landes und Volkes verteidigten. Die Reisläufer der spätern Jahrhunderte kämpften vielleicht mit derselben Tapferkeit, aber sie stehen sittlich tiefer, denn ihr Zweck war das Geld der fremden Fürsten. Die sittliche Qualität einer Tat hängt also ab vom Motiv; das will sagen, es komme darauf an, welchen Zweck der Handelnde verwirklichen wollte; je nachdem sein Zweck beschaffen ist, ist seine Tat gut oder schlecht. Das sagt auch Paulus mit dem Wort: „Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte die Liebe nicht, so wäre mirs nichts nütze."

Ich sage die Wahrheit, und das gilt allgemein als gut. Ich kann es tun, weil ich mich unter die Pflicht der Wahrhaftigkeit beuge. Ich kann es aber auch tun, um das Vertrauen eines Menschen zu gewinnen und ihn dann umso besser auszunutzen; ich handle damit schlecht, der schlechte Zweck entheiligt das an sich gute Mittel. Stimmen wir diesem Satz bei, so gewinnt die Möglichkeit einer Heiligung des Mittels durch den guten Zweck sofort einige Wahrscheinlichkeit.

Jedermann anerkennt das sittliche Gebot: Du sollst dein Leben erhalten! Du darfst es weder gewaltsam zerstören, noch leichtfertig in Gefahr bringen! Aber ebenso allgemein wird man dem Gebot beistimmen: Du darfst nicht nur, sondern du sollst es sogar aufs Spiel setzen, wo es gilt, ein anderes Leben zu retten! Die Gefährdung des eigenen Lebens ist an sich pflichtwidrig; aber sie wird Pflicht, wo sie Mittel zur Erhaltung fremden Lebens ist.

Wir anerkennen also wieder das Gebot: Du sollst fremdes Leben erhalten! Kein Beruf steht so im Dienste dieses Zweckes wie der des Arztes. Aber nun kann er bei einer Geburt in die Lage kommen, daß er nur durch Zerstörung des Lebens des Kindes dasjenige der Mutter retten kann. Dazu hat er nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht. Ein protestantischer Ethiker, der mir das bestreiten wollte, mußte doch gestehen, daß er als Gatte es gutheißen würde. Denn das Leben der Mutter ist wertvoller, als dasjenige des noch nicht geborenen Kindes, der Zweck seiner Erhaltung rechtfertigt darum das Mittel der Opferung des Kindes.

Es trifft jemand einen Verbrecher an den Vorbereitungen, um einen Zug zum Entgleisen zu bringen. Der Versuch, ihn zu verscheuchen oder zu fesseln, ist in seinem Erfolg zweifelhaft, den Zug vor der gefährdeten Stelle zum Stehen zu bringen nicht mehr möglich. Unser Freund hat einen Revolver bei sich und knallt das Scheusal nieder. Das ist seine Pflicht. Das Leben der vielen Passagiere ist wertvoller als das des Verbrechers, der Zweck der Rettung der Vielen rechtfertigt das Mittel des tötlichen Schusses.

Ein Mensch flüchtet sich vor ungerechter Verfolgung und kann sich unbemerkt in einem Hause verbergen. Die Verfolger fragen seinen Beschützer: „Ist niemand in eiliger Flucht vorbeigelaufen?" „Doch", lautet die Antwort, „dort in jenen Wald ist er geflohen." Wir billigen diese Notlüge, denn die Pflicht der Rettung stellen wir höher als die Pflicht der Wahrhaftigkeit gegen die Gewalttäter, der Zweck der Rettung fremden Lebens rechtfertigt das Mittel der Lüge. An sich sind ja persönliche Unverletzlichkeit und Wahrhaftigkeit gleich unentbehrliche Grundlagen des menschlichen Gemeinschaftslebens. Wo ich aber nur die eine von beiden festhalten kann, frage ich: wie wird geringeres Unheil angerichtet? Es entscheidet der höhere Zweck. Aber das eigene Leben zu retten durch eine Lüge ist nicht sittlich. Der Zweck der Erhaltung meiner sittlichen Persönlichkeit steht höher als die Erhaltung meiner äußern Existenz.

Es stehen nicht alle Pflichten auf derselben Stufe; es giebt höhere und weniger hohe Pflichten, da es höhere und weniger hohe sittliche Güter giebt. Jede Pflicht gilt so lange, als sie nicht mit einer höhern Pflicht in Kollision gerät. Aber nur die höhere Pflicht, der Zweck der Verwirklichung eines höhern sittlichen Gutes kann von der unten dran stehenden Pflicht, von der Verwirklichung des relativen sittlichen Gutes entbinden. Nur das Bessere ist der Feind des Guten. Vorausgesetzt ist auch, daß kein anderes Mittel zur Erreichung des Zweckes zu Gebote stand.

Mit alledem ist nicht gesagt, daß ein guter Zweck jedes Mittel erlaube. Für wohltätige Zwecke braucht man Geld, viel Geld und noch einmal Geld. Diejenigen, denen dieser Zweck am Herzen liegt, bringen allein nicht genug auf; sie suchen darum einen andern Weg, den des Bazars. Ich meine nun nicht diejenigen Bazare, wo ehrwürdige Matronen Kinderschlüttchen, bemalte Teller und gebrannte Photographierahmen feilbieten, sondern die großen Wohltätigkeitsfeste, um den treffenden Ausdruck eines Reporters zu brauchen. Da werden einige Bazarlöwinnen gewonnen, die das Geheimnis loshaben, die Hebel des gesellschaftlichen Druckes anzusetzen, der die Portemonnaies öffnet und das Geld flüssig macht. Die Mädchen aus bessern Kreisen, die noch im Schulalter stehen, üben Gebärdenlieder und rhythmisch-plastische Darstellungen nach Jacques-Dalcroze, die höhern, schon zur Ballfähigkeit erblühten Töchter werden in Japanerinnen, Russinnen, Zigeunerinnen oder Hofdamen Ludwigs XIV. und Napoleons verkleidet, um in diesem Aufputz die jungen Herrchen und ihre Goldvögel anzulocken. Der Herr Papa blecht die Sache mit Vergnügen; hat man ihm doch bedeutet, es gehöre zum guten Ton, mitzumachen. Hätte man ihm zugemutet, dieselbe Summe direkt für den wohltätigen Zweck auszugeben, er hätte seine Taschen hübsch zugehalten. Alle Maler und Dichter, Musikanten und Komödianten von Ruf werden zur Erhöhung der Attraktionskraft in Funktion gesetzt. Nach dem letzten Akt, einem solennen Ball, wird morgens fünf Uhr der „Tempel der Caritas"

geschlossen — nein, einem Teilnehmer, dem der Appetit im Essen gekommen ist, fällt es nachträglich noch ein, einen fröhlichen Katerbummel zu arrangieren, alles im Dienste der Wohltätigkeit. Wie es nach dem Katerbummel mit dem Interesse für den wohltätigen Zweck steht, wollen wir nicht fragen. Der Mohr hat ja jetzt seine Pflicht getan.

Wir fragen aber, ob hier nicht die ehrenwertesten Leute durch Massensuggestion verleitet werden, den Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel" falsch anzuwenden. Der Zweck ist gut, daran rütteln wir nicht. Welche Kräfte werden aber in Bewegung gesetzt? Die Vergnügungssucht ist noch die harmloseste, auch die Wichtigtuerei wäre noch erträglich. Aber schlimmer ist der gesellschaftliche Druck, diese furchtbare Macht der Unfreiheit, welche die Persönlichkeiten knickt und zu bloßen Massenteilen herabwürdigt, und das Schlimmste, Erniedrigendste die Koketterie, die noblere und diszipliniertere Schwester der Prostitution; denn auch sie bedeutet die Entwertung der eigenen Person zu einem Mittel, um die Geilheit des andern Geschlechtes zu kitzeln. Werden alle diese Dinge heilig, weil sie dem wohltätigen Zweck dienen müssen?

Nein. Denn wir beurteilen die Tat nach dem Motiv, nicht nach dem Effekt. Die Tat ist nicht dadurch gut, daß die Förderung des guten Zweckes ihre Folge ist; diese Förderung muß die Absicht des Handelnden sein. Auch dann ist die Tat noch nicht gut, wenn der Handelnde zwar weiß, daß er den guten Zweck fördert, sie aber nicht vollbringt, um diesen Zweck zu fördern, sondern um sich zu amüsieren. Noch weniger dann, wenn er sich zwar einredet, daß er den guten Zweck verfolge, tatsächlich aber von andern Motiven geleitet ist. Wenn der gute Zweck wirklich den Teilnehmern so am Herzen läge, so würden sie dafür arbeiten, geben, Opfer bringen, aber nicht beschauen und sich beschauen lassen, musizieren, Theater spielen, zuhören, tanzen, kaufen u. s. w. Die Verwirklichung des sittlichen Gutes muß der einzige, bewußte und beherrschende Zweck sein. Dieser kann das Mittel der Preisgabe eines relativen sittlichen Gutes, aber nicht irgend eine selbstsüchtige Absicht rechtfertigen. Der Zweck kann bloß die Mittel, nie aber die Motive heiligen.

Man kann nun einwenden: wenn nur ich den guten Zweck verfolge, was gehen mich die Motive derer an, die ich diesem Zweck dienstbar mache? Wenn sie nun doch einmal diese minderwertigen Motive haben, warum soll ich dieselben nicht vor den Wagen meines Zweckes spannen, damit aus dem Bösen doch noch Gutes erwachse? Das ist das alte Lied eines falschen Individualismus: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Wir sind aber nicht isoliert, sondern solidarisch verbunden. Wir sind berufen, die Macht des Guten in unsern Nächsten zu stärken. Wenn wir sie veranlassen, aus minderwertigen Motiven zu handeln, so stärken wir das Böse in ihnen, entwerten wir ihre sittliche Persönlichkeit. Deren Stärkung und Erhaltung ist

aber ein höheres sittliches Gut als irgendwelche noch so heilsamen Wohlfahrtszwecke.

Das bringt uns auf eine weitere Einschränkung des Satzes: „Der Zweck heiligt die Mittel." Was als das spezifisch Jesuitische gilt, ist eigentlich gar nicht dieser Satz selbst, sondern eine falsche Rangordnung der Pflichten und sittlichen Güter. Sie findet sich nicht nur bei Jesuiten, selbst Luther hat sich einmal ihrer schuldig gemacht.

Philipp von Hessen, der warmherzigste und sympathischste Anhänger der Reformation unter den deutschen Fürsten, war mit einer ungeliebten Frau vermählt worden. Er tat, was unter den Fürsten jener Zeit gang und gäbe war, er hatte außerehelichen Verkehr. Aber im Unterschied von seinen Standesgenossen hatte er dabei ein böses Gewissen und kämpfte gegen die Schwäche seines Fleisches. Doch immer wieder unterlag er und kam in eine solche Gewissensnot, daß er mehrmals Selbstmordgedanken hegte. Schließlich verfiel er auf den Ausweg einer Doppelehe. Die Reformatoren wußten dieselbe biblisch zu rechtfertigen. Aber die öffentliche Meinung, die zur blühendsten Maitressenwirtschaft geschwiegen hätte, verdammte die Bigamie, das Reichsgesetz bedrohte sie mit Todesstrafe. Die Reformatoren wünschten deshalb, daß Philipp seinen Schritt geheim halte, er jedoch wollte offen dazu stehen. Als nun die Sache bekannt und bei den Gegnern Kapital daraus geschlagen wurde, wollte ihn Luther überreden, dieselbe abzuleugnen und tat dabei den Ausspruch, es wäre nicht unrecht, wenn einer der Sache des Evangeliums zu liebe eine gute, starke Lüge täte.

Der katholischen Polemik werden wir das Recht, daraus Kapital zu schlagen, bestreiten, da sie im eigenen Lager Schlimmeres zu bemänteln hat. Wir werden aber auch nicht leugnen, daß hier eine Verirrung Luthers vorliegt. Er hat geglaubt, daß der Zweck, die Sache des Evangeliums zu fördern, das Mittel einer Lüge heilige. Wir aber können hier keine berechtigte Notlüge annehmen.

Der Kern ist eigentlich derselbe wie in dem von Jesus gegeißelten Fall, wo ein Sohn die Unterstützung seinen gebrechlichen Eltern entzieht, um eine Gabe an den Tempel zu entrichten. Es scheint, die Weihung zu Gottes Eigentum sei der höhere Zweck, als die Unterstützung unheiliger Menschen. Aber das ist das Mißverständnis der Kirchlichkeit. Es ist der Irrtum, daß Gott schon verehrt werde durch bestimmte Gedanken und Gefühle, Feiern und Ceremonien, und daß er da herrsche, wo solche Verehrung stattfinde. Nach Jesu Ueberzeugung wird er aber einzig verehrt durch die sittliche Tat und herrscht er nur da, wo sich der menschliche Wille der Macht des Guten unterworfen hat. Das religiöse Gut darf nicht isoliert, vom sittlichen losgelöst und ihm übergeordnet werden. Sobald das Religiöse dem Sittlichen gegenüber verselbständigt wird, wird es entwertet und außer Stand gesetzt, die Preisgabe irgend eines sittlichen Gutes zu rechtfertigen. Deshalb darf auch nicht das Interesse der Institution zur Pflege der dogmatisch-ästhetisch-kultischen Gottesverehrung, d. h. der

Kirche, höher gestellt werden als das Gut der auf Offenheit, Vertrauen, Wohlwollen erbauten sittlichen Gemeinschaftsordnung der Menschheit. Das war aber eben Luthers Irrtum im angeführten Falle. Er stellte die Sache des Evangeliums, das will hier sagen die Organisation zur Pflege einer bestimmten Religionsauffassung, über die sittliche Gemeinschaft der Menschen. Der religiös-kirchliche Zweck vermag niemals das Mittel einer Verletzung der einfachen sittlichen Gemeinschaftspflicht zu heiligen.

Was für den religiös-sittlichen Zweck recht ist, ist auch für den des Klasseninteresses billig. Dieses Problem ist an der religiös-sozialen Konferenz ja auch berührt worden. Der Aufstieg der Arbeiterklasse zu größerm Anteil an unserm Kulturleben wurde als sittliches Gut entschieden bejaht. Aber der Zweck seiner Verwirklichung rechtfertigt nicht das Mittel von Mißhandlung, Beschimpfung, Raub, Lüge oder Wortbruch, sonst werden die Grundlagen der sittlichen Gemeinschaftsordnung, Achtung, Unverletzlichkeit, Vertrauen, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen untergraben; und sie sind ein sittliches Gut, das dem Klasseninteresse übergeordnet ist. Das gilt natürlich nicht bloß dem Streiker, der den Arbeitswilligen mit der Faust bedroht, sondern gerade so den bürgerlichen Klassenkämpfern, die sich im Interesse ihrer Klasse für das Bestehende wehren.

Man kann in allen solchen Fällen einwenden: wer so handelt, hält wirklich den von ihm verfolgten Zweck für höher als denjenigen, den er zurückgestellt hat. Er handelt somit nicht gegen seine Ueberzeugung und sein Gewissen. Daran ist etwas Richtiges; wir haben es nicht mit Schlechtigkeit, sondern mit Verirrung zu tun. Aber auch die kann zur Schuld werden. Jedes solche Handeln ist ein Rückfall hinter die von Jesus erreichte Stufe sittlicher Erkenntnis ins Heidnische, und zwar durch Menschen, welchen die bessere Erkenntnis der richtigen Rangordnung aller sittlichen Güter nahe gebracht worden ist. Wenn sie sich dieselbe nicht angeeignet haben, so ist das eine Schuld. Denn es ist unsere Pflicht, diese bessere Erkenntnis festzuhalten und damit im Leben ernst zu machen, auch wenn es uns unbequem sein sollte.

R. Liechtenhan.

Ein Werkplatz für Arbeitslose.

Es ist in den beiden letzten Nummern ausführlich von dem Lebenswerk Werners berichtet worden. Dieser Mann nötigt uns immer wieder durch seine hohen Ziele und seine Hoffnungsfreudigkeit, mit der er darum kämpfte, die größte Bewunderung ab, und seine Persönlichkeit wird auf lange Zeit noch befruchtend wirken und neue Impulse wecken, aber das Ziel, das er sich gesteckt hat: Durchdringung der Großindustrie mit dem Geist der Liebe und Gerechtigkeit, wird

doch schwerlich in Erfüllung gehen können unter der Herrschaft der gegenwärtigen privat-kapitalistischen Wirtschaftsordnung; denn diese diktiert unwillkürlich, unerbittlich immer wieder die rigorosen Manchester-Grundsätze, welche die Nächstenliebe verunmöglichen und ausschließen. Die da und dort vorhandenen Wohlfahrtseinrichtungen sind nicht viel mehr als ein Sicherheitsventil im großindustriellen Betrieb. Unternehmungen von Wernerischem Geist geleitet, bleiben entweder Wohltätigkeitsanstalten, wenn auch im Gewande einer Fabrik, oder sie gehen als Fabrikbetrieb im allgemeinen Strom geschäftlicher Interessen auf. Es lohnt sich ein Beispiel der ersteren Art aus der Nähe zu betrachten.

Am Nordabhang des Zürichberges, etwa eine Stunde vom Weichbild der Stadt Zürich entfernt, befinden sich große Kieslagerungen, die von Staat und Gemeinde ausgebeutet werden. Seit dem Frühjahr 1906 hat nun eine private Gesellschaft mehrere Jucharten dieses Gebietes erworben, um daselbst Werkplätze für Arbeitslose zu errichten. Ein ehemaliges Bauernhaus dient als Wohnung des Verwalters und als Nachtquartier für etwa 15 Arbeiter, die Uebrigen müssen im Nachtasyl der Heilsarmee oder ähnlichen Lokalen Unterkunft finden, ein Uebelstand, dem nun durch Erweiterung der Herberge zur Aufnahme von 50 Schlafstellen abgeholfen wird, dank der von der Stadt Zürich bewilligten Unterstützung von 10,000 Franken. Im Dezember 1908 betrug die Frequenz der Arbeitsuchenden in der Kiesgrube 575, also zirka 20 Mann pro Tag, die nun auf diese Weise statt des unwürdigen Bettelns und Vagabundierens eine ehrliche Arbeit treiben können. Es wird keiner abgewiesen, der sich den Anordnungen des Verwalters unterzieht.

Der Lohn ist neuerdings auf zwei Franken angesetzt worden, während er früher drei Franken betrug, wobei aber das Vorweisen einer Arbeitsausweiskarte nötig war, die von wohltätigen Leuten an Stelle eines Almosens gegeben werden konnte im Wert von einem Franken pro Tag. Der Arbeitsuchende mußte also zuerst für jeden Tag irgendwo eine solche Karte auftreiben und verlor damit viel Zeit. Jetzt findet jeder Arbeitsuchende auch ohne solche Bons dort Aufnahme auf unbestimmte Zeit. Der jetzige Lohn, der nach Abzug der Spesen immerhin eine Ersparnis von 70 Centimes pro Tag gewährt, wird bei gutem Verhalten des Arbeiters bis auf fünf Franken erhöht. Solche Gewährung und Entziehung von Lohnzulagen übt einen heilsamen Einfluß aus. Familienvätern werden so wie so drei Franken angerechnet, und es gab deren in den Nachbargemeinden, die gerne diese Arbeitsgelegenheit, allerdings als letzte Zuflucht, ergriffen während des vergangenen harten Winters. Die Hauptsache ist, daß die Obdach- und Arbeitslosen eine sichere Unterkunft finden, auch wenn sie herunterkommen und ganz verwahrlost sind; denn nicht der Arbeitsertrag, sondern die Fürsorge für die Arbeitslosen ist und bleibt der leitende Grundgedanke der ganzen Unternehmung.

Aber eben dadurch wird der Betrieb, geschäftlich gesprochen, unrationell, unrentabel. Man denke nur an folgende Umstände:

1. Die meisten Arbeitslosen finden sich in den Monaten Dezember bis April ein, d. h. in der toten Saison; gerade im April setzen die Kieslieferungen ein, um im Juni und Juli ihre Höhe zu erreichen. In der ungünstigsten Jahreszeit muß „auf Lager" gearbeitet werden, indem vor allen Dingen die unbrauchbare Erdschicht abgehoben wird. Der Abhub kommt per Kubikmeter im Winter auf zwei Franken zu stehen, da ein Mann gewöhnlich nicht mehr als einen Kubikmeter im Tag bewältigt; im Sommer wird diese Arbeit für 80 Centimes geleistet, trotz einem Taglohn von 4—4½ Franken, da ein Mann 5—6 m^3 abtragen kann.

2. Die Steinbrechmaschine wird immer noch von Hand getrieben, trotzdem die Gesellschaft einen Motor anschaffen könnte, der dasselbe leisten würde, was zehn Mann, d. h. zehnmal billiger.

3. Es werden für diese Erdarbeit nicht, wie es in der Regel geschieht, die zähen und ausdauernden Italiener angestellt, sondern eben unsere einheimischen Arbeitslosen, wozu freilich auch fremde Nationalitäten sich gesellen, aber doch meistens Leute, die in dieser oder jener Hinsicht vieles zu wünschen übrig lassen.

So kommt es, daß die Gesellschaft selbstverständlich keinen Profit machen kann, wenn sie schon den Nachteil der Winterarbeit im Sommer wieder etwas einholt durch Einstellung regulärer Arbeitskräfte, sie operiert mit 32,900 Franken unverzinslicher Genossenschaftsscheine und muß mit zirka 10,000 Franken freiwilliger Beiträge von Vereinen und Privaten rechnen, um das Jahresbudget von 84,000 Franken decken zu können.

Die Art der Arbeit ist trotz allem insofern günstig, als sie eine durchaus gesunde genannt und auch von den ungeschicktesten Leuten verrichtet werden kann. Bei schlechtem Wetter werden entweder Schutzdächer errichtet, oder die Leute beschäftigen sich im Haus mit Anfertigen von Feueranzündern; zudem wird auf Mittel und Wege gesonnen, neue Arbeitszweige einzuführen, z. B. Verarbeitung von Brennholz. Zur Schonung der Kleider der Leute werden Holzschuhe und Schürzen verabreicht, ferner Handschuhe und Mäntel für besondere Fälle. Somit ist eine annehmbare Arbeitsgelegenheit geschaffen, die es einem Menschen mit einigermaßem gutem Willem möglich macht, aus der schlimmsten Not herauszukommen.

Ein wichtiger Umstand dabei ist die Bekämpfung des Alkoholismus, die selbstverständlich auf dem Programm steht, und auch von dem Verwalter energisch und verständnisvoll durchgeführt wird. Ueberhaupt ist der persönliche Einfluß, der von diesem wackeren Berner und seiner unermüdlichen Gattin ausgeht, ein wesentlicher Faktor in der erzieherischen Aufgabe, welcher die Werkplätze für Arbeitslose dienen wollen, aber auch ein neuer Beweis, daß hier nicht die landläufigen Geschäftsinteressen, sondern vor allem das Interesse an den Menschen selbst aus-

schlaggebend sein können, wenn diese auf eine höhere Stufe gehoben werden sollen, wozu eben sittliche Kräfte und persönliche Opfer nötig sind.

Wie steht es mit den Erfolgen nach dieser Seite hin? Sie lassen sich nicht kontrollieren; man könnte natürlich erfreuliche wie unerfreuliche Beispiele namhaft machen, je nachdem man für oder gegen die Sache Propaganda zu machen wünscht.

Sicher ist, daß, wenn auch die Frage der Arbeitslosen auf diesem Wege nicht gelöst werden kann, und die ganze Unternehmung mehr als Notbehelf angesehen werden muß, wir hier ein sprechendes Beispiel dafür haben, wie gerade den geringsten Arbeitern gegenüber das persönliche Interesse über das geschäftliche, der Mensch über das Geld gestellt wird, und der Arbeitgeber zuerst für den Arbeitnehmer sorgt. Aber — es ist und bleibt eine vereinzelte Erscheinung, wie auch die Werner'schen Anstalten, die einstweilen wenigstens Impulse geben können, bis einmal die Zeit kommt, wo beide Teile solidarisch verbunden sind.

L. St.

Umschau.

Ferienkurse für Religionswissenschaft und Religionsunterricht in Jena vom 11.—17. August. Wir werden um Abdruck folgender Ankündigung gebeten:

In den Sommerferien findet alljährlich in Jena eine große Anzahl von Kursen aus allen Gebieten der Wissenschaft mit besonderer pädagogischer Abzweckung statt. Der Leiter dieser Kurse ist der bekannte Pädagoge Professor Rein. In diesem Sommer soll nun, entsprechend der Bedeutung, die in den letzten Jahren die Religionswissenschaft und die Frage nach einer Reform des Religionsunterrichtes gewonnen haben, unter Leitung von Professor Weinel ein besonderer Teil dieser Kurse der religiösen Frage der Gegenwart gewidmet sein. In sieben sechsstündigen Vorlesungen werden unter Mitwirkung von bekannten Theologen und Pädagogen wichtige Fragen aus allen Stoffgebieten des Religionsunterrichts behandelt werden. Professor D. Gunkel in Gießen, früher in Berlin, wird die Urgeschichten des Alten Testaments von der Schöpfung bis zur Turmbausage relionsge-

schichtlich besprechen; Professor Bousset in Göttingen wird über Jesus lesen, mit besonderer Rücksicht auf die neueren Bestreitungen seiner Geschichtlichkeit und seiner Bedeutung für unsere Zeit. Professor Weinel wird über Geschichte und Probleme des Gottesglaubens (Weltbild und Gottesbegriff, das Leid, das Böse) sprechen und Superintendent Braasch über Christentum und Naturwissenschaft. Die Hauptprobleme der christlichen Kunst in einem Ueberblick über ihre Entwicklung wird der als Verfasser einer Geschichte der christlichen Kunst bekannte Superintendent Bürkner behandeln; über Probleme des Unterrichts selbst werden Professor Thrändorf (Praxis und Theorie der Schulkirchengeschichte) und Frau Prof. Weinel (der Unterricht im Deutschen in seiner Bedeutung für die Erziehung zu Religion und Sittlichkeit — im Anschluß an die gebräuchlichsten Lesebücher und die Schulklassiker) sprechen. Jeder Kurs kann einzeln gehört werden, auch kann man den einen oder andern weglassen und dafür Kurse aus anderen Gebieten belegen. In der ersten Woche des Ferienkurses (4.—10. August) wird Professor Weinel noch eine besondere Vorlesung über die religiöse Bewegung der Gegenwart halten, in der er die Reformversuche auf dem Gebiete des Christentums, die neubuddhistischen und neuromantischen Religionsversuche der Gegenwart, Monismus und Naturmystik u. s. w. behandeln wird. Einen Einzelvortrag über religionspädagogische Fragen wird am 11. Aug. Professor Baumgarten aus Kiel, der Verfasser der „Neuen Bahnen" halten. So ist in den Tagen des diesjährigen Jenaer Ferienkurses reiche Gelegenheit gegeben, die Fragen und Methoden der gegenwärtigen Theologie und ihre Einführung in die Praxis kennen zu lernen, oder bereits vorhandene Kenntnis zu erneuern und zu vertiefen. Gewiß werden viele Lehrer an höheren wie an Volksschulen und viele Geistliche von der Gelegenheit mannigfacher Anregung Gebrauch machen. Nähere Auskunft erteilt und Prospekte versendet kostenfrei das Sekretariat der Ferienkurse, Jena.

Wir berichteten in letzter Nummer über **Schundliteratur.** Zu der Frage bringt die „Berner Rundschau", Heft 19, einen erwägenswerten Vorschlag: Die Stärke der Hintertreppenromane ist das Erscheinen in Lieferungen; der Gesamtpreis eines solchen Machwerks ist oft schließlich recht hoch; aber der kleine Mann entschließt sich viel leichter, alle 14 Tage einige Rappen für eine Lieferung als aufs Mal wenige Franken für ein rechtes Buch auszugeben. Könnten nun nicht die Vereine zur Verbreitung guter Schriften die Herausgabe guter Bücher in regelmäßigen Lieferungen an die Hand nehmen? Der Einsender plädiert schließlich dafür, daß die drei Sektionen des Vereins sich zur Gründung einer schweizer. Verlagsanstalt zusammentun, deren Zweck nicht ein gutes Geschäft, sondern die Verbreitung der nationalen Literatur wäre. — Wir verhehlen uns nicht, daß die Zugkraft der Schundliteratur doch nur zum kleinern Teil in der Billigkeit, zum größern in der Schauerlichkeit liegt. Aber immerhin, jeder Gegenstoß ist zu begrüßen, deshalb möchten wir den Vorschlag der „Berner Rundschau" der Beachtung sehr empfehlen. L.

Der „Essor" Nr. 13 bringt interessante Mitteilungen über das, was bei Gelegenheit einer Verhaftung betr. **Mädchenhandel** an den Tag gekommen ist. Die Inhaber eines schwunghaft betriebenen Geschäftes dieser Branche, ein Ehepaar Du Fort in Chicago, wurden gerichtlich abgeurteilt, der Mann mit 5, die Frau mit 2 Jahren Zuchthaus bestraft. Nebenbei gesagt: wieder ein Beispiel, wie wenig die geltende Strafjustiz zur Einprägung sittlicher Werturteile taugt; denn für jedes gesunde sittliche Urteil sind diese Teufel in Menschengestalt kein Haar besser, als irgend ein Raubmörder, und ich für meine Person würde sie mit Vergnügen köpfen lassen. Interessant ist nun der Einblick in das Geschäftsgebahren dieser Firma. Sie besitzt eine ausgedehnte Organisation, die ihr Netz über die ganze Union ausspannt und beschäftigt ihre Angestellten auch in Frankreich, Italien, Ungarn und Kanada. Das rentiert wohl, verkauft sie ihre Ware doch mit einem Gewinn von 1000 und mehr Prozent. Sie zahlt für eins ihrer Opfer 75 Fr. und verkauft sie wieder für 750 bis 2500 Fr. und erzielt einen Jahresumsatz von einer Million. Daß den Regierungen in der Verfolgung des Mädchenhandels die Hände gebunden sind, so lange sie die

Prostitution konzessionieren, wird vom „Essor“ mit Recht betont. L.

Städtische Trinkerfürsorge hat die Stadt Bielefeld eingerichtet. Ende 1905 wurden 27 gebildete Damen als ehrenamtliche Trinkerfürsorgerinnen in den Dienst der Stadt berufen; jede hat ein bestimmtes Stadtrevier, deren Trinkerfamilien sie regelmäßig zu besuchen hat. Sie nimmt sich in erster Linie der Familie an, die ihr auf privatem Wege bekannt werden und sucht einzugreifen, bevor sie wegen Trunksucht eines Gliedes mit der Polizei in Konflikt gekommen sind und sucht weiterem Herunterkommen vorzubeugen. Andere Fälle werden ihr amtlich durch die Polizei zugewiesen, nachdem diese offiziell, wegen Familienvernachlässigung, Gemeingefährlichkeit 2c. Trinkerfürsorge verfügt hat. Ueber jede Familie, die ihrer Obhut unterstellt ist, führt die Fürsorgerin ein Journal. In regelmäßigen Sitzungen beraten die Fürsorgerinnen gemeinsam mit den zuständigen Polizei- und Armenpflegeorganen und privatim in Bekämpfung des Alkoholismus tätigen Personen über die zu treffenden Maßregeln. Die Fürsorge besteht in Veranlassung zur Abstinenz, eventuell Versorgung in einer Trinkerheilanstalt, Beratung und Unterstützung der Familienglieder des Trinkers, Vermittlung von Kuren, besserer Beaufsichtigung oder Fürsorgeerziehung der Kinder. So wird die Bekämpfung des Alkoholismus systematisch an die Hand genommen. Die Erfolge sind erfreulich. Verschiedene andere Städte sind dem Beispiele von Bielefeld gefolgt.

(Nach Evang.-Sozial Nr. 3.)

Büchertisch.

Zum Calvinfest. Am 10. Juli dieses Jahres wird der 400jährige Geburtstag des Reformators Calvin gefeiert werden und manche Leser auch dieser Zeitschrift werden bei diesem Anlaß den Wunsch haben, sich über den so viel geliebten und gehaßten Mann zu unterrichten. Eine Menge von kleineren Calvinschriften sind bereits erschienen, aber ganz wenige von größerm Wert und aus wirklicher Kenntnis des Mannes. Eine kurze Uebersicht gibt das religionsgeschichtliche Volksbuch von A. Baur, Johann Calvin (Mohr, Tübingen, 70 Cts.), aber es leidet nicht nur an seiner Kürze, sondern mehr noch an einer merkwürdig ungeschickten Stoffwahl, bei der über Unwichtigem das Wichtigste zu kurz kommt; ich zweifle, ob die weltgeschichtliche Größe Calvins einem Leser hier zum klaren Bewußtsein kommen wird. Da einer Menge unserer sogenannten Gebildeten die Verbrennung Servets in Genf die einzig bekannte Tat Calvins ist, sei solchen der Vortrag von Fritz Barth, Calvin und Servet (Franke, Bern, 60 Cts.), nachdrücklich empfohlen, der objektiv und gerecht den ganzen Hergang und die handelnden Personen schildert. Weitaus das Beste, was bis jetzt über Calvin erschienen ist, muß die in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte soeben veröffentlichte Schrift von August Lang, Johann Calvin (Leipzig, Verein für Reformationsgeschichte, Fr. 3.20), ein Lebensbild zu seinem 400jährigen Geburtstag, genannt werden, von einem der allerersten lebenden Calvinkenner verfaßt aus der genauesten Quellenkenntnis heraus; ein Buch, das bleiben wird, wenn das meiste andere vergessen sein wird. Für solche aber, die eine persönliche Anschauung von Calvin selbst gewinnen möchten aus seinen eigenen Mitteilungen, sei auch hier das in zwei Bänden erschienene Lebenswerk Calvins in Briefen von Rud. Schwarz (Mohr, Tübingen, Fr. 26.70), empfohlen, das uns den Mann so lebendig und anschaulich vorführt und uns seine ganz große Geschichte miterleben läßt wie gar nichts anderes. Es ist ebenfalls ein Buch, das seinen Wert behalten wird lange über diese flüchtige Festzeit hinaus, da es nicht Gedanken über Calvin, sondern diesen selbst bietet. Wernle.

Aufruf.

Die bisherigen religiös-sozialen Konferenzen haben einen so erfreulichen Verlauf genommen, daß die Veranstalter zur Fortführung ihres Unternehmens sehr ermutigt worden sind. Wir möchten aber neben den öffentlichen Versammlungen, die auch der Diskussion mit Gegnern dienen, zugleich den Freunden unserer Sache Gelegenheit zu intimerer Aussprache, zur Stärkung unserer gemeinsamen Gesinnung und Vertiefung unseres Sozialismus bieten. Wir haben eine Anzahl uns bekannter Gesinnungsgenossen schon letzten Winter brieflich zu einer solchen Zusammenkunft nach Brugg eingeladen, deren Verlauf den Wunsch nach Wiederholung geweckt hat. Aber wir haben auf diesem Wege sicher Manche nicht erreicht, die innerlich zu uns gehören und gern teilgenommen hätten. Um nun auch ihnen unsere Beratungen zugänglich zu machen, bitten wir diejenigen, die regelmäßig dazu eingeladen zu werden wünschen, es einem der Unterzeichneten schriftlich mitzuteilen. Wir bemerken noch ausdrücklich, daß sowohl Laien als Pfarrer willkommen geheißen sind, daß es sich dabei keineswegs um eine Parteigründung handelt und wir den Teilnehmern in keiner Weise Austritt aus bisherigen Parteiorganisationen zumuten. Wir verpflichten die Teilnehmer weder auf ein religiöses Bekenntnis noch auf ein wirtschaftliches oder politisches Programm. Unter Gesinnungsgenossen verstehen wir diejenigen, welche mit uns eine prinzipielle Umgestaltung unserer Wirtschaftsordnung als eine religiöse und sittliche Pflicht empfinden und die soziale Bewegung unserer Tage als ein Mittel zur Verwirklichung des Reiches Gottes freudig begrüßen.

Die nächste Zusammenkunft ist für den Herbst in Aussicht genommen.

L. Ragaz, Professor, Zürich V.
H. Kutter, Pfarrer, Zürich V.
O. Pfister, Pfarrer, Zürich I.
R. Liechtenhan, Pfarrer, Buch a. J.

Redaktionelle Mitteilung.

Wir richten an unsere Leser die höfliche Bitte, uns wieder durch Angabe von Adressen auf der dieser Nummer beigefügten Karte in der Gewinnung neuer Abonnenten für das zweite Halbjahr zu unterstützen.

Wir verbinden damit die Mitteilung, daß unsere Zeitschrift von nächster Nummer an eine „Soziale Rundschau" bringen wird, in der über wichtige die soziale Bewegung betreffende Vorgänge und praktische soziale Versuche und Unternehmungen berichtet wird. Es ist uns gelungen, für die Bearbeitung dieser Rubrik den unsern Lesern schon bekannten Herrn Pfarrer F. Sutermeister in Schloßrued (Aargau) zu gewinnen.

Die Redaktion.

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Johannes Calvin.

Der Mann, dessen Gedächtnis ein großer Teil der protestantischen Welt am 10. Juli dieses Jahres, seinem 400jährigen Geburtstag, feiern wird, muß unserer Zeit ein Fremder sein. Es fehlt nicht an starken calvinistischen Nachwirkungen und sogar calvinistischen Reaktionen in unserer Zeit, aber weit mehr empfinde ich den Gegensatz dessen, was Calvin wollte, zu den Bestrebungen des modernen Lebens. Sich darüber hinwegzutäuscheu, das ist die Gefahr, die ein solches Jubiläum mit sich bringt. Man kann ihr nur entgehen, wenn man die Frage, wie Calvin sich zu unserer Zeit stellen müßte, ganz bei Seite läßt und den Mann in seiner Zeit nimmt, wie er ihr sich gab, mag dann jeder sich seinen eigenen Vers dazu machen.

Calvin war bürgerlicher Herkunft, aber empfing eine vornehme und feine Bildung mit Adligen zusammen in seiner Vaterstadt Noyon und dann in Paris, die ihn später die Umgangsformen mit den Gewaltigen der Erde leicht und sicher finden ließ. Obschon früh zum Priester bestimmt und aus zwei Pfründen seinen Unterhalt beziehend, studierte er nicht Theologie, sondern die Rechte und nachher nach seiner Neigung als Humanist die alten Klassiker, in denen er gründlich zu Hause war und an denen er sich die ersten literarischen Sporen verdiente. Begeistert für die Ideale des Humanismus, mit warmer Freundschaftspflege im Kreise Gleichgesinnter, auch dichtend und schwärmend wie die andern, tritt er uns in den ersten Dokumenten entgegen, die wir von ihm haben. Da kam die evangelische Bewegung und zog ihn in ihre Strudel hinein. Es gab im damaligen Frankreich ein ganzes Bündel reformerischer Strömungen: Humanisten mit lachender Kritik und viel geschickter Akkomodation an die bestehende Kirche, sobald es Ernst galt, Lutheraner, deren einzelne als Märtyrer sich opferten, während ein großer Teil die Innerlichkeit lutherischen Herzensglaubens mit dem Mitmachen katholischer Gebräuche verband, daneben viele Radikale, Täufer, Schwärmer, selbst Leugner der Dreieinigkeit. Calvin ist vom Humanismus aus unter Luthers Einfluß gekommen, er hat die Ohnmacht des moralischen Strebens und den Frieden allein in der

Vergebung der Sünden nicht nur nachgedacht, sondern nacherlebt. Aber nicht das war seine Bekehrung, sondern als ihm die absolute Unverträglichkeit evangelischen Glaubens mit katholischer Praxis zum Bewußtsein kam, als er den Mut fand, ganz aufrichtig zu sein, koste es selbst das Leben oder die Flucht aus der geliebten Heimat. Er war Franzose eigentlich bis zu seinem letzten Atemzug, aber er hat nach einer Zeit unsteter Wanderschaft sein Vaterland drangegeben, um nach seinem Gewissen seinem Gott dienen zu können. Was später die Pilgerväter aus England nach Amerika trieb, das warf ihn aus Frankreich nach der Schweiz. Nun hätte er gerne gelehrten Studien gelebt, sich in der Schrifterklärung und der dogmatischen Zusammenfassung des christlichen Glaubens vervollkommnend, deren Meisterschaft er in seiner Institutio aller Welt so glänzend bewies, denn zum praktischen Dienst fühlte er sich zu schüchtern. Da zwang ihn im Sommer 1536 der gewalttätige Reformator der Westschweiz, Guillaume Farel, mit Androhung des Fluches Gottes, wenn er sich seinem Ruf entziehe, zur Annahme einer kirchlichen Lehr- und Pfarrstelle in dem äußerlich zwar reformierten, innerlich lediglich emanzipierten Genf. Es dauerte nicht zwei Jahre, so sind er und Farel zur Stadt hinaus gejagt worden durch einen Beschluß des Genfer Generalrats, weil sie durch ihren Eifer für Kirchenzucht die Sympathien der lebenslustigen Genfer verscherzten und dem Magistrat direkten Ungehorsam bezeugten, als dieser ihnen kirchliche Vorschriften gab, zu denen sie ihm die Kompetenz bestritten. Schwer gekränkt und doch auch froh, einer aufgezwungenen Last ledig zu sein, ging Calvin wieder nach Basel, um dort seine gelehrten Studien fortzusetzen. Da war es der Reformator Butzer, der ihn zum zweiten mal durch die Drohung mit dem Beispiel des Propheten Jonas zwang, die Pfarrstelle an der französischen Gemeinde und eine Lehrstelle an der theologischen Schule in Straßburg anzunehmen. An dieser Centrale süddeutscher Weltpolitik kam Calvin selber erst in die große europäische Politik hinein und wuchs zu der weltgeschichtlichen Persönlichkeit heran mit den Beziehungen zu allen lebenden Führern des Protestantismus. Auf den Religionsgesprächen jener Jahre schärfte er seinen Blick für die Kenntnis römischer Taktik und lernte auch Stärke und Schwäche der deutschen Evangelischen kennen von Augenschein. Mitten in reichem, vielversprechendem Wirken traf ihn zum zweiten mal der Ruf nach Genf, da die Stadt, die ihn vertrieben hatte, zur Erkenntnis gekommen war, daß nur durch Calvin die Ordnung in ihrem kirchlichen und bürgerlichen Leben einkehren würde. Der Entschluß zur Rückkehr dorthin war für Calvin das schwerste Opfer, das er bisher gebracht hatte, er sah nur Sorgen, Kämpfe, Niederlagen voraus. „Aber da ich weiß, daß ich nicht mein eigener Herr bin, bringe ich mein Herz gleichsam ertötet dem Herrn zum Opfer.“ Als er dann im Herbst 1541 zurückkehrte, trat er so maßvoll in Genf auf, so alle frühern Kränkungen durch Stillschweigen begrabend, daß er sich selber über sich wundern mußte;

in der Predigt nahm er die Bibelstelle zum Text, bei der er bei seinem Weggang aus Genf stehen geblieben war. Dafür bewilligte ihm der Rat die Bedingung, unter der er gekommen war, die Aufrichtung einer Kirchenordnung nach Calvins Ideal, freilich nicht ohne allerlei Abstriche, in die Calvin sich schicken mußte. Von da an blieb er in Genf bis zu seinem Tod am 27. Mai 1564; er hat zwar in den Jahren heftigster Kämpfe und mannigfacher Niederlagen in Genf mehr als einmal seine Demission eingereicht und bei einem besonders scharfen Konflikt mit dem Rat bereits seine Abschiedspredigt gehalten, aber nicht einmal seine Feinde ließen ihn aus Genf ziehen, und als er im Jahr 1555 endgültig Herr über die Gegenpartei geworden war, dachte auch er nicht mehr ans Weggehen. Wohl hat er den Alt-Genfern, gerade manchen aus den Familien der Freiheitskämpfer, das Leben in der Vaterstadt durch seine gestrenge geistliche Ordnung sauer, ja unerträglich gemacht, aber durch ihn allein ist Genf eine weltgeschichtliche Stadt ohne gleichen geworden, Calvin hat von Genf aus die westeuropäische, ja die gesamtprotestantische Kirche bestimmt.

Das Reformationswerk, das ihm sich, ohne daß er es suchte, darbot, stellte ihm drei Hauptaufgaben. Das erste war die Erziehung der Einzelnen zu strenger Wahrhaftigkeit nach Gottes Wort, d. h. aber zu radikalem Bruch mit dem Katholizismus. Jahrzehnte lang gab sich Calvin besonders an seinen französischen Landsleuten, aber auch an Italienern, Polen, Engländern dieser Aufgabe hin. Er stellte das Gotteswort mit seinem nüchternen, geistigen Gottesdienst dem katholischen Kultus und Zeremonienwesen gegenüber und erklärte: Entweder oder, Christ oder Götzendiener, da wählt. Wer die Messe mitmacht, wer vor einem Bild sein Haupt entblößt oder seine Kniee beugt, wer seine Kinder vom Priester firmen läßt, der kann kein Jünger Jesu, kein Kind Gottes sein. Das erschien vielen Evangelischen sehr äußerlich und sehr unmenschlich. Es hieß, er nehme Außendinge für die Hauptsache in der Religion und unterschätze das Wichtigere, die Reform des Lebens in Liebe, Geduld, innerer Freiheit. Wenn man so hart sei mit der Forderung, werde es bald keine Christen mehr geben. Calvin aber blieb unbeweglich dabei, daß jede innerliche Herzensfrömmigkeit Heuchelei sei, die nicht den Mut des offenen Bekenntnisses finde und daß, wer sich vor der Menschen Gericht fürchte, dem Gericht Gottes entgegen gehe. Es ist sein Werk, wenn ganze Scharen Evangelischer Frankreich, England, Holland, Italien verließen, um auf evangelischem Boden ihrem Gott rein dienen zu können, aber noch wertvoller war es, daß sich ganz in der Stille in Frankreich immer größere Kreise solcher evangelischer Bekehrter bildeten, die sich Gott ganz ergaben und der katholischen Superstition den Rücken kehrten ohne Provokation und Lärm, in stiller Erwartung der Befreiungsstunde. Selbstverständlich war auch ihm der evangelische Glaube als Erkenntnis des eigenen Verderbens und der in Christus uns geschenkten göttlichen Barmherzigkeit das erste und grundlegende, aber Calvin glaubte nicht an den

Ernst und die Aufrichtigkeit dieses Glaubens, wenn es bei der Innerlichkeit blieb und nicht der äußere radikale Bruch mit dem katholischen Wesen sich daraus als seine Probe ergab. Indem er so das Gewissen weckte und zur Aktivität drängte, schuf er jenes heroische Geschlecht, das auf den westeuropäischen Schlachtfeldern des 16. und 17. Jahrhunderts seinen Glauben besiegelte. Die Form, in der er das Gewissen weckte, war freilich streng autoritativ; er stellte dem Einzelnen den Entscheid nicht in sein freies Belieben, er verlangte Gehorsam gegen Gottes Wort und drohte mit Gottes Strafen. Aber durch nichts ist das menschliche Gewissen so selbständig und stark geworden wie durch diese biblische Disziplinierung, die doch letztlich auf nichts anderes als persönliche Wahrhaftigkeit, unbedingte Gottesfurcht und wahre, innere Freiheit der ganzen Welt gegenüber zielte. Auch Ignatius von Loyola hat sich der autoritativen Erziehungsmethode bedient, aber der Geist wie die Ergebnisse sind höchst entgegengesetzt geworden. In den calvinischen Ländern sind die freien Menschen gewachsen, die in der Furcht Gottes gebunden blieben, während in der katholischen Welt die Freiheit fast immer als frivole Zuchtlosigkeit verstanden worden ist.

Schwerer aber war die zweite Aufgabe, die Organisation der Einzelnen zu christlichen Gemeinden. In Frankreich gab es ein großes Durcheinander halb oder ganz Evangelischer, Täufer, Mystiker, die nach allen Seiten auseinander strebten und der katholischen Verfolgung keinen geschlossenen Widerstand entgegensetzen konnten. Und in Genf bestand, als Calvin hinkam, wohl eine äußerliche Gemeinde, aber ohne Zucht, in voller ungebrochener Weltlichkeit. Es war jedoch Calvins feste Ueberzeugung, daß Gott ein Gott der Ordnung ist und daß das Volk Gottes, das Gott sich auf Erden schaffen will, seine feste unverbrüchliche Ordnung hat, deren Grundzüge im biblischen Gesetzbuch enthalten sind und bloß eine den jeweiligen Verhältnissen entsprechende detaillierte Ausgestaltung verlangen. Sache der Pfarrer als der besondern Kenner des Gotteswort ist es, diese Ordnung auf Grund der Bibel aufzustellen, Sache einer christlichen Obrigkeit, sie durch Gesetz und Strafgewalt durchzuführen nach bestem Vermögen. Zu dieser göttlichen Ordnung gehört an erster Stelle das Bekenntnis des rechten Glaubens, das nicht nur für die Pfarrer, sondern ganz ebenso für die Laien bindend ist: eine evangelische Idealgemeinde erträgt nur einerlei Bekenntnis und nur das orthodoxe; wer sich ihm entziehen will, muß außer Landes gehen, wer es unterwühlt, verfällt der schwersten Strafe. So sind die calvinischen Kirchen rechte orthodoxe Bekenntniskirchen geworden, sie haben zu allen Zeiten Ketzer verfolgt und Calvins Beispiel mit Bolsec, dem französischen Arzt, der wegen Widerspruchs gegen die Prädestinationslehre verbannt wurde, und mit Servet, der wegen Schmähung der Dreieinigkeitslehre verbrannt wurde oder sogar mit Castellio, der wegen ganz geringfügiger Abweichungen vom calvinischen Bekenntnis vom Pfarramt in Genf ausgeschlossen wurde, wirkt, durch die Zeit ermäßigt, bis heute in Puritanerkirchen nach.

Man darf nur über diesen intoleranten Konsequenzen die ernste und große Position nicht übersehen, die ganze Hingabe des Herzens an eine absolute Wahrheit, die ein solches Gut ist, daß sie auch unbedingt behauptet werden will. Wir verbrennen keine Ketzer mehr, aber wir müssen aus unsern Reihen offene Geständnisse hören, daß die Liberalen eben keine Märtyrer seien und die Kunst des Paktierens und Akkommodierens geht unserm ganzen Tun und Treiben nach. Was sittlich höher steht, ist immer noch die Frage, und gewiß ist, daß ein engherziger orthodoxer Glaube nur durch einen stärkeren, tieferen, nicht weniger, sondern mehr entschiedenen überwunden werden kann. Aber dadurch entfernt sich nun Calvin vom orthodoxen Luthertum, daß er neben die Lehrordnung die Kirchenordnung und Lebensordnung stellte als ebenso verbindliches Gottesgesetz. Kirchenverfassung und Kultusordnung sind für Calvin Dinge gewesen von allergrößter Wichtigkeit; so eifrig er bemüht war, aus den katholischen Menschensatzungen zum ursprünglichen Christentum hindurchzudringen, dieses selber hat er nie anders denn als Kirche und göttliche Stiftung kirchlicher Ordnung gekannt. Nur wo die biblische Kirchenverfassung und der biblische Gottesdienst in seiner Reinheit, aber auch seiner Majestät wieder eingeführt wurden, glaubte er mit Sicherheit ein Volk Gottes zu sehen. Durch ihn wurde in allen reformierten Ländern der Kampf um die Durchsetzung dieser äußern Ordnungen Tradition. Handelt es sich doch beim Kultus um nichts Geringeres als um die Ehre Gottes, die durch einen abgöttischen und profanen Gottesdienst entweiht wird, und bei der Verfassung der Kirche um die Organe, durch die der himmlische König Christus sein Reich auf der Erde ausbreiten will. Auch der weltliche Staat ist direkte Gottesordnung für Calvin, aber gerade darum soll er sich auf sein weltliches Gebiet beschränken und zwar zur Aufrichtung der Kirchenverfassung und des evangelischen Kultus seine Hand bieten, aber nicht selbst vorschreiben und hineinregieren wollen. An eine geistliche Sondersphäre neben dem Leben hat indes Calvin nicht von ferne gedacht, das ganze Leben der Christen soll ein Leben zur Ehre Gottes sein in dem reinen schlichten Gottesdienst am Sonntag nicht mehr als im ganzen Alltagsleben der Woche. In den Genfer Kämpfen Calvins sind die äußerlichen Negationen seiner Ethik gar sehr hervorgetreten: das Verbot des Fluchens, des Spielens, des Tanzens, als wäre dies Negative das Merkmal christlichen Lebenswandels. Calvin hat doch etwas viel Größeres, Ernsteres gemeint, eine Heiligung des Familienlebens und auch der Geselligkeit, eine Unterstellung des ganzen bürgerlichen Lebens, des Staatsdienstes im besonderen, unter Gottes Gehorsam, also daß man, wie später zur Zeit Cromwells im Parlament der Heiligen, nur solche Männer zu Aemtern und Ehren wählen soll, die gottesfürchtig und rechtschaffen sind, „auf nichts anderes bedacht als auf Gottes Ruhm und Ehre und auf die Sicherheit und Verteidigung der Stadt Genf.“ Dessen hat er sich nicht zu schämen, das bleibt, wenn man die geistliche Sprache in Abzug bringt, unser aller Ziel.

Denn ein Schwärmer ist er wahrlich nicht gewesen, er besaß eine durchdringende Kenntnis der Menschen und der Verhältnisse und eine intellektuelle Begabung und speziell juristische Ausbildung, die ihm auch weltlich die Ueberlegenheit über alle Genfer gaben. Vergessen wir endlich nicht die Sorge für den Spital, in dem Calvin Krankenhaus, Armenhaus, Waisenhaus, Altersasyl, Fremdenherberge musterhaft zu verbinden wußte, und in diesem Jubiläumsjahr nicht zuletzt die Gründung der Genfer Akademie, die auch geistig Genf hoch gebracht hat, weit über seine frühere Bedeutung, obschon sie vor allem ein Seminar für die nach allen Ländern ausziehenden Pfarrer war, eine Bildungsstätte für solche, die nicht nur Kenntnisse erwerben, sondern für Gott arbeiten und in seinem Kriegsdienst kämpfen wollen; hätten wir nur heute mehr solche Universitäten! Aber nun gehörte für Calvin zur Aufsicht über das gesamte Leben nach Gottes Gesetz notwendig eine Kirchenzucht, von besonderer geistlicher Behörde, unterschieden von der bürgerlichen Polizei, ausgeübt, freilich nicht von den Pfarrern allein, sondern von ihnen und den Laienältesten, die damit aktiv für das kirchliche Leben interessiert und herangezogen wurden. Die Strafmittel dieser geistlichen Gerichtsbarkeit sollten rein geistliche sein, Verweise durch das Wort oder Ausschluß vom Abendmahl, aber einmal traten in der Regel die bürgerlichen Strafen noch dazu zur Verschärfung und zur Erzwingung der Reue, und vor allem wurde der Ausschluß vom Abendmahl als eine schwere bürgerliche Kränkung empfunden. Daraus sind notwendig zuerst in Genf und nachher fast in allen calvinischen Ländern schwere Konflikte der Kirche mit dem Staat entstanden, da dieser, je christlicher er selbst sein wollte, ein geistliches Gericht neben seinem weltlichen umso weniger dulden oder doch zum mindesten sich selbst die letzte Instanz darin gewahrt wissen wollte. Für Calvin aber war an dieser Kirchenzucht alles gelegen, trotz des riesigen Widerstands, der ihr in Genf und überall entgegentrat. Er verweigerte die Abendmahlsverwaltung als Zeichen vollendeter Gemeindegründung jeder französischen Gemeinde, die noch keine ordentliche Kirchenzucht eingeführt hatte. In der Tat ist gar nicht zu sagen, was aus den französischen Gemeinden geworden wäre ohne ihre straffe Disziplin; das Bekenntnis zu ihr war für Hoch und Niedrig das Zeichen, daß die Reformation nicht bloß negativ als Absage an das Papsttum, sondern positiv als Beugung unter ein neues höheres Lebensideal gemeint war. Es sind auch in Calvins Leben die gewaltigen Stunden, wenn er mitten in der Kriegszeit, da immer die Bande der Zucht sich lockern, einer Gemeinde, die sich des Bildersturms und der Plünderung schuldig gemacht hatte, als ein echter alttestamentlicher Bußprophet entgegentrat und ihr das Gericht Gottes androhte, wenn sie nicht sofort Buße tue, oder wenn er in Genf selbst dem Generalkapitän Perrin, seinem frühern Freund, der wegen Teilnahme an einer Tanzgesellschaft ins Gefängnis gesetzt worden war, erklärte, daß es nach Gottes Gesetz nicht zweierlei Maß gebe, eines für die Untern

und eines für die Hohen, oder wenn er dem populärsten Mann in Genf, dem jungen Berthelier, das Abendmahl verweigerte, trotzdem es der Rat ihm erlaubt hatte, unbekümmert um Absetzung oder welche Strafe kommen möge. Ein Mann, der den Mut hat, unpopulär zu sein, weil ihm sein Gewissen ein höheres Ideal vorhält als das der Masse, verdient immer unsere Hochachtung, auch wenn wir sein Ideal nicht teilen können, denn es ist die Probe, daß er ein wahrhaft Freier, nur an Gott Gebundener ist. Jetzt ist diese Kirchenzucht wohl überall gefallen, aber was ihr die Welt dankt an Ernst und Reinheit und Gewissenhaftigkeit, das ist nicht zu sagen, selbst wenn man für ihre Schattenseiten ein offenes Auge hat. Es sind nachwirkende mittelalterliche Ideen von der geistlichen Gewalt neben der weltlichen, von der Kirche neben dem Staat oder als Staat im Staat, unser Ziel ist selbstverständlich die Einheit des ganzen Lebens in allen seinen Verzweigungen unter dem nicht von außen gebotenen, sondern von innen ergriffenen Gotteswillen. Aber wenn man so will, so ist das Gottesreich auch eine mittelalterliche Idee und das ganze Christentum mittelalterlich, weil es die Weltlichkeit des Lebens, das Gegebene in Staat und Gesellschaft, nur als Ansatz nimmt, nicht als Ziel, und ganz resolut erklärt, daß das Natürliche einem höhern, vielfach ihm entgegengesetzten Gotteswillen sich unterwerfen soll. Es ist letztlich, in den orthodoxen Panzer eingeschnürt, doch der moralische Enthusiasmus, die Energie des Guten gegen das Böse, die Calvin beseelt haben, die ihn hundertfach fehl greifen ließen in den Mitteln und Wegen, aber die, losgelöst aus der geistlichen und kirchlichen Zwangsform, die vorwärtstreibende Kraft der Weltgeschichte sind. Er hat noch nicht wie die spätern die schöne Theorie von der Kirche als Erziehungsmittel zur Verwirklichung des Gottesreichs aufgestellt und in seinem Kopf getragen, aber er hat, was mehr ist, nach diesem Gedanken gehandelt und seine beste Lebenskraft daran gesetzt. Wer heute den Wert der Organisation zu schätzen weiß und an ihr arbeitet, der muß vor Calvin Respekt bekommen. Damit soll nichts von dem Gewalttätigen, Unevangelischen in seinem Wirken beschönigt werden, aber wieder muß man sagen, daß nur der das Recht zur Kritik hat, der ihm an Eifer und Energie für das Gute überlegen oder doch gewachsen ist.

Das Schwerste aber, ja beinahe das Aussichtsloseste, war die dritte Arbeit an dem über den Einzelgemeinden und Landeskirchen sich erhebenden, sie alle in sich schließenden Gottesreich. Calvin hat diese Aufgabe erfaßt wie kaum ein zweiter seiner Zeitgenossen, er war zeitlebens der Mann des Gesamtprotestantismus, der Mann der Union. In seinem Herzen lagen neben- und übereinander die drei Kreise seines Wirkens: Genf, Frankreich und die Welt. Unermeßlich dehnten sich ihm die Beziehungen aus, nach Amerika hinüber zum ersten evangelischen Kolonisationsversuch, nach Schottland, Dänemark und Schweden, nach Polen, Böhmen, Ungarn, nach Italien hinab. Er spürte das Wirken

seines Gottes in allen Ländern, aber er empfand aufs schmerzlichste den Widerstreit der Nationalitäten und mehr noch der Konfessionen, die doch zusammengehörten, die auf ein Ziel hin arbeiteten. Als er noch in Frankreich weilte, hat er die Auffassung vom Abendmahl gewonnen, die ihm die Wahrheit von Luther und Zwingli zu verbinden schien und die Einseitigkeit von jedem zu vermeiden. Es schien ihm die Losung der Zukunft zu sein, durch die der Riß von Marburg sich wieder heilen, die so dringend nötige religiöse und politische Einigung des Protestantismus wieder gewinnen ließe. Nach unendlichen Mühen zog er glücklich die Zürcher einen Schritt zu sich hinüber, da mußte er erleben, daß gerade sein Einigungsdokument das Signal zum erneuten Angriff seitens der Lutheraner wurde und daß man den reformierten Flüchtigen, die, aus dem wieder katholisch gewordenen England verjagt, in Deutschland ein Asyl suchten, wie Glaubensfeinden die Türen verschloß. Ein Jahrzehnt lang hat er noch die Verständigung mit den deutschen Lutheranern gesucht und nichts als ein beständiges Anwachsen des konfessionellen Haders erleben müssen. Er wollte die Union und ist doch der Begründer einer gesonderten Konfession, des Calvinismus, geworden. Und wie viel andere Gottesreichsgedanken sind ihm unerfüllt geblieben! In Italien erstarb die evangelische Saat vollständig unter den Schrecken der Inquisition. England verschloß sich der Einwirkung Calvins und behielt seine halb katholische Kirche, weil die Königin Elisabeth, durch Calvins Freund Knox beleidigt, nichts von den Genfern annehmen wollte. Polen, das Land großer Hoffnungen, wurde durch Propaganda der Antitrinitarier zerspalten. Die Kirche Hollands konnte sich, so lang Calvin lebte, nur im Exil behaupten. Das eigene Frankreich aber stellte Calvin noch am Ende seines Lebens auf eine der schwersten Glaubensproben. Nachdem die evangelische Bewegung bis zu den höchsten Adelsgeschlechtern des Landes, den thronverwandten Bourbonen, sich ausgebreitet und unter dem Schutz der Großen sich befestigt und die ersten Zugeständnisse sich ertrotzt hatte, brachte die Sinnlichkeit und Wankelmütigkeit eben dieser politischen Führer sie mehr als einmal um alle ihre Frucht. Zuletzt endigte ein glücklich geführter offener Krieg mit einem schimpflichen, die Evangelischen um alle Hoffnungen, ja um schon errungene Rechte betrügenden Friedensschluß. Noch standen einige der hugenottischen Heerführer im Felde und behaupteten wichtige Positionen; sie schauten nach Calvin aus, ob er nicht den Befehl zur Fortsetzung des Krieges geben werde. Er aber schrieb: „Nun ist die Zeit, wo Gott uns heimsuchen will. Wenn Gott denen das Schwert nimmt, die er damit gegürtet hatte, so müssen wir uns unter diesen durch seine Hand gewirkten Wechsel beugen und unterordnen.“ „Das Christentum zeigt sich nicht nur darin, daß wir Waffen tragen und Leib und Gut wagen im Kampf für die evangelische Sache, sondern auch darin, daß wir uns ganz dem unterwerfen, der uns so teuer erkauft hat, damit er gepriesen werde im Leben und Sterben.“ Von vorne anfangen mit

unserer Arbeit, das sei die Aufgabe, die Frankreich uns jetzt stellt. Trotz so vieler Mißerfolge und Niederlagen geht Calvins Leben aufwärts, je näher es bei ihm zum Sterben geht. Er war im Alter keine Spur vergrämt oder verrostet, er behielt seinen Mut und seine Energie ungebrochen, weil ihn der Fortschritt der Sache seines Gottes in allen Ländern mit neuer Hoffnung erfüllte. Es ist etwas wunderbares, ein Mann, der so im Großen lebt, der das göttliche Schaffen mitzufühlen wagt in der kleinen menschlichen Seele. Als Calvin starb, hat sich äußerlich nichts in der Welt geändert; die Sache, die er geführt hatte, war durch ihn so stark und stelbständig geworden, daß sie überall nun ohne ihn vorwärts marschieren konnte. Das mächtigste Rad der damaligen Geschichte ist mit seinem Tod still gestanden, aber die Geschichte ist noch lange seinen Impulsen gefolgt, in den Hugenottenkämpfen vor und nach der Bartholomäusnacht, im holländischen Freiheitskrieg, im Protest der Schotten gegen den ihnen aus England zugemuteten Götzendienst, in den Schlachten Cromwells und seiner Puritaner, in der Fahrt der Pilgerväter nach Amerika und ihren transatlantischen Kriegen und Staatengründungen, überall lebt Calvins vorwärtstreibender, das Gewissen schärfender, Eroberungsmut und Todesfreudigkeit einflößender Geist. Und die welterobernde Heidenmission und der Kampf gegen den Sklavenhandel und die Abstinenzbewegung und fast noch jede resolut dem Bösen widerstehende Bewegung ist in calvinischen Ländern und von Calvinisten ausgegangen. Längst sind die dogmatischen Gegensätze, die Calvin nur zu hoch und heilig waren, verbleicht. Aber dafür hat sich eine neue Gemeinschaft vorwärtsschauender, allem Widergöttlichen den Krieg erklärender, das Reich Gottes in der ganzen Welt vorwärtszuführen entschlossener Menschen gesammelt, die eben an dem Werk arbeiten, dem Calvin seine ganze Lebenskraft geschenkt hat.

Man darf nur nicht meinen, daß dieser Mann, den wir uns immer nur in den großen Aufgaben seines Gottes sich bewegend denken, kein menschliches Herz gehabt habe. Er war nur zu empfindsam und weich, zu nachgiebig gegen Regungen des Zorns, der Ungeduld, der Gereiztheit. Jähzornausbrüche und dann wieder Depressionen allertiefster Art haben ihn überfallen. Den Tod seiner Frau, mit der er zehn Jahre verheiratet war, hat er kaum überstanden vor Schmerz. Eine seiner schwersten Stunden fällt in die Straßburger Zeit, da er weit entfernt von seiner Familie in Regensburg auf dem Reichstag weilte und nun die Kunde von dem Einfall der Pest in sein Haus, von dem Tod seines unentbehrlichen Gehilfen und eines Lieblingsschülers vernahm und das alles, ohne herbeieilen und helfen zu können. „Du könntest mich nicht sehen ohne ungeheure Traurigkeit," schrieb er da seinem Farel. Es ist kein Wunder, wenn ein solcher Mann das Trösten so fein und so menschlich verstand. Jeder weitere Tod eines seiner Freunde ist ihm übermächtig zu Herzen gegangen mitten in seinen großen Arbeiten, die ihm scheinbar zur Trauer keine Zeit ließen.

Und wie herzlich hat er sich am Glück seiner Freunde mitgefreut und noch in alten Jahren die Freundschaft mit einem Freund aus der Studentenzeit wieder aufgefrischt.

Daß gleichwohl dies Menschliche so sehr zurücktritt in dem Bild, das wir alle von Calvin in uns tragen, hat freilich seinen guten Grund. Denn alles Menschliche will bei ihm dem Göttlichen untergeordnet sein, zu Gottes Ehre zu leben, sein Ich daran zu geben im rastlosen Dienst des großen Gottes, das war für ihn die Religion. Dazu hat er über den Menschen und über sich selbst so tief pessimistisch gedacht, wie alle Reformatoren und wie jeder, der die an ihn gestellte Forderung Gottes in ihrer Absolutheit und Unbedingtheit erfaßt und den tiefen Abstand, von dem, was er sein sollte, sich einzugestehen ehrlich genug ist. Noch in seinem Testament bekennt er, daß er mit all seinen Fehlern und Schwachheiten hunderttausend mal verdient hätte, von Gott verworfen zu werden; er klagt sich an, wie kalt und feige sein Wollen und sein Eifer waren, so daß er sich recht schuldig fühle in allem und überall; seine einzige Zuflucht bleibe Gottes Barmherzigkeit, daß Gott sich auch als der Vater eines so elenden Sünders zeigen und erweisen werde. Daraus ist zu sehen, was dieser Mann von sich und im Grund auch von seinen Mitmenschen verlangt hat. Sein Christentum bewegt sich immer zwischen den beiden Polen der wunderbaren, sündenvergebenden Barmherzigkeit Gottes und der heroischen, das eigene Ich im Gehorsam unter Gott verzehrenden Pflicht. Die Verbindung beider Gedanken stellt sein Erwählungsglaube her, der das Ich ganz von der göttlichen Gnade getragen werden, aber auch ganz zur Hingabe für Gottes Ehre geführt sein läßt. Die göttliche Gnade war ihm Trost, wie sie es für Luther war, aber sie war ihm auch Kraft und heilige Verpflichtung, die den Einzelnen wirklich erlöst und in der Gesamtheit auf das Ziel eines Volkes Gottes hin arbeitet. Sein eigenes Gelöbnis hat er da, wo er in seinem Hauptwerk das Leben eines Christenmenschen schildert, also ausgedrückt: „Laßt uns, ein jeder nach dem Maß seiner bescheidenen Gabe, laufen und den angefangenen Weg fortsetzen. Niemand wird so unglücklich marschieren, daß er nicht wenigstens ein Stück Weges täglich ausmißt. Davon laßt uns also nicht abstehen, daß wir beständig etwas fortschreiten auf dem Weg des Herrn und die Dürftigkeit des Erfolges soll uns nicht verzweifeln machen. Entspricht auch der Erfolg dem Wunsch nicht, so ist gleichwohl die Mühe nicht verloren, wenn nur der heutige Tag den gestrigen übertrifft; wenn wir nur aufrichtig und einfältig auf unser Ziel schauen und nach dem Zielpunkt vorwärts drängen, ohne Schmeichelei gegen uns selbst, ohne Nachsicht für unsre Fehler, sondern in immerwährendem Ringen darnach trachtend, daß wir besser werden als wir sind, bis wir zuletzt zum vollendeten Gutsein gelangen." Freilich fügt er hinzu, nicht in diesem Erdenleben mehr. Die Hoffnung auf die jenseitige Vollendung war bei ihm ein Ausfluß seiner Ehrlichkeit; nur wunderlich zufriedene und sich über sich selbst täuschende Menschen

können meinen, hier zu ihrem Ziel zu kommen. Wer aber noch nicht gelernt hat, welche Energie die Jenseitshoffnung dem Erdenleben zu geben vermag, der könnte es von Calvin lernen. Das „Meditieren über das kommende Leben" hat ihn für diese Erde frisch und stark gemacht mehr als alle unsere Diesseitsmenschen von heute. Es sind doch die Ewigkeitskinder gewesen, die der irdischen Geschichte die größten vorwärtstreibenden Impulse gegeben haben, denn der Blick auf das künftige Gericht und die künftige Seligkeit hat sie über alle Augenblickserfolge und Mißerfolge erhoben, hat sie geduldig und überwindungsstark gemacht, stehend auf dem wahren Grund der Dinge über dem Schein und Wechsel der Vergänglichkeit. Und ihr „soli deo gloria" hat durch die Ewigkeitsperspektive jenen vollen, tiefen Ton bekommen über Tod und Grab hinaus, der bleibt, wenn alle Diesseitsmelodien verklungen sind.

P. Wernle.

Jesus Christus und unsere Arbeit.*)

Die Zeit ist vorbei, in welcher — Dank den Bemühungen der modernen historischen Theologie — Jesus Christus eine problematische Erscheinung werden zu wollen schien. Man wollte uns den „echten" den „historischen" Jesus „wieder schenken" und gab uns ein nebelhaftes Gebilde ohne innere Wahrheit. Je historischer sich unsere Theologie gebärdete, desto unhistorischer, abstrakter wurde sie. Was sie „historische" Forschung nannte, stellte sich immer deutlicher heraus als eine, den eigenen bescheidenen, durch Naturwissenschaft und Evolutionstheorie eingeschüchterten Bedürfnissen entsprechende ängstliche und fragwürdige Konstruktion. Sie zog tapfer gegen die überlieferten Vorstellungen von Jesus zu Felde, aber was ihr schließlich in den Händen blieb, war ein viel unglaublicheres Gebilde, als die alten Dogmen gewesen, unglaublicher, weil es deren unbestreitbare Großartigkeit durch eine Dürftigkeit verdrängen zu können vermeinte, welche ratlos vor der ungeheuren Wirkung stille stand, die von Jesus ausgegangen.

Unterdessen hielt ein neuer Geist in unserer Mitte Einzug. Ein Geist, der die Ketten der bloßen historischen und relativen Betrachtungsweise von sich warf und zu den ewigen Quellen des Evangeliums selbst emporzusteigen begehrte. Ein Geist tiefen Verständnisses für die himmlischen Mächte, die die Botschaft von Jesus offenbaren wollte, für letzte und ursprüngliche Wahrheiten. Nicht mehr an ihrer Erscheinungsweise maß er die Wahrheit der Person Jesu, sondern an ihrem eigenen, inneren, unmittelbar zum Herzen sprechenden Gehalte. So tief vermochte er diesen inneren Gehalt zu würdigen,

*) Vortrag, gehalten an der religiös-sozialen Konferenz in Basel. Da dem mündlichen Vortrag kein ausgearbeitetes Manuskript zu Grunde lag, so erscheint er hier in etwas veränderter Gestalt, was die damaligen Hörer entschuldigen wollen.

weil er ihn an der Größe seiner eigenen, neu erwachten Bedürfnisse nach ewigen Werten maß. Ihm verdanken wir es, daß wir wieder anfangen, das gesamte Evangelium des Neuen Testamentes als eine einheitliche in sich geschlossene Größe, unzugänglich den Kategorien des theologischen und philosophischen Verstandes, aufzufassen. Wir verstehen wieder unter seiner Einwirkung, daß die grenzenlose Verwüstung, welche die angeblich historische Forschung in den Gemütern angerichtet hat, nur gehoben werden kann, wenn wir die Person Jesu, wie das Evangelium sie uns vor Augen stellt, wieder auf uns wirken lassen, statt mit unseren armseligen Schemata und Konstruktionswesen auf sie wirken zu wollen. Die „historische Forschung" hat uns alle Werte und Wertungen genommen. Aber Werte, ursprüngliche, von keiner Forschung antastbare Werte sind es vor allem, wonach die hungernde und dürstende Seele des modernen Menschen mit leidenschaftlicher Sehnsucht verlangt. Der Staub der Historie droht sie zu ersticken, sie sieht und weiß nichts mehr, als das eine: heraus, mit aller Macht heraus aus den drückenden Niederungen, hinauf auf die Gipfel einer umfassenden, einer ewigen Fernsicht! Wer die Stimme eines Kalthoff, der lieber gar keinen, als den „historischen" Christus will, in ihrer elementaren Entrüstung gegen alles „Historische" zu sich hat sprechen lassen, weiß, was wir sagen wollen.

Zugegeben auch — so lautet der Protest gegen die historische Theologie — daß das Neue Testament an tausend Punkten sich vergriffen, in tausend Einzelheiten geirrt hat, zugegeben vor allem, daß die Form, die es der wunderbaren Erscheinung Jesu Christi gegeben, unserem geläuterten Verständnis für den naturgesetzlichen Verlauf der Dinge nicht mehr zu entsprechen vermag, so hat es doch den Behauptungen unserer Theologie ein so großes inneres Recht entgegenzustellen, daß es keinen Augenblick zweifelhaft sein kann, auf welcher Seite die Wahrheit zu suchen ist. Ihr möget an seiner Form Kritik üben, so viel ihr wollt, sie entspricht trotzdem besser dem gewaltigen Ereignis, das mit Jesus Christus ins Dasein trat, ist sein genauerer und angemessenerer Ausdruck, als die magern Sätze eurer Theologie, in welcher nur euer eigener Geist, nicht der Geist Jesu, sich spiegelt. Die Wunder der Evangelien sind — auch wenn sie nie geschehen wären — wahrer als die Plattheiten und Selbstverständlichkeiten alle, zu denen die historische Forschung nach mühseligem Ringen gelangt, weil sie allein es sind, die der einzigartigen Bedeutung Jesu gerecht werden. Es kommt nicht darauf an, daß sich die Geschichten des Lebens Jesu, von denen die Evangelien berichten, so oder anders zugetragen haben, sondern darauf, daß die gesamte neue Welt, die sich in ihnen zu erkennen gibt, wirklich existiert, im Gegensatz zu einer alten, die von ihr durchbrochen worden.

Mag es sich nun mit dem Recht, das diese Stimme für sich in Anspruch nimmt, verhalten, wie es will — so viel ist gewiß, daß sie unserer Theologie, die sich von der revolutionären Kraft, welche von

dem Jesus des Neuen Testamentes ausströmt, nichts träumen läßt, weit vorausgeeilt ist und eine immer steigende Anzahl ihrer Jünger erfaßt und durchglüht. Nicht aus der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Person Jesu ist sie erwachsen, auch nicht aus den neu erwachten religiösen Bedürfnissen, nein, sie ist etwas viel Tieferes und Bedeutsameres. Unsere moderne Zeit selbst hat sie aus ihrem Schoße geboren, unsere Zeit mit ihrem leidenschaftlichen Verlangen nach einer neuen Ordnung der Dinge, unsere Zeit, die den Jesus des Neuen Testamentes, die Macht und Herrschaft Jesu — im Gegensatz zu den subjektiven Jesussüßigkeiten des Christentums — so gut versteht, weil sie nach Mächten der Liebe und Barmherzigkeit, wie sie aus ihm strahlen, verlangt. Kongeniale Erlebnisse und Tendenzen sind es, die ihr Jesus wieder nahe bringen. Sie will — oft sogar ohne von Jesus selbst mehr als dem Namen nach zu wissen — ganz einfach die Welt wieder, die aus den Blättern der Evangelien hervorleuchtet. Sie will wieder glauben, lieben und leben in der Weise des biblischen Jesus. Ob unsere historische Theologie will oder nicht: das alte Evangelium erhebt sich wieder in unserer Mitte, spricht wieder auch zu den Ohren derjenigen, deren Verstand es sich zur Lebensaufgabe gemacht, es auf seine „historische Berechtigung" zurückzuführen. Es geht eine neue Auferstehung Jesu durch unsere Herzen, wir sind erwacht zu neuem Glauben — nur unsere Theologie schläft noch. Aber auch sie wird erwachen.

Es seien einige kurze Striche der Erläuterung zu dem eben Gesagten gestattet. — Was uns an dem rastlosen Schaffen der Zeit vor allem in die Augen fällt, ist die freudige Gewißheit auf dem rechten Wege zu sein, das mehr oder weniger deutliche Gefühl für eine umfassende, durch alle Teilvorstellungen sich bahnbrechende Wahrheit, und das Verlangen nach persönlichem Leben.

Deutlich ist der gemeinsame Weg, den uns die Entwicklung unserer Kultur weist: der Sozialismus. Ueber alle Bedenken des Individualismus hinweg drängt sich uns allen gebieterisch die Erkenntnis auf, daß sich die Ziele der Menschheit nur gemeinsam, in gemeinsamer Arbeit, in gemeinsamem Glauben und Hoffen erreichen lassen. Dieses Gemeinsame will also nicht nur in einer gewissen Organisation des wirtschaftlichen und des staatlichen Lebens bestehen, sondern es sucht sich zu vertiefen, es erkennt die vom Evangelium dargebotene Gemeinschaft des Geistes als seine eigene innerste Tendenz, kurz, es ist an dem Punkte angelangt, an dem es Verständnis gewinnt für das Wort Jesu: Ich bin der Weg. — Ebenso glaubt unsere Zeit wieder an eine allgemeine Wahrheit. Der Intellektualismus, der die Wahrheit nur als Abstraktion des Gedankens zugelassen, macht der Erkenntnis Platz, daß die Gedankengebilde, daß Logik und Philosophie nur Aeußerungen und Formen der Wahrheit, nicht sie selbst sind, daß die Wahrheit tiefer ist, als jedes Erkennen, daß das Erkennen wohl aus ihr zu schöpfen, niemals aber sie zu erschöpfen vermag.

Die wissenschaftlichen Forschungen suchen den lange vernachlässigten Zusammenhang unter einander, die gemeinsame Grundwahrheit, aus der sie alle leben, wieder auf. Der dumpfe Pessimismus — der Doppelgänger des Intellektualismus — die Resignation und Beugung unter allerhand unabänderliche brutale und blinde Gewalten, ist einem wagemutigen Optimismus gewichen, einer fröhlichen Zuversichtlichkeit, die davon überzeugt ist, daß die letzten Dinge sich überhaupt nicht erklären, sondern nur erleben lassen, und daß diese grundlegenden Erlebnisse, im Gegensatz zur ruhelosen Sisyphusarbeit des Intellektualismus, Ruhe und Frieden zu finden vermögen in einer ewigen Größe. Was aus dieser neuen Orientierung für ein Verständnis für das lange verpönte Wort Jesu: Ich bin die Wahrheit, herauswachsen muß, liegt auf der Hand. — Und endlich das Leben! Brauchen wir uns lange bei der bekannten und heiß empfundenen Tatsache aufzuhalten, daß heute ein Drang nach ursprünglichem, wahrhaftigem Leben durch die Herzen der Menschen flutet, wie vielleicht noch nie seitdem Menschen geatmet? Ist alles, was man heute zu hören, zu lesen, zu bedenken bekommt, nicht immer wieder die unerschöpfliche Variation des einen und selben Themas vom Leben? Wir wollen leben, nur leben. Wir wollen das, was Wissenschaft, Kunst, Kultur erst bewertet und verklärt, ein starkes Leben, das in sich selbst ruht, das seine Schätze nicht von außen sich erborgen und erbetteln muß; Persönlichkeiten, die nicht mehr nur Träger schöner oder häßlicher Kulturtendenzen sind, nein, die sich selbst zur Offenbarung bringen, die sich die Dinge untertan machen, nicht mehr ihre Sklaven sind. Wir entdecken wieder, was es heißt, Mensch sein. Die Samenkörner, die der große Kant ausgestreut, fangen an aufzugehen. Und hinter Kant steht ein größerer: Jesus, der das berauschend kühne und unglaubliche Wort gesprochen: Ich bin das Leben! Wir verstehen es, wir trinken an ihm wie an einem neu aufsprudelnden Quell. Weil wir selbst nach vollem Leben, nach dem Leben ringen, das doch irgendwo zu finden sein muß, haben wir ein dankbares und leidenschaftliches Verständnis für die Botschaft, daß gerade in Jesus dieses Leben erschienen sei. Wir können von keinem andern Jesus mehr hören als von dem, dessen Größe der Größe unseres Verlangens entspricht — und das ist nicht der historische unserer Theologie, sondern der der vier Evangelien mit ihrer umfassenden Botschaft. Nicht eine Erscheinung neben andern innerhalb eines und desselben historischen Geschehens ist uns Jesus mehr, sondern der Brennpunkt aller der Strahlen, die durch die Herzen der modernen Menschen leuchten.

In diesem Sinne wollen wir unser Thema: Jesus Christus und unsere Arbeit, verstanden wissen.

I.

„Wir sahen seine Herrlichkeit, als des eingeborenen Sohnes Gottes voller Gnade und Wahrheit" — so gaben die ersten Christen den Ein-

druck wieder, den sie von Jesus erhalten. Hier waltet Gott selbst. Die Art und Weise Jesu, wenn irgend etwas, so ist sie die Veranschaulichung des göttlichen Wesens. Eine unergründliche Tiefe, eine Fülle, eine Größe, vor der alles sich beugt, kommt uns in ihm entgegen. Eine Einfalt und heilige Selbstverständlichkeit, die es uns klar macht, daß wir in einer ungeheuern Täuschung befangen gewesen, wenn wir vermeinten, das Leben zu kennen. Denn hier zum ersten Male steht es vor uns. Jesus ist das Leben — oder es gibt überhaupt kein Leben. Wir geben alle vor, daß wir leben, indem wir das wechselnde Spiel, das fremde Mächte mit uns treiben, alle die auf- und absteigenden Wellen, auf denen unsere Seele schaukelt, Leben nennen. Jesus lebt wirklich, denn er ist der Meister des Lebens. Er hält es in seiner Hand. Niemand gibt ihm etwas und nimmt ihm etwas. Er ist souverän. Er ist sein eigenes Schicksal. Keine unverstandenen Gewalten, keine blinden Meinungen, keine Vorurteile, keine Leidenschaften verdunkeln seine Seele. Er ist nie etwas anderes, als er selbst. Wir begreifen und erklären nicht ihn, er begreift uns. Es fehlen uns alle Maßstäbe, an denen wir seine Erscheinung messen könnten, er wird nicht gemessen, er mißt. Grundsätze und Standpunkte, alle die Krücken, auf welche wir unsere Armseligkeit stützen, kennt er nicht. Er selbst ist Grundsatz und Standpunkt. Die Gegensätze, die unsere Herzen spalten, sind für ihn nicht da. Die Tiefen, in denen sein Leben ruht, bleiben unberührt vom Wellenschlage der wechselnden Oberfläche. Er kennt kein Werden und kein Vergehen — so wie er denkt und empfindet, so denkt und empfindet der Geist der Ewigkeit. Er hat keine besonderen Forderungen, keine eigentümlichen Wertungen der Dinge; seine Worte sind Liebe, und Liebe heißt Freude an dem, was ist. Liebe schaut auf das Sein, nicht auf das Werden. Liebe ist jenseits des Wandels, jenseits von gut und böse. Das ist es, was uns immer wieder mit leidenschaftlicher Sehnsucht in die Gemeinschaft Jesu treibt: wir spüren bei ihm, daß der Gegensatz zwischen gut und böse nicht das letzte Geheimnis des Daseins ist, daß hinter ihm eine reine Welt verborgen ruht, die wir noch gar nicht kennen, von der wir aber ahnen, daß sie unsere eigene Welt ist. Hier gewinnen wir ein Leben unberührt vom Bösen — was keine Religion und keine Moral je verstanden und geduldet hat. In der Berührung mit ihm, fällt unser altes Leben von uns.

So ist er unser Erlöser. Wie absichtslos, einfach dadurch, daß sein Leben mit dem unsrigen, d. h. mit den Scheinmächten in Berührung kommt, die es umschließen. Er erlöst uns nicht, indem er unsern Seelen einen neuen religiösen oder sittlichen Inhalt zuführt, sondern indem er ihnen die Fesseln abnimmt, unter denen sie schmachten. Sie sind Sklaven, geknechtet unter sinnliche und unsinnliche Gewalten, unter die Materie wie unter Prinzipien, Abstraktionen und Einbildungen. Was hilft alle Ermahnung zum Guten, solange dasselbe kein Feld hat, auf dem es sich betätigen kann? Was nützt die Moral

in einer unmoralischen Welt? Machet das Gute erst möglich, bevor ihr es von den Menschen verlangt! Das ist's, was Jesus den damaligen Tugendlehrern entgegen hielt und was er den heutigen entgegen halten würde. Sie wollen alle die Menschenseele bereden, als trüge sie nicht von selbst den Abglanz ihres Schöpfers in sich, er beredet und überzeugt nicht, nein, er löst. Sein Kampf geht nicht gegen die Menschen selbst, sondern gegen das, was sie einschließt und verdirbt. Verstehen sie das, daß sie gar nichts neues zu lernen, daß sie nur zu sich selbst zu kommen haben, dann sind sie gerettet. Nie hat einer so ergreifend von dem ewigen Werte unserer Seele gesprochen. Sie traten alle mit Drohungen, Ermahnungen, Negationen vor sie hin, Jesus wertet sie wieder. Jesus zeigt uns den ewigen, unzerstörbaren Zusammenhang, in dem wir trotz allem Bösem mit Gott stehen; er lehrt uns in die Tiefen unseres Selbst hinabblicken, welche der Wellenkampf der guten und der bösen Mächte unberührt läßt. Wir selbst tragen Schätze in uns, die größer sind, als die ganze Welt. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Ihr wisset gar nicht, was ihr seid — so ruft uns die Botschaft Jesu zu — ihr wollet alles mögliche, ihr wollt tugendhaft, gut, fromm sein, ihr greifet nach den irdischen Schätzen, um aus ihnen euer Leben zu gewinnen, aber ihr wisset nicht, daß ihr nur ihr selbst zu sein brauchet, um alles das mit einemmale und mühelos zu erhalten, was ihr umsonst außer euch anstrebt. Ihr brauchet keine Grundsätze und Standpunkte, keine Prinzipien und Maximen, ihr selbst seid Grundsatz und Standpunkt; denn euer Sein steht auf Gott. Heute noch und immerdar, nicht nur im Anfang. Was im Anfang war, das ist euch geblieben. Glaubet allen den Sündenmächten nicht, denen ihr dienet, glaubet an den, bei dem eure Seele sich selbst wieder findet, dann versteht ihr das Evangelium. Warum sorget ihr? Warum geizet und neidet ihr? Warum wollt ihr eitle Ehre gewinnen? Ihr seid schon reich und groß, ihr habt schon Alles, wonach euch gelüstet, ihr seid zu Hause beim ewigen Gott, Kinder eines himmlischen Vaters. Wollet das sein, was ihr von Anfang gewesen; und was ihr stets sein sollet! Liebet eure Heimat, wendet euch vom Fremden fort — das ist das Evangelium!

Wir begreifen, daß dieses Evangelium die Welt erobern wird, das viele dafür halten, man brauche es nur in seiner ganzen gewinnenden Schönheit geltend zu machen, so werde es von selbst zur Herrschaft gelangen. Ihnen ist der ganze Jesus in dem Evangelium vom ewigen Wert der Menschenseele beschlossen, sie wissen mit jenem Andern, der seine furchtbaren Wehe den Großen dieser Welt ins Gesicht geschleudert hat, mit dem Jesus des Kampfes und des Krieges, in dessen Geiste die Ereignisse sich zu gewaltsamen apokalyptischen Katastrophen verwandeln, mit jenem maßlosen, unerbittlichen Zürner und Ankläger, dessen Worte förmlich zur blutigen Entscheidung drängen, nichts anzufangen. Was hat, so rufen sie aus, der Jesus der Berg-

predigt mit dem Jesus zu schaffen, der die Brandfackel des Krieges in der Hand hält? Was haben die zwecklosen Mirakel, die nur auf eine Verherrlichung seiner Person abzielen, für eine Verbindung mit dem, der die Kindlein um sich versammelt und uns ihr Wesen zum Vorbild für unser Streben nach dem Reiche Gottes vor Augen stellt?

Aber so begreiflich eine solche Sprache auch ist, so schmerzlich die Unruhe, so beängstigend die Aufgaben sind, die uns aus den Kampfestönen des Evangeliums erwachsen, so falsch wäre es, wenn wir sie deswegen überhören wollten. Das Gewaltsame, der Sturm und Drang gehören nun einmal auch zum Evangelium. Wir wollen uns dies näher vergegenwärtigen.

II.

Wir entzücken uns an der Einfalt des Evangeliums, an der schlichten Natürlichkeit seiner Aussagen und Forderungen; immer und immer wieder kehren wir aus dem Lärm unseres zwecklosen, ungeordneten Daseins in den Frieden seiner Weltanschauung zurück. Wir werden nicht müde, die Liebe zu preisen, die aus seiner Verkündigung hervorleuchtet — aber haben wir das alles auch, was unser Mund rühmt und erhebt? Sind wir jene schlichten Kinder Gottes, von denen das Evangelium spricht? Haben wir die Ketten zerrissen, welche Vorurteile, Ueberlieferung, Gedankenmächte und Gewohnheiten aller Art um uns gewunden, um zurückzukehren zu uns selbst? Ist die Botschaft des Evangeliums vom Wert der Menschenseele, die uns so begeistert, lebendig geworden in uns? Oder verstehen wir, daß es, um von den Mächten, die unsere Seele gefangen halten, frei zu werden, einer Umwandlung unseres gesamten Wesens bedarf, die für uns zunächst den Tod bedeutet? Sehen wir nicht, daß jene von Jesus bekämpften Fremdherrschaften von uns selbst aufs inbrünstigste verehrt und angebetet werden? Wundervoll, ist die Botschaft des Evangeliums vom Werte unserer Seele, — aber um sie zu realisieren, müssen wir den Weg des Kreuzes gehen. Herrlich ist das Wort Jesu, aber nur durchs Sterben gelangt es zur Verwirklichung. Auf die Dauer werden nur die bei Jesus bleiben, um die Wahrheit seines Evangeliums an sich zu erfahren, welchen nicht das ästhetische Wohlgefallen, sondern der edelmütige Entschluß, das Leben preiszugeben, im Vordergrund gestanden. Um nicht zu sorgen, sich nicht Schätze zu sammeln, weil sie nicht nötig sind, zu werden wie die Kinder, braucht es eine Hingabe an das Evangelium, die nicht weniger als einen tötlichen Bruch mit der ganzen bisherigen Lebensweise bedeutet. „Wer nicht absagt allem, was er hat, kann nicht mein Jünger sein.“ „Wer nicht hasset Vater und Mutter, Bruder und Schwester ist meiner nicht wert.“ „Wer seine (an die Welt hingegebene) Seele sucht, wird sie verlieren; wer sie aber verliert um meinetwillen, der wird sie finden.“ „Wenn dich dein rechtes Auge ärgert, so reiße es aus und wirf es von dir.“ „Das

Reich Gottes leidet Gewalt, und die ihm Gewalt antun, die reißen es an sich." „Gehet ein durch die enge Pforte." — In diesen Worten liegt der Kampf, ohne den keine Seele gerettet wird.

Kampf, schonungsloser, unerbittlicher Kampf gegen die Mächte, Herrschaften und Gewalten, die den Menschen einschließen. Damit ist schon gesagt, daß dieser Kampf nicht nur ein psychologischer Bußkampf, sondern auch ein Kampf auf dem Schauplatz der Welt ist. Die psychologischen Hemmnisse und Bande sind dieselben, welche die ganze Welt binden. Was der Mensch innerlich erlebt, ist ein Spiegelbild dessen, was sich im äußern ereignet. Was den Einzelnen bewegt, geht Alle an, und was Alle erleiden, das liegt auch den Schmerzen des Einzelnen zugrunde. Und es ist unmöglich, daß der Einzelne für sich frei wird, wenn nicht Alle frei werden. Die Sünde ist nicht eine psychologische, sondern eine gesellschaftliche Macht. Man kann von der Sünde nicht los werden, ohne zugleich aus den bisherigen gesellschaftlichen Verbänden los zu werden. Das Evangelium kümmert sich nicht um die besondere Art und Weise, wie der Einzelne die Sünde erlebt — was von unserem Christentum für die Sünde selbst gehalten wird, daher seine lediglich individuelle Behandlung der Sünde — sondern um die Macht der Sünde, die überall dieselbe ist, in der Gesamtheit, wie im Einzelnen. Wir in unserem abgeschwächten Christentum nennen allein die psychologische Erscheinungsform dieser Sündenmacht Sünde und gestalten so das allgemeine Weltproblem zu einem bloßen moralischen für den Einzelnen um, wobei wir die Zusammenhänge, in denen der Einzelne steht, außer acht lassen. Hierin besteht der Pharisäismus unseres Christentums, dessen Wirkungslosigkeit gerade in unseren Tagen so erschütternd deutlich geworden ist. Das Christentum sagt: Wenn nur der Einzelne dem Bösen nicht zustimmt, das um ihn gebreitet ist, so ist er gerettet, unbekümmert um das Bestehen dieses Bösen selbst, das es gerne als eine Art Fatum betrachten möchte. Das Evangelium sagt: Gerettet ist der Mensch erst, wenn das Böse selbst, dem der Einzelne immer wieder zustimmen muß, aufhört. Zwischen dem Bösen und der Zustimmung zum Bösen trennen ist eine künstliche Scheidung, die sich dadurch rächt, daß das Christentum, das sich ausdrücklich mit der Zustimmung zum Bösen allein zu befassen erklärt, zur bloßen Phrase herunterfinkt, da es ja gewiß eine selbstverständliche Sache ist, daß der Mensch dem Bösen nicht zustimmen soll. Damit aber ist die Erlösung, die das Evangelium darbietet, illusorisch gemacht; denn wie soll der Mensch von etwas erlöst werden, das in seiner eigenen Gestalt liegt? In Wahrheit hat das Evangelium mit den psychologischen Funktionen nichts zu schaffen, sondern mit den Mächten, welche die Seele zu diesen Funktionen veranlassen. Nicht wie sich diese Mächte in der Seele spiegeln, sondern daß sie überhaupt vorhanden sind, ist das Problem, womit sich das Evangelium auseinandersetzt.

Diese Position des Evangeliums ist uns, wie gesagt, durch den

öden Moralismus, in den unser Christentum versunken ist, fast ganz unverständlich geworden. Unsere Gesellschaft findet einen eigenen Reiz darin, sich von der Moral mit ihren ebenso selbstverständlichen, wie unausführbaren Geboten auspeitschen zu lassen, weil sie gar nicht mehr weiß, wie groß das Verderben ist, dem sie anheimgefallen. Und die Morallehrer, die sich als Retter der Gesellschaft aufspielen und so furchtbar ernst tun, wissen nicht, was für ein leichtfertiges Spiel sie treiben. Wird der moralische Rausch, in welchen sie die Gesellschaft versetzen, einmal verflogen sein — und etwas anderes ist nicht zu erwarten — so wird das Verderben, vor dem sie sich geflüchtet, nur umso gründlicher über sie hereinbrechen. Wer heute vermeint, die gewaltige Macht des Bösen, die sich in der Gesellschaft angesammelt hat, durch moralische Lehrsätze beschwören zu können, der hat keine Ahnung vom Ernst der Situation und von der Ironie, die über seiner eigenen Wichtigtuerei schwebt.

Wollen wir das Evangelium Jesu wieder verstehen, so dürfen wir die furchtbare Gewaltsamkeit, womit es die Mächte der Gesellschaft zu brechen unternommen, nicht länger übersehen, der Gefahr nicht länger aus dem Wege gehen, welche es für seine Anhänger in sich schließt. Jesus wollte nicht bloß eine psychologisch bekehrte Jüngerschar, sondern eine neue Ordnung der Dinge, eine neue Gemeinschaft der Menschen. Den Mächten, die die alte Ordnung geschaffen, stellt er neue Mächte gegenüber. Die Gerechtigkeit, von welcher er sprach, sollte kein bloßes inneres Gefühl sein, sondern eine Macht, der sich Aeußeres und Inneres beugt. Die alte Ordnung verdirbt die Seelen, darum muß sie fallen. Sie muß fallen, weil die Mächte, die sie beherrschen, unmöglich mit Gott, dem einzigen Gut der Seele, zusammen bestehen können: Mammon, Gewaltherrschaft, Priestertum.

III.

Vor allem Mammon, die Macht des irdischen Besitzes. Nicht Mammonsgelüste, nicht Mammonsgier — das sind die psychologischen Reflexe seiner Macht, nein, Mammon selbst. Bis zur Personifikation erhebt sich die Schilderung seines Wesens im Munde Jesu. Wie eine persönliche Macht stellt er ihn Gott gegenüber. Und diese Macht muß aufhören. Sie kann aber nicht überwunden werden durch psychologische Exerzitien und Experimente, sie hört nur auf, wenn Gott mächtig wird in der Menschen Mitte, wenn das Leben vom Geiste Gottes durchhaucht ist. In Gedanken und frommen Predigten gegen Mammon kämpfen hilft nichts, solange das Leben von ihm bestimmt wird. Was hilft es — so können wir in Anwendung auf unsere Zeit sagen — wenn eine Menge Menschen gegen die Mammonsgier auftreten, und die Macht Mammons, die zu dieser Gier tritt, unangetastet lassen? Das ist wieder jenes nutzlose Versteckspiel, von dem wir oben geredet haben. Die Macht Mammons liegt in den Verhältnissen. Da hat

sich Mammon sein Reich geschaffen. Mögen die Einzelnen noch so wenig geldgierig sein, wie sie vorgeben, sie müssen mithelfen am System, mitverderben, mitausbeuten, trotz allen Christentums und aller Frömmigkeit — oder austreten. Oder soll der Anfang des Entscheidungskampfes im Innern liegen, sollen erst die gierigen Lüste überwunden werden, so wird — wenn anders dieser innere Kampf ein ernster sein soll, und nicht bloß ein Vorwand für ganz andere Tendenzen — die Begeisterung nicht ruhen, bis sie mit den Herzen auch die Verhältnisse umgewandelt hat. Es ist unmöglich, daß das gegenwärtige Produktionssystem aufrecht bleiben kann, wenn die Herzen die alten Wertungen nach dem Gelde abgeworfen haben.

Mit derselben Unmißverständlichkeit stellt Jesus die Gemeinschaft der Seinen dem Staatswesen gegenüber. Der Staat ist für ihn nichts anderes als Gewaltherrschaft. „Die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberen haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener." „Ihr sollt euch nicht ‚Herr' nennen lassen, denn ihr seid alle Brüder." Mit diesen Worten ist sein prinzipieller Bruch mit der Staatsgewalt klar und unzweideutig ausgesprochen. Jesus Jüngerschaft darf nicht aus Herrschern und Beherrschten bestehen. Das Evangelium verbietet jede Gewalttat. Es ist klar: entweder bleibt die Gewaltherrschaft bestehen — und es hat bis heute trotz allen Christentums keine andere gegeben — und dann kann das Evangelium nur unter der Bedingung der Verfälschung seiner wesentlichen Postulate bestehen; oder aber das Evangelium behält den Sieg — und dann muß der heutige Staat verschwinden. Natürlich ist dabei — um das hier ein für allemal zu sagen — nicht an die äußere Maschinerie der staatlichen Einrichtungen gedacht, indem das Evangelium nie äußere Dinge als solche angreift, sondern stets nur den Geist, der sich in ihnen Ausdruck giebt. Aber es muß dem hinzugefügt werden, daß die Technik des Staatswesens doch so sehr auf seinen Geist zugeschnitten ist, daß ihr Weiterbestehen, nach Beseitigung dieses Geistes, ein bloßes Spiel mit leeren Formen wäre. Gewiß kann man sich die Organisation des Reiches Gottes in jeder Staatsform denken, allein dasselbe bedarf ihrer Kompliziertheit gar nicht. Es würde sich ganz von selbst eine der Wahrheit seines Inhaltes entsprechende Form geben, wenn es dazu gelangte, sich in unserer Welt Ausdruck zu verschaffen.

Die Hauptsache ist, daß der Geist des Evangeliums mit dem Geiste der irdischen Mächte im Kampfe steht. Das Evangelium findet sich nie mit der Staatsgewalt ab. Es sieht in ihr eine Knechtschaft der Seele, die ihr die von Gott verliehene Freiheit raubt. Ein notwendiges Uebel, das nur so lange sittliche Berechtigung hat, als die Seele noch nicht erwacht ist zur Freiheit der Kinder Gottes. Denn diese Freiheit ist nicht nur ein inneres Gefühl, das sich vermöge seiner lediglich psychologischen Beschaffenheit mit der Brutalität des irdischen Regimentes abzufinden imstande ist, sondern ein inneres

Leben, das wie alles Leben nach außen drängt, und sich die Formen seiner Ausdrucksweise aus der Konsequenz seines eigenen Wesens ableitet. Hierin besteht die revolutionäre Bedeutung des Evangeliums, die unserem Christentum nur darum wie eine fremde, von außen hereingebrachte Zutat erscheint, weil es den Geist des Evangeliums schon längst mit dem Geiste dieser Welt vertauscht hat. Was wir heute inneres Leben nennen, ist nicht mehr die alles umgestaltende Kraft der Botschaft Jesu, sondern Verlegenheit, Resignation, Beugung unter die Mächte dieser Welt.

Was endlich Jesu Stellung zur offiziellen Religion — Kultus- und Lehrgemeinschaft — betrifft, so tritt uns hier der Gegensatz, der uns beschäftigt, wieder in aller Deutlichkeit entgegen. Die Worte, die er der veräußerlichten Gerechtigkeit der Pharisäer zu Gunsten einer „bessern Gerechtigkeit" entgegenhielt, führen schließlich ganz von selbst zur Auflösung jeder in Priester und Laien abgeteilten Religionsgemeinschaft. Jede kirchliche Gestaltung des göttlichen Lebens, wie es von Jesus vertreten wurde, ist ein Abfall vom ursprünglichen Geiste. Geistliche Bevormundung, geistliches Vorrecht gar, ist in der Jüngergemeinde Jesu ein Ding der Unmöglichkeit. Der Klerikalismus ist der Todfeind des Evangeliums. Er muß fallen immer und überall, wo das Evangelium sich erholt; denn er verwandelt die inneren Lebensgewalten desselben zu äußern Zwangsformen, die umso gefährlicher sind, je mehr sie ihre Berechtigung etwa gerade aus diesem — nicht mehr vorhandenen — Innern zu ziehen suchen. Mit ungeheurer Leidenschaft kämpft Jesus gegen diese Verkehrung des Göttlichen an. Die geistlichen Gewalten — das ist der Sinn seines Kampfes — sind der Seele noch viel gefährlicher, als die weltlichen, indem sie vermöge ihres geistlichen Charakters die Knechtschaft, in die sie die Seele legen, ihr selbst als Gottesdienst erscheinen lassen — als gäbe es je einen andern Gottesdienst, als den der Freiheit! Gottes Herrschaft bedeutet Freiheit und Leben, Priesterherrschaft Knechtschaft und Tod. Unser Christentum, das seinen Ruhm gerade in der Entfaltung einer Priesterkirche gefunden hat, steht dem Evangelium gegenüber wie die Nacht dem Tage. Wir verwundern uns deshalb nicht, wenn es gerade diesen Gegensatz zwischen Jesus und jeder offiziellen Religion als ein seltsames und trauriges Hirngespinst unruhiger Köpfe anzusehen gezwungen ist.

Aber wir begreifen nun auch, daß Jesus den offiziellen Gewalten: Geldmacht, Staatsmacht, Priestermacht unerträglich werden mußte. Jesus wurde ans Kreuz geschlagen, weil die Innerlichkeit seiner Verkündigung — Rettung der Seele — so unbedingt gemeint war und daher so stark und lebendig nach außen drängte, daß sie ohne weiteres mit den geltenden Mächten, die die Seele gefangen halten, in Konflikt kam. Die Seele kann nicht leben unter der Herrschaft blinder Gewalten. Sie will sich selbst alles blinde untertan machen. Sie lebt nur, wenn sie herrscht, nicht wenn sie dient. Die Dinge und ihre Ordnungen sollen ihr, nicht sie den Dingen untertan sein. Diese Welt mit ihren brutalen

Instinkten hat nicht Raum für die Botschaft von der Freiheit der Seele. Sie muß vergehen, wenn Gott im Menschen zur Herrschaft gelangen soll. Gottes inne, in Gott frei werden kann der Mensch nur in einer ihn mit allen übrigen Menschen verbindenden Ordnung und Gemeinschaft Gottes, nicht in der irdischen. So lange er von dieser umgeben wird, ist sein „Leben mit Gott" eine subjektive Täuschung, die trotz aller schönen und frommen Namen, die man ihr gibt, nicht aufhört eine Täuschung, ein bloß psychologisches Phänomen zu sein. Das Individuum ist unvermögend, einen privaten Gottesdienst mitten in den Ordnungen ungöttlicher Mächte aufrecht zu erhalten. Andacht, Rührung, Erbauung, Begeisterung aller Art sind eben nicht Gott selbst. Nur in einer Gemeinschaft, die die Maßstäbe und Maximen der Welt mit ihren, an der blinden Gewalt orientierten Gemeinschaften abgeworfen hat, vermag auch der Einzelne ein gesundes, aus Gott quellendes Innenleben zu führen. Das Kreuz schafft zunächst — und das ist auch der geschichtliche Verlauf der Dinge gewesen — eine neue Gemeinde, und erst auf Grund und im Schoße derselben neue Persönlichkeiten. Das Soziale, das in Jesu Wirksamkeit in erster Linie steht, schließt das Individuelle so ein, daß es dasselbe erst ermöglicht. So wenig kennt die Gemeinde Jesu den Unterschied zwischen sozial und individuell, daß sie erst in der Beziehung des einen auf das andere und in der Ableitung des einen vom andern ihr eigenes Wesen erkennt. — Lauter Dinge, die unser ausschließlich individuelles und subjektives Christentum noch zu lernen hat.

IV.

Das Reich Gottes vor allem, nicht individuelles Seligkeitsgefühl. Mit der Verkündigung dieses Reiches ist Jesus auf den Schauplatz seiner Wirksamkeit getreten, ihm und seiner Ausgestaltung gelten alle seine Worte und Taten. Eine Würdigung der Gesellschaft nach den Prinzipien der Gerechtigkeit und Liebe — das ist es, was das Evangelium verkündet. Wir wiederholen es: unser Christentum hat davon nur die biblischen Reminiscenzen aufbewahrt, von der Sache selbst weiß es sozusagen nichts mehr, unser Christentum, welches es fertig bringt, vom „innern Leben" zu reden und Hand in Hand damit, wenn nicht ausdrücklich im Namen dieses innern Lebens, alles gut zu heißen, was staatliche und gesellschaftliche Mächte vollbringen, ein Inneres von einem Aeußeren so vollständig abzugrenzen, daß es die Ungerechtigkeiten im Aeußern durch umso intensivere Vertiefung ins Innere von sich ferne hält. Mit diesem Kompromiß hat das Evangelium nichts zu schaffen. Es ist ein einheitliches Leben, das sich seine eigene Form gibt, aus seinem eigenen Drange die Gebilde gebiert, in denen es zur Offenbarung kommt; es gliedert sich die Außenwelt in überlegener Anziehungs- und Organisationskraft an, es ruht nicht, bis das gesamte seelische und leibliche Leben der Menschen von seinem

Geist durchleuchtet und getragen ist. Der Liebe, die es als Gesetz des Daseins verkündet, entspricht auch die Ordnung der Liebe. Eine Liebe, die sich in den Ordnungen des Geizes zurechtfindet, ist keine.

Darum hat das Reich Gottes, das Jesus verkündigt, gemessen an unserm ethischen Ideal, ein so befremdendes Merkmal der Aeußerlichkeit an sich, daß die meisten Kritiker nicht anstehen, dasselbe als ein mit Jesu Anschauung unvereinbares spät-jüdisches Gebilde abzulehnen. Die apokalyptischen Schlußreden Jesu, seine sinnlich gefärbten Verheißungen, die ganze Art und Weise, wie er über die letzten Dinge, namentlich über sein eigenes „Kommen in den Wolken des Himmels" redet, können nach ihrem Dafürhalten unmöglich ächt sein; oder dann hat Jesus sich angesichts der Aussichtslosigkeit, dem Verständnis des Volkes den tief idealistischen Inhalt des Reiches Gottes nahe zu bringen, absichtlich der landläufigen Vorstellungen vom künftigen Messiasreiche bedient, um das Vertrauen des Volkes zu seiner messianischen Sendung aufrecht zu erhalten. Denn hätte Jesus in keiner Weise so geredet, wie ihn unsere Evangelien reden lassen, wie wäre dann die apostolische Erwartung der Parusie Jesu zu erklären? Doch mag dem nun sein, wie ihm wolle, jedenfalls war die Verkündigung des Reiches Gottes von Anfang mit Erwartungen verbunden, welche mit den rein geistigen Vorstellungen unseres heutigen Christentums nichts zu schaffen haben. Mögen sich auch hier wieder — wir wollen dies einmal zugeben — die späteren Referenten arg vergriffen und Jesu Dinge in den Mund gelegt haben, die erst die unruhige Phantasie der Christen aus den damaligen Zeitvorstellungen aufgegriffen — daß sie dies überhaupt konnten, beweist doch, daß von Anfang an der Begriff des Reiches Gottes eine ganz anders reale und konkrete Bedeutung hatte, als unser ängstliches und abstraktes Christentum es heute haben will.

Dennoch hat Jesus selbst an entscheidender Stelle davon gesprochen, daß das Reich Gottes „nicht mit äußern Gebärden" komme, nicht „hier oder da" sei, sondern inwendig in den Menschen. Wie haben wir diesen auf den ersten Blick so auffallenden Widerspruch zu lösen? Oder ist er nur scheinbar, ist es überhaupt ein Widerspruch, wenn Jesus einmal vom innern Wesen des Reiches Gottes, das andere mal von seiner äußern Ordnung spricht? Will das „inwendig in euch" sagen, daß es im Gegensatz zu allem äußern stehe — wie wir meinen — oder, daß es aus dem Geiste des Menschen hervorbrechen müsse und nicht etwas nur äußerlich an denselben herangebrachtes sei? Will es sagen, daß ihm eine Erneuerung des Aeußern gleichgültig sei, oder, daß es sich dieselbe nur als innerste Angelegenheit des Menschen denken könne? Beides ist ja möglich dem bloßen Wortlaut nach. Nach ihm ist es möglich, daß Jesus dualistisch getrennt wissen wollte zwischen einem Aeußern und einem Innern, deren Interessen einander durchaus nichts angehen; möglich ist aber auch, daß er durch die Betonung der Innerlichkeit des Reiches Gottes noch gar nichts präjudizieren wollte in betreff seiner Stellung zum Aeußern, sondern nur betonen,

daß das Reich Gottes — mag es in seiner Darstellung so äußerlich sein, wie es will — jedenfalls eine innere Angelegenheit des Menschen sein solle, eine Aufgabe, die nur gelöst werden könne, wenn sie ihm zur Sache seiner innersten Persönlichkeit geworden. Jesus kann ganz gut gemeint haben, das Reich Gottes sei inwendig in uns, ohne damit ausdrücken zu wollen, daß es identisch mit unserm Innern, mit unsern religiösen und sittlichen Begriffen selbst sei — wie unser Christentum annimmt. Er kann eine Innerlichkeit des Reiches Gottes im Auge gehabt haben, die nicht im Gegensatz zum Aeußern steht, sondern dasselbe durch die Fülle ihres Lebens sich assimiliert. Der Widerspruch wäre nur vorhanden, wenn Jesus an demselben Gegensatz von Innerem und Aeußerem gelitten hätte, an dem unser Christentum leidet. Für uns ist der Gegensatz da, weil unser Inneres nicht ins Aeußere strebt, sondern sich als abstraktes Gedanken- oder Gefühlsleben ängstlich von allem Aeußern abschließt.

Es ist nun bei Berücksichtigung aller Stellen, in denen vom Reiche Gottes die Rede ist, nicht zweifelhaft, daß Jesus in der Tat eine Vorstellung von ihm hatte, die schlechterdings nicht identifiziert werden darf mit den späteren, ins rein Gedankliche hinüber tendierenden Darstellungen des Christentums. Die Innerlichkeit, von welcher Jesus sprach, ist etwas ganz anderes als das, was das Christentum unter diesem Namen verstand und heute noch versteht, ein inneres Leben, dessen Gewalt und Größe von selbst den Anspruch erhebt, sich den ganzen Umkreis der Schöpfung untertan zu machen: Gott.

Das führt uns weiter.

H. Kutter.

(Fortsetzung folgt.)

Bei den Heimarbeiterinnen.*)

I.

Die Sammlungen für die Schweizerische Heimarbeitausstellung sind abgeschlossen. Mitte Juli soll die Ausstellung in Zürich eröffnet werden. Noch liegen die Gegenstände im Aufbewahrungslokal aufgestapelt, jetzt wohl zum größten Teil sortiert, etikettiert und registriert, und warten darauf, in ein paar Wochen einer hoffentlich recht großen Zahl von Besuchern ihre Entstehungsgeschichte zu erzählen. Es werden meist ernste Geschichten sein, die wir da zu hören bekommen, ob es sich nun um den weichen, hellen Seidenshawl mit den geknüpften Fransen handle, der bestimmt ist, die duftige Balltoilette der Gesellschaftsdame zu vervollständigen, oder um das gestrickte Wolltuch, mit

*) Vergleiche dazu die Notiz über die Heimarbeitausstellung und den Kongreß für Heimarbeiterschutz in der „Umschau".

dem die Taglöhnerin auf dem Gang zur Arbeit sich vor der Winterkälte schützt, um den Konfektionsanzug des Angestellten oder um die Ueberbluse des Fabrikarbeiters. Die Musikdose aus dem Berner Jura mag die fröhlichsten Melodien einschließen, uns wird sie wohl an der Ausstellung eine traurige Weise ins Ohr summen, und der Nußknacker des Berner Oberländer Schnitzlers kann so unternehmungslustig drein schauen als er will, die Nüsse, die er und die ganze Ausstellung uns zu knacken geben, bricht er nicht auf. Sie und all die andern Erzeugnisse der Heimarbeit, die sich da zusammenfinden, kommen mir vor wie die zu einem Kongreß versammelten Vertreter der Heimarbeiterschaft, die, überwältigt von dem Elend, aus dem sie hervorgegangen sind, uns zurufen möchten: „Das und das haben wir gesehen, so und so sind wir entstanden; muß das alles so sein und bleiben? Kann da wirklich nicht Abhilfe geschaffen werden?“ Sie werden uns berichten von langen, mühsamen Arbeitsstunden, denen meist ein sehr bescheidener Tagesverdienst gegenübersteht. Sie werden uns die Arbeitsstätten schildern, in denen sie angefertigt werden und die nur zu oft zugleich als Wohn- und Schlafraum dienen müssem. Die einen werden uns sagen, daß an ihrer Herstellung Greise oder Greisinnen beteiligt waren, deren müde, zitternde Hände sollten ausruhen dürfen von ihrem Lebenswerke, die andern werden uns erzählen, daß Kinderhände, statt sich in selbstgewähltem fröhlichen Spiel zu üben, hier in ein paar immer wiederkehrenden, eintönigen Handgriffen eine frühe aber auch einseitige Geschicklichkeit erworben haben. Und die, die scheinbar am wenigsten zu berichten haben, weil sie von Frauen in den besten Jahren hergestellt sind, von Frauen, die ja wohl ihre Kräfte verwenden können und sollen, haben am Ende noch die bedeutsamste Geschichte hinter sich, da gerade diese Frauen oft erdrückt werden unter der Last der verschiedenen Anforderungen, die ihre Pflichten als Hausfrau, Mutter und Arbeiterin an sie stellen. — Einzelne werden uns freilich auch andere, erfreulichere Angaben machen können; aber auch da werden wir bei näherem Zusehen oft entdecken, daß nur eine ganz außergewöhnliche Geschicklichkeit und Gewandtheit des Arbeiters einen verhältnismäßig guten Stundenlohn ermöglichen, und wir werden uns fragen müssen, in was für rastloser, fieberhafter Arbeit diese Gewandtheit erworben worden ist. Der Arbeiterin z. B., die bei zwölfstündiger täglicher Arbeitszeit für ein Dutzend Kragenlatzschürzen netto Fr. 3.30 verdient, die Zeit für das Abholen und Abliefern immerhin noch nicht eingerechnet, wird es nicht jede gleichtun; ebensowenig wird so leicht eine andere den gleichen Tagesverdienst erzielen, wie die Blousennäherin, die mit drei gefütterten, feingefältelten und mit Einsätzen und Soutaches garnierten Wollblousen einen Tagesverdienst von vier Franken fünfzig Rappen erzielt. Ich glaube kaum, daß jemand angesichts solcher Tagesleistungen die Behauptung wird aufrecht erhalten können, die Zeitangaben würden zu Ungunsten des Arbeitgebers zu hoch angesetzt. Und dies sind nicht willkürlich herausgegriffene Beispiele: Ich

machte auf meinen Sammelgängen die Beobachtung, daß wenigstens die Arbeiterinnen (mit Arbeitern hatte ich zufällig nichts zu tun) fast durchwegs geneigt sind, aus der kindlichen Freude an ihrer eigenen Gewandtheit und Geschicklichkeit heraus eine zu kurze Arbeitszeit anzugeben. Wie viele haben mir nicht gesagt: „Bei mir sollten Sie keine Aufnahmen machen; so geübt, wie ich ist halt nicht jede! Ich bringe es eben auf einen höhern Stundenlohn als die meisten andern!"

II.

Von den mannigfachen Eindrücken und Einblicken, die mir der persönliche Verkehr mit den Heimarbeiterinnen brachte, sei mir erlaubt, hier einige wenige anzuführen:

Einer meiner ersten Gänge führte mich hinaus vor die Stadt zu einer Frau, deren Beteiligung an der Ausstellung mir als besonders wünschenswert bezeichnet worden war, weil sie eine langjährige Arbeiterin sei und die Tarife alle genau kenne. Ich fand sie der Sache sehr geneigt; sie hatte im „Volksrecht" von der Ausstellung gelesen und sich schon gefragt, wie sie sich daran beteiligen könnte. Die Schwierigkeit war nur die, daß sie seit einigen Monaten die Arbeit im Geschäft ausgesetzt hatte; sie ist Mutter von 10 Kindern und hatte es nötig gefunden, einmal wieder die eigene Flick- und Näharbeit auf die Seite zu schaffen; nun würde es, meinte sie, auffallen, wenn sie auf einmal wieder vorübergehend Arbeit verlangte, und daß das Geschäft, für das sie arbeitet, der Ausstellung nicht freundlich gesinnt sei, wußten wir beide. Ich schlug ihr vor, mir doch ein paar einzelne Stücke, von denen sie die Schnittmuster im Hause hatte, anzufertigen und mir die nötigen Angaben dazu zu machen; aber sie wandte sofort ein, daß sich beim Verfertigen solch einzelner Stücke nie ein richtiges Bild von der erforderlichen Arbeitszeit ergebe; sie mache Dutzendware und könne die Arbeitszeit nur genau berechnen, wenn sie ein Dutzend aufs mal anfertige. Und das von einer Frau, die wohl wußte, um was es sich handle und für was die Ausstellung veranstaltet wurde. Aber weil sie die Sachlage genau kannte, wußte sie wohl auch, daß es nicht nötig sei, durch übertriebene Angaben ein Zerrbild der Situation zu geben, sondern daß es genüge, die Tatsachen in ihrer einfachen Wahrheit darzulegen.

Der nächste Besuch führte mich in ein von diesem Arbeiterheim verschiedenes Milieu, zu einer Frau aus dem untern Mittelstand. Der Mann war ein Handwerker, aber ein Handwerker, der bei seinem eigenen Vater in Arbeit stand, ein „Meisterssohn", wie mir die Frau zu verschiedenen Malen zu Gemüte führte. Sie „hätte es auch nicht nötig" einem Nebenverdienst nachzugehen; sie tue es mehr, weil ihr neben der Besorgung der Haushaltung und ihrer zwei Kinder noch so viel Zeit übrig bleibe und sie denke, sie könne auf diese Art für die Kinder etwas auf die Seite legen. Sie erkundigte sich sorgfältig,

ob die Ausstellung etwa von den Sozialisten veranstaltet werde, von denen sie durch ihren Mann und durch ihren Schwiegervater gar keine gute Meinung bekommen habe und gab mir wenig Hoffnung, daß ihr Mann ihr erlauben werde, sich an etwas zu beteiligen, das schließlich doch eine Lohnbewegung herbeiführen könnte. An einem vor einiger Zeit stattgefundenen Streik habe sie auch nicht teilgenommen; für die Schwiegertochter eines Meisters gehe das doch nicht recht an. Hingegen ja, wenn sich etwas machen ließe, daß die Heimarbeiter vom Lande nicht mehr so auf die Preise drücken könnten, das wäre schon zu begrüßen! Denn, wenn man auch nur so nebenbei und nicht aus Not arbeite und schließlich auch mit einem niedrigeren Lohn verlieb nehmen könne, gerade gar zu tief hinunter lasse man sich die Löhne doch lieber nicht drücken. Ich benutzte die Gelegenheit, ihr zu sagen, daß gerade diejenigen, die nicht aus Not arbeiteten, zum allermindesten nicht sollten zu Lohndrückerinnen werden. Gerne hätte ich sie auch gefragt, ob sie nicht meinte, daß ihre blaß und kränklich aussehenden Kinder vielleicht mehr Gewinn von einem täglichen Spaziergang mit der Mutter hätten als von dem Sparpfennig, den sie ihnen durch ihre Heimarbeit verdiene; ob sie ihr eines Tages nicht mehr Dank wüßten für die Erinnerung an eine fröhliche, freundliche Heimat, die nicht durch das Maschinengerassel und die herumliegenden Konfektionsstücke in eine Art von Fabriksaal verwandelt wäre? Ich weiß wohl, daß es unter den heutigen Verhältnissen, wo eine bescheiden geführte Haushaltung nicht die ganze Kraft einer Frau in Anspruch nimmt, möglich wäre, Heimarbeit, wo sie nur Nebenverdienst ist, mit einer geordneten Häuslichkeit und sorgfältiger Kinderpflege zu verbinden; aber die Gefahr liegt sehr nahe, daß aus der Nebenarbeit, weil sie Geld einbringt, die Hauptarbeit werde, daß Hausarbeit und Kindererziehung, die kein Geld einbringen, vor dem andern zurückstehen müssen. — Ich verabschiedete mich in der sichern Voraussetzung, einen abschlägigen Bescheid zu erhalten und richtig traf nach ein paar Tagen der Bericht ein, der Mann gebe seine Einwilligung zur Beteiligung an der Ausstellung nicht. Es war bezeichnend, daß die einzige direkte Absage, die ich auf allen meinen Gängen erhielt, aus diesen kleinbürgerlichen Kreisen kam.

An demselben Vormittag machte eine andere Arbeiterin die Beteiligung an der Ausstellung von der Erlaubnis des Mannes abhängig und zwar, wie ich deutlich sah, aus gewohnheitsmäßiger Unterordnung, nicht um eine bequeme Ausrede zu haben. Es war eine intelligente und jedenfalls sehr tüchtige deutsche Arbeiterfrau, der ich mich nicht enthalten konnte, zu sagen, es dünke mich, sie könnte die Frage wohl selbständig entscheiden. Eine Frau, die ihrem Mann nicht nur den Haushalt freundlich und sauber halte und die Kinder gut versorge, wie sie es offenbar tue, dazu ihm die Kleider anfertige, wie sie mir selbst erzählt habe, sondern auch noch ein hübsches Stückchen Geld ins Haus bringe, sollte denn doch in unsern Tagen so viel Selbst-

bestimmungsrecht haben, daß sie sich an einer mit ihrem Beruf zusammenhängenden Bewegung beteiligen könne, ohne erst die Bewilligung des Mannes einzuholen. Wir einigten uns darauf, daß ich mir den Bescheid einmal abends holen solle, wenn der Mann zu Hause sei, damit ich ihm meine aufwieglerischen Ansichten direkt unterbreiten könne. Der Mann empfing mich nicht sehr freundlich, weil er mich für eine Abgesandte der Gewerkschaft hielt und er gegen diese viel auf dem Herzen hatte. Die Frau habe zwar der Gewerkschaft angehört und gehöre ihr einstweilen noch an; aber sie werde austreten, da die Frauen in der Gewerkschaft zu wenig zu ihrem Rechte kämen. (Wenigstens außer dem Hause schien er also für die Gleichberechtigung beider Geschlechter zu sein.) Erstens habe seine Frau an dem letzten Streik sich beteiligt und den Ausfall des Verdienstes zu tragen gehabt so gut als ihre männlichen Genossen; wie sich's aber um den Bezug der Streikentschädigung gehandelt habe, sei ihr bedeutet worden, nur wer Streikposten gestanden habe, sei bezugsberechtigt. Nun kann man wohl begreifen, daß eine Frau zwar neben ihrem Haushalt noch Heimarbeit besorgen kann, aber es heißt zu viel verlangen, wenn sie Haus und Kinder im Stich lassen soll, um Streikposten zu stehen. — Dann hätten die männlichen Mitglieder der Gewerkschaft in geheimem Vertrag für sich die besser bezahlte Maßarbeit gesichert und die Frauen so um den größten Gewinn des Streikes gebracht. Zum dritten sei die Gewerkschaft darauf aus, die Heimarbeit überhaupt abzuschaffen. Man rede da immer von unhygienischen Heimarbeitsräumen und von den Gefahren, die sie für das kaufende Publikum bedeuten und freilich sei solch ein Altelier des Geschäftshauses besser darauf zu kontrollieren, ob es seinen „Kubikinhalt" habe, aber es komme dann noch darauf an, was für Leute in diesem Atelier an der Arbeit sitzen. Wenn er denke, in was für Schlafräumen die ihre Nächte zubringen und wie sie an die Arbeit kommen, da nütze aller „Kubikinhalt" nichts. Wenn ich mir dagegen das Wohn- und Arbeitszimmer seiner Frau anschaue, und sehe, welche Ordnung und Sauberkeit da herrsche, müsse ich doch sagen, daß man hier nicht von gesundheitswidrigen Zuständen reden könne. Ich gab dies gern zu, erklärte, daß ich der Gewerkschaft nicht angehöre und daß ich auch die gegen sie erhobenen Anklagen nicht auf ihre Richtigkeit prüfen könne, erlaubte mir aber, dem Manne zu bemerken, daß gerade, wenn eine Tendenz zur Benachteiligung der Frauen und zur Herabsetzung der Frauenarbeit da wäre, wie dies ja überall mehr oder weniger der Fall sei, die Frauen, und vor allem die einsichtigen unter ihnen, gut daran täten, durch zahlreichen Beitritt zur Gewerkschaft ihren Einfluß in derselben zu vergrößern und daß die Heimarbeitsausstellung ja eben solch ungleiche Bezahlung von Männer- und Frauenarbeit ans Licht bringen und damit die Frauen auf ihre Zurücksetzung aufmerksam machen würde. Hierauf hatte der Mann nichts einzuwenden, und ich durfte mit dem Versprechen heimziehen, die Frau werde mir nicht nur die gewünschte

Arbeit liefern, sondern sie wolle mir den Ausstellungsgegenstand auch noch kostenlos überlassen, da er nachher leicht verwendet werden könne. Ich nahm aber auch den Eindruck mit heim, welch verschiedene Interessen in der Arbeiterschaft selber einander gegenüber stehen, Männer- und Frauenarbeit, Heimarbeit und Fabrikarbeit, und wunderte mich nicht, daß bei diesen sich widerstreitenden Interessen gar oft der Arbeitgeber der den Nutzen davontragende Dritte ist.

Nur noch ein Bild! Diesmal wies mich die mir zugeteilte Adresse nicht in ein Arbeiterquartier, sondern in ein freundliches, schön gelegenes Miethaus mit breiten, gewichsten Treppen und hellen Gängen. Aber die Leidensgeschichte, die ich da zu hören bekam, war mindestens so ergreifend, wie ich sie je in einer Proletarierwohnung vernommen hatte. Es war die Geschichte einer Frau, die durch verfehlte Spekulationen ihres Mannes aus gesichert scheinenden Verhältnissen in Armut geraten war, so daß sie nun seit Jahren sich und den Mann durch ihrer Hände Arbeit erhalten muß. Fünfeinhalb Jahre bestand ihr Hauptverdienst neben dem Zimmervermieten im Häkeln, bis sie es wegen Ueberarbeit aufgeben mußte, was einen nicht wunder nahm, wenn man hörte, daß sie oft um fünf Uhr morgens sich an die Arbeit gesetzt habe und um elf Uhr zu Bett gegangen sei. Wie schmal dennoch der Verdienst gewesen sei, brauchte sie mir nicht zu sagen, wußte ich doch von andern Arbeiterinnen, daß gehäkelte Passen, die bloß mit acht Franken das Dutzend bezahlt werden, noch zu den allereinträglichsten Häkelarbeiten gehören und daß ein Wochenverdienst von 12 Franken als außerordentlich hoch bezeichnet wird; die meisten gaben ihren durchschnittlichen Tagesverdienst bei neunstündiger Arbeit auf einen Franken an. — Was mir in die Seele schnitt, war die klaglose Resignation, mit der die Frau mir von allen Schicksalswendungen erzählte, von der harten Gegenwart und dem trostlosen Ausblick in die Zukunft. Für sich hatte sie wirklich abgeschlossen mit dem Leben; sie erwartete nichts mehr von ihm. Um so rührender war das sichtliche Interesse, das sie der Ausstellung entgegenbrachte, die ein wenig Licht werfen sollte auf die traurigen Zustände, unter denen sie so schmerzlich gelitten hatte. Und eins lag ihr dabei besonders am Herzen, daß alle die, denen die Heimarbeit bloß ein Nebenverdienst ist, manchmal vielleicht fast nur ein Zeitvertreib, einsehen möchten, was für eine Sünde sie begehen, wenn sie, „nur weil sie's nicht nötig haben," zu Preisen arbeiten, bei denen die, die's nötig haben, verhungern müssen. „Sie denken nicht daran, was für ein Unrecht es ist," sagte sie, „sonst könnten sie's nicht tun; aber eben darum sollte man es ihnen klar machen. Und daß es Männer und Frauen gibt, die den Versuch dazu machen wollen, ist mir schon ein Lichtblick auf meinem Weg." Arbeit konnte sie mir keine liefern, da sie ihre Beziehungen mit dem Geschäft ganz abgebrochen hatte; aber ich halte die halbe Stunde, die ich bei ihr zubrachte, doch nicht für verloren; sie hat mir leider nur zu typisch das Bild des Heimarbeiterelends in den besseren Ständen vor Augen geführt.

III.

Die vergeblichen Gänge waren oft die lehrreichsten. Wenn ich hier den Bescheid bekam, daß die Heimarbeit als zu wenig einträglich aufgegeben worden sei, wenn ich dort eine Arbeiterin an einem durch ihren Beruf verursachten Leiden zu Bette liegend und daher arbeitsunfähig fand oder wenn ich durch irgend ein Mißverständnis an Arbeitsuchende statt Arbeitende gewiesen wurde und da sehen mußte, was für eine Enttäuschung ich bereitete, weil ich keinen Auftrag zurücklassen konnte, wurde mir erst recht klar, wie groß die Not sei und wie schwer es halten werde, Hilfe zu schaffen. Eine Frau sagte mir, daß sie sich auf ein Inserat hin für eine Arbeit gemeldet und darauf den Bescheid erhalten habe, sie sei die fünfzigste Bewerberin, und es hatte sich um das gewiß wenig einträgliche Nähen von Cravattenteilchen gehandelt! Wer will sich wundern, daß bei einem solchen Ueberangebot von Arbeitskräften die Löhne sich auf der untersten Grenze halten!

Ob Angesichts solcher Tatsachen die Heimarbeitausstellung überhaupt etwas ausrichten wird? Ob es sich lohnte, so viel Zeit und Mühe und Geld darauf zu verwenden, als darauf verwendet worden sind? Ob der in Verbindung mit der Ausstellung stattfindende Heimarbeiterschutzkongreß irgend welche praktischen Lösungen all der sich aufdrängenden Probleme wird bieten können? Ich muß gestehen, daß ich mir diese Fragen oft mutlos und mit wenig Zuversicht stellte. Und dennoch konnte ich sie mir nie anders als mit Ja beanworten.

Die Ausstellung wird freilich nur ein paar Schlaglichter auf die bestehenden Zustände werfen; aber es werden grelle Schlaglichter sein, die uns nicht mehr erlauben, in behaglicher Selbstgefälligkeit die Behauptung aufzustellen, die schweizerischen Verhältnisse seien keiner großen Reformen bedürftig. Es wird Männer und Frauen geben, die sich aufrütteln und erschüttern lassen von dem, was die stummen und doch so beredten Abgeordneten der Heimarbeiterschaft ihnen vor Augen führen, und wenn der Kongreß ihnen auch nicht die fertigen Lösungen für alle auftauchenden Fragen und Probleme bringen wird, so wird er doch wertvolle Anregungen und Hinweise geben können.

Es gibt Mittel und Wege zur Herbeiführung menschenwürdigerer Zustände! Da kämen die Lohnämter in Betracht, die in England bereits bestehen;*) amtliche Wohnungsinspektionen würden wenigstens zur Beseitigung der schlimmsten Mißstände in den Wohnverhältnissen führen; der Registrierzwang, d. h. die gesetzlich vorgeschriebene Führung eines Heimarbeiterverzeichnisses würde ebenfalls eine bessere Kontolle ermöglichen. Neben diesen auf dem Wege der Gesetzgebung zu erreichenden Verbesserungen würden die mit Hilfe der Gewerkschaften und der Käuferligen einzuführenden Empfehlungsmarken oder Label ohne Zweifel gute Dienste leisten. Sie würden dem Käufer die unter guten Bedingungen

*) Vgl. die heutige „Soziale Rundschau."

hergestellten Waren kenntlich machen und könnten, wenn sie einmal genügende Berücksichtigung gefunden hätten, für den Fabrikanten oder Geschäftsmann eine ebenso erstrebenswerte Auszeichnung werden, wie es heute die goldenen Medaillen der Ausstellungen sind. Nicht zuletzt aber käme natürlich die Aufklärungsarbeit unter der Heimarbeiterschaft selbst, da ein Aufwachen der Arbeiterschaft zu ihren Rechten wie zu ihren Pflichten Grundbedingung ihrer Besserstellung ist. Die beste Hilfe wäre natürlich auch hier die Organisation; aber das ist ja eben die größte Schwierigkeit in dieser Sache, daß gerade dieser Teil der Arbeiterschaft so schwer dazu zu bringen ist.

Selbstverständlich setzen alle diese Reformen eine lange, mühevolle Arbeit voraus, einen Kampf mit hundert in immer neuen Gestalten auftauchenden Schwierigkeiten, ein ernstes Prüfen und Abwägen, Opfer nicht nur vom Arbeitgeber und Arbeiter, sondern auch von uns, den Konsumenten; aber wenn wir noch an das Gute im Menschen glauben wollen, so dürfen wir nicht daran zweifeln, daß es in allen Lagern und Schichten Menschen gebe, die bereit sind, Arbeit zu leisten und Opfer zu bringen, wo es sich um das Wohl von Tausenden, ja, wenn wir es recht einsehen würden, auch um unser Wohl handelt. Auch für die Schweiz paßt, was Ruskin, mit Anspielung auf eine bekannte Erzählung aus dem Altertum, von England sagt: „Man wird vielleicht einmal darauf kommen, daß die wahren Adern des Reichtums rot sind und nicht im Gestein, sondern in den Leibern der Menschen liegen, ja, daß das Endziel und der Höhepunkt allen Reichtums darin besteht, möglichst viele frei atmende, helläugige und frohe Menschen hervorzubringen. . . . . Ja, ich kann mir vorstellen, wie in einer fernen Zeit, von der wir uns jetzt noch nicht träumen lassen, England die alleinige Wertschätzung materiellen Besitzes den barbarischen Nationen überlassen wird, aus denen sie hervorgegangen ist und daß es . . . als christliche Mutter endlich zu den Tugenden und Schätzen einer heidnischen vorgedrungen sei und seine Söhne vorführen könne mit den Worten: „Dies sind meine Juwelen." C. Ragaz.

Wunsch.

Ich möchte herrlich, wie die Sterne stehn,
Die nie verblassen und nicht untergehn,
Wie sie, im Silberleuchten ewig strahlen,
Mein Dasein in des Lebens Nächte malen. —
Kaum hatt' ich den Gedanken ausgedacht,
Da fiel ein Stern und sauste durch die Nacht.

Paul Altheer, Zürich.

Pfarrer und Abstinenz.

Im Herbst 1906 haben sich die meisten abstinenten Pfarrer der Schweiz, damals 166, zusammengeschlossen zu einer „Vereinigung schweizerischer abstinenter Pfarrer" zu dem Zwecke, den Abstinenzgedanken den Amtsbrüdern nahe zu bringen und besonders an den Jahresversammlungen der „Schweiz. Predigergesellschaft" in diesem Sinn zu wirken. Es ist darum der Vorstand schon vor zwei Jahren an das Zentralkomitee in Bern und nach abschlägigem Bescheid dies Jahr an das Komitee in St. Gallen gelangt mit der Bitte, das zweite Thema irgend einer unserer Berufsarbeit naheliegenden Seite der Alkoholfrage zu widmen. Wieder mit negativem Erfolg. Es haben daraufhin die Abstinenten den Versuch gewagt, mit folgendem Antrag vor die letzten 14.—17. Juni in St. Gallen tagende Versammlung zu treten: „Das Zentralkomitee zur Durchführung der Jahresversammlung pro 1910 der Schweiz. Predigergesellschaft wird gebeten, als Thema des zweiten Tages die Besprechung der Alkoholfrage in ihrem Zusammenhang mit der Seelsorge in Aussicht zu nehmen." Der Antrag war von ca. 130 Pfarrern unterzeichnet. Die Diskussion wurde von zwei Herren benützt und zwar, angeblich vor allem aus formellen Gründen, in ablehnendem Sinne. Die rasch folgende Abstimmung ergab von ca. 200 Anwesenden 46 Stimmen für, die überwiegende Mehrheit also gegen den Antrag. Die Erledigung dieser Eingabe der Abstinenten hat den Unterzeichneten zu einigen Bemerkungen veranlaßt.

Als Abstinent und einer, der in der Vorversammlung der Abstinenten in St. Gallen für die Vorlegung dieses Antrages gestimmt hatte, ferner als einer, der die Angriffe der beiden Votanten allzu ruhig und brav über sich ergehen ließ wie alle andern anwesenden Abstinenten, fühle ich mich völlig mitschuldig an dieser „Niederlage." Die Abstimmung hat mich wenig gefreut, und ich werde im Folgenden noch sagen, warum. Aber denen unter meinen Gesinnungsgenossen, die durch das Schicksal unserer Eingabe sich allfällig haben entmutigen lassen, möchte ich bei offener Anerkennung unserer ungeschickten und für diesmal, wie es scheint, mißglückten Politik doch zu bedenken geben: Verloren ist damit nichts. Die Bewegung, für die die Mehrzahl unserer Kollegen momentan so wenig Sympathie hat, daß sie sogar jede Besprechung darüber entschieden ablehnen, geht darum doch ihren Gang und zwar zu unserer Freude in immer rascherem Tempo. Haben wir nicht unsere Kollegen als Helfer an unserer Seite, so sind es tausend Männer und Frauen aus dem Volke, die guten Willen und Opferfreudigkeit genug haben, den Kampf gegen das Alkoholelend mit dem probatesten Mittel persönlicher Enthaltsamkeit aufzunehmen. Vor zehn, zwanzig Jahren wäre es übrigens einer solchen Eingabe noch viel schlimmer ergangen, und wenn wir daran denken, daß unsere

Vereinigung innert drei Jahren von 166 auf 198 Mitglieder, d. h. von 15 % auf 22 % aller schweizerischen protestantischen Pfarrer gewachsen ist, so haben wir keine Ursache zur Besorgnis. Der Zeitpunkt rückt eben doch näher, wo die abstinenten Pfarrer die Mehrheit bilden, trotz ihrer ungeschickten Politik und trotz dem Lästern und Sträuben eines Teils unserer Gegner. Bedauern aber muß ich doch den Beschluß der St. Galler Versammlung aus drei Gründen:

Einmal, weil einem wahrscheinlich jetzt die Gelegenheit genommen ist, zu hören, wie die Gegner der Enthaltsamkeit die Mißstände des Alkoholismus zu heben oder auch nur zu mindern gewillt sind. Denn das mag man nicht gern glauben, daß es Pfarrer gibt, die diese Mißstände, diese himmelschreiende Not, nicht sehen und nicht ein Herz haben für die Opfer der Alkoholindustrie. Wie wollen sie der Not wehren? Was für Erfahrungen haben sie mit ihren Prinzipien und Methoden, nicht am Schreibtisch, sondern in den Stuben der Trinker, in Armen- und Zuchthäusern gemacht? Alles das, was doch ein abstinenzfeindlicher Referent oder Korreferent hätte dartun müssen, bleibt uns jetzt wohl versagt.

Ferner bedaure ich den Beschluß der St. Galler Versammlung wegen der Art, wie die Abstinenten wieder einmal heimgeschickt wurden. Ich hätte das vorher unter Pfarrern nicht für möglich gehalten. Daß Herr Pfarrer Graf in Hombrechtikon und Herr Pfarrer Boßhard in Zürich die Freiheit der Themawahl dem künftigen Zentralkomitee gewahrt wissen wollten, begreife ich vollauf, glaube allerdings nicht, daß sie sich so tapfer für diese Freiheit gewehrt hätten, wenn es sich nicht eben um die Alkoholfrage gehandelt hätte. Aber warum mußte man denn so hitzig werden und, wie der zweite Redner tat, durchaus den Abstinenten, die sich doch in aller Höflichkeit an die Versammlung gewandt hatten, die Maske der Pharisäer und Fanatiker anhängen? Der Zorn gegen die bösen Wassertrinker muß doch grenzenlos sein, wenn das volle Herz so überfließt, wie es bei Herrn Pfarrer Boßhard geschah. Wenn er u. a. uns versicherte, „er wäre wahrscheinlich schon längst Abstinent, wenn die Abstinenten nicht so furchtbare Dränger wären," so will ich natürlich den Grad dieser Wahrscheinlichkeit nicht einschätzen, um nicht persönlich zu werden. Aber wir Pfarrer predigen doch das ganze Jahr den Leuten, man soll eine Sache, die an sich gut ist, nicht um der schlechten Vertreter willen aufgeben, sondern im Gegenteil umso tüchtiger und lauterer vertreten. Warum gilt das nicht auch für die Abstinenz? Immerhin ist es für uns eine Freude, daß die Enthaltsamkeitsbewegung von beiden Votanten (hoffentlich nicht nur als captatio benevolentiæ) als eine an sich gute und vernünftige Sache anerkannt wurde. Bei Herrn Pfarrer Boßhard wundert mich das umso weniger, als er durch seine mutige Schrift über „die Winkelwirtschaften in Zürich" einen tiefen Einblick in die dunkelsten Seiten der Alkoholindustrie verrät. Gerade von ihm hätte ich darum eine noch freundlichere Stellung zu der bis dahin erfolgreichsten Bewegung

gegen diese Schäden erwartet. Merkwürdigerweise ist auch weder in seinem Korreferat, noch in dem Referat von Herrn Pfarrer Hauri über die „modernen Sexualtheorien und die christliche Ehe", in denen beide Herren nach den Wurzeln der bestehenden Mißstände spürten, mit einem Wort, so viel ich hörte, jedenfalls nicht mit dem gebührenden Nachdruck, auf die Wirkungen des Alkohols auf das Sexualleben unserer Zeit hingewiesen worden. Herr Pfarrer Boßhard hat in seinem musterhaft anschaulichen Vortrage erschreckende Zahlen gebracht, u. a. von Studentenverbindungen erzählt, bei denen anläßlich der Burschenpromotion als notwendiger Fähigkeitsausweis Spuren irgend einer Geschlechtskrankheit verlangt werden. Hängt das nicht eng zusammen mit dem gerade in solchen Kreisen wahnsinnigen Bierschlemmen und werden alle diese Sexualexcesse nicht begangen, nachdem der Alkohol seine Wirkung getan hat? Ist es zufällig, daß die „Herren vom Bier-Comment", z. B. die Studenten von Berlin die Musenstadt zu 25 % geschlechtskrank verlassen? Der Einfluß des Alkohols auf den Geschlechtsverkehr in- und außerhalb der Ehe ist ein so unheimlich großer, daß ich mir nicht erklären kann, wie davon in St. Gallen nicht geredet werden konnte. Ich will nur im Vorbeigehen an folgende Tatsachen erinnern: Prof. Bunge führt in seiner Schrift über „die zunehmende Unfähigkeit der Mütter, ihre Kinder zu stillen," diese traurige Tatsache zum großen Teil auf die Wirkungen des Alkohols zurück. Von 100 Sittlichkeitsverbrechen werden 77 im Rausche begangen. Von unserer furchtbar großen Zahl von Ehescheidungen haben zwei Drittel die Trunksucht des Mannes zur Ursache. Von den Prostituierten, von denen im Referat und Korreferat ausführlich die Rede war, stammen 70 % von trunksüchtigen Eltern ab. Ein Arzt (Dr. Bonne) schreibt, daß während seiner fünfzehnjährigen Praxis alle Mädchen, die männlicher Verführung erlegen waren, auf die Frage nach den Ursachen ihres Fehltrittes geantwortet haben: „Wenn ich nicht ein oder zwei Glas Bier getrunken gehabt hätte, wäre mir das sicher nicht passiert." Genug; ich glaube schon mit diesen paar die Referate in St. Gallen ergänzenden Daten gezeigt zu haben, daß die Rolle des Alkohols in den gegenwärtigen Notständen wohl eine gründliche Besprechung unter Pfarrern verdienen würde.

Endlich aber gestehe ich, daß der St. Gallerbeschluß mit den beiden vorhergehenden Meinungsäußerungen und den diesen folgenden begeisterten Bravorufen jedermann gezeigt haben, daß der Großteil der Pfarrer von der Alkoholfrage, ich sage nicht von der Abstinenz, sondern von der Alkoholfrage, nichts hören will. Daß sie gerade diese Materie, die doch ganz gewiß unser Amt angeht, so gut wie irgend etwas, was an den Tagungen der Predigergesellschaft verhandelt wird, auch nicht einmal erörtert wissen wollen, das muß doch unwillkürlich den Eindruck der Feigheit machen. Hätte es sich um die persönliche Verpflichtung zur Enthaltsamkeit gehandelt, so könnte ich die Bravorufer und Neinsager begreifen und entschuldigen. Es gibt allerlei

respektable Gründe, nicht Abstinent zu werden. Aber da es sich nur um ein Referat, Korreferat und Diskussion über den Stoff handelt, wobei doch die Nichtabstinenten mindestens ebensosehr zum Wort gekommen wären wie die Abstinenten, so ist diese begeisterte Ablehnung unseres Antrages mir nur verständlich aus der Furcht, durch die Referate und die Debatte mit Evidenz zu Schlüssen geführt zu werden, die ihnen nicht behagen. Darum: „Der Jude wird verbrannt." Ich will hier aber mit Freuden konstatieren, daß auch eine Anzahl Nichtabstinenten für unsern Antrag gestimmt hat, wohl aus der einzig billigen Ueberlegung heraus: Warum soll man nicht wieder einmal in diesem Kreise auch darüber gründlich sich aussprechen und mit den Tatsachen fertig zu werden suchen; schaden kann das doch in keinem Fall. Typisch, wie man es schöner nicht wünschen kann, war das Wort von Herrn Pfarrer Graf: „Die Meinungen darüber sind gemacht und es würde doch niemand seine Meinung ändern." Waren die Meinungen der Teilnehmer über das Thema von der „christlichen Ehe" weniger gemacht? Und doch hat man darüber geredet. Wohin führt überhaupt dieser Grundsatz von den gemachten, unrevidierbaren Meinungen, vor allem bei uns Pfarrern, die wir doch für die Zeit da sind, in der wir wirken und predigen, nicht für die, in der wir einmal Theologie studiert haben.

Wir Abstinenten wollen also von der Art, wie unsere Eingabe in St. Gallen erledigt wurde, folgendes lernen:

1. Die Stimmung der Großzahl der Pfarrer ist gegenwärtig noch der Enthaltsamkeitsbewegung gegenüber eine energisch ablehnende. Schon unser Wunsch, über die Alkoholfrage auch nur einmal mit ihnen zu verhandeln, erregt den Zorn unserer Kollegen.
2. Das Elend des Alkoholismus wird anerkannt. Die Wichtigkeit desselben für unsern Beruf wird nicht bestritten. Aber darüber verhandeln mag man in keinem Fall, um den Abstinenten die Gelegenheit zu nehmen, zu Wort zu kommen. Die sexuelle Frage, die Tuberkulose u. s. w. sind den Pfarrern viel willkommenere, „angenehmere" Probleme.
3. Fanatiker und Pharisäer sind wir in jedem Fall, wir können noch so höflich uns zum Wort melden. Wir spielen diese Rollen, bevor wir den Mund auftun, schon durch die Tatsache unserer Enthaltsamkeit.

Dem gegenüber ist die Meinung des Unterzeichneten über die Stellung des Pfarrers zum Kampf gegen den Alkohol, der ja in erster Linie ein Kampf gegen die Trinksitten ist, allerdings die des ehemaligen Führers der großartigen Abstinenzbewegung in Schweden, des verstorbenen Pfarrers Peter Wieselgren:

„Ich billige alle ehrlich angewandten Mittel und Methoden zur Bekämpfung der Trinksitten außer einer einzigen: der Methode, die Arme zu kreuzen und nichts zu tun." A. Maurer, Zell (Zürich).

Soziale Rundschau.

Industrie und Sozialreform. In einem Vortrag hat Friedrich Naumann in seiner anschaulichen Weise dieses Thema behandelt. Die erste Aufgabe der sozialen Reform heißt: Schafft überhaupt zunächst eine starke Industrie, von der aus man nachher erfolgreich Reform betreiben kann; denn wenn wir in altväterischen Betrieben stecken bleiben, können wir die vielen Millionen Menschen gar nicht ernähren, kleiden, bilden oder sonst in die Höhe bringen. Man hat früher die soziale Frage oft in einseitiger Weise nur aufgefaßt als die Frage: wie verteilen wir die Güter, die wir gewonnen haben? Ehe man aber die Frage aufwerfen kann, wie verteilen wir das Gewonnene untereinander, muß man die Vorfrage der sozialen Frage gestellt haben: wie gewinnen wir denn überhaupt erst für unsern Volkshaushalt diejenige Quantität von Gütern, bis daß es lohnt, sich darum zu streiten, welchen Anteil jeder einzelne haben soll? Es muß gewonnen werden, es muß erfolgreich gearbeitet werden, es muß die Arbeitsleistung gesteigert werden, es muß der einzelne ein so wertvolles Glied der gesamten vaterländischen Arbeit werden, als es überhaupt möglich ist, von unten an bis oben hin. Dann erst, wenn alle ihr Bestes schaffen und etwas Wirkliches leisten, wenn Mehrertrag gewonnen wird miteinander, fängt die Frage der Sozialreform im engern Sinn des Wortes an.

Die Sozialreform kam in Deutschland in drei Abschnitten. Die erste Zeit der deutschen Sozialreform füllt ungefähr die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aus. Die zweite Zeit beginnt mit dem Jahre 1890 und geht ungefähr bis in unsere Jahre, die dritte aber beginnt zu kommen.

Die erste Zeit der Sozialreform hieß Staatsfürsorge für die Alten, Kranken und die, welche durch Unfall aus ihrem Erwerb herausgefallen sind (die drei deutschen Reichsversicherungen und die projektierte Witwen- und Waisenversorgung). — Mit dem Jahr 1890 beginnt die zweite Periode. Ihr Charakteristisches ist der Arbeiterschutz, nicht für die Kranken, sondern für die Gesunden, nämlich die Rechtsbestimmungen über den Arbeitervertrag (Die Novellen zur Gewerbereformordnung, Frauen- und Kinderschutz, Arbeiterschutz in der Hausindustrie). — Diese beiden Reformen gehen ihren Weg weiter. Inzwischen rückt die dritte Zeit der sozialen Reform heran und deren Charakteristisches ist, daß hier weniger die Frage laut wird, was tut der Staat, sondern: was tun die Verbände und wie stellt sich der Staat zu diesen Verbänden? Der Staat kann nämlich immer nur bestimmen, wo die unterste Grenze ist, unter die man nicht heruntersteigen darf, er kann immer nur der bessern Entwicklung nachlaufen und die schlechtere zwingen, wenigstens etwas schneller sich dem Vormarsch anzuschließen. Der Staat kann Großes tun in der Aus-

schaltung von schlimmsten Mißständen. Was aber darüber hinaus positiv gewonnen wird, wird gewonnen durch die Selbsttätigkeit, insbesondere durch die Tätigkeit der Verbände. Organisation! Wir sind durchzogen von einem Netz untereinander kämpfender Verbände und die soziale Frage ist vielfach schon: Kampf oder Vertrag zwischen Verbänden? In der Mitte der sozialen Frage steht heute das, was man Tarifvertrag nennt, die Abmachung von Verband zu Verband, die Möglichkeit zu gemeinsamen verbindlichen Abschlüssen zu kommen. Die Gesetzgebung hat hier lediglich die Hemmungen wegzuschaffen, die bisher noch der freien Bewegung der Verbände gegenüberstehen und solche Regeln zu finden, durch die der Friedensschluß der Verbände erleichtert wird.

Naumann erörtert dann noch, welche Aufgabe der evangelisch-soziale Kongreß und ähnliche Bestrebungen in der Sozialreform haben. Wir haben die Wahrheit zur Geltung zu bringen, daß mit bloßem Mitleid allein die soziale Frage nicht zu lösen ist, mit bloßen Gesetzesbestimmungen auch nicht, aber mit Achtung vor der Persönlichkeit und dem gleichen Recht. Aus dem Recht der Personen entwickelt sich das Recht sowohl der Organisation als auch der Menschen in den Organisationen. Es handelt sich um Schaffung einer Industrieverfassung. Das neue industrielle Volk ist aufgewachsen, die neue große Industrie ist da und nun muß sie ihre Verfassung haben, ihre Regel und Ordnung, damit der einzelne in ihr nicht nur totes Glied sei, sondern organisch an den arbeitenden Körper angeschlossen werde und das Gefühl bekommen könne: Meine Arbeit ist meine Arbeit. In alledem, was wir Sozialismus nennen, ist einer der tiefsten Züge der: wir wollen unsere Arbeit machen, wir wollen nicht lebenslänglich fremde Arbeit machen, wir wollen irgendwie an unserer Arbeit selber beteiligt sein, teils mit unserem materiellen, teils mit unserem seelischen Interesse, wir wollen irgendwie, und sei es nur an einer Ecke, mitsprechen, mitverwalten, mitarbeiten können! So gut ein Volk heute nicht mehr besteht nur aus einem Herrscher, der alles weiß und alles kann und vor dem alle andern nichts sind als Untertanen, sondern wie wir heute ein Volk ansehen als einen lebendigen Körper und wissen, daß das Volk nur dann gesund ist, wenn auch der letzte Mann Zugehörigkeitsgefühl hat, so müssen wir — und das ist das Problem der nächsten Jahrzehnte — das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Zugehörigkeit in der modernen Arbeit durch zweckentsprechende Verfassungsbestimmungen herbeizuführen suchen. —

— Die vor der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft gehaltenen Referate von Dr. P. Wiesmann und Dr. P. Häberlin über die neuen sanitarischen **Rekrutenuntersuchungen** in der Schweiz sind nunmehr im Druck erschienen. Sie sind deprimierend genug, auch dann, wenn in Betracht gezogen wird, daß unsere Militärärzte meist einen sehr strengen Maßstab für die Beurteilung der Diensttauglichkeit anlegen, daß ferner da und dort der mehr oder weniger große Bedarf

an Rekruten die Resultate beeinflußt und daß endlich Dienstuntauglichkeit in sehr vielen Fällen (z. B. bei Schweißfuß, Plattfuß, vielen Fällen von Kropf) noch nicht Berufsuntauglichkeit bedeutet. Aber es ist doch schlimm, wenn in den Jahren 1883 bis 1905 von den zur Rekrutierung sich stellenden Mannschaften nicht viel mehr als die Hälfte — zirka 53 % — mit dem zwanzigsten Jahr für den Militärdienst tauglich befunden wurden und von den übrigen 47 % mindestens 37 % für endgültig militäruntauglich erklärt werden mußten. Das stärkste Kontingent der Zurückgewiesenen sind die mit Kropf Behafteten (62,1 ‰). Dann folgen die zu Kleinen, Schmächtigen, Schwächlichen, Blutarmen mit 59 ‰, die an den Augen Leidenden (46,4 ‰), die Bruchleidenden (30,1 ‰). Die Zahl der „Herzuntauglichen" ist von 1883 bis 1905 um das Doppelte gestiegen (von 8,7 auf 17,3 ‰). — Wo liegen die Ursachen für diesen bedauerlichen Zustand? „Wir haben doch ein gesundes Klima, eine im Ganzen günstig gestellte Landwirtschaft, lohnende Erwerbsverhältnisse in einem Großteil der Industrie und der Gewerbe, Wohlfahrtseinrichtungen der verschiedensten Art, und dazu eine Volkserziehung, für die wir große Opfer bringen. Wenn das nicht zureicht, um bessere Ergebnisse der Diensttauglichkeit zu erzielen, so muß es irgendwo fehlen oder an mehreren Orten." Der Kropf ist, wie bekannt, sehr wahrscheinlich die Folge einer gewissen Beschaffenheit des Bodens resp. Trinkwassers. Bei Herzleiden wirken übertriebener Velosport, Gelenkrheumatismus und Influenza mit. Aber auch hier und ganz besonders in den andern Kategorien sind hauptsächlich soziale Mißstände an der physischen Inferiorität eines Großteils der schweizerischen Jungmannschaft schuld. Es ist die mangelhafte Ernährung: Auf dem Land werden die notwendigsten und gesündesten Nahrungsmittel zu Geld gemacht (in einzelnen rein landwirtschaftlichen Gemeinden des Kantons Luzern ist die Zahl der Diensttauglichen bis auf 21,7 % und gar nur auf 17,5 % heruntergegangen), in den Industrieorten fehlen der Hausfrau Zeit, Kentnisse und Geld etwas Gesundes zu kochen und die Kosthäuser bieten oft minderwertige Nahrung. Und von Anfang wird gesündigt: Ueberarbeitete Mütter können keine kräftige Nachkommenschaft haben. Fabrikarbeiterinnen und vielgeplagte Bäuerinnen sind nicht willens oder nicht imstande ihre Kinder an der Brust zu nähren. Dann die Kinderarbeit, die Fabrikarbeit im Pubertätsalter; ferner die schlechten Wohnungsverhältnisse (nur Basel hat ein Wohnungsgesetz). Endlich der Alkoholismus besonders in der Form des Biertrunks, der seit der Konzentration der Bierfabrikation auf wenige große Betriebe gewaltige Dimensionen angenommen hat. (Gesamtsteigerung des Alkoholkonsums in der Schweiz 1893 bis 1904 gegenüber 1880 bis 1884 10 %; Zunahme des Bierkonsums allein in dem Zeitraum von 1880 bis 1904 60,8 %!) — Es ist dankenswert, das die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft die gründliche Untersuchung des Herisauer Spitalarztes veranlaßt hat. Aber gerade die Resultate dieser Untersuchung weisen uns auf Aufgaben hin, die weit

über den Rahmen hinausliegen, den die genannte Gesellschaft bisher für ihre Arbeit sich gespannt hat. —

— **Lohnregulierung in der Hausindustrie.** Die Reichstagskommission für die deutsche Gewerbenovelle nahm trotz Opposition der Regierung den Vorschlag der Schaffung von Lohnämtern in der Hausindustrie an. Darnach können in bestimmten Gewerbszweigen, in denen Hausarbeiter in größerer Zahl zu einem im Vergleich zu andern Arbeitern außergewöhnlich niedrigen Lohn beschäftigt werden, Lohnämter errichtet werden, die aus Vertretern der Gewerbetreibenden und der Arbeiter unter einem von der politischen Behörde ernannten Vorsitzenden bestehen und Mindestzeit- oder Mindeststücklöhne für einen bestimmten Zeitraum festsetzen. Ferner können Tarifverträge, die zwischen Hausarbeitern und ihren Arbeitgebern oder bezüglichen Organisationen vereinbart oder durch Schiedsspruch festgesetzt sind, auch auf die sonstigen Hausarbeiter desselben Gewerbes und ihre Arbeitgeber rechtsverbindliche Anwendung finden. — Hoffentlich trägt die kommende Zürcher Heimarbeitausstellung für unsere schweizerischen Heimarbeiter auch eine solche Frucht. —

— **Ein bedenklicher Entscheid.** Auf eine Reklamation betreffend den Vertrieb unsittlicher und sittlich minderwertiger Schriften auf den Bahnhöfen unserer Bundesbahnen hat die Generaldirektion der Bundesbahnen entschieden, daß die Kontrolle der Bundesbahnhofbuchhandlungen nicht ihre, sondern Sache der lokalen und kantonalen Behörden sei. — Damit hat sich die Direktion der schweizerischen Bundesbahnen auf einen sittlich unhaltbaren Standpunkt begeben. Oder wie beurteilen wir eine Privatperson, deren Pächter mit ihrem Wissen und Willen dem Publikum Schundware und Schlimmeres verkauft, die dafür den Pachtzins einstreicht und auf Reklamation hin achselzuckend bemerkt, „die Polizei mag einschreiten, wenn sie will." In diesem Fall ist aber die Persönlichkeit mit dem feinen Grundsatz «non olet» nicht irgend ein Herr X oder Y, sondern die schweizerischen Bundesbahnen. — Man mag hinreisen wo man will, überall ist es auf den Bahnhöfen sauberer als bei uns, selbst die französischen Privatgesellschaften haben Maßregeln zur Unterdrückung des Vertriebs unmoralischer Literatur auf den Bahnhöfen getroffen. — Leider aber stimmt diese Haltung unserer Bahndirektion zu der Haltung der Bundesbehörden in der Frage der Zulassung der durch die Verfassung verbotenen Glücksspiele. Es ist offenbar wieder die zarte Rücksicht auf die Sorte Leute, die man leider mit Recht „Fremdenpack" nennen muß. —

F. Sutermeister.

Umschau.

Schweizerische Heimarbeitausstellung und allgemeiner schweizerischer Heimarbeiterschutz-Kongress. Die Schweizerische Heimarbeitausstellung wird am 15. Juli dieses Jahres in Zürich eröffnet werden. Die Stadt Zürich hat genügende Räumlichkeiten im Hirschengrabenschulhaus zur Verfü-

gung gestellt. Der Eintrittspreis beträgt Werktag vormittags 50 Rappen, nachmittags und an Sonntagen 30 Rappen. Für organisierte Arbeiter ist der Eintritt auf 20 Rappen reduziert. Die Ausstellung ist bis zum 12. August täglich von morgens 9 Uhr bis abends 7 Uhr geöffnet. Nach ihrer Beendigung in Zürich wird sie nach Basel verlegt werden. Der Ausstellung ist eine Arbeitshalle und eine literarische Abteilung angegliedert.

Anschließend an die schweizerische Heimarbeitausstellung findet am 7. und 8. August in Zürich der erste allgemeine schweizerische Heimarbeiterschutzkongreß statt. Es sind drei Hauptreferate in Aussicht genommen: Volkswirtschaftliche und soziale Bedeutung der Heimarbeit in der Schweiz, von Universitätsprofessor Dr. J. Beck Freiburg; die gesetzliche Regelung der Heimarbeit, von Universitätsprofessor Dr. Stephan Baur, Direktor des Internationalen Arbeitsamtes in Basel; die Stellung des Konsumenten zur Heimarbeit, von Prof. J. Brunhes in Freiburg.

Wer sich über die Erwerbsverhältnisse der Heimarbeiter in der Schweiz unterrichten will, versäume nicht, die sehr reichhaltige schweizerische Heimarbeitausstellung zu besuchen. Für den Heimarbeiterschutzkongreß werden besondere Einladungen ergehen. Wünsche berücksichtigt gerne das Generalsekretariat, Ob. Mühlesteg 10, Zürich I.

Notizen. Vom 20. bis 24. Juli findet in der Aula der Berner Hochschule, von Leon Bourgeois präsidiert, der Kongreß des internationalen Instituts für Soziologie statt; am 7. und 8. August, im Anschluß an die Heimarbeitausstellung in Zürich, der Allg. Schweiz. Arbeiterschutzkongreß mit den Hauptreferenten Prof. Werner Sombart (Breslau) und Prof. Dr. Beck (Freiburg).

Die thurgauische Regierung erläßt an die Abstinentenvereine des Kantons alljährlich die Einladung zur Bewerbung um einen Beitrag aus dem Alkoholzehntel. Die Höhe der Unterstützung soll sich nach der Zahl der Mitglieder richten. Wer aber aus dem Wortlaut der betreffenden Bekanntmachung den natürlichen Schluß zieht, es seien wirklich alle Enthaltsamkeitsvereine, bezw. deren Mitglieder, gemeint, der befindet sich auf einem Holzweg; denn die Zuteilung der Beiträge erfolgt nur per männlichen Kopf der organisierten Abstinenten. Weibliche Mitglieder zählen nicht und die abstinenten Frauengruppen sind für die oberste Landesbehörde nicht vorhanden. Der Alkoholzehntel soll zwar zur Bekämpfung des Alkoholismus dienen. Deshalb werden Koch- und Haushaltungskurse subventioniert, weil sie, wie man annimmt, geeignet sind, mittelbar zu diesem Zweck beizutragen. Desto unbegreiflicher und widerspruchsvoller erscheint es nun, wenn die unmittelbare Mitwirkung der Frauen an der Befreiung unseres Volkes von einem seiner schlimmsten Feinde in besondern oder gemischten Abstinenzvereinen einer Unterstützung nicht wert geachtet wird.

Jüngst wurde in dieser Zeitschrift der Kampf gegen die Alkoholseuche einer der wichtigsten Aufgaben der heutigen sozialen Arbeit genannt, und von anderer Seite ist der schweizerischen Frauenwelt öffentlich die Pflicht tatkräftiger Mitarbeit an jenem Kampf eindringlich ans Herz gelegt und darauf hingewiesen worden, welche Mittel der Macht und des Einflusses ihr bei ernstlichem Wollen zu Gebote stünden. — Von solcher Erkenntnis scheinen unsere Regierenden noch meilenfern zu sein. E. B.

Wie man den Staat erhält. In Kassel wurde Lehrer Kimpel disziplinarisch zu 90 Mark Buße verurteilt, weil er in einer Versammlung gemeinsam mit einem Sozialdemokraten an dem Volksschulgesetzentwurf der preußischen Regierung Kritik geübt hatte, Lehrer Brandau zu einer Buße von 60 Mark, weil er auf die Frage, wen er in der Stichwahl zwischen Antisemiten und Sozialdemokraten wähle, die Antwort gab, nicht etwa daß er den Sozialdemokraten vorziehe, nein — daß er sich der Stimme enthalte. Und ein Ministerialdirektor brachte es im preußischen Abgeordnetenhause fertig, diese Maßregelung zu verteidigen. L.

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Jesus Christus und unsere Arbeit.

V.

Was ist es, das uns Jesus so unbegreiflich, wunderbar und doch wieder so vertraut macht, daß wir unter der Gewalt seines Wortes wie aus einem tiefen Traum erwachen und unsere Augen auftun lernen für unsere wahre Wirklichkeit, was ist es, das sich nicht erschöpft im Buchstaben des gesprochenen Wortes, sondern Perspektiven in die Ewigkeit eröffnet, und uns in unerschöpfliche Tiefen, in unbegrenzte Möglichkeiten blicken läßt, wie Jesus selbst einmal sagt: Alles ist möglich dem, der da glaubt? Was gibt dem Evangelium Jesu jene Wahrheitsmacht, die zu keiner menschlichen Wahrheit in Widerspruch steht, sondern sie alle zu einem letzten, lebendigen Zusammenhang verbindet? Warum haben wir den Eindruck, daß seine Werke nichts anderes sind, als die Reaktionen des Lebens gegen die Angriffe des Todes? Worin besteht die Unmittelbarkeit, die heilige Selbstverständlichkeit, die uns aus seiner Erscheinung entgegenströmt?

Jesus sagt es uns: Ich und der Vater sind eins. In ihm ist Gott offenbar geworden. Was wir von Gott aussagen, von seiner Unendlichkeit und Absolutheit, das ist Alles ein abstraktes Gedankengebilde, Theologie und Philosophie, das sind logische Begriffskünste, Systeme einer formalen Betrachtungsweise, für welche es ein Aergernis und eine Torheit ist, Gott und Mensch in einer und derselben Erscheinung zusammen zu schauen. Jesus dagegen weiß nichts anderes, als daß ihm alle Dinge von seinem Vater übergeben, seine Worte und Werke Worte und Werke des Vaters sind. Gott selbst lebt in ihm. Nicht Vorstellungen über ihn, nicht Gedanken und Bilder tiefsinniger, religiöser Phantasie, nicht geniale Ahnungen und Erkenntnisse über Gott und göttliche Dinge. Nein. Gott selbst. Jesus ist kein religiöses Genie. Er hat nicht „sozusagen" oder „gewissermaßen" Gott erlebt. Sein Erlebnis läßt sich nicht nur in das Wort: Gott kleiden, wobei es doch immer zweifelhaft bleibt, ob es einen wirklichen Gott giebt, oder ob nur das Erlebnis mit diesem Namen bezeichnet wird — nein, es ist der einzige Beweis für die Wirklichkeit Gottes.

Wir werden uns hüten, dafür nähere Erklärungen abzugeben. Eben an diesen Erklärungen ist noch jede Theologie bis zum heutigen Tage gescheitert, zum negativen Beweis — neben dem soeben berührten positiven — für die Göttlichkeit Jesu. Erklären kann man nur ein „Quasi"- und „So-zu-sagen"-Gottesleben, wie es unsere religiösen Parteien kennen, nicht aber das wirkliche. Nur so viel ist für immer klar: Für das Bewußtsein Jesu und der Seinen war die Frage nach Gott durch die Gegenwart Gottes selbst ein für alle mal aus der Welt geschafft, weil ihnen Gott keine Frage mehr, sondern die Wirklichkeit war, in welcher sie alle andern Wirklichkeiten verstanden und umfaßten. Von nun an wird Gott nicht nur angebetet und religiös verehrt, sondern immer deutlicher erkannt. Sein Name wird geheiligt, sein Reich kommt, sein Wille geschieht auf Erden, wie im Himmel. Er ist nicht mehr Gegenstand des Kultus, nein, sondern die Macht, die ins Menschenleben eingreift. Wo er zur Wirksamkeit gelangt, schwindet der bloße „Gottesdienst", schwinden Kirchen- unp Priestersatzungen dahin. Es giebt keine „Religion" mehr. Ein Leben, ein Geist, eine Wahrheit in Allem und durch Alle.

Hierin besteht die ungeheure Revolution, welche mit Jesus in die Welt getreten ist, und die heute mehr als je die christliche Gesellschaft erschüttert. Daß wir nie zur Ruhe gelangen, daß wir herumgeworfen werden von einer Erkenntnis zur andern, daß wir immer wieder den Untergang dessen erleben müssen, was unsere eigene Hand gebaut — das beruht auf der Tatsache, daß seit der Erscheinung Jesu in der gesamten christlichen Geschichte, unvergleichlich mit allen Entwicklungsprozessen des Altertums, ein aufstrebendes, schaffendes, revolutionäres Element tätig ist, das nicht ruht, bis es alles Unfertige und Böse überwunden hat; ein Geist, der jeden Stillstand unmöglich macht, der die Gesellschaft unter den größten Schmerzen und furchtbarsten Krisen zu immer neuen Erlebnissen emporführt; ein rastloses, verzehrendes Feuer, das Feuer, das Jesus „gekommen ist anzuzünden auf Erden." Das Feuer des lebendigen Gottes, den Schriftgelehrten ein Aergernis, den Philosophen eine Torheit, weil es ihre sauberen Schulmeisterbegriffe wie Stoppeln auffrißt. An diesem Feuer hat sich die soziale Frage, die heute in unser aller Herzen brennt, entzündet. Denn wo in aller Welt giebt es eine soziale Frage außer auf dem Boden des Christentums?

Begreifen wir nun den gewaltigen Entscheidungskampf, zu welchem Jesus die Mächte dieser Welt in die Schranken rief? Ist, wenn Gottes eigenes Leben in der Welt offenbar geworden, etwas anderes möglich, als ein Kampf auf Tod und Leben? Ist es nicht ohne weiteres klar, daß unsere menschlichen Zustände, mit dem Leben Gottes in Berührung gebracht, aus ihrer Ungerechtigkeit und Verlogenheit umgeschmolzen werden müssen zu Gerechtigkeit und Wahrheit? Verstehen wir nun Jesu Ringen um die Seele und gegen ihre Verderber? Verstehen wir sein souveränes Wesen, seine Liebe zu den Menschen, die Tiefen und

Höhen seines Charakters, die unwiderstehliche Gewalt seines Wortes, die unauslöschliche Sehnsucht, die er in unseren Herzen entfacht? Muß das Alles nicht so sein, wenn doch in ihm das Leben hindurchgedrungen ist, das in unser aller Wesenstiefe schlummert, und wenn der aus seinem Munde zu uns spricht, in dem wir „leben und weben und sind?“ Kann es anders sein, als daß wir noch mitten in Entscheidungskämpfen stehen, wenn die tiefsten Tiefen unseres Lebens aufgebrochen sind, und wir immer wieder, aller theologischen Erklärungen müde, zu der Grunderkenntnis zurückkehren: „Wir sahen seine Herrlichkeit, als des eingebornen Sohnes vom Vater?“

VI.

Gewiß, das alles verstehen wir vielleicht. Aber eines verstehen wir nicht, und doch ist es gerade das wichtigste und entscheidenste für unsere Arbeit in der Nachfolge Jesu: daß das Erlebnis Jesu auch das unserige werden soll, daß das Feuer, das er angezündet, erst dann seinen Segen entfaltet, wenn es auf dem Altar unseres eigenen Herzens brennt. Sein Geist unser Geist, sein Gott unser Gott — so berichtet uns die Pfingstgeschichte. Die Apostel alle haben ihn nicht anders gekannt. Was in Jesus angefangen, das soll durch ihre Arbeit weitergeführt werden. Sie wollen nicht über Jesus und seine Taten allerhand tiefreligiöse Reflexionen anstellen, nein, sie wollen sein Werk zu dem ihrigen machen und, erfüllt von seinem Geiste, seine Arbeit verrichten. So haben sie ihn verstanden, besser, als ihn unsere Exegese und historische Theologie versteht. Was für eine lächerliche Anmaßung ist es doch, wenn unsere gelehrten Bibelerklärer z. B. über Paulus hinweg zum ursprünglichen Jesus gelangen wollen, über einen Mann also hinweg, der das einzige Verständnis Jesu besaß, das es überhaupt geben kann, das des inneren Geisteszeugnisses! Wie? Ist das kluge Raisonnement eines weltabgewandten Stubengelehrten Jesu näher — dem Jesus des Kampfes und des Kreuzes — als das Schaffen und Drängen des Feuergeistes Paulus? Ist das Feuer, das Jesus angezündet, in dem lichtvollen Gedankengang des Forschers wiederzuerkennen — und nicht in den Flammen, die aus einem Paulus lodern? Was wußte ein Paulus, ein Johannes von der so „überaus notwendigen“ Trennung zwischen Gott und Jesus? Sie trennten nicht, was zusammengehört, weil sie den Geist des von ihnen gepredigten Evangeliums an sich selbst erfahren. Christus haben hieß ihnen Geist aus Gott haben, an Christus glauben im Erlebnis Gottes stehen. Es bestand in ihrem Geiste eine direkte Fortsetzung dessen, was Jesus gewesen — und das ist es, was Jesus unter dem von ihm angezündeten Feuer verstand. Sie haben ihn unmittelbar erlebt, seine Gemeinschaft als die Gemeinschaft Gottes erkannt.

Aber eben: je mehr wir von dieser unvergleichlichen Lebensgemeinschaft zwischen Jesus und seinen Jüngern reden, desto dringlicher erscheint uns die Frage: Was haben wir? Haben wir das Gottes-

erlebnis Jesu auch? Giebt der Geist Gottes Zeugnis unserem Geiste? Woher nehmen wir, arme Kinder eines reflexionssüchtigen, kritischen Zeitalters, das Recht und die Fähigkeit zur Gotteskindschaft? Zwingen läßt sich doch hier am wenigsten etwas. Tun wir deshalb nicht besser, wollen wir nicht in Schwärmerei ausarten, uns an die Schranken der gescholtenen historischen Theologie zu klammern, die uns, indem sie uns am Ufer zurückhalten, zugleich doch auch vor dem Ertrinken bewahren?

Gewiß, das ist eine schwere Frage, der wir unmöglich aus dem Wege gehen können, wenn wir unser Thema: Jesus Christus und unsere Arbeit, nicht zu einem bloßen Spiel mit Worten machen wollen. Denn sie berührt, wie gesagt, gerade das, worauf es Jesus einzig ankommt: Gemeinschaft mit Gott. Gott selbst oder nichts — das ist hier die Frage. Nur keine Kompromisse zwischen beiden, wie Religion, Dogma, Seligkeit ꝛc. Nein. Entweder — oder. Entweder lebt Gott — und dann muß er selbst zur Wirksamkeit gelangen; oder es giebt keinen Gott — und dann hört überhaupt alles auf. Dazwischen giebt es nichts. Gerade hierin besteht der charakteristische Unterschied zwischen den Weltreligionen und dem wahren Christentum. Sie bauen sich alle auf dem Zwischenreiche an, zwischen Gott und dem Nichts, das Christentum dringt bis zu Gott selbst vor, um hier entweder auch nichts oder gerade alles zu entdecken. Entweder — so spricht es — hat sich Jesus einer totalen Täuschung hingegeben, als er den Jüngern den Geist aus Gott verheißen — oder unser gegenwärtiger Mangel an Gottesleben muß auch heute noch gehoben werden können. Wenn es nicht möglich ist, daß heute wie damals ein wirkliches Zeugnis aus Gott sich erhebt, dann ist das ganze, gerade auf dieses Zeugnis angelegte Evangelium nichts als eine seltsame und schmerzliche Illusion.

VII.

Wir fragen daher: Haben wir wirklich nur Mangel an Gottesleben zu verzeichnen? Ist unsere Christenheit eine massa perditionis geworden, aus deren erstorbenen Gründen keine Samenkörner mehr aufzugehen vermögen? Sind wir wirklich gott—los? Haben wir wirklich nur Theologie oder Religion an der Stelle Gottes? Ist das Zeugnis Jesu vom lebendigen Gott zusammengeschrumpft zu bloßen Lehrsätzen über Gott? Hat die Dogmatik endgültig die Stelle des Lebens eingenommen? Oder ist nicht vielleicht gerade die Tiefe des Schmerzes, womit wir die heutige Geistesarmut empfinden, noch ein letztes Zeichen von einem verborgenen Leben? Würden wir so ängstlich und bewußt zwischen Gott selbst und einer Glaubenslehre unterscheiden — so wenig es uns auch gelingen will, diesen Unterschied in ein menschliches Wort zu fassen — wenn uns alles Göttliche restlos in eine Lehre über Gott aufgegangen wäre?

Nein. Wir haben viel mehr, als wir in den Momenten innerer Einkehr und Sammlung zu entdecken vermeinen. Wir tragen Alle

Gott im Herzen. Das Christentum hat uns nicht nur religiöse und theologische Erkenntnisse über Gott überliefert, sondern, von diesen Dornen umgeben, auch echtes, unverfälschtes Gottesleben. Wenn wir an Gott denken, so denken wir nicht nur an eine Menge theologischer oder philosophischer Gebilde, nicht nur an ein mehr oder weniger wohlgefügtes System über das „erste Sein," die „oberste Ursache," den „ewigen Grund" aller Dinge, sondern dann ergreift uns das unbeschreibliche Gefühl der Nähe und Vertrautheit mit einer umfassenden Liebe, dann spüren wir unmittelbar, daß wir in Gott leben, weben und sind, noch bevor wir es versucht, ihm in Worten Ausdruck zu geben. Was wir über ihn sagen ist nie das, was wir eigentlich sagen wollen. Und das ist unser Trost. Aus den Disteln und Dornen unserer Worte fliehen wir immer wieder in die stille, innere Welt, wo keine Worte mehr, wo nur noch die Wirklichkeit waltet, Gott selbst, nicht unsere Gedanken über ihn. Was gibt unserem Leben seinen eigentlichen Wert? Ist es nicht das, daß wir uns selbst und unserer Arbeit zum Trotz immer wieder uns Gottes zu trösten vermögen?

Ich will nicht länger bei diesem tiefsten Erlebnis unserer Seele verweilen. Aber ich frage: Sollte es nie möglich sein, daß das verborgene Gottesleben, das wir in uns tragen, die Kruften unseres Alltagstreibens in Theorie und Praxis, die Kruften unseres Protestantismus, Orthodoxismus, Liberalismus, unseres Christentums und Pfarrertums, unserer Standpunkte und Prinzipien, unseres gebundenen Ernstes und unserer pharisäischen Gespreiztheit entzweischlägt? Sollte es nie über die verborgenen Gründe des Herzens emporsteigen und die Gefilde unseres äußeren Lebens mit seinen erquickenden Wassern übergießen? Soll es nie dahin kommen, daß sich unser Bewußtsein, unser ganzer Mensch, Geist, Seele und Leib mit dem Leben Gottes füllt? Daß alle falschen Gewißheiten, die unsere Arbeit hemmen und verkehren, gegen die eine, alles überstrahlende Gewißheit Gottes ausgetauscht werden? Daß alles bloße religiöse Empfinden und Reden jener schlichten Sprache weiche, die, ohne bewußt von Gott zu reden, ihn doch in jedem Wort offenbart? Soll Gott, der Herr und Meister aller Wahrheit und Wirklichkeit, immer nur eine religiöse Angelegenheit der Menschen bleiben, soll seine allem andern erst Verständnis verleihende heilige Selbstverständlichkeit nie den Glanz ihrer absoluten Natürlichkeit durch unser Leben, unsere Worte, unsere Arbeit ergießen? Werden wir es nie lernen, die tausend Fragen und Angelegenheiten, die auf uns einstürmen, ins Licht des lebendigen Gottes, nicht nur in das irgend eines theologischen oder religiösen Standpunktes zu rücken? Soll es nie wahr bei uns werden, sondern immerdar mit dem Verdachte der Schwärmerei behaftet bleiben, daß es ein unmittelbares Erfassen und Verstehen der Dinge — nicht nur ein gelehrtes, theologisches — deswegen gibt, weil Gott lebt? Wenn sich die Schwärmer auf ihr „inneres Licht" berufen — soll das beweisen, daß es überhaupt kein inneres Licht gibt? Wenn die Unnatürlichkeit sich „unmittel-

bar" gebärdet, heißt das, daß alles Unmittelbare unnatürlich ist? Soll das Wort des Johannisevangeliums von dem Geiste, der in alle Wahrheit führt, ein dunkles Muckerwort bleiben, das glücklicherweise „eben nur im Johannisevangelium" steht?

Nein. Es ist das dringendste Bedürfnis für unsere Arbeit, daß wir es lernen, die Wahrheit des lebendigen Gottes, wie sie in den Tiefen unseres Herzens ruht, über ihre ausschließlich religiöse Fassung emporzuheben und sie in das Reich des Geschaffenen einzuführen. Gott muß uns viel mehr sein als Religion. Die religiösen Fragen müssen an der überragenden Wirklichkeit Gottes selbst verschwinden. Es darf nicht mehr damit sein Bewenden haben, daß sich der Christ mitten in der Wirklichkeit dieser Welt eine abgeschiedene, stille Innenwelt des Geistes aus den Worten Gottes erbaut, sondern darum muß es sich wieder handeln, ob diese irdische Wirklichkeit stimmt mit der Wirklichkeit Gottes. Nicht Erbauung und Andacht mitten in harter Ungerechtigkeit des Daseins, sondern Kräfte, welche die Ungerechtigkeit überwinden. Staats-, Wirtschafts-, Gesellschaftsprinzip muß uns Gott wieder werden, nicht nur Prinzip der Religion und des Kultus; der Maßstab, womit wir die Zustände und Verhältnisse messen, das Licht, das wir über die Rätsel und Verwirrungen des Lebens gießen, und in dem wir alles, äußeres und inneres, betrachten.

VIII.

Was folgt nun daraus für unsere Arbeit, daß wir in dieser, ich möchte sagen, nicht religiösen, sondern wahrhaftigen, nicht subjektiven, sondern objektiven Weise zu Gott Stellung nehmen?

Vor allem der große Sieg über uns selbst. Freiheit unserer Religion und unserer Theologie gegenüber. Ein freier und frei schaltender Besitz unserer eigenen Gedankenwelt. Jetzt herrscht sie nicht mehr über unser Selbst, jetzt herrscht dasselbe über sie. Wir müssen nicht mehr in einer vorgeschriebenen oder angelernten Weise denken, nein, wir wollen nun denken; das Denken wird uns zur Lust, sozusagen zum Spiel, wir brauchen uns auch nicht mehr von seinen Gegensätzen und Umschlägen ins Gegenteil, wovor uns bisher so graute, zu fürchten, weil wir die Festigkeit unseres Wesens nicht mehr von einer erstarrten Gedankenmasse: Ueberzeugung genannt, abzuleiten brauchen, sondern sie unmittelbar im Besitze Gottes garantiert wissen. Seitdem uns Gott nicht nur Religion, sondern Wirklichkeit geworden, dürfen wir sozusagen ohne Ueberzeugung sein, ohne dabei das, was die Ueberzeugung gutes an sich hat, preiszugeben. Ist ja doch jede Ueberzeugung nur ein kümmerlicher Ersatz für die Grund- und Lebensüberzeugung, die es allein für den Menschen gibt: Gott; und wo daher Gott selbst, nicht abgeleitete Erkenntnisse über ihn, Raum gewonnen hat, da gibt es keine Ueberzeugungsgötzen mehr — nur noch Ueberzeugungskraft. Wie groß und wundervoll das ist, was für eine Aussicht unbegrenzter Möglichkeiten diese Freiheit in Gott mit sich bringt,

das hier auszuführen verbietet mir der Raum, ich überlasse es dem weiteren Nachdenken des geneigten Lesers.

Frei von uns selbst, das war das erste. Und frei für die Mitwelt, heißt nun das zweite. Es ist ja eine von uns alle Tage schmerzlich empfundene Erfahrung, wie gerade unser religiöser Standpunkt uns unfähig macht, Menschen und Dinge zu verstehen. Wir müssen sie immer nur vom Sehwinkel dieses Standpunktes aus betrachten, und sehen daher von vornherein verkehrt zu ihnen hinüber. Wir beurteilen sie falsch — gewöhnlich, wie das so unser Christentum mit sich bringt, zu streng — denn wir beurteilen sie nach Maßstäben und Schemata, die wir an ihr Leben anlegen, nicht nach der Folgerichtigkeit dieses Lebens selbst. Es fehlt uns die Unvoreingenommenheit, und deshalb die wahre Liebe. So bleiben uns Menschen und Verhältnisse fremd einfach deswegen, weil unsere Ueberzeugung, unser Standpunkt es uns verbietet, uns direkt und ohne Umschweife an ihr eigenes Wesen zu wenden. Mit Gott aber wird es uns möglich, keinen „Standpunkt" zu haben und doch fest zu stehen. Keinen Standpunkt nämlich in einem jener tausend von den Wellen geschaukelten Schifflein, womit wir aneinander vorbeifahren und einander überholen, wohl aber den Standpunkt des Felsens, auf welchem wir dem Wellenspiel des täglichen Lebens entronnen sind, um nun erst mit den Augen des ruhigen Betrachters dem Spiele zuzuschauen. Solange wir nur einen religiösen Standpunkt haben, stehen wir noch im schwanken Schifflein, da ja Religion nur eine Erscheinung neben andern ist, sobald wir aber Gott selbst ergriffen, befinden wir uns auf dem Felsen, der wohl für den Schiffer kein Standpunkt, aber dem unruhigen Element gegenüber der Standpunkt aller Standpunkte ist. Auf ihm bekommen wir den Blick für die Sache selbst wieder, während uns die Angst um das eigene Leben im Schifflein der partikularen Ueberzeugung nie zu ruhiger Betrachtung gelangen ließ. Wir fürchten uns nicht mehr, wir lassen uns nicht mehr imponieren. Mit reiner Liebe blicken wir auf alle und alles, wie Jesus es von denen, die Gott erfahren haben, verlangt: Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, denn er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Da wird uns klar, daß alles Menschliche und Geschaffene in enger Verbindung mit Gott steht, trotz aller Verderbnis. Gottes inne geworden, spüren wir nun auch seine Beziehungen zu seinen Werken, nachdem uns bis dahin die lediglich religiöse Stellung zu ihm den Blick für diese Beziehungen verdunkelt hatte. Und mit Schrecken werden wir gewahr, daß alle Rätsel des Lebens, von denen wir so gerne gesprochen — um uns zu entschuldigen — nichts anderes waren, als die Gespenster, welche unser eigener gottentfremdeter Geist in die Gesetze des Daseins hineingezaubert. Wir wollen das Böse nicht mehr sehen — und so bringen wir es zum Verschwinden. Der Pharisäer, der Späher von Schuld uud Sünde hört auf. Wir suchen nicht mehr den Leuten vor allem das Schuld-

gefühl zu wecken und sie zu demütigen; das Pfäffische wird uns fremd. Wir setzen das Heil unserer Mitmenschen nicht mehr in bloße subjektive Wandlungen, in Bußschmerz und Gnadengefühl — sehr unsichere und rätselvolle psychologische Erscheinungen, solange die Mächte des Verderbens die Welt beherrschen — nein, wir predigen ihnen wieder vor allem ihre unverminderte Zugehörigkeit zu Gott, was ganz von selbst — wie bei Jesus — zur Sinnesänderung treibt. Wir verstehen es wieder, daß das Heil in der Teilnahme am Reiche Gottes besteht, nicht in psychologischen Prozessen, die jeder Einzelne für sich abtut, und die deshalb so leicht ins Falsche und Verlogene hinüberspielen. Die zentrale Bedeutung des Reiches Gottes erfüllt uns wieder im Gegensatz zu der aussichtslosen Subjektivität, die wir bis dahin als Protestantismus und Evangelium gepflegt. Ueber die Schranken des Christentums hinüber blicken wir wieder in das Urverhältnis, das Gott mit den Menschen eingegangen ist, der Gott, der „nicht nur den Juden" — und Christen — „sondern auch den Heiden Gott ist." (Röm. 3.)

Und hier begreifen wir es immer weniger, wie wir im Stande sein konnten, Individualismus und Sozialismus gegen einander abzugrenzen und auszuspielen, unterscheiden konnten zwischen einem innern und einem äußeren Gebiete, nachdem uns im Besitze des lebendigen Gottes klar geworden, daß es keine gegen einander abgetrennten Gebiete innerhalb seines Wirkens und Waltens gibt, daß alles bis ins kleinste Atom hinab von seinem Geiste getragen ist. Die Schöpfung wird uns wieder lieb; zugewandt, nicht mehr abgewandt, stehen wir den Menschen und Dingen gegenüber da.

Endlich folgt aus unserer neuen Stellung zu Gott, daß wir, von Gottes Wirklichkeit getragen und bestimmt, nicht mehr von der Rücksicht auf die tausend zusammenhanglosen Einzelfragen des Lebens abgelenkt, ganz von selbst wieder zu den einfachen Grundgedanken und -Forderungen des göttlichen Wortes zurückkehren. Nun erst werden wir es in seiner ganzen Tragweite inne, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt, der Geist Gottes nicht der Geist der Welt ist. Ohne den Kampf zu suchen, treten wir unwillkürlich in eine Kampfstellung zu den Mächten, die die Welt regieren. Nicht eine Theorie, nicht etwa gar eine materialistische oder wirtschaftliche Tendenz ist es, die uns bestimmt, z. B. die ganze gegenwärtige Gesellschaftsordnung den Forderungen der im Evangelium niedergelegten Gerechtigkeit zu unterstellen. Es ist uns ohne weiteres klar — seitdem Gott für uns nicht mehr bloß eine religiöse Frage bildet — daß der Mammonismus, die Gewaltherrschaft und die geistliche Bevormundung, wie sie heute noch regieren, unmöglich mit Gott zusammen bestehen können. Wir haben keine Wahl mehr: wir müssen in irgend einer Weise dagegen Zeugnis ablegen. Nicht aus politischem Bestreben, nein, sondern getrieben vom Geiste Jesu. So gegen die großen Verderber der menschlichen Seele aufstehend, beginnen wir wieder, die Rettung der Seele zu betreiben,

während wir sie bis dahin durch religiös-psychologische Behandlung nur umso hoffnungsloser ihren Peinigern unterwarfen. Wir wissen es gar nicht mehr anders, als daß die individuelle Verkündigung des Evangeliums Hand in Hand gehen muß mit der sozialen, daß die Botschaft des Kreuzes nur dann für die Seele Evangelium ist, wenn sie in demselben Geiste verkündigt wird, der Jesus an das Kreuz gebracht. Erst jetzt fangen wir an, die Worte Jesu, die er an seine Nachfolger richtete, die Worte von der Selbstverleugnung, von der Preisgabe des eigenen Lebens, vom Bruch mit den liebsten Menschen zu verstehen, während sie uns früher, in unserer ausschließlich psychologischen Orientierung, wie harmlose Hyperbeln einer lediglich religiösen Redeweise erschienen waren. Denn jetzt stehen wir wieder in der Nachfolge dessen, dem der lebendige Gott so übermäßig in der Seele brannte, daß er die Rettung der Menschen mit dem prinzipiellen Bruch mit den Weltmächten verband.

Doch genug, der Raum fehlt uns auch hier zu weiteren Ausführungen.

IX.

In diesem Zusammenhange geht uns nun auch das Verständnis auf für die mächtigste soziale Erscheinung unserer Tage: die Sozialdemokratie.

Man kann nicht gerade sagen, daß sich das Christentum in seiner bisherigen Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie mit Ruhm bedeckt habe. Die Behandlung, welche es ihr angedeihen ließ, war entweder äußerst gehässig — trotzdem der Christ den Spruch vom Vergelten des Bösen mit Gutem in seiner Bibel stehen hat — oder dann wohlwollend, zuwartend, ängstlich kritisch im Einzelnen, jedenfalls aber immer ohne eigentliches Verständnis für ihre prinzipielle Bedeutung und Grundtendenz. Man wog in mühseligen, aussichtslosen Auseinandersetzungen einen christlichen Standpunkt gegen einen sozialdemokratischen ab, ohne zu sehen, daß man sich gerade dadurch des Vorzuges beraubte, den das recht verstandene Christentum allen andern Erscheinungen gegenüber besitzt: des universell orientierten Standpunktes nämlich, auf dem es ihm möglich ist, jede vorwärtsschreitende Bewegung sich zu eigen zu machen und gerade dadurch von den Schlacken zu reinigen. Christ sein, heißt alles glauben, alles hoffen, alles dulden, heißt das Gute sehen und hervorziehen, heißt durch Teilnahme und Zutrauen die menschlichen Entwicklungen aus unklaren, chaotischen Anfängen zur Klarheit und Wahrheit emporführen.

Es muß zu unserer Unehre gesagt werden, daß wir diesem Christentum Jesu bis jetzt in unserer Stellung zur Sozialdemokratie durchaus nicht gerecht geworden sind. Auch die am weitesten fortgeschrittenen Kreise unseres sozialen Christentums bekreuzigten sich immer wieder vor den sozialdemokratischen Theorien, stolperten über den angeblichen Atheismus, Materialismus und Internationalismus der Sozial-

demokratie, noch bevor sie die Augen aufgetan für das große gemeinsame Streben, das sie mit dieser Partei verband. Man hat des Guten in der Versicherung, seine heiligsten Güter gegen die sozialdemokratische Weltanschauung schützen zu müssen, so übertrieben viel getan, daß es dringend an der Zeit ist, sich auch einmal zu fragen, ob diese Weltanschauung denn wirklich so gefährlich ist, und ob hinter derselben nicht Kräfte und Absichten zum Durchbruch drängen, die mit dem ursprünglichen Christentum die frappanteste Verwandtschaft haben, zu denen daher jeder Christ, der auf diesen Namen überhaupt noch Anspruch erhebt, unbedingt stehen muß. Auf diese Frage wollen wir nun etwas näher eingehen.

Also zum ersten in aller Kürze die sozialdemokratische Theorie. Ich greife die Hauptsachen heraus. Vor allem ihre Auffassung der Moral.

Die Sozialdemokratie leugnet alle absoluten Größen und ewigen Prinzipien. Sie steht auf dem Heraklitischen und Hegelschen Standpunkt des *Παντα ῥει* (alles fließt). Es gibt nach ihr darum auch keine abgeschlossene, ein für alle mal gültige Moral. Auch die Moral müsse sich den Wandel der Dinge gefallen lassen. Jedes Volk, jede Klasse, jeder Einzelne bilde sich eine eigene Moral. Die Moral sei nichts anderes — um es möglichst kurz zu sagen — als der ideal angeschaute ökonomische Zweck des Menschen. Moralisch sei, was unsern Lebenszweck fördert. — Das scheint nun allerdings sehr gefährlich zu sein, ist es aber nicht, sobald wir uns auf den universellen Standpunkt, den uns das Evangelium ermöglicht, begeben. Ganz abgesehen davon, daß die Sozialdemokratie selbst durch ihre an das Allgemeinbewußtsein der Gesellschaft appellierende Propagandaliteratur immer wieder den unwillkürlichen Beweis für die Macht der moralischen Gedankenwelt ablegt, so hat ihre Behauptung von der Relativität der Moral eine tiefe, von ihr selbst durchaus nicht gewürdigte Wahrheit in sich, die wir aber gerade auf unserem Standpunkte zu würdigen im Stande sind.

Auch das Evangelium nämlich weiß nichts von einer selbständigen Moral, von Moralgesetzen und Moralprinzipien. Das Gute, wovon es spricht, ist allein Gott. Gut ist, was von Gott erfüllt ist. Wo Gott fehlt, da bleibt, sozusagen, ein bloßes Schema, ein Schattenriß des Guten zurück; statt des Lebens ein Gesetz, das zu bloßen Geboten herabsetzt, was lebendige Tat gewesen war. Das Unbedingte des göttlichen Lebens selbst wird nun als die Unverbrüchlichkeit eines obersten Gebotes, als Moralprinzip, als kategorischer Imperativ verstanden — Abstraktionen, die noch immer unwillkürlich dafür Zeugnis ablegen, daß es sich hier um eine ewige, unbewegliche Größe handelt. Nur vermögen diese Moralprinzipien selbst die Unbeweglichkeit ihres Inhaltes nicht aufrecht zu erhalten, mit andern Worten: das bloße Moralgesetz ist nicht im Stande, die elementaren Triebe des Sinnenlebens zu bändigen und seinem unveränderlichen Wesen zu unterwerfen. Es ist als bloßes Gesetz wehrlos preisgegeben den lebendigen Regungen der animalen

Bedürfnisse des Menschen und muß es sich gefallen lassen, von denselben zur Legitimation ihrer untergeordneten Zwecke mißbraucht zu werden.

Das ist der Sinn der verpönten Theorie der Klassen- und Ständemoral. Aber daß es in der Tat eine Klassenmoral gibt, daß jede Klasse ihre moralischen Anschauungen auf ihre materiellen Bedürfnisse zuschneidet, das ist eine Tatsache, die dem aufmerksamen Beobachter auf den ersten Blick entgegenkommt. Unsere universell gerichtete christliche Moral mit ihren unüberbietbaren Geboten der Liebe mag noch so vornehm tun — sie kann es trotzdem nicht verhindern, daß ihre Forderungen nur formell auf der Höhe des Absoluten sich zu erhalten wissen, während sie materiell ganz ohne weiteres außer Wirkung gesetzt, wenn nicht gar von den wirtschaftlichen Interessen ihrer Träger selbst zum Deckmantel für ganz andere als moralische und universelle Tendenzen gemacht werden. Solange nicht Gottes Geist selbst in den Menschen lebt, solange Gott nur Anbetungsgegenstand der Religion ist, solange kann es auch keine Moral geben, die sich in allgemein und für immer gültiger Weise durchzusetzen vermöchte. Also entweder Gott selbst — und dann tritt der von der Moral nur formell festgehaltene Universalismus einer unveränderlichen Geistesmacht auch praktisch in Kraft; oder bloße Moralprinzipien — und dann hat die Sozialdemokratie recht mit ihrer Behauptung von der Gebundenheit der Moral unter die materiellen Triebkräfte. Denn Leben kann nur vom Leben überwunden werden, nicht von Gesetzen. Der in Gott lebende Mensch allein vermag es, den ungeordneten, leidenschaftlichen, aber lebendigen Trieben seiner materiellen Natur zu gebieten.

In enger Verbindung mit der geschilderten Auffassung der Moral steht der sozialdemokratische sogenannte Geschichtsmaterialismus, d. h. die Theorie von der ökonomischen und wirtschaftlichen Grundlage des geistigen Lebens der Menschen, wonach Wissenschaft, Kunst, Religion, Politik nichts anderes sind, als die ideellen Spiegelbilder der jeweiligen ökonomischen Verhältnisse eines Volkes. Auch hier entrüstete sich die Gesellschaft zuerst aufs lebhafteste gegen diese „pietätslose Betrachtungsweise", die alle idealen Güter buchstäblich in den Staub zu ziehen suchte; allein der Umschwung ließ nicht lange auf sich warten. Heute wird die große Wahrheit der geschichtsmaterialistischen Auffassung mehr und mehr erkannt. Es läßt sich auch in der Tat nichts wesentliches dagegen einwenden. Es ist einfach so: die wirtschaftlichen Verhältnisse bedingen das geistige Leben. Mit der Veränderung der ersteren, wandelt sich auch das letztere, nicht umgekehrt. Es fällt nur uns, Schülern eines lediglich an den äußern politischen Erscheinungen orientierten Geschichtsunterrichtes, schwer, bis zu diesen eigentlichen Triebfedern des Geschehens hinabzusteigen. Aber man stelle nur einmal die Schulauffassung z. B. von den Ursachen des peloponnesischen Krieges — Rivalität zwischen Sparta und Athen — neben die geschichtsmaterialistische — wonach es eine Lebensfrage für die athenischen Handelsverbindungen mit

Süditalien war, sich den Durchgang durch den korinthischen Meerbusen zu erzwingen — um zu sehen, wie überraschend klar einem in ihrem Lichte Verhältnisse und Umstände werden, um deren Verständnis man sich bis dahin umsonst abgemüht.

Wir fragen nun: Was sind das für Ideale, die wir dieser Geschichtsauffassung mit so großer Emphase entgegenstellen? Was ist das für ein Geist, der sich durch sie in seiner Herrschaft bedrohlt fühlt? Wie kann man sich auf die Selbständigkeit eines Geisteslebens, auf die innere Wahrheit geistiger Gebilde berufen, wenn diese Gebilde erwiesenermaßen in so enger Beziehung zu den materiellen Verhältnissen stehen? Geist, der es wirklich ist, der aus sich selbst schöpft, ist nur Gott. Geist aber, der ohne Gott eigener Geist sein will in der Form von allerhand Prinzipien, Glaubenssätzen und allgemeine Maximen, die wie selbständige höhere Wesen über dem Laufe der Dinge thronen — ist Götzengeist, nicht Gottesgeist. Unsere Ideale sind Götzenbilder. Man sehe nur, was für Jammer sie in der Welt angerichtet haben, um zu verstehen, wie gefährlich jeder Geist — sei es Religions- oder Wissenschafts- oder Rassen- und Nationalitätsgeist — der nicht Gottes Geist ist, werden kann. Allen diesen falschen Geistern gegenüber hat die geschichtsmaterialistische Auffassung recht, wenn sie die eigentlichen Realitäten wieder da sucht, wo sie sind. Oder was sind alle die hochmütigen Versuche der Menschen, sich ein eigenes Geistesreich zu erbauen, im Grunde anderes als eine Mißachtung des Schöpfers selbst und seiner Schöpfung? Was kann Materialismus — neben allem falschen, das dieses Wort in sich birgt — auch heißen? Nicht das, daß mit der Schöpfung ernst gemacht werden soll, einem verbrecherischen Spiele gegenüber, das sie den Launen eines angeblichen Geistes unterworfen? Daß das Sichtbare mit nichten der bloße Sitz aller bösen Lüste ist, wie der „Geist" stets behauptet, um seine eigene Lüsternheit der seine Ohnmacht knechtenden Materie andichten zu können? Heißt Materialismus in diesem Zusammenhange nicht ganz einfach der Respekt vor dem, was Gott geschaffen, der Sinn und das Verständnis für das Gottgegebene? Ist nicht Gott Herr und Meister der Materie? Und ist nicht gerade der Umstand, daß sie jeden falschen Geist in ihre eigenen Dienste knechtet, der Beweis dafür, daß es den eigentlichen Geist, den Geist Gottes, braucht, um ihr gerecht zu werden? Sie will dienen und gehorchen, aber nur ihrem Herrn. Falsche Herrschaften macht sie sich selbst untertan, ihnen so in eindrücklicher Weise vordemonstrierend, daß niemand ungestraft sich an der Schöpfung Gottes vergreift. Statt sie zu ehren, hat sie der Mensch immer wieder einem falschen Geistessysteme zu unterwerfen gestrebt — und die Rache der mißhandelten Natur für diesen Hochmut des in eigenen Gebilden einherstolzierenden Menschengeistes war immer und unvermeidlich seine schmähliche Knechtschaft unter die Materie. Sobald aber Gott selbst wieder im Menschen Raum gewinnt, kommen die verwirrten Gesetze der Schöpfung wieder in Ordnung und verliert die Materie ihren gefährlichen Reiz, der ja

nur für den Gott entfremdeten Geist ein Reiz gewesen. Ganz unbewußt hat also auch hier wieder die Sozialdemokratie am höchsten Probleme gerührt: Ihr Materialismus weist dringend auf die Notwendigkeit hin, uns wieder von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und aus allen Kräften Gott hinzugeben.

Und nun noch kurz das zweite, wovon wir reden wollten: die Verwandschaft der sozialistischen Arbeit mit der des Evangeliums.

Nicht mehr gebunden durch ein ausschließlich religiöses oder protestantisches Bewußtsein, in Gott selbst frei geworden für die Erkenntnis der guten Triebkräfte in einer wie sehr auch unvollkommenen Vorwärtsbewegung, wie sie unstreitig von der Sozialdemokratie repräsentiert werden, wird uns nun auch das Schwerste möglich sein, einzusehen nämlich, daß sich in dieser Bewegung die eigentliche Absicht des Evangeliums in ganz anders wirksamer Weise geltend macht, als in unserem Christentum. In der Tat: die Stellung, die Jesus in der damaligen Gesellschaft eingenommen, läßt sich heute nur vergleichen mit der der sozialdemokratischen Führer — so töricht auch jeder nähere Vergleich wäre. Mögen sie noch so verschieden von einander sein, im entscheidenden Punkte treffen sie zusammen: im Kampf gegen die bestehenden Mächte zur Rettung der Freiheit und Selbständigkeit der Menschen. Die Sozialdemokraten sind es — nicht die Christen — welche den Mammon bis aufs Blut bekämpfen, davon durchdrungen, daß Geldherrschaft und Menschenwohl niemals zusammen bestehen werden, und daß diese Herrschaft, sich Ausdruck verschaffend in den gegenwärtigen Besitzverhältnissen, einfach fallen muß. Aber gerade das war auch die Forderung Jesu. Die Sozialdemokraten sind es — nicht die Christen — die sich der Armen und Gedrückten in einer Weise angenommen haben, die die ganze Gesellschaft zwingt, die soziale Frage zu der ihrigen zu machen. Die Sozialdemokraten — nicht die Christen — machen ernst mit der Forderung Jesu, daß der Mensch, nicht die Sachen, die Seele, nicht die Schätze der Welt, zu gelten hat. Während die Christen sich durch Almosen und gute einzelne Werke ihrer von ihrem Meister klar vorgezeichneten Aufgabe zu entledigen suchen, sind die Sozialdemokraten so tief in den Geist des Evangeliums eingedrungen, daß sie von einer Abschaffung der Uebel, einer Erneuerung der Zustände von Grund aus reden. Aber diese unbestreitbare Großartigkeit und Großzügigkeit ihrer Auffassung ist es, die allein der Macht und Größe des Erlösungsgedankens Jesu entspricht.

Ist es hier noch nötig, extra darauf hinzuweisen, daß auch große und mannigfaltige Unterschiede zwischen dem Evangelium und der Botschaft der Sozialdemokratie bestehen? Daß die letztere am Aeußern, das Evangelium am Innern orientiert ist? Dort die bloße Form — hier der Inhalt? Ich denke, nein. Jedermann wird es verstehen, wenn wir dafür halten, daß des Gemeinsamen viel mehr ist, als des Differenten, und daß wir gerade in unserer Zeit, nachdem die Differenzen bis ins kleinste hinein diskutiert worden sind, das Bedürfnis empfinden

dieses Gemeinsame hervorzustellen, und das Verlangen nach jener göttlichen Liebe, welche das Gemeinsame ohne Gefahr für die Wahrheit der Differenzen geltend zu machen und auszuhalten vermag, nach jenem Glauben, der mit gutem Gewissen denen die Hand zu reichen imstande ist, welche, wenn nicht in Worten, so doch in der Tat einen reichlichen Anteil am Evangelium für sich in Anspruch nehmen dürfen. Wir sehen Gott selbst am Werke, nicht irgend ein Christentum oder einen Sozialismus, den Gott, der aller Menschen Gott ist, und der „die Gottlosen gerecht spricht", den Gott und Vater Jesu Christi, dessen Geist Jesus in unsere Arbeit eingeschrieben hat.

In diesem Sinne heißen wir: Religiös-sozial. H. Kutter.

Försters neuestes Buch.

Unter dem Titel „Lebensführung" hat Förster vor einigen Monaten ein Buch „für junge Menschen" ausgehen lassen.*) Es soll eine Fortsetzung des frühern Buches „Lebenskunde" bilden und ist im besondern „für geistig mündige Leute beiderlei Geschlechts" bestimmt.

Ausgehend von der Bejahung einer absoluten Moral behandelt Förster zunächst persönliche Lebensfragen wie: Willenskraft, Umgang mit Menschen, Beruf und Charakter, junge Männer und junge Mädchen, sexuelle Frage, und in zweiter Linie Kulturfragen wie: Schutz der Schwachen, Rassenfrage, Frauenfrage, soziale Frage. Eine Betrachtung über Religion und Charakter bildet den Abschluß.

Das Buch ist wie schon einige frühere von Förster in seiner Zusammensetzung mosaikartig. Es sind — wenn man auf den Gedankeninhalt sieht — die alten Steine, die hier in neuer Anordnung zusammengereiht werden. Ja sogar ganze Abschnitte der Jugendlehre und manches aus andern Büchern kehrt wörtlich wieder: z. B. der ganze Abschnitt über die sexuelle Frage bietet auch in der Formulierung nur wenig Neues. Dieses Schreiben mit der Schere läßt sich nun verschieden ansehen. Förster kann es damit rechtfertigen, daß er dasselbe stets für verschiedene Kreise sagen müsse: einmal für Unmündige und dann für Mündige, ein anderes Mal für Studenten oder Aerzte oder Ungläubige gegenüber seinen Anschauungen. Zeitungsschreibern verzeiht man diese Gewohnheit gerne, wegen der Not, daß eben die Spalten voll werden müssen und zwar in kürzester Zeit. Aber bei einem pädagogischen Schriftsteller, der sein persönliches Verhältnis zu

---

*) Berlin, Georg Reiner, 1909, Preis 5 Mk. — Sämtliche Sperrungen in Citaten stammen von dem Verfasser der Besprechung.

seinen Lesern gewinnen will, erweckt doch das über viele Seiten sich hinziehende Selbstzitieren, das beständige Zitieren derselben Autoritäten und das immer erneute Umschütteln der gleichen Elemente den Eindruck, daß es der Verfasser etwas leicht nehme mit seiner Aufgabe, daß er seine Leser etwas niedrig einschätze. Immer wieder Dantes Beatrice, immer wieder die Graalgeschichte und die Ritterlichkeit gegenüber der „Jungfrau Maria" in derselben Verwendung.

Aber wie gesagt, es läßt sich das ja mit den verschiedenen Adressen, an die die Bücher gerichtet sind, zur Not rechtfertigen. Und ich gebe gern zu, daß man auch in dem neuen Buche auf sehr treffende Formulierungen ethischer Gedanken stößt, bei denen man die Empfindung einer glücklichen Neubildung hat: so die knappe Definition „Askese ist Kampf gegen die Tyrannei des Augenblicks" (S. 39). Oder wenn die hilfreiche Liebe geschildert wird: „Im Jesaias wird einmal vom Messias gesagt, daß er wisse mit den Müden zu reden zu seiner Zeit. Es gibt keine ergreifendere Vorahnung von der allwissenden Liebe. Nichts ist seltener, selbst bei wahrhaft hilfreichen Menschen, als daß sie mit den Müden zu rechter Zeit zu reden und zu schweigen wissen" (S. 63). Und einen scharfen Blick in das menschliche Herz und seine stille Eitelkeit verrät die Stelle: „Man beobachte nur sich selbst und frage sich, was man alles schon aus Eitelkeit geredet oder unterlassen hat und wozu überhaupt das Pfauentum den Menschen fähig macht. Und man frage sich endlich auch, wieviel ungereinigte Eitelkeit und Abhängigkeit vom Urteil der Menschen auch in der sogenannten Schüchternheit liegt" (S. 71). Denselben Scharfblick scheint mir Försters Beurteilung der Freundschaft zwischen jungen Leuten verschiedenen Geschlechts zu erweisen. Er warnt davor, „gerade aus Fürsorge für die großen Liebesgefühle, die oft aus solchen Freundschaften erwachsen, darin jahrelang gequält und schließlich erdrosselt werden — weil der eine Teil wirklich nichts als Freundschaft und ein wenig Interesse wünscht und keine Ahnung davon hat, was er im andern geweckt hat, sich auch gar nicht imstande fühlt, Gleiches mit Gleichem zu erwidern" (S. 133).

Um solcher guter Lebensweisheit willen möchte ich gerne das Buch unbedingt empfehlen. Aber ich kann das nicht tun, weil ich zwei schwerwiegende Bedenken dagegen habe.

Das erste habe ich schon gestreift: Förster nimmt es einfach zu leicht mit seinen Problemen. Leute, die wirklich in theoretische und praktische Zweifel über ihre Lebensführung geraten sind, werden sich z. B. über das Bestehen einer absoluten Moral durch Försters Ausführungen nicht beruhigen können. Gerade die Menschen, welche die Frage „Was soll ich tun" durch das Leben begleitet, stehen oft ratlos an dem Punkte, wo soziale und persönliche Pflichten in Konflikt geraten. Die Einheit beider scheint mir eben ein Ideal, ein Problem, nicht eine auf einer absoluten Moral beruhende Tatsache zu sein. Und dann ist angesichts der zweifellos nach Ort und Zeit mannig-

faltigen Entwicklungsgeschichte der Moral, angesichts der großen Verschiedenheit dessen, was jeweilen für gut und für Menschenpflicht gehalten wurde, der Hinweis auf die Weisen aller Völker, die Stimme in uns, und das „was die menschliche Gemeinschaft in der Tiefe zusammenhält," noch nicht genügend zum Erweis ihrer absoluten Moral. Man denke nur z. B. an die Solidaritätsfrage, vor die sich ein Arbeiter alten Schlages heute gestellt sieht gegenüber seinem Herrn einerseits und seinen Arbeitsgenossen anderseits. Da wird ihm keine absolute Moralvorschrift helfen können. In ähnlicher Weise scheint mir z. B. die Abhandlung über den politischen Beruf, der in dem schönen Gladstone'schen Satze gipfelt „Was moralisch falsch ist, das kann nicht politisch richtig sein," gegenüber der rauhen Wirklichkeit allzuleicht geschürzt. Solche allgemeine Anweisungen führen höchstens zu einem verständnislosen Urteil über Menschen, die viel größere Aufgaben zu bewältigen haben, als wir Durchschnittsmenschen. Ich glaube nicht, daß die selbstverständliche Art, mit der Förster solche Schwierigkeiten löst, gerade die in den Schwierigkeiten drin Stehenden fördern und bessern, und die, welche sie scharf empfinden, von der selbstverständlichen Einfachheit der Sachlage im Sinne Försters überzeugen wird.

Mein zweites Bedenken trifft Försters meiste Schriften gemeinsam: Muß nicht etwas Schiefes und Unwahres herauskommen, wenn man immer wieder von einem Standpunkt aus zu den Menschen über die persönlichsten Lebensfragen redet, auf dem man selber gar nicht steht? Immer wieder dieses scheinbare Ausschalten des religiösen d. h. auf Kirchentradition ruhenden Momentes und die scheinbar reinen Vernunftgründe oder, wie Förster lieber sagen würde, Gründe aus dem praktischen Leben. Er darf sich nicht verwundern, wenn man dieser Methode gegenüber, die er zugestandenermaßen schon in seiner „Jugendlehre" befolgt hat (siehe Neue Wege 1908 pag. 177), kein größeres Vertrauen haben kann als gegenüber der katholisch- und protestantisch-scholastischen, die mit Vernunftgründen stets nur die dogmatisch festgelegte Kirchenlehre rechtfertigen wollte. Immer wieder werden wir von Förster auf ein späteres Buch verwiesen.*) Damit diese meine Behauptung nicht in der Luft stehe, führe ich einige Stellen aus dem Buche an:

S. 2/3. „Da der Verfasser sich nicht nur an die Gläubigen wendet, sondern auch an diejenigen, welche zweifeln oder ihren Glauben verloren haben, so hat er in den folgenden Betrachtungen jeden Appell an religiöse Gefühle und Gedanken vermieden. Eine der Jugend gewidmete Einführung in die Grundwahrheiten der Religion wird Gegenstand eines spätern Buches sein."

---

*) Schon in seiner „Entgegnung", Neue Wege 1908 S. 177, redet Förster von einem Buche, das die religions-pädagogische Ergänzung zur „Jugendlehre" sein und seine religiösen Anschauungen darlegen und begründen soll.

S. 35 über Askese: „Wir sprechen in diesem Zusammenhange nicht von der religiösen Weltflucht, sondern nur von der freiwilligen Uebung in der Enthaltsamkeit . . .“

S. 17. „Wenn wir die großen Symbole des Himmels und der Hölle einmal unabhängig von ihrer metaphysischen Bedeutung betrachten, so sehen wir, daß sie sozusagen den Menschen in der Welt seiner eigenen Handlungen orientieren.“

S. 61 im Abschnitt „Durch Mitleid wissend“ redet F. von den Stigmata (Empfang der Wundmale Christi am eigenen Körper): „Wir berühren hier weder die natürlichen noch die übernatürlichen Erklärungen, welche für die Entstehung dieser Stigmata gegeben worden sind — es kommt uns hier nur auf einen tiefen Sinn dieser Berichte an: in ihnen wird jene ganz große und geniale Liebe verherrlicht, wie sie nur in ganz seltenen und gewaltigen Naturen entsteht, die so eins werden mit dem Gegenstand ihrer Hingebung, sich so ganz an ihn verlieren, daß seine Wunden sogar äußerlich an ihnen zu bluten beginnen.“

In seinem Schlußkapitel über „Religion und Charakter“ sucht Förster dieser schiefen Stellung noch etwas abzuhelfen. Nochmals betont er, er habe „nur an Gedanken und Gefühle appelliert, die dem Freidenker ebenso nahe liegen wie dem Gläubigen.“ Aber dieses Schlußkapitel umfaßt fünf Seiten gegenüber den 298 Seiten des ganzen Buches und tippt wieder nur an die eigentlich grundlegende Frage. Das hellste Licht auf Försters eigentliche und wirkliche Meinung wirft wohl der folgende Ausspruch: „Zum Verständnis der Religion kommen wir nicht durch den kritischen Verstand . . . ., sondern durch die Ehrfurcht und die Demut vor der unvergleichlichen Seelengröße und Lebenskenntnis, die aus den heiligen Schriften und Traditionen redet, und unsere Selbstüberhebung vernichten muß, wenn wir überhaupt noch Sinn für das wahrhaft Große haben.“ Daß kritischer Verstand nicht Religion verstehen, noch weniger schaffen kann, dem wird von der jüngeren Generation kaum mehr jemand widersprechen, aber daß das wahrhaft Große nur in den heiligen Schriften und Traditionen zu finden sei, das ist doch nicht ohne weiteres damit bewiesen. Die Gegenüberstellung ist schief.

Doch das ist mir hier Nebensache. Hauptsache ist mir, daß ich glaube, Förster darf in seinem eigenen Interesse und im Interesse des Guten, dem er dienen will, in seinen Büchern nicht länger mit seinem religiösen Standpunkt Versteck spielen. Gerade weil ich überzeugt bin, daß die sittlichen Werte und Werturteile in einem Menschen stets aufs innigste mit seinen tiefsten und letzten religiösen Ueberzeugungen verknüpft sind, ja von diesen recht eigentlich bedingt werden, so hat Försters pädagogisch sein wollende Scheidung der beiden Dinge für mich etwas gefährlich Unwahres in sich. Ich bin überzeugt, daß nur der auf seine Mitmenschen entscheidend wirkt, der seine ganze Person ohne Scheidungen und Reservationen einsetzt, und der selbst das Para-

dore seiner innersten Ueberzeugungen dabei zu seinem Rechte kommen läßt. Und es ist mir auf der andern Seite kein Zweifel, daß „geistig mündige Menschen," zu denen Förster doch reden will, niemals durch ein solches Buch, das sie eben als Unmündige behandelt, denen man nur die halbe Wahrheit sagt, für etwas Gutes wirklich innerlich gewonnen werden können. Darin liegt für mich der große Mangel des Buches. Dr. A. Barth.

Die Werkplätze.

Eine grundsätzliche Frage.

Wer sich über das Unternehmen der Werkplätze für Arbeitslose in Schwamendingen bei Zürich freute, der konnte nicht ohne Mißbehagen beobachten, wie das Unternehmen in den letzten Monaten der allgemeinen Anerkennung und dem Lob eines Jeden verfiel. Denn es wurde auch von Leuten gelobt, in deren Mund gelobt zu werden jedem sozialen Unternehmen peinlich sein muß, ich denke da an das Lob derjenigen christlichen wohltätigen Kreise, deren ganzer Sinn auf die Bürgschaft eines günstig gelegenen Sitzplatzes im Himmel geht und die im Namen Jesu die größten wohltätigen Unbarmherzigkeiten zu verüben fähig sind.

In diesen Blättern hat unser Gesinnungsgenosse Stückelberger über das Unternehmen berichtet, in einer Art, der ich aus eigener Kenntnis nur herzlich zustimmen kann. Gerade weil aber wir den Werkplätzen unsere freudige Begrüßung entgegenbringen können, ist es vielleicht erlaubt, eine grundsätzliche Frage aufzuwerfen, die zu tun uns schwerer fiele, müßten wir sie an ein Beispiel anlehnen, das wir weniger anerkennen könnten.

Nämlich wenn man die Namen derer liest, welche jetzt dem Unternehmen vorstehen und welche — daß ich es wiederhole — sich damit ein Verdienst erworben haben, dann fällt auf, daß kein Arbeitnehmer, kein ausgeprägt Sozialer, ich könnte auch deutlicher sagen kein Sozialdemokrat dabei ist. Warum?

Es ist nicht bekannt geworden, daß unter den Leuten des Ausschusses der Werkplätze auch nur ein Gedanke an Ausschließlichkeit gewaltet habe, wir nehmen es darum auch nicht an. Eher möchte man annehmen, man habe mit Absicht dem Unternehmen einen neutral-humanitären Charakter wahren wollen.

Aber dann erhebt sich die grundsätzliche Frage: ist es gut, Unternehmen, welche klärlich den Arbeitnehmern dienen wollen, ganz ohne Beteiligung der Arbeitnehmer zu gründen und zu leiten?

Man verstehe die Frage nicht falsch. Sie fließt nicht aus Mißtrauen gegenüber der jetzigen Leitung hervor, die ich, soweit ich sie kenne, sehr hoch achte, und soweit ich sie nicht kenne, kein Recht habe,

nicht zu achten. Die Frage ist auch keine politische und keine Parteifrage. Aber es ist eine erzieherische Frage, die namentlich für uns Pfarrer in irgend einer Gestalt immer wieder auftaucht, und es ist, als erzieherische Frage, eine Frage allerersten Ranges.

Man mag die Organisationen und Einrichtungen, welche die Arbeiterschaft sich geschaffen hat, werten wie man will; man mag alles loben oder sehr viel zu tadeln und zu bedauern haben (wie ich z. B. hätte), drei Dinge sind doch gewiß:

1) Wenn man rein auf den Umfang dessen blickt, was die Arbeiterschaft sich geschaffen hat (an Vereinen, Kassen, Bildungsmöglichkeiten), dann muß man staunen. Namentlich, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt.

2. Unsere Arbeiterschaft ist mündig. Ganz ohne Zweifel wird sie in Arbeitslosenfürsorge, die sie sich selber schafft, am ehesten gerade das treffen, was nötig ist.

3) Es handelt sich für die Besitzenden, unter die aus Versehen auch wir Pfarrer einmal gerechnet seien, nicht mehr darum, daß wir „den Leuten etwas bieten". Die Pflicht den Arbeitslosen zu helfen ist da; die Arbeitnehmer sollen helfen, und uns Besitzenden sollen sie sagen, wie wir ihnen dabei an die Hand gehen können. Es soll uns leid genug sein, wenn wir's nur mit Geld tun können.

Ich nannte die Frage eine grundsätzliche. Mit Bedacht; denn daß es bei den Werkplätzen nicht so gehalten wurde, hat wenig zu sagen; dafür ist das Unternehmen, so sehr wertvoll es ist, doch zu unbedeutend. Aber dasselbe Problem kehrt anderswo wieder.

Ich nannte die Frage eine erzieherische. Nicht in der Meinung, daß just die Arbeiter es seien, die in dieser Hinsicht erzogen werden müßten. Erzogen werden müssen die Besitzer von Privatkapital, die oft genug sagen, sie verwalteten ihr Kapital nur zum allgemeinen Besten, die aber gar leicht in die Meinung verfallen oder darin stecken bleiben, sie gäben und böten. Erzogen werden müssen die Besitzer geistiger Kapitalien, die auch oft genug von dem Irrtum wohlwollenden Darbietens besessen sind. Wir müssen dahinkommen, daß wir, allerdings ohne alle sklavische Reverenz vor einem Götzen Arbeiterschaft, uns dankbar sagen lassen, wie wir Hand anlegen dürfen an dem großen Werk äußerlicher und geistiger Befreiung, das die Arbeiterschaft an sich selber und aus sich selber (wiewohl nicht ohne Gottes verborgen wirkende Macht) begonnen hat und auch vollführen wird.

Wenn wir diese Erziehung üben, an der alle Freunde der Neuen Wege mitzuarbeiten fähig und berufen sind, dann wird etwas von dem kommen, wovon Freund Stückelberger spricht: die Solidarität von Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Dazu werden wir freilich alle mehr als bisher vor dem Angesicht Gottes wandeln müssen.

Ludwig Köhler.

Die schweizerische Predigergesellschaft und die Abstinenz.

In der Julinummer dieses Blattes hat Herr Pfarrer Maurer den Beschluß der schweiz. Predigerversammlung in St. Gallen, welcher es ablehnte, dem neuen Centralkomitee in Zürich die Bitte um Besprechung der Alkoholfrage zu unterbreiten, einer hämischen Kritik unterzogen, die, wie ich glaube, weder der Sache noch der Predigergesellschaft förderlich ist. Der ablehnende Entscheid wird der Furcht vor den überzeugenden Schlüssen der Abstinenten zugeschrieben und es wird dabei überhaupt recht verächtlich von der Gegnerschaft gesprochen. Angenommen, die Tatsachen entsprächen dieser niedrigen Deutung, möchten wir doch fragen, was man mit all diesen Invektiven eigentlich bezwecke. Wir sollten es unterlassen, vor einem weitern Publikum, wie es diese Zeitschrift unseres Wissens doch besitzt, einander verächtlich zu machen, um uns einen Aerger vom Halse zu schreiben und uns in der trostlosen Charakterlosigkeit der Kollegen zu spiegeln.

Auf die Gefahr hin, daß Geister, wie sie sich in dem erwähnten Artikel Luft machten, auch diese Zeilen mit derselben Sachlichkeit beurteilen, wage ich es, zu der Angelegenheit ein Wort zu sagen, da es auch meinem Referate über Sexualethik zum Vorwurf gemacht wurde, daß es den Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Unsittlichkeit nicht berührt habe. Ungerechtfertigt ist dieser Vorwurf ja nicht. Leider war auch diese Seite der Frage mit so vielen andern Punkten den Kürzungen zum Opfer gefallen, die selbst so nicht umfangreich genug waren. Der baldigst erscheinende Bericht wird meine Ansichten über diesen Punkt ziemlich ausführlich wiedergeben. Es wäre mir aber doch richtiger vorgekommen, wenn Herr Pfr. M. damals die noch zur Verfügung stehende Viertelstunde benützt hätte, um diesen wirklichen Mangel zu ergänzen, als sich nachher in Vorwürfen zu ergehen.

Was uns in St. Gallen bewogen hat, dieses Thema für unsere Versammlung abzulehnen, das ist in erster Linie der Umstand gewesen, daß wir erst zwei Jahre vorher auf unserm Instruktionskurs für kirchliche Liebestätigkeit die Wirtshausfrage durch zwei abstinente Referenten hatten behandeln lassen, wobei die Sache der Abstinenz recht nachdrücklich vor einem großen Publikum zum Worte gekommen war. Außerdem leitete uns die Empfindung, dieser Gegenstand sei wirklich aus dem Stadium der prinzipiellen Erörterung herausgewachsen, und die Aktion sei jetzt die Hauptsache. Ob man dasselbe mit Herrn Pfr. M. auch von der sexuellen Frage sagen könne, darüber ließe sich noch streiten. Daß es sich aber mit der Alkoholfrage so verhalte, dieser Ansicht sind doch selbst manche abstinente Pfarrer. Und man kann dieselbe doch wohl vertreten bei aller Anerkennung der Erfolge, welche die Abstinenzbewegung erzielt hat.

Ist es nun aber wirklich für einen Abstinenten unmöglich, denen, die sich an dieser Arbeit nicht aktiv beteiligen, zuzutrauen, daß sie trotzdem keine schlechten Menschen sind und daß nicht bloß die niedrigsten Motive sie von der Mitarbeit zurückhalten. Wir verstehen es ja vollkommen, daß ein Forel als Naturalist die Ueberzeugung hegt, der Alkohol sei Schuld an allem Unheil in der Menschheit. Aber als Christen haben wir doch gewiß Verständnis für die andere Ansicht, daß auch das Alkoholelend als einzelne Erscheinung seine Begründung in tieferliegenden Ursachen finde, und daß man auch von anderer Seite her an die ernste Aufgabe herantreten könne, der Menschheit auch aus dem Alkoholelend herauszuhelfen. Als Christen glauben wir doch, die Wurzel aller Sünde sei unsere unrichtige Stellung zu Gott, und allein die Wiedergeburt aus dem heiligen Geist vermöge gründliche Wandlung zu schaffen. Es versteht sich ganz von selbst, daß die Abstinenzarbeit mit dieser Ueberzeugung nicht im Widerspruch steht. Aber ebensowenig steht die andere damit im Widerspruch, daß man von anderer Seite her den Kampf gegen die menschliche Not aufnimmt. Gegenüber einer Einseitigkeit, wie sie Herr Pfr. M. vertritt, ist es doch wohl ganz gut, daß andere auf anderer Basis für Gott und seine Sache kämpfen, und die andere Wahrheit betonen, daß das Alkoholelend

ebensowohl Folge der menschlichen Sündhaftigkeit als Ursache derselben sei. Ich meine, wir Pfarrer sollten so viel Verständnis für die Mannigfaltigkeit des Lebens einerseits und für das, was andererseits das Centrum desselben ausmacht, haben, daß wir es vertragen könnten, wenn nicht alle durchweg nach derselben Methode arbeiten, ja wenn gewisse Stimmen, wie die Herrn Pfarrer Grafs aus Schwellbrunn (nicht aus Hombrechtikon) in ernster und tiefgründiger Ueberzeugung fürchten, durch solche Forderung der allgemeinen Abstinenz könnte die evangelische Heilsordnung verdunkelt werden. Wir halten unsererseits diese Furcht für unbegründet. Aber wir verstehen diese Ansicht sehr wohl und glauben keineswegs, allerlei unsaubere Motive dahinter wittern zu müssen. Wir verargen es keinem, wenn er einseitig alles Heil von der Abstinenz erwartet. Wir verstehen, wie der Blick auf die Alkoholnot ihn zu der Ueberzeugung bringen kann, daß vor Wegräumung dieses Hindernisses alle andere Arbeit umsonst sei. Wir teilen auch diese Ansicht nicht, aber wir achten diese Gemütsverfassung, ohne darum zu meinen, wir müssen uns nun auch um jeden Preis in dieselbe hineinzwängen. Wir halten es für kein günstiges Zeichen, daß unsere evangelische Kirche jetzt im Streit um solche von den Grundfragen soweit entfernten peripherischen Fragen aufgeht. Aber wir verstehen diese Erscheinung als einen Rückschlag gegen die Vernachlässigung solcher praktischen Aufgaben, und wir freuen uns, daß diese letztern frisch und erfolgreich an die Hand genommen wurden. Nur glauben wir nicht, daß man nun wirklich allen denen, die sich nicht auch mit einseitiger Wucht auf solche Arbeit konzentrieren, einen Vorwurf und einen sittlichen Mangel daraus machen dürfe, wie das aus der Empfindlichkeit jener Aeußerung herausscheint. Stimmen wie die Herrn Pfarrer Maurers sind nicht ganz ungefährlich.

Es ist ja ganz zweifellos, daß der Kampf gegen den Alkohol eine wichtige soziale Aufgabe ist. Und noch weniger kann man an seinen praktischen Erfolgen zweifeln. Das Blaue Kreuz speziell hat in Trinkerrettung und in Umwandlung der Trinksitten Großes geleistet. Sollten da die abstinenten Pfarrer ihre Arbeit nicht einfach energisch und hoffnungsfroh weiter tun und ruhig zuwarten, wie viele ihrer Kollegen durch die Sache selbst ohne alles Stürmen und Treiben gewonnen werden? Wir schreiben die schönen Erfolge des Blauen Kreuzes in der Ostschweiz gerade diesem ruhigen und stetigen Vorgehen zu, das allein durch die Sache wirken will und nicht durch Vorwürfe und Verdächtigungen.

Warum uns der Friede in dieser Angelegenheit am Herzen liegt, das ist, weil wir immer noch hoffen, ein gemeinsames Vorgehen der Abstinenten mit ihren nichtabstinenten Kollegen gehöre nicht mehr zu dem Unmöglichen. Wir versprechen uns aber von einem solchen Großes. Wohl wissen wir, daß es immer noch Dogma ist: Alle Bestrebungen zur Hebung der Alkoholnot, die nicht auf dem Boden der Abstinenz stehen, sind von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Aber ist dieses Dogma nicht widerlegt worden durch die Absinthabstimmung? Da hat sich das Verständnis und der Wille zum Kampf gegen das Alkoholelend doch nicht bloß in den Kreisen der Abstinenz in herzerquickender Weise kund getan. Gewiß wäre dieser Sieg ohne die Arbeit der Abstinenten niemals errungen worden. Sie durften denselben ihrer unermüdlichen Arbeit durch zwei oder drei Jahrzehnte hindurch zuschreiben. Aber wenn Leute, die nun einmal diejenige Geistesverfassung, welche die Voraussetzung zur Parteinahme für die Abstinenz bildet, nicht zu erreichen vermögen, trotzdem ein Auge und ein Herz haben für die Alkoholnot unseres Volkes, und willig sind, nach dem Maße ihres Verständnisses mitzuhelfen, daß es auf diesem oder jenem Punkte besser wird, sollten da die Abstinenten nicht soviel Selbstlosigkeit haben, um jenen die Hand zu bieten zu gemeinsamem Vorgehen, wo dies möglich ist?

Wir meinen, sie sollten bald einmal als Vorhut die Wirtshausfrage anhand nehmen und dabei freudig die Hilfe der Andern begrüßen. Wenn nur erst einmal in einem Kanton die Lokaloption ermöglicht und da oder dort zu Stadt oder Land das Wirtschaftswesen dem Kapital entzogen und auf gesundere Prinzipien aufgebaut werden könnte, so wäre damit viel erreicht. Würden die Erfolge solcher Maßregeln nicht zur Nachahmung reizen? Um dies oder Aehnliches zu erreichen, sollte man Vorarbeit tun durch Bearbeitung des Volksbewußtseins

nach dieser Richtung. Leider ist ein Komitee, das nach jenem Instruktionskurs in St. Gallen zu diesem Zwecke gebildet werden sollte, wegen Ueberlastung der Willigen nicht zustande gekommen. Gäbe es nicht in den Kreisen der Abstinenten Kräfte, welche dafür entbunden werden könnten und welche dazu geschickt und willig wären? Man wird doch dergleichen Maßregeln kaum als von vornherein aussichtslos hinstellen dürfen? Der Bundesrat hat bei Anlaß des Absinthstreites ausdrücklich gesetzgeberische Maßregeln im Kampfe gegen den Alkohol versprochen. Sollte er nicht beim Wort genommen werden?

Es ist doch kaum Aussicht vorhanden, daß in absehbarer Zeit die Totalabstinenz in unserm Lande durchzusetzen wäre. Da sollte man, nachdem der Beweis günstiger Volksstimmung für solche Selbsthilfe geleistet ist, das Mögliche tun. Und wenn auch die abstinenten Kreise es unbegreiflich finden, daß ein gewissenhafter Mensch nicht ohne weiteres zur Abstinenz übergeht, so sollten sie sich über diese Unbegreiflichkeit wegsetzen und die Hilfe dieser Leute nicht ohne weiteres zurückweisen. Den Vorwurf, daß die Mäßigen die größte Schuld am Alkoholelend tragen, sollten sie den Beschränkten und Fanatikern überlassen und jeden guten Willen anerkennen. Alle Verdächtigungen sollten sie unterlassen und sich zu dem Glauben aufraffen, daß auch unter den Nichtabstinenten noch rechtschaffene Leute zu finden seien, die sich üben, ein unbeflecktes Gewissen zu haben gegen Gott und Menschen.

Sehr wahrscheinlich wäre dann auch die schweizerische Predigergesellschaft zur Diskussion zu haben, wenn es sich nicht um die nun doch hinlänglich ventilierte Prinzipienfrage, sondern um eine praktische Frage handeln würde. Nur wird es nicht angehen, daß man das kommende Centralkomitee jemals durch Wünsche der Versammlung verpflichtet. In der Ueberzeugung, daß im Lager der Abstinenz auch noch andere Stimmen maßgebend sind, als die, welche wir hier glaubten zurückweisen zu müssen, erlaubten wir uns im Interesse der wichtigen Angelegenheit diese flüchtigen Bemerkungen. *N. Hauri, St. Gallen.*

* * *

Replik.

Ich bin raumeshalber gezwungen, mich ganz kurz zu fassen. Ob meine Kritik des St. Galler Beschlusses „hämisch" war, mögen die Leser selber beurteilen. Ich konnte das, was ich zu sagen hatte, nicht maßvoller, nicht höflicher sagen, ohne undeutlich oder gar unehrlich zu werden. Was die Sache angeht, erlaube ich mir Folgendes:

1. Was mir die Feder in die Hand drückte, die Empörung darüber, daß man uns Abstinenten, die wir in der höflichsten Form uns zum Wort meldeten, *ohne weiteres, ohne jeden Anlaß Fanatismus und Pharisäismus* vorwirft, *und daß dieses Votum bei einer großen Zahl von Kollegen begeisterten Beifall findet*, davon sagt die Antwort von Herrn Pfarrer H. kein Wort. Er sucht zu erklären, warum die Mehrzahl „Nein" sagte; aber *von der Art*, wie dieses „Nein" abgegeben wurde, schweigt er. Ich vermute, diese Art hat ihm selber nicht recht gefallen; wir wüßten uns also in diesem Falle eins.

2. Es ist eine Täuschung, wenn Herr Pfarrer H. die ablehnende Haltung gegen den Antrag der Abstinenten damit erklärt, daß die Debatte über die Abstinenz über die prinzipielle Erörterung herausgewachsen sei. Haben wir Abstinenten denn ein prinzipielles Thema verlangt, das Thema eingeschränkt? Haben wir nicht ausdrücklich gesagt, daß wir nur wünschen, daß *irgend eine Seite* der Alkoholfrage zur Behandlung komme (z. B. die Wirtshausfrage)? Aber trotzdem wollte man nichts davon wissen.

3. Auf die Frage, ob ich mir nicht vorstellen könne, daß ein Nichtabstinent trotzdem kein schlechter Mensch zu sein braucht, erinnere ich an den Satz in meinem Artikel, der entweder übersehen oder nicht ernst genommen wurde: „Es gibt allerlei respektable Gründe, nicht Abstinent zu sein."

4. Auch auf mein Schlußzitat muß ich hinweisen, worin ich betonte, wie ich jede Methode, der Alkoholnot beizukommen, billige und begrüße, außer der einen — die Arme zu kreuzen und nichts zu tun. Natürlich ist uns jede Mithilfe auch von Nichtabstinenten in unserer Arbeit willkommen. Nur wundert mich immer wieder, warum man durchaus nicht diejenige Methode sich aneignen will, die sich doch anerkanntermaßen am besten bewährt.

5. „Es gibt auch andere Wege, um der Menschheit aus dem Alkoholelend herauszuhelfen, nämlich religiöse Beeinflussung, Wiedergeburt durch den heiligen Geist." Ob damit viel erreicht wird bei Leuten, die schon durch Alkohol abgestumpft sind? Zu beachten ist doch, daß die beiden Institutionen, die in unserer Zeit am wirksamsten und erfolgreichsten auf eine religiöse Bekehrung der Trinker hinarbeiten, gerade abstinente Gesellschaften sind: 1. Das Blaue Kreuz und 2. Die Heilsarmee.

6. Denen, die immer wieder das Christentum retten wollen vor der Verflachung durch das „Evangelium der Abstinenz", wie z. B. Herr Pfarrer Graf in Schwellbrunn,*) zitiere ich, um mich vor allerlei Vorwürfen zu schützen, aus einer Predigt Aeschbachers über Mat. 18, 6: „Dieser Verzicht (auf das obligate Glas Wein) ist jedenfalls mehr unserem Textwort entsprechend, als die Art und Weise, wie manchmal sehr christliche Leute glauben es betonen zu müssen, daß die Abstinenz nicht das höchste sei. Es tut wahrhaftig heutzutage nicht not, das zu sagen. Die Gefahr, daß Leute durch Verführung zum Trinken verderbt werden, ist vorderhand jedenfalls noch größer als diejenige, daß Menschen durch die Temperenz in ihrem Christentum geschädigt werden."

7. Ueberrascht hat mich bei Herrn Pfarrer Hauri die landläufige Gegenüberstellung von Abstinenz und Religion. Wir Abstinenten sind in den Augen unserer Kollegen aber auch gar nichts als nur Abstinenten, als Leute, die nur über das Sündenregister des Alkohols und die Notwendigkeit der Enthaltsamkeit predigen. Ich könnte meinerseits demgegenüber geltend machen, daß ich in den letzten zwei Jahren, seit ich in dieser Gemeinde bin, ein einziges Mal ausführlich in der Predigt auf den Alkohol zu reden kam und dies anläßlich der „Absinth-Abstimmung." Wir werden immer wieder schon einzig dadurch, daß wir die Abstinenz für ein notwendiges Heilmittel für die Schäden unserer Zeit halten, zu religiös oberflächlichen Leuten gestempelt, die an der Peripherie hängen bleiben und vom Centrum der Religion keine Ahnung haben. Es liegt diesem Urteil die Alternative zu Grunde: Entweder für Gott arbeiten und vorher die Abstinenz als ein Stück Oberflächlichkeit auf der Seite lassen, oder aber gegen den Alkohol kämpfen durch das Mittel der Abstinenz, aber gleichsam ohne Gott. Das läuft darauf hinaus: Man kann, ja man muß das Laster gewähren lassen, damit die Leute sehen, daß es einem um Gott ernst ist. Will man es uns wirklich nicht glauben, daß es sich für uns gerade um den Kampf gegen die Macht des Bösen handelt, daß wir Gott Bahn schaffen wollen und wir darum für Enthaltsamkeit einstehen, weil ein vom Alkoholismus umnebeltes Geschlecht schwerlich soviel Verständnis für Gott haben wird wie ein nüchternes?

A. Maurer, Zell (Zürich).

Soziale Rundschau.

Lutherische und reformierte Frömmigkeit und soziale Arbeit. Zu einem merkwürdigen Streit ist es an der Internationalen Delegiertenversammlung der Blaukreuzvereine in Hamburg am 3. und 4. Juni, an welcher 24 Schweizer teilnahmen,

*) Der zweite Votant in St. Gallen war nicht Herr Pfarrer Graf in Hombrechtikon, wie ich in letzter Nummer versehentlich angab, sondern Herr Pfarrer Graf in Schwellbrunn (Kt. Appenzell). Höfl. Bitte um Entschuldigung für die Verwechslung.

gekommen. Das „Blaue Kreuz" berichtet darüber: „In der Diskussion über das Thema: ‚Die Stellung des Blauen Kreuzes in der Reichsgottesarbeit und die daraus sich ergebenden Folgerungen' betonten die Deutschen die Notwendigkeit der Bekehrung jedes einzelnen Mitgliedes und die Trennung des Reiches Gottes von der Welt und aller modernen Kulturarbeit. Die Schweizer machten darauf aufmerksam, daß wir allerdings auf die Bekehrung der Einzelnen hinarbeiten, dagegen den Entscheid darüber, was wirklich bekehrt und was nicht, dem göttlichen Herzenskundigen überlassen müssen; daß ferner die Reichsgottesarbeit nicht nur die Rettung der Menschenseele, sondern auch die Verbesserung der uns umgebenden Welt den Jüngern Jesu zur Pflicht mache (Beeinflussung der Gesetzgebung, Bekämpfung der unheilvollen Trinksitten, Erziehung der Jugend zur Enthaltsamkeit). Diese Differenz zwischen den Deutschen und Schweizern machte sich erst recht Freitag, 4. Juni, bei der Beratung der neuen Bundesstatuten geltend. Die Spannung steigerte sich derart, daß man glaubte — wie einst zu Luthers und Zwinglis Zeiten — auseinandergehen zu müssen und das Lutherwort von Neuem bewahrheitet zu sehen: ‚Ihr Schweizer habt einen andern Geist als wir!' Bereits war der Antrag gestellt, die Verhandlungen abzubrechen. Da ergriff ein deutscher Veteran das Wort und bat, man möchte abbrechen, aber nicht, um auseinander zu gehen, sondern um gemeinsam vor Gott sich zu demütigen und ihn um den Geist des Heilandes anzuflehen. Und als das gesagt, da wichen die bösen Geister und es wurde zum Erlebnis, was der Apostel Paulus Kolosser 3, 13—15 schreibt. Durch das gemeinsame Gebet fühlte man sich wieder geeinigt, als Glieder von dem Leibe, dessen Haupt Jesus Christus ist. Die Beratung der Statuten nahm einen glücklichen Fortgang und Abschluß."

Es ist wie eine Erklärung dieses Konflikts zwischen Reformierten einerseits und Lutheranern und Pietisten andererseits, was der Heidelberger Systematiker Ernst Tröltsch in der „Hilfe" (Nr. 28) über die Besonderheiten des calvinischen und lutherischen religiösen Denkens sagt: Luther ist der Mönch gewesen, der in die Innerlichkeit und Weltentsagung der gesteigerten Christlichkeit untertauchte, um hier das Heil zu finden, und der zwar von hier aus das Mönchstum als selbstgemachte Heiligkeit zertrümmerte, der aber doch das Ideal in einer vollkommenen Innerlichkeit der ihres Gottes versicherten und der Sündenvergebung gewissen Seele sah. Der Mensch verläßt nicht die Welt und ihre Ordnungen; aber er hat an alledem kein inneres Interesse und lebt eigentlich nur in der Seligkeit der die Welt durch Dulden und Leiden überwindenden Gotteskinder. Staat und Kirche, Wirtschaft und Arbeit sind ihm Sündenstand von Gott geordnet und geboten, und das Regierungsamt vom Fürsten und Feudalherrn bis herab zum Büttel und Henker ist ein wahrer Gottesdienst. Aber das ist nur hinzunehmen so wie es ist, und gehört der Vernunft und dem natürlichen Recht. Der Christ gehört einem andern Recht an, das

mit den äußeren Dingen dieser Welt gar nichts zu tun hat, von ihm nur duldende und gehorsame Unterwerfung unter sie verlangt, im übrigen ihm die auf Recht und Gewalt verzichtende reine Liebesgesinnung vorschreibt. Der eigentliche Gottesdienst ist die mit den Dingen dieser Welt unverwirrte reine Liebes- und Glaubensgesinnung, die eben deshalb nicht reformiert und gestaltet, sondern sich den Verhältnissen unterwirft und in der Ausübung der durch die ständische Berufsgliederung vorgeschriebenen festen Pflichten das Gottvertrauen bewährt. Auf die Frage, ob hierbei nicht eine solche Gesinnung von Schurken und Gewaltmenschen trefflich ausgebeutet werden könne, hat Luther nichts zu erwidern gewußt, als daß die Obrigkeit das nicht zulassen werde, und daß man, wenn es nicht zu vermeiden ist, das eben leiden müsse als der Welt Wesen .... Und auch als Wichern dem Luthertum eine sozial-reformerische Aera eröffnen wollte, da ist diese Sozialreform wesentlich zur innern Mission und einer auf sie gestützten Propaganda des Luthertums, sowie zu einer Verstärkung der kirchlichen Herrschaft über die Gesellschaft geworden.

Ganz anders ist von Anfang an der Calvinismus. Indem Calvin aus der religiösen Ideenwelt Luthers die Prädestinationslehre als Centrum seines Denkens herausentwickelte, gab er der ganzen Religiosität eine neue Färbung. Gott ist ihm nicht in erster Linie die alle Kreaturen beseligen wollende Liebe, die allen das Heil bestimmt und deren Liebeszweck nur durch den Widerstand der Kreatur teilweise vereitelt wird. Es ist ihm vielmehr der grundlose ungeheure Machtwille, der von keiner Kreatur an menschlichen Maßstäben gemessen werden darf, vielmehr durch seinen souveränen Willen selber erst alle solche Maßstäbe setzt. Er bestimmt die einen zum Heil der Liebesgemeinschaft mit ihm, lediglich um seine grundlose und verdienstlose Barmherzigkeit zu offenbaren und in der Seligkeit der Begnadeten den tiefsten Antrieb des Handelns zu erwecken. Er läßt die andern verloren gehen, um an ihnen seinen Zorn über die Bosheit und Sünde zu offenbaren und seine heilige Majestät zu bekunden. Diese Fassung des Gottesgedankens hat nichts von der in ihrer Seligkeit ausruhenden Mystik Luthers, sondern trägt die Mächtigkeit eines immerdar schaffenden göttlichen Willens in sich, so daß auch die gnadenvolle Vereinigung des Erlösten mit Gott ihn nicht in die weltüberlegene Innerlichkeit des Sündentrostes zurückzieht, sondern zum Handeln und Schaffen in der Offenbarung und Verwirklichung von Gottes Ehre nach außen antreibt. Die Prädestinationslehre Calvins beseitigt den Quietismus des Luthertums. Aber auch die religiöse Idee vom Menschen wird dadurch in ihrem innersten Kern eine andere. Aeußerlich angesehen ist es in beiden Fällen der gleiche hochgesteigerte religiöse Individualismus. Und doch bedeutet es in beiden Fällen etwas anderes. Der lutherische Individualismus muß seinen neu erworbenen religiösen Lebenskern beständig gegen die Gefahr des Gnadenverlustes und Rückfalles schützen und beschäftigt sich daher wesentlich mit sich selbst, indem er die Selbstbe-

wahrung in der Gnade des Glaubens zur Hauptaufgabe hat. Der Individualismus der calvinischen religiösen Idee ist auf die Unwiderruflichkeit der Gnadenwahl begründet, schlechthin sicher bei sich selbst und braucht daher sich nicht mit sich selbst zu beschäftigen, sondern bricht nach außen hervor in der Tat, an der er sich seine Erwähltheit veranschaulicht. So ist es hier nicht seine Aufgabe, die Welt zu dulden und zu leiden, sondern das wirkliche Leben angreifend zu gestalten nach dem Willen Gottes. Er unterwirft sich nicht in kindlicher Loyalität dem geltenden Recht und befiehlt es der Vernunft, während Gottes Recht nur Leiden und Liebe fordert, sondern er gestaltet das wirkliche Recht nach den Grundsätzen menschlichen und göttlichen Gebotes.

Tröltsch zeigt dann noch, wie dieser Drang des Calvinismus, die menschlichen Gemeinschaftsverhältnisse nach Gottes Willen umzugestalten, begünstigt durch demokratische und republikanische Tendenzen und Verfassungen, in Genf und den Ländern westlicher Kultur sich ausgewirkt hat.

Bei uns Deutschschweizern freilich wirkt vielleicht noch stärker die Zwingli eigentümliche Auffassung vom geistlichen Beruf und sein Vorbild in der Ausübung desselben. An den Vorbildern der Propheten und Christi selbst zeigte er, wie der Diener des Gotteswortes nicht nur zu den Einzelnen, sondern zu dem ganzen Volk gesandt ist und für dessen öffentliche Sünden nicht minder als für die des Einzelnen die Verantwortung trägt. In diesem Sinn nennt er, gleichfalls im Anschluß an die alttestamentlichen Propheten, den Prediger mit Vorliebe den Wächter, der von Gott mit der Aufsicht und Ueberwachung der gesellschaftlichen Zustände beauftragt ist, sie im Lichte des göttlichen Wortes zu prüfen und das Böse in ihnen mit dem heiligen Ernst, mit dem es von Gott beurteilt wird, zu bekämpfen hat; es ist seine Pflicht, „auszureuten und zu zerstören alles, was wider Gott ist, und wiederum zu bauen und zu pflanzen, was Gott haben will." „Wir stehen," schreibt er am 12. Februar 1531 an Butzer, „an Stelle der Propheten, die hauptsächlich dazu eingesetzt waren, daß sie auch gegen das Gelüste des Volkes dem Irrtum und der Verführung wehren sollten." Der Prediger soll also nicht nur den Einzelnen seiner Sünde überführen und zur Gnade hinleiten, sondern sich auch als den Diener des ganzen Volkes betrachten, dessen Aufgaben als die seinigen anerkennen und für seine Schäden und Notstände sich verantwortlich wissen." (R. Stähelin, Zwingli II, 97 f.)

Wir stehen also, indem wir als Christen sozial arbeiten, auf gut reformatorischem und reformiertem Boden.

— Daß man sich auch heute noch, nicht nur zu Friedrichs des Großen Zeit, auf den gesunden Gerechtigkeitssinn des preußischen Kammergerichts berufen kann, beweist folgender Entscheid, in dem dieses für **die sittliche Pflicht der Unternehmer für ihre Angestellten zu sorgen** eintritt. Eine Berliner Großbank hat der Pensionskasse für ihre Angestellten und deren Witwen und Waisen aus dem Reingewinn

des Geschäftsjahres 100,000 Mark zugewendet. Die Steuerbehörde belegte diese Schenkung mit 5000 Mark Schenkungssteuer. Die Bank zahlte, verlangte aber im Klageweg Rückerstattung dieses unter Vorbehalt entrichteten Betrags. In erster Instanz abgewiesen, drang sie in der Rekursinstanz durch und das Kammergericht begründete seinen Entscheid unter anderem so:

Durch die Zuwendung, wenn sie eine Schenkung ist, ist nur einer sittlichen Pflicht entsprochen. Denn es ist eine sittliche Pflicht der Arbeitgeber, insbesondere einer Gesellschaft, die ein großes Personal hält und, wie die Klägerin, mit einem sehr großen Geschäftsumsatz und einem sehr großen Gewinn arbeitet, ihre Angestellten, ohne welche sie nicht bestehen könnte und ohne welche die Inhaber, Kommanditisten und Aktionäre keinen Gewinn beziehen würden, die Personen der Beamten und ihre Frauen und Kinder in ausreichender Weise pekuniär auch für die Zukunft sicher zu stellen. Die Arbeitskraft, die der Beamte zum Vorteil der Gesellschaft aufwendet und verbraucht, enthält ein ausreichendes Entgelt nicht schon durch die zeitige Gehaltsleistung, sondern außerdem erst durch die Gewährung von Pensionen für den Fall, daß der Angestellte seine Arbeitskraft im Dienste der Gesellschaft verbraucht hat und durch die Fürsorge für seine Witwen und Waisen.

F. Sutermeister.

Umschau.

Eine ganz vorzügliche Arbeit „**La réglementation du vice**“ enthalten Nr. 8 und 9 des Centralblatts des schweiz. Zofingervereins. Der Verfasser, Herr Raoul Hoffmann in Genf, erzählt, wie ihm bei einer frühern Diskussion über dieses Thema ein Arzt auf sein Votum geantwortet habe: „Wenn Herr Hoffmann, der meines Wissens Theologe ist, einige Monate unsere Klinik besuchen würde, so würde er sicher seine Ansicht ändern.“ (Heiterkeit.) Herr Hoffmann ist nach Vollendung seines theologischen Studiums zur Medizin umgesattelt und steht im Staatsexamen, er hat offenbar das traurige Gebiet der Geschlechtskrankheiten besonders studiert und das Ergebnis ist nicht etwa die ihm einst prophezeite Meinungsänderung, sondern ein tiefes Mitleid mit den Opfern der Prostitution, ein glühender Haß gegen jede Form der Reglementation (ärztliche Kontrolle, konzessionierte Bordelle, Kasernierung) und die frohe Zuversicht, daß der Kampf zum

Siege führen werde. Mit hinreißenden Worten ruft er seine Kommilitonen zu diesem Kampfe auf.

Zum Glück ist das nächste Ziel, das der Verfasser für seine Vaterstadt erreichen möchte, in den andern Städten unseres Landes erreicht; die Wiedereinführung der reglementierten Prostitution wurde vor einigen Jahren in Zürich mit solcher Wucht verworfen, daß die Lust zu weiteren Versuchen für die nächste Zeit vergangen sein dürfte. Aber einige der in dem Artikel angeführten Tatsachen verdienen doch weitere Verbreitung, wenn auch das Problem bei uns gegenwärtig nicht dieselbe praktische Bedeutung hat. Wir stellen uns entschieden auf den Standpunkt des Verfassers, wenn er schreibt: „Meine Herren, das ist meine tiefste Ueberzeugung: wenn uns die Wahl gelassen würde, entweder eine willkürliche Einrichtung beizubehalten, welche unwiderbringlich zahlreiche Personen dem Laster weiht, welche als notwendige Ergänzung Kauf und Verkauf von menschlichen Persönlichkeiten aus den beschämendsten Motiven nach sich zieht, welche im weiten Umkreis die geltenden Ansichten über Sittlichkeit, Wohlfahrt und Ehre fälscht, oder andererseits die Volksgesundheit zu gefährden, einige Prozent Syphilitiker und, was noch schlimmer ist, erblich mit Syphilis Behafteter mehr zählen zu müssen — ja, meine Herren, auch dann würde ich ohne Zaudern erklären: Die Ehre, die Gerechtigkeit, das Gewissen sind mehr wert als die Gesundheit; darum nieder mit der Reglementation! Und wir werden sie niederzwingen!" Da aber dieser Standpunkt immer der einer Minderheit sein wird, folgt Hoffmann dem Gegner auf sein eigenes Terrain und konstatiert u. A. folgende Tatsachen: Die polizeilich-ärztliche Kontrolle erreicht bloß $^1/_5$—$^1/_{10}$ der Prostituierten, in Berlin 6,000 von 50—75,000, in Paris 6196 von 60—100,000, und diese 6196 wurden in zusammen 56,196 Fällen verhaftet oder gebüßt wegen Nichterscheinen zur regelmäßigen Untersuchung. Die konzessionierten Bordelle zählen in Paris 42 Häuser mit 420 Insaßen, in Genf 14 mit rund 100 Insaßen, auf 1 öffentliches Bordell kommen 4—5 geheime. Sehr stark wird auch die Erfolglosigkeit der medizinischen Kontrolle betont: entweder sie wird gewissenhaft ausgeübt und wird dadurch für die Prostituierten zu einer so lästigen Schikane, daß sie alle Mittel anwenden, sich ihr zu entziehen, wodurch sie um so gefährlicher werden; oder man verfährt viel laxer und dann ist sie unwirksam, und doch werden die Besucher der Prostituierten in Sicherheit eingewiegt. Es werden verschiedene medizinische Autoritäten zitiert, welche die Verbreitung der venerischen Krankheiten durch die kontrollierte höher einschätzen als diejenige durch die „wilde" Prostitution. Professor Chantfleury van Isselstein in Haag wollte bei der ärztlichen Kontrolle besonders gewissenhaft vorgehen und unternahm unangemeldete Untersuchungen in den Bordellen; er mußte $^2/_3$ der Insaßen ins Spital verweisen; als sich die Kunde von dieser Säuberung in der Stadt verbreitete, nahm der Besuch der öffentlichen Häuser stark zu und in Folge davon ebenso, trotz seiner peinlich exakten Kontrolle, die Fälle geschlechtlicher Erkrankung. Im Jahr 1903 hat die Sittenpolizei in Paris 60,000 Dirnen wegen Ausübung der Prostitution aufgegriffen, aber darunter nur bei 397 sicher Syphilis konstatiert. Die Behandlung der Erkrankten im Spital dauert in Paris 1, in Genf 3 Monate, während eine wirkliche Heilung 3—4 Jahre in Anspruch nimmt. So schließt Hoffmann das „Argument des gesunden Menschenverstandes": wenn man so und so viele erkrankte Prostituierte durch die Kontrolle der „Cirkulation" entziehe, so vermindere man die venerische Gefahr, sei in Wirklichkeit das „Argument der Einfalt." Mit Energie tritt er auch der Meinung entgegen, eine Reform der Reglementation könne helfen; sie ist aussichtslos, „das ideale Bordell ist ein Hirngespinnst; denn wenn man mit dem Laster paktiert, so ist es immer der stärkere Teil und diktiert seine Bedingungen." Und auf die Frage, wie denn die Geschlechtskrankheiten bekämpft werden können, antwortet er: „Die Mittel stehen in reichlicher Auswahl zur Verfügung. Das, woran es mangelt, sind nicht die Mittel, sondern der unerschütterliche Wille, diese Geißel zu bekämpfen." Ausgezeichnet sind auch die Ausführungen, in denen Hoffmann die moralische Verwüstung durch die staatliche Duldung schildert. Sie bestärkt immer wieder das Vorurteil von der Unwiderstehlichkeit des Geschlechtstriebs: „Uebri-

gens, selbst wenn man theoretische Zweifel an der Möglichkeit der Enthaltung hegte, müßte man diese Möglichkeit doch bejahen, denn hier stehen wir vor einem der Fälle, wo man die Wahrheit schafft, in dem man sie durch die Tat bejaht. Wiederhole unermüdlich, die Enthaltung sei möglich, oft sogar leicht, und sie wird es; gieb dem Zweifel Raum, ergreife Maßregeln, welche der Annahme ihrer Unmöglichkeit entspringen, wie die Reglementation, und in der Tat machst du sie bei vielen unmöglich!" Welcher verdiente Hohn liegt in den Worten, mit denen Hoffmann seine Ausführungen über den Zusammenhang der Duldung mit dem Mädchenhandel schließt: „Die meisten Staaten haben Vereinbarungen über den Mädchenhandel getroffen, und alle sind dabei auf außerordentliche Schwierigkeiten gestoßen. Warum aber versteifen sich mehrere unter ihnen darauf, sich ihre Aufgabe selbst zu erschweren durch den Schutz einer Industrie, welche die Mädchenhändler durch die glänzenden Profite, die sie ihnen verschafft, ermuntert, alles anzuwenden, um über die Schwierigkeiten, die ihnen die Regierungen in den Weg legen, zu triumphieren — und man weiß mit welchem Erfolg?!" L.

Die pädagogische Zeitschrift „Der Säemann" bringt in ihrer Juninummer einen interessanten Aufsatz über das vielbehandelte Kapitel der **Schülerselbstmorde.** Zunächst wird den alarmierenden Behauptungen von einer beständigen Zunahme der Selbstmorde eine Statistik entgegengesetzt, wonach in Preußen die Selbstmordziffer der Jugendlichen (unter 20jährigen) von 7,02 auf 100,000 Einwohner im Jahr 1883 langsam bis 8,60 im Jahr 1894 gestiegen, bis 1899 wieder auf 6,66 gesunken, seither langsam gestiegen ist. Das Aktenmaterial des preußischen Unterrichtsministeriums zeigt, daß die Gesamtzahl der Schülerselbstmorde von 1883 bis 1905 trotz Anwachsen der Bevölkerung ungefähr gleich geblieben ist; für die Schwankungen läßt sich keine Gesetzmäßigkeit herausfinden. Diese beruhigende Feststellung soll aber nicht Gleichgültigkeit erzeugen, deshalb führt das Ministerium auch Buch über die Motive. Von den 1215 Fällen, von denen 879 den niedern, 336 den höhern Lehranstalten zufallen, werden im Ganzen 473, fast 37 % auf Furcht vor Strafe wegen Schulvergehen oder mangelnden Schulerfolges zurückgeführt, rund 10 % auf Geistesstörung.

Eine gründliche Untersuchung darf aber nicht bloß auf die nächsten Motive, sie muß auf die tiefern Ursachen eingehen. Das ist nur möglich bei 320 Fällen an höhern Schulen, wo den Akten eingehende Angaben von Eltern, Lehrern, Mitschülern, Aerzten beigefügt sind. Da zeigen sich nun als Ursache in 10 % der Fälle unverkennbare Geistesstörung, in weitern 10 % erbliche Belastung durch Selbstmordmanie, Geisteskrankheit, Alkoholismus, Epilepsie 2c. 23 % entfallen auf solche, die den Schulanforderungen nicht genügten, nicht befördert wurden oder ein Examen nicht bestanden und sich vor häuslicher Strafe wegen ihrer mangelhaften Leistungen fürchteten. In 25 % hat man es „vorwiegend mit Naturen zu tun von keineswegs mangelhafter, vielmehr durchschnittlich guter und sogar öfter hervorragender intellektueller Begabung, die aber durch Fehler und Schwächen des Charakters bei meist auch mangelhafter häuslicher Erziehung und gänzlich mangelnder Selbstzucht, und im Zusammenhang damit durch eine mehr oder weniger verkehrte und ungeeignete Lebensführung, durch verfrühtes Genußleben, alkoholische und erotische Exzesse u. s. w. aus der Richtung gedrängt und auf Abwege oder einem jähen körperlichen und seelischen Zusammenbruch entgegengetrieben werden." Dabei spielen Liebesverhältnisse, Nachäffung des studentischen Alkoholismus, ungesunde Lektüre, verfrühter Drang zu literarischer und artistischer Betätigung, pessimistische Weltanschauung eine besondere Rolle. Die noch bleibenden 23 % sind schwer zu rubrizieren; Scham wegen Vergehen, krankhafte Empfindlichkeit, unglückliche häusliche Verhältnisse werden angeführt; Motive und tiefere Ursachen sind nicht immer sicher zu ermitteln.

Wenn man von „Schülerselbstmorden" spricht, so sucht man gern die Schuld bei der Schule, schreit über Ueberbürdung, verständnislose Behandlung u. s. w. Da muß einmal betont werden, daß die richtige Abhilfe nicht in einer Weichlichkeit liegt, die den Schülern keine geistige Anstrengung zumutet, sondern darin, daß nicht von den Eltern aus falschem Ehrgeiz Kinder in Schulen gezwungen werden, deren Anforderungen sie nicht ge-

wachsen sind. Und dieser falsche Ehrgeiz entspringt wieder dem einfältigen Standesvorurteil, das die körperliche Arbeit in gesellschaftlicher und ökonomischer Wertschätzung so weit hinter der geistigen zurücksetzt. Wenn die Untauglichkeit für eine „höhere Lehranstalt" nicht mehr eine gesellschaftliche Schande und manchmal auch eine finanzielle Benachteiligung bedeutete, dann hätten diese höhern Schulen auch freiere Hand, untaugliche Elemente fernzuhalten, statt beständig eine Rücksicht üben zu müssen, welche vielleicht eine schließliche Katastrophe doch nicht verhindert.

Noch stärker möchte ich ein Weiteres betonen. Ein Lehrer verfällt leicht der allgemeinen Entrüstung, wenn er der krankhaften psychischen Veranlagnng eines Schülers nicht Rechnung getragen hat. Nun gibt es sicher solche Fälle von Gemütsroheit. Aber in einigen der zitierten Fälle haben die Eltern der deutlich konstatierbaren psychischen Störung tatenlos zugeschaut und die Lehrer nicht darüber verständigt. Eine bessere Fühlung zwischen Lehrer und Elternhaus, schon für alle normalen Schüler dringend erwünscht, ist in allen solchen Fällen doppelt geboten. Ist es eigentlich nicht selbstverständlich, daß die verschiedenen Faktoren, die an der Erziehung arbeiten, Verständigung suchen müssen? Für Kirche und Elternhaus gilt das als natürlich; warum nicht auch für Schule und Haus? Wie kann ein Lehrer Erzieher seiner Schüler sein, wenn er von ihren häuslichen Verhältnissen keine Ahnung hat? Muß nicht das Bewußtsein, daß der Lehrer sich um seine Verhältnisse bekümmere, dem Schüler eine persönlichere, wärmere Beziehung zu ihm geben? Es ist nun recht müssig zu fragen, ob der Lehrer oder die Eltern diese Fühlung zuerst suchen sollen. Wenn sie der eine Teil nicht sucht, so soll es eben der andere tun. Wenn der Lehrer keine Zeit hat, so sollte man ihn eben so stellen, daß er sie hat und nicht mit Nebenverdienst ausfüllen muß. Beim Fachlehrersystem ist natürlich unsere Forderung schwer durchzuführen; aber ließe sich das zur rein bureaukratischen Bedeutung gesunkene Institut des Klassenlehrers nicht neu auf diese Weise beleben?

Und ein letztes: Unter den Ursachen der Schülerselbstmorde figuriert auch: pessimistische Weltanschauung. Könnten unsere höhern Schulen nicht mehr tun, um dem in ihren Schülern erwachenden Interesse für Weltanschauungsfragen mehr entgegenzukommen und sichere Leitung zu bieten? L.

Büchertisch.

Buddha oder Christus, von Pfr. Lic. Dr. Rittelmeyer. Tübingen, Mohr. 35 S. 80 Cts.

Ausgehend von dem immer wachsenden Interesse für den Buddhismus zieht Rittelmeyer eine Parallele zwischen den Stiftern derjenigen beiden Religionen, die zuletzt um die Weltherrschaft werden zu kämpfen haben; er folgt dem Lebensgang Buddhas und stellt ihm bei jedem wichtigen Moment Jesus gegenüber. Ich glaube, daß einige Kenntnis des Buddhismus, wie sie in vorzüglicher Weise das religionsgeschichtliche Volksbuch von Hackmann vermittelt, nötig ist, um Rittelmeyers geistreiche Vergleichung recht würdigen zu können. Er sucht Buddhas Ruhm nicht zu schmälern, aber ist auch von der Ueberlegenheit Jesu fest überzeugt. „Buddha wird immer der hochgeistige Lehrer Einzelner bleiben, der beruhigende Meister besonders abgestimmter, zarter, schwermütiger Naturen, nicht derer, die die Welt erobern. Jesus aber wird, seinem innersten Geist und Wesen nach, der König der Menschheit werden." L.

Meine Kollegen möchte ich noch ganz besonders auf desselben Verfassers jüngst erschienenes Büchlein: **Der Pfarrer,** Erlebtes und Erstrebtes (Ulm, Heinrich Kerler, 121 Seiten), aufmerksam machen. Es ist keine Abhandlung über die Aufgabe des Pfarrers zum einmal durchlesen, sondern eine Sammlung von Aphorismen, die man einzeln zum Nachdenken und Arbeiten an der eigenen Seele herausnimmt. Es ist nicht die leidenschaftliche Bußpredigt eines Kutter, es ist keine Apologie des Pfarramtes; aber es sind Gedanken darüber, was der Pfarrer sein sollte und bedeuten könnte. Rittelmeyer stellt hohe Anforderungen an den Pfarrer und denkt äußerst hoch von seiner Aufgabe, darin ganz mit Kutter

eins. Es ist darum ein ungemein die Gewissen weckendes, zugleich den Mut stärkendes Büchlein. Seit ich es kennen lernte, pflege ich darin zu blättern, ehe ich an die Predigtvorbereitung gehe. Ich zitiere zum Schluß einige der Gedanken: „Jeden Segen, der in die eigene Seele einzieht, verwandeln in einen Engel, der ausgeht, der Welt wohlzutun: Welcher andere Beruf gleicht dem Beruf, der dies darf und soll? — Was sollte der Pfarrer für die Menschen bedeuten? Einen starken Klang aus der Welt Gottes in ihr Leben hinein! — Es gibt ein Reich der Freude, in dessen Herrlichkeit nur wenige den Weg finden, obschon sie immer an seinen Pforten umherirren wie vor einem verlorenen Paradies. Dies Reich öffnet uns sein Zaubertor in jedem Augenblick, wo wir dem Eigenruhm und Eigenwillen absagen und nur Gott allein dienen wollen. Aber was für ein großes, erhabenes, wunderreiches Neuland tut sich dann vor uns auf! — Der Männer Führer wird werden, wer wahrhafte Ueberlegenheit erfahren läßt und doch nicht empfinden läßt." L.

Soziale Frage, Schule und Lehrerschaft, ihr Zusammenhang und ihr Verhältnis. Von R. Seidel, Privatdozent. Zürich, Orell Füßli. Preis Fr. 1. —.

Die Schule der Zukunft eine Arbeitsschule. Von demselben. Gleicher Verlag. Preis 80 Cts.

In beiden Schriften kommt es Seidel vor allem darauf an, die Zusammenhänge zwischen Schule und sozialer Frage, Schulreform und Sozialreform nachzuweisen. Wer die Leistungen der Schule erhöhen will, muß die sozialen Zustände bessern, und nur das sozial erneuerte Volk der Zukunft hat Willen und Kraft, die bessere Schule der Zukunft, die Arbeitsschule zu schaffen. Der Geist, von dem alle diese Ausführungen getragen sind, ist ein edler Enthusiasmus für die Erziehung eines glücklicheren, harmonischer ausgebildeten und besseren Geschlechts; wer das will, muß die soziale und pädagogische Erneuerung wollen, eines nicht ohne das andere.

In dem ersten der beiden Schriftchen sucht Seidel unter der Lehrerschaft das Verständnis für die soziale Frage zu wecken. Er will sie nicht für die sozialdemokratische Partei „keilen", er will noch weniger die Schule zum parteipolitischen Agitationsfeld machen; die Schule soll neutraler Boden sein, und der Lehrer soll in seiner Partei, welche es auch sein mag, für soziale Gerechtigkeit eintreten. Deshalb zeigt Seidel vor allem, was die soziale Frage ist und was sie nicht ist; es ist ihm selbst nicht recht, daß er dabei ziemlich elementare Dinge zu erörtern gezwungen ist. Er tut es vor allem so, daß er Tatsachen sprechen läßt. Es ist vielleicht nicht überflüssig darauf hinzuweisen, wie hier ein Führer der Sozialdemokratie mit Nachdruck betont, daß die soziale Frage zunächst zwar wirtschaftlicher Natur ist, aber in ihren Wirkungen zu einer religiösen, philosophischen, moralischen, politischen und pädagogischen Frage, zur Frage nach der allseitigen Hebung des Volkes wird. Um den Druck sozialer Mißstände auf die geistige und sittliche Entwicklung der Kinder eingehender nachzuweisen, sind noch zwei Abhandlungen über Wohnungsnot und Kinderarbeit beigefügt. Gerade diesen Kapiteln wünschen wir ernsteste Beachtung; ich glaube, daß die Vorführung der brutalen Tatsachen zur Weckung des sozialen Gewissens mehr tut, als die schönste Rede.

Die zweite der Broschüren ist eine Auseinandersetzung mit der auch in unseren Spalten skizzierten Rede von Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner aus München (vgl. 1908, Nr. 4), mit dem er in der Forderung der Arbeitsschule übereinstimmt. Seidel macht zuerst für diesen Gedanken seine Priorität geltend, um dann Kerschensteiners Argumente teils zurückzuweisen, teils besser zu fundieren. Wir wollen nur einiges aus seinen Gedanken hervorheben. Er tritt dem Dogma entgegen, die Anschauung sei die Grundlage aller Bildung; nein, sie schafft nur eine einseitige Bildung; soll dieselbe umfassend sein, so muß sie auf der Arbeit beruhen. Natürlich wird auch Seidel nicht leugnen, daß man sich nicht, wenn nicht eine neue Verkümmerung entstehen soll, auf diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten beschränken kann, welche durch eigene Handarbeit erworben werden; man muß sich eben damit begnügen, mit manchen Gebieten des Lebens sich durch bloße Anschauung oder Belehrung durch Fachleute vertraut zu machen. Gern hätten wir gesehen, Seidel hätte sich auch über das Verhältnis der Arbeitsschule zu der durch die moderne Arbeitsteiluug erforderten Differenzie-

rung der Bildungswege ausgesprochen. Seidel betont auch, warum heute die Arbeitsschule notwendig wird: die Familie war früher Arbeitsgemeinschaft und darum das Familienleben Erziehung durch und zur Arbeit; das hat — wenigstens für Industrieorte — aufgehört, und die Schule muß das Verlorene ersetzen.

Seidel weiß, daß seine Ideale nicht von einem Tag auf den andern in Wirklichkeit umgesetzt werden, aber er weiß auch, daß diese Einsicht nicht von der Aufgabe entbindet, letzte Ziele aufzustecken. „Erst die Zukunftsgesellschaft kann die Zukunftsschule zur Herrschaft bringen. Erst wenn die Arbeit nicht mehr Privatsache, sondern Gemeinschaftssache sein wird, dann wird auch die Arbeit Grund- und Eckstein der öffentlichen gemeinsamen Erziehung sein."

Mir empfehlen die beiden Seidelschen Schriften dringend der Beachtung und weiterer Diskussion. L.

Die Wohnungsfrage in ethischer und kultureller Beziehung. Von Pfarrer P. Pflüger. Zürich, Grütlibuchhandlung.

Allen denen, die noch an den Gemeinplatz glauben, daß die Religion mit den ökonomischen Verhältnissen nichts zu tun habe, sollte man dieses Schriftchen in die Hand geben. Wer diese Schilderung der gegenwärtigen Wohnungsnot, ihrer Folgen für Geist, Gemüt und Charakter liest, kann jene gedankenlose Behauptung nicht länger wiederholen. Auch die Abhilfeversuche zählt Pflüger auf, wobei wir mit Beschämung konstatieren müssen, wie wenig in dieser Beziehung bei uns noch geschehen ist. Wie lange noch herrscht bei uns der Wahn, daß wir in der Sozialpolitik an der Spitze der Völker marschieren! Besonders zu denken gibt folgende Notiz: In der Stadt Zürich sind im Jahre 1907 bei einer Bevölkerung von ca. 175,000 Seelen 70,661 Personen umgezogen. Davon waren 41,177 Alleinstehende und 9249 Familien mit 29,484 Angehörigen. Man kann diese Zahlen nicht laut genug in die Welt hinausrufen. L.

Zur Besprechung eingegangene Schriften.

Die Redaktion verpflichtet sich nicht zur Besprechung aller eingegangenen Schriften. Die mit * bezeichneten sind schon vergeben; die übrigen werden denjenigen zur Rezension übergeben, die sich dafür bei Herrn Pfarrer Liechtenhan melden.

Religionsgeschichtliche Volksbücher: Tübingen, Mohr. Preis pro Heft 70 Cts.

***M. Brückner,** Der sterbende und auferstehende Gottheiland in den orientalischen Religionen und ihr Verhältnis zum Christentum.

***E. Petersen,** Die wunderbare Geburt des Heilandes.

***Joh. Weiss,** Christus, die Anfänge des Dogmas (Doppelheft).

M. Rade, Das religiöse Wunder und anderes. 3 Vorträge. Tübingen, Mohr, Fr. 2.10.

***P. Wernle,** Paulus als Heidenmissionar. Tübingen, Mohr, Fr. 1.—.

A. Esenwein, A. S. Faut, E. Günther, W. Haeker, J. Herzog, O. Vöhringer, Unser Glaube, 6 Vorträge über die wichtigsten religiösen Fragen der Gegenwart. Heilbronn, Salzer. Preis Fr. 2.40.

Felix Möschlin, Die Königschmieds. Roman. Berlin, Wiegandt & Grieben. (K. G. Sarasin). Preis Fr. 6.—.

E. Schmid, Glauben und Wissen. Ein populär-wissenschaftliches Wort zur modernen Freidenkerbewegung vom Standpunkt der Reform. Weinfelden, Neuenschwander. 40 Cts.

***Hermann Weinheimer,** Geschichte des Volkes Israel. Berlin-Schöneberg, Verlag der Hilfe. Preis Fr. 4. 05.

R. Otto, Goethe und Darwin, Darwinismus und Religion. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Preis Fr. 1.

Richard A. Armstrong, Gott und die Seele. Ein Versuch über die Grundlagen der Religion. Aus dem Englischen übersetzt von Alma Titius. Ebenda. Preis Fr. 2.70.

Max Haller, Haller als religiöse Persönlichkeit. Bern, A. Francke. Preis 80 Cts.

F. Barth, Calvins Persönlichkeit und ihre Wirkungen auf das geistige Leben der Neuzeit. Ebenda. Preis 60 Cts.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Gott und die Naturgesetze.*)

Wie soll man sich Gottes Wirken im natürlichen Weltgeschehen vorstellen, in dem doch nach der Ansicht jedes gebildeten und vernünftigen Menschen einzig und allein die von der Wissenschaft aufgezeigten Naturgesetze Geltung haben?

Es ist das gewiß eine der zentralsten Fragen der Religion, um die auch der moderne Mensch nicht herumkommt. Mit der Ausflucht, Gott ist nicht ein Gott der Materie, sondern des Geistes, ist sie nicht erledigt. Gerade je wirklicher Gott in der innern religiösen Erfahrung wird, desto mehr wird er auch der allmächtige, desto weniger wird es einem möglich, auch nur einen Bruchteil des Geschehens auf unsrer Erde nicht direkt als seine Offenbarung anzusehen.

Auch damit, daß wir sagen, Gott hat die Welt erschaffen und ihr die Gesetze ihres Werdens vorgeschrieben, ist unser Fragen nicht befriedigt. Es will uns nicht in den Sinn, uns den lebendigen Gott nur so als Obermaschinenmeister vorzustellen oder anzunehmen, wir befänden uns noch am siebenten Schöpfungstage, da Gott ruhte von seiner Arbeit. Nicht nur in unserer christlichen Religion, sondern wo überhaupt religiöses Empfinden anzutreffen ist, da ist Gott auch der Gott der Natur, der eingreift in ihr Geschehen, wo es nötig ist; konnte doch sogar der Gedanke aufkommen, daß überhaupt alle Religion entstanden sei aus dem Gefühl der Abhängigkeit von den unbekannten Kräften der Natur und dem Bedürfnis, sich unter den Schutz einer Macht zu stellen, die größer ist als sie. Oder glauben wir, daß gerade Christus solche Religion als unecht erwiesen und an ihre Stelle die Religion allein auf das geistige Gebiet beschränkt habe? Ich glaube

*) Es kann sich bei einer Besprechung der Fragen, die uns dieses Thema stellt, auch für den Verfasser selbst nicht um ein abschließendes Urteil handeln. Dieses bleibt, wie übrigens in allen religiösen Dingen, auch hier allein der Erfahrung vorbehalten. Unser Nachdenken kann höchstens Gedankengänge korrigieren, die dem religiösen Erlebnis hindernd im Wege stehen oder die umgekehrt ein solches nur vortäuschen.

nicht, daß es möglich wäre, dies aus seinen Worten nachzuweisen: Warum hat er uns denn gelehrt zu beten: gieb uns heute unser täglich Brot?

Die Schwierigkeit, diesen wichtigen Teil religiösen Glaubens mit dem Wissen zu vereinigen, war wohl nie so groß, wie gerade in unserer Zeit des Aufschwungs der Naturerkenntnis. Und doch, wie wenig hat er gewankt! Mag auch der eine etwas weiter zurück im Kausalzusammenhang der Dinge Gottes Eingreifen gestatten, der andere etwas weniger weit — um das Bedürfnis, überhaupt eine Einwirkung Gottes in der Natur anzunehmen, kommt Keiner herum. Und wie töricht schelten sie sich darob aus! Alle lachten über den, der noch glauben wollte, Gott könne einmal eine Ausnahme vom Gesetz der Schwerkraft gestatten, oder von heute auf morgen einen Wald wachsen lassen. Viele schmähen die, die noch glauben, Gott könne einen Beinbruch in Ordnung bringen oder eine Operation unnötig machen. Manche lächeln über solche, die Gott überhaupt um irgend eine materielle Gabe bitten; nnd doch bewahrheitet sich an allen immer wieder der Spruch: Wo die Not am größten, da ist Gott am nächsten; da schreitet der Glaube souverän über alle Naturgesetze hinweg und traut Gott zu, daß er Berge versetze. Aber nicht nur da zeigt es sich, wie sehr dieser Glaube als fester Bestandteil der Religion bestehen bleibt, sondern auch in einer andern Erscheinung, die jedem, der diese Fragen beachtet, auffallen muß. Sobald bei der Erforschung der Natur auch nur eine Lücke entdeckt worden ist, sobald eine neue, noch unerklärte Tatsache festgestellt ist, stürzt sich der Glaube förmlich darauf und leitet daraus einen Beweis für die Einwirkung göttlicher Kraft ab. Gerade in unserer Zeit, da die blind materialistische Forschung ihr Ende gefunden, da die Männer der Wissenschaft wieder anfangen, Augen zu haben für alles, auch für das, was sich unserm Verständnis noch völlig entzieht, zeigt sich das in auffälliger Weise. Ich erinnere nur an die Suggestion und Hypnose, an die direkte Beeinflussung körperlicher Vorgänge durch seelische, durch den Willen; an die Sensibilität des Nervensystems, auch außerkörperlichen, anorganischen Vorgängen gegenüber (Wünschelrute). Daß all das sofort religiös verwertet wird, gerade auch im Spiritismus, ist das deutlichste Symptom für das grundlegende Bedürfnis der Menschenseele, Gottes Eingreifen auch in der materiellen Welt anzunehmen. Fragen wir uns, liegt in irgend einer Erfahrung des äußern Lebens ein Zwang vor, Gottes direkte Wirkung anzunehmen, oder darf sich diese Auffassung wenigstens auf naturwissenschaftliche Beobachtung stützen, oder wie entsteht sie und hat sie Berechtigung?

Wir gehen am besten von einem konkreten Beispiel aus. Ich wähle es nicht aus den Erscheinungen des menschlich-körperlichen Lebens, auch nicht aus den sog. spiritistischen Tatsachen, denn das alles sind so komplizierte und in ihrer Erscheinungsform oder gar in ihrem Zusammenhang von der Wissenschaft noch so wenig aufgeklärte Dinge,

daß unsere Beurteilung in jedem Falle auf ein der Wissenschaft Vorgreifenwollen herauskäme. Ueberdies zeigt sich da überall die sichtliche Tendenz, dergleichen Vorgänge auf noch wenig bekannte seelische Kräfte des Menschen, nicht aber auf außerkörperliche geistige Mächte zurückzuführen.

Das Beispiel sei aus dem allersichersten Gebiet der Physik gewählt:

Es geht jemand auf der Straße, da erhebt sich plötzlich ein Windstoß, die Fenster klirren, und unmittelbar vor seinen Füßen fällt krachend ein Ziegelstein zu Boden; erschreckt bleibt er stehen, sein erster Gedanke ist, wäre ich nur einen halben Schritt weiter gewesen, so wäre der Stein auf meinem Kopf zertrümmert, — der nächste — das war eine Bewahrung. Wie vielen setzt sich dieser Gedanke immer fester, je mehr sie über den Vorfall nachdenken; wie vielen kann ein solcher Vorgang auch in der Tat ein Anstoß zu tieferem religiösem Leben werden. Wir stehen da einfach vor der Tatsache, daß derartige Ereignisse religiöse Erlebnisse sein können und haben uns damit zurechtzufinden. Mögen wir auch noch so sehr beteuern und zu beweisen suchen, es sei das Irrtum oder falscher Glaube; einer der das Erlebnis gemacht hat, wird nicht, oder nur sehr schwer den nach seiner Ansicht tieferen Gehalt desselben preiszugeben geneigt sein.

Wie ist das möglich? Gibt uns die bloße Verknüpfung der materiellen Vorgänge Anlaß zu dieser Auffassung? Betrachten wir den Vorfall einmal rein vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus.

Das Ereignis besteht aus zwei für sich ablaufenden, kausalverbundenen Reihen von Begebenheiten. Die erste führte zum Herunterfallen des Ziegels, die zweite brachte den Mann gerade bis an die gefährdete Stelle.

Zunächst das erste. Die Schwerkraft zog den Stein zur Erde; er war locker geworden, weil eine Dachlatte faul war, Mikroorganismen hatten die Fäulnis hervorgerufen. Diese hatten sich hier einnisten können, weil die betreffende Partie der Latte während der Verarbeitung des Holzes besonders der Feuchtigkeit ausgesetzt war, — auch das muß einen bestimmten Grund haben — und so fort. Direkte Ursache des Falls war der Windstoß, dieser war bedingt durch ungleichmäßige Erwärmung des Bodens wegen teilweiser Bewölkung, diese wieder durch die gesamte Verteilung des Luftdrucks auf der Erdoberfläche. Können wir auch im einzelnen die Ursache nicht weiter aufdecken, wir könnten doch durch einleuchtende Hypothesen endlos das Warum hinausschieben, aber auch *nur* hinausschieben.

Wir sehen daraus, daß es wohl naturwissenschaftlich möglich ist, eine lückenlose Verkettung der Ursachen des Falls aufzudecken, daß es aber ganz unmöglich ist, sie bis auf den letzten Grund zurückzuführen. Es ist das logisch ganz undenkbar, zuletzt bleibt uns immer eine offene Frage. — Soweit die erste Reihe. —

Nun die zweite. Warum befand sich der Mann gerade eine Nasenlänge von der Fallrichtung des Ziegelsteins entfernt? Er mußte aus irgendwelchen Gründen ausgehen, an einer Ecke blieb er kurz stehen, um jemandem auszuweichen; um die Zeit auszunützen, beschleunigte er seine Schritte: so mußte er gerade zu dem Zeitpunkt an der betreffenden Stelle sich befinden. Warum kam ihm aber nicht ein Bekannter entgegen, der ihn aufhielt? Auch hier postuliert die Naturwissenschaft einen lückenlosen Kausalzusammenhang, auch hier verliert sich dieser aber bei näherem Zusehen in undurchdringlichem Dunkel, noch mehr als bei dem rein mechanischen Vorgang des Falles, weil Willensimpulse eine wesentliche Rolle dabei spielen, die der kausal-mechanischen Erklärung von vorneherein spotten.

Das Wesentliche an dem Ereignis aber war das Zusammentreffen der zwei Kausalreihen. Ist hiefür etwa ein Grund vorhanden? Gewiß, auch hier fordert unser logisches Denken einen solchen; mit dem Zufall können wir uns nicht zufrieden geben; die Naturwissenschaft postuliert kühn einen auf physikalischen Gesetzen beruhenden, ihn aufzudecken aber vermag sie nicht.

Nehmen wir an Stelle des eben besprochenen Vorgangs irgend einen andern, aus dem der Schluß gezogen wurde: hier hat Gott eingegriffen, man wird stets bei seiner Zergliederung zum gleichen Resultat gelangen.

Die Naturwissenschaft ist außer stande, sowohl die einzelnen für sich ablaufenden Reihen bis auf den letzten Rest nach Naturgesetzen zu erklären, als Gründe für ihr zeitliches Zusammentreffen namhaft zu machen. Sie stellt zwar die bestimmteste Behauptung auf, es müsse sich alles rein kausal erklären lassen, sie ist aber nicht fähig, diese Behauptung zu beweisen, da die betreffenden Vorgänge einmal nicht mehr Gegenstand ihrer Beobachtung sein können und in ihren letzten Gründen sich überhaupt dem Bereich sinnlicher Erfahrung entziehen.

Das was bei irgend einer Begebenheit unserer Beobachtung zugänglich ist, steht zu der Summe von Vorgängen, die zu eben dieser Begebenheit führten, oder umgekehrt aus ihr hervorgehen, in demselben Verhältnis wie ein beliebiger Querschnitt durch ein endlos ausgespanntes Seil zu seiner ganzen unendlichen Länge. Wir können die Struktur des Geflechts vielleicht erkennen, wir können auf kurze Distanz rückwärts oder vorwärts den Zusammenhang entwirren, daraus Gesetzmäßigkeiten ableiten und mit mehr oder minder Recht diese Gesetzmäßigkeit für die ganze endlose Reihe fordern; wo aber der wirkliche Grund der Spannung des Seils liegt, wo und wie es befestigt ist, läßt sich aus dem unserer Beobachtung zugänglichen Querschnitt nicht erschließen.

Ja sogar noch mehr. Ich sagte eben, mit mehr oder weniger Recht läßt sich diese Gesetzmäßigkeit auf das Ganze übertragen. Gewiß, auch die absolute Gültigkeit der sogenannten Naturgesetze ist keine so

sichere, wie man das oft zu glauben scheint. Man mißverstehe mich nicht; es wäre Wahnsinn, d. h. ein Zeichen, daß man keinen Sinn für das praktische Leben besitzt, wenn man an den Gesetzen der Mechanik, Akustik oder Optik zweifeln wollte, die seit Jahrzehnten und Jahrhunderten erprobt wurden und zu solchen Triumphen der Technik geführt haben, wie sie gerade unsere Zeit zu sehen bekam. Aber trotzdem gilt es, sogar im Namen der Wissenschaft, immer wieder zu betonen, daß naturgemäß alle unsere sogenannten Naturgesetze nur relative Gültigkeit beanspruchen können, daß sie eben nur solange gelten, als keine Tatsachen bekannt werden, die ihnen widersprechen. Würde dieser Grundsatz nicht anerkannt, so wäre damit aller Fortschritt der Wissenschaft überhaupt ausgeschlossen, der sich gerade darin zu erkennen gibt, daß neue Tatsachen zur Revision der bisher gültigen Gesetze und zur Aufstellung neuer, umfassenderer führen, denen aber das gleiche Schicksal bevorsteht wie ihren Vorläufern.

Ein Beispiel möge dies klar machen.

Das ungeübte Auge sieht in einem Wald nur einerlei Bäume, die alle grüne Blätter tragen. Man könnte daraus das uns kindlich anmutende Gesetz ableiten:

Die Bäume des Waldes tragen alle gleiche Blätter, oder verallgemeinert: müssen alle gleiche Blätter tragen.

Erfahrung brachte nun zunächst die Einsicht, daß im Winter der Wald kahl ist, sodaß das Gesetz lauten mußte: Die Bäume des Waldes tragen alle im Sommer gleiche Blätter. Dann bemerkte man, daß nicht alle Bäume gleiche Blätter tragen, sondern daß verschiedene Arten zu unterscheiden sind, die man darum mit besonderen Namen von einander unterschied. Das Naturgesetz lautet für den einen derselben: Die Eichen tragen im Sommer alle gleiche Blätter. Damit sind wir auf die in das allgemeine Bewußtsein eingegangene Formulierung dieses Naturgesetzes gelangt; aber die Wissenschaft ist nicht dabei stehen geblieben. Der Satz, die Blätter eines Eichbaumes sind alle gleich, gilt nicht mehr. Zunächst erkannte man, daß zwar wohl bei allen Blättern einer Pflanzenart derselbe Grundplan des Baues nachzuweisen ist, daß aber in der Ausführung desselben eine ungeheure Variation herrscht.

Man maß die Länge, Breite, Dicke ꝛc. der einzelnen Blätter, notierte die Anzahl der gleich großen und fand, daß bei bestimmten Größenverhältnissen besonders viele Blätter einzureihen waren, jedoch so, daß neben einer Hauptmaßzahl mehrere Nebenmaßzahlen aufzufinden waren. Bei einer Kurvenzeichnung, die das zum Ausdruck bringen konnte, entstanden, wie man sagt, neben einem Hauptgipfel mehrere Nebengipfel. Die so konstatierten Verhältnisse faßte man zusammen unter dem Quetelet'schen Gesetz, nach seinem Entdecker, dem belgischen Statistiker, so genannt. Nach diesem Gesetz bringt also eine Eiche verschieden große Blätter hervor, jedoch so, daß bestimmte Maßzahlen besonders häufig auftreten.

Nun verglich man verschiedene Bäume derselben Art miteinander und fand, daß die Blattgrößenkurve nicht für alle Bäume dieselbe ist, daß ein einzeln stehender Baum seine Kurvengipfel bei kleineren Zahlen hat, als ein Baum des dichten Waldes. Man mußte also das vorige Gesetz abändern und sagen: Die Kurve ist je nach dem Standort des Baumes verschieden.

Das führte zu Versuchen über die Bedingungen der Blattgröße. Man fand, daß sie vor allem abhängig ist von der Beleuchtung und der Feuchtigkeit des Standortes, beschattete Blätter wurden größer als belichtete. Das neue Gesetz lautet nun: Die Blätter der Eiche sind je nach der Beleuchtung verschieden groß.

Aber auch hier war noch ein Fortschritt möglich. Man studierte die Wirkung des Lichtes auf verschiedene pflanzliche Gewebe und kam zu der Ueberzeugung, daß das Licht einen wachstumhemmenden Einfluß ausübt. Der größte Zuwachs der Pflanzen findet nachts statt, während bei Tag die Energie des Lichtes zu den für das Wachstum notwendigen Stoffwechselprodukten verarbeitet wird. Im Dunkeln „schießen" die Pflanzen.

Das Gesetz von der Verschiedenartigkeit der Blätter eines Baumes war so nach verschiedenen Einschränkungen, Erweiterungen und Umformungen seiner ursprünglichen Fassung zurückgeführt auf das umfassendere:

Das Licht hemmt das Wachstum.

Wir ersehen aus diesem Beispiel, wie Naturgesetze zu stande kommen. Dabei ist zu bemerken, daß allerdings das zuletzt formulierte Gesetz nicht nur aus den genannten Tatsachen, sondern auch auf andere Weise abgeleitet wurde. Es wäre Borniertheit, zu glauben, die Fassung des Naturgesetzes, die wir gerade besitzen, sei die endgültige. Jedes Naturgesetz hat nur so lange Geltung, als es nicht durch eine neue Tatsache umgestoßen wird. Es ist unmöglich, seine absolute Gültigkeit zu beweisen, es wäre töricht, sie auch nur zu verlangen. Auch der Fortschritt der Wissenschaft ist nur möglich, wenn der Forscher an alles mit absoluter Unbefangenheit herantritt und weiß, was er von den sogenannten Naturgesetzen zu halten hat. Freilich ebenso töricht wäre es, wenn er die Summe von Erfahrung, die in diesen Gesetzen eingeschlossen liegt, mißachten wollte und bei jeder Beobachtung wieder von vorne anfinge; er benützt sie vielmehr als Sprosse einer Leiter, die ihm die Möglichkeit gibt, eine noch höhere Stufe zu erklimmen und noch umfassender das Geschehen der Natur zu überblicken. Aber auch dann sagt er sich:

Naturgesetze sind und können nichts anders sein, als ein Extrakt unserer Beobachtung, eine Verallgemeinerung der, im Vergleich zur unendlichen Zahl der Fälle in der Natur, verschwindend kleinen Zahl von kontrollierten Vorgängen.

Doch wer bürgt uns schließlich dafür, ob wir mit unserem System von Naturgesetzen auf der richtigen Leiter sind, ob nicht vielleicht eine

andere uns höher bringen könnte? Soviel ist freilich klar: jede derartige Gesetzesleiter muß, soll sie nicht beim Höhersteigen ins Wanken geraten, kausalmechanisch fundamendiert sein, so gut wie jede wirkliche Leiter auf festem Boden stehen muß, wenn sie etwas taugen soll. Ebenso sicher ist aber, daß keine solche Leiter je den Himmel erreichen kann. Es ist darum nicht zu verwundern, daß man immer wieder versuchte, auch auf andere Weise zu einem Ueberblick über das Naturgeschehen zu gelangen, indem man statt nach dem Warum und Woher und seinem Geschehen nach dem Wozu fragte. Die daraus sich ergebende Erklärung nach Zwecken löst sich bewußt von dem kausalen Boden los, etwa wie ein Sondierballon zur Erforschung der höhern Luftschichten aufgelassen wird, und sie hat auch gerade so gut wie dieser ihre Berechtigung, denn sie erlaubt uns, die Dinge von einem erhöhten, wenn auch isolierten Standpunkt aus zu betrachten. Vielleicht ist auch hierin unserer Zeit die plan- und gesetzmäßige Eroberung der Luft, die Erfindung des Lenkballons, vorbehalten, denn auch das Denken mit Zweckbegriffen braucht nicht eo ipso zum Stillstand der Forschung zu führen, sondern kann, wenn es richtig diszipliniert ist, neue fruchtbare Gedanken hervorbringen.

Lange Zeit war, unter dem Einfluß des Materialismus, diese Betrachtung des Naturgeschehens nach Zwecken, d. h. in letzter Linie unter Annahme geistiger Kräfte, verpönt, heute wird sie immer mehr als wissenschaftlich wertvoll anerkannt, besonders wo es sich darum handelt, das Leben eines Einzelwesens zu erforschen, in der Biologie. Freilich auch sie wird an menschliche Schranken gebunden bleiben, wie das Luftschiff der Zukunft an die Lufthülle unserer Erde.

Wir sehen also, daß es unmöglich ist, auf Grund irgendwelcher von uns aufgestellter Naturgesetze die Ursachen eines beliebigen Ereignisses in der Natur bis auf die letzten aufzudecken, daß es auch unmöglich ist, die absolute Gültigkeit dieser Naturgesetze zu erweisen, oder auf unsern Fall angewendet, daß es ganz ausgeschlossen ist, durch naturwissenschaftliche Erkenntnis, und möge sie auch noch so weit vorgeschritten sein, dem Glauben an eine Einwirkung Gottes in der Natur den Boden zu entziehen.

Um aber einer Mißdeutung dieses Satzes vorzubeugen, ist zu betonen, daß das nicht nur von gewissen, nach allgemeiner Ansicht merkwürdigen Vorgängen gilt, sondern sogar von solchen, hinter denen nach der Meinung der großen Menge nur noch ein ungebildeter oder bornierter Mensch andere als natürliche Ursachen sieht.

Doch das ist ein rein negatives Resultat. Kehren wir nun die Frage um: Läßt sich aus der bloßen sinnlichen Beobachtung für die Ansicht einer Einwirkung Gottes eine Stütze schaffen?

Gehen wir zurück zu unserm Beispiel: Läßt sich etwa aus den entdeckten Lücken der Kausalreihe, die zu der sogenannten Bewahrung vor dem Erschlagenwerden durch den Ziegel führte, ein Beweis für diese Auffassung ableiten? Eine einzige Ueberlegung zeigt uns die ab-

solute Unmöglichkeit dieses Unternehmens. Dann müßte sich nämlich auch eine Bewahrung beweisen lassen für den Fall, daß der Mann gar nicht die gefährdete, sondern eine andere Straße benutzt hätte, oder daß der Ziegel erst acht Tage später heruntergefallen wäre. Die Lücken der Kausalreihen wären ganz dieselben. Nein, so wenig die äußere Beobachtung der Tatsachen den Gegenbeweis gegen die religiöse Erfahrung erbringen kann, so wenig kann sie dieselbe stützen. Es gibt für die Naturwissenschaft nur einen Weg, die erkennbaren Ursachen des Naturgeschehens aufzudecken, das ist das Experiment, d. h. die möglichst häufige, absichtliche Wiederholung eines Vorgangs, durch Herbeiführung der ihn bedingenden Umstände. Erst dann wäre einige Wahrscheinlichkeit für die Erklärung als Bewahrung vorhanden; wenn sich der Vorgang mehrere Male hintereinander, unter genau den gleichen Bedingungen abgespielt hätte. Das ist aber ganz ausgeschlossen.

Es ist überhaupt völlig verkehrt, jemals aus der bloßen sinnlichen Beobachtung den Beweis für die Existenz eines nicht sinnlichen erbringen zu wollen, für das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit, so oft das auch allen Ernstes wieder versucht wird. Es ist das auch im Grunde so selbstverständlich, daß ich nicht weiter auf diese Frage eintreten möchte.

In der natürlichen Erklärung sinnlicher Vorgänge können nur Lücken aufgedeckt werden, eine Lücke aber ist nicht Gott. Wenn wir diese Lücke mit Gottes Wirken ausfüllen, so bringen wir etwas vollkommen Neues, außerhalb der sinnlichen Erfahrung liegendes hinein, das also nicht aus ihr erschlossen oder gefolgert werden kann. So wären auch die in letzter Zeit vielgenannten Geisterphotographien niemals ein Beweis für die Unsterblichkeit, auch sie würden nur eine Lücke in unserem Naturerkennen aufdecken, weiter nichts. Wir sind ebensogut berechtigt, diese Lücke durch Annahme unbekannter, seelischer oder gar rein materieller Vorgänge auszufüllen, als durch Annahme der Geister Abgeschiedener.

Es schien mir nicht unwichtig, an diesen Beispielen klarzulegen, wie religiöse Erfahrung und Naturbeobachtung oder vielmehr nach logischen Gesetzen verarbeitete Naturbeobachtung, Naturwissenschaft, rein gar nichts miteinander zu tun haben. Es ist verkehrt, aus der bloßen Beobachtung eines Ereignisses den Schluß zu ziehen, hier hat Gott eingegriffen, aber ebenso verkehrt, aus eben dieser Beobachtung den Beweis leisten zu wollen, es sei alles rein natürlich zugegangen, eine Einwirkung Gottes sei ausgeschlossen.

Wenn Gott in das Geschehen eingreift, so kann das nie Gegenstand der sinnlichen Beobachtung sein, erst eine innere religiöse Erfahrung kann zu dieser Erkenntnis führen.

Die Frage hat aber auch ihre religiös-ethische Seite. Liegt auf dieser irgend etwas vor, das uns zur Annahme sog. Bewahrungen und Erhörungen zwingen oder sie uns verbieten könnte?

Da muß man sich denn vor allem klar machen, daß ein solcher Glaube einige nicht unwesentliche Voraussetzungen macht.

Er setzt voraus, wenn auch meist unbewußt, daß unser eigenes oder anderer Menschen körperliches Leben eine solche Bedeutung für die Erreichung unserer ewigen Bestimmung habe, daß Gott das Naturgeschehen darum leiten oder in seinen normalen Gang eingreifen müsse.

Es setzt voraus, daß gerade das betreffende Ereignis, das uns so wichtig erscheint, oder um das wir beten, uns diesem Ziele näher bringe, auch wenn andere Menschen im Eintreffen des Gegenteiles ihre Förderung zu erkennen glauben. Man denke nur an das Gebet um Sieg im Kriege.

In diesen Voraussetzungen liegt aber unzweifelhaft eine im Leben Christi nicht begründete Ueberschätzung des äußern Erlebens in seinem Ewigkeitswert, und die Anmaßung, Gott unsere Heilswege vorschreiben zu wollen.

Ebenso bedenklich können auch die praktischen Folgen eines solchen Glaubens sein.

Wer hätte sich nicht schon abgestoßen gefühlt durch den, so leicht zur Phrase werdenden Trost: Gott wird's schon machen, oder es ist Gottes Wille; Worte, die nur gar zu oft den Mangel an eigener Energie oder eigenem guten Willen decken, die verhindern, eigene Fehler und Unterlassungen ehrlich einzugestehen oder ihre Folgen zu tragen, die oft gerade den tiefsten religiösen Erlebnissen im innerlichen Verarbeiten der Schicksalsschläge den Boden entziehen und so das innere Wachstum hemmen können.

Auch für die Gesamtheit kann die Wirkung direkt religiösen Forderungen widersprechen. Wollte man im Prinzip alles Naturgeschehen direkt auf Gottes Willen zurückführen, was hätte es dann für einen Sinn, noch weiter der Natur ihre Geheimnisse abzulocken, sie in des Menschen Dienst zu zwingen und dadurch die Kultur auf eine höhere Stufe zu heben? Was hätte es für einen Sinn, für soziale Verbesserungen einzutreten oder überhaupt einer praktischen Tätigkeit seine Kräfte zu opfern? Die Verneinung der Selbständigkeit der Natur müßte gerade so sehr zum absoluten Stillstand alles geistigen Fortschritts führen, wie die Verneinung des freien Willens des Menschen, zum Stillstand des ethischen.

Und doch! Gerade das, was uns den Glauben an Gottes Eingreifen ganz verbieten möchte, das läßt ihn uns plötzlich wieder als höchste Forderung erscheinen.

Was wäre unser Gottesglaube, wenn er Gott nicht alles zutrauen könnte? Liegt nicht gerade darin das Große und Wunderbare in der Erscheinung Jesu, daß er so unbegrenztes Vertrauen auf Gottes Macht, Weisheit und Güte hatte, auf seine Liebe, der das scheinbar Unwichtigste im Menschen- und Naturleben wichtig genug erscheint, daß er sich damit abgebe? Ist nicht dieses kindliche Gottvertrauen wahres Christentum?

Und auf der andern Seite. Ist nicht dieser Glaube die sicherste Gewähr für stetes Vorwärtsschreiten der Menschheit? Hätte es einen Sinn, an diesem Vorwärtskommen mitzuarbeiten, wenn man nicht die Ueberzeugung haben könnte: Gott sitzt im Regimente, und führet alles wohl?

So hätte sich gezeigt, daß auch an religiös-ethischen Grundsätzen der Glaube an Gottes Einwirkung in der Natur sich nicht mit Sicherheit zu orientieren vermag.

Er ist da, und wird immer da sein, wir wissen nicht warum, wir wissen nicht woher er seine Existenzberechtigung nimmt, wir können ihn mit allen Ergebnissen naturwissenschaftlicher Forschung und allen Betrachtungen, ethischer und religiöser Art nicht widerlegen und nicht beweisen. Er bleibt ein Rätsel, das uns wohl oft unwichtig erscheinen mag, aber vielen zu einem zentralen Ruhepunkt ihres innersten Wesens geworden ist.

Religiöses Erlebnis und Gedanken über religiöse Erlebnisse sind Dinge, die einander gar nichts angehen.

Es zeigt sich auch da, daß echte Religion über jedem naturwissenschaftlichen und philosophischen System steht, sie ist Tatsache, wo sie zum innern Erlebnis geworden ist, aber sie kann nicht mittelst des Gedankens von einem auf den andern übertragen werden, bei jedem ist sie von neuem Offenbarung. Orthodoxe Religion ist auch in diesem Punkt ein Widerspruch in sich selbst, es giebt keine allgemein rechtgläubige, so wenig wie eine freisinnige Religion; es giebt nur Religion oder nicht-Religion; ob sie die rechte für den betreffenden Menschen, ob sie die echte, d. h. auf Erfahrung beruhende Religion ist, das kann man nur an ihren Früchten erkennen; niemand hat das Recht, bei andern das als falsche Religion zu schelten, was für ihn nicht echte sein kann.

Und schließlich verhehlen wir uns nicht, daß es auch im religiösen Leben eine Entwicklung giebt; daß wohl die religiöse Verarbeitung äußeren Geschehens bei manchem den glimmenden Docht anfachen kann, daß aber die tägliche Nahrung nicht hierin gesucht werden darf.

Inneres Erleben, Herr werden über eigene Schwächen, Wachsen in Geduld und Liebe, können uns gewiß weit mehr unserer Bestimmung entgegenführen, als alle Bewahrung und Erhörung irdischer Wünsche. Ob wir solche erfahren, hängt, das ist meine Ueberzeugung, nicht von unserem Wissen und Wollen, sondern von dem tiefsten Grund unseres ganzen Wesens ab; es giebt wohl echte Christen, die sie nie bewußt erlebt haben und ebenso echte, die sich von der täglichen Fürsorge Gottes abhängig fühlen und sich mit vollem Recht durch die Naturwissenschaft darin nicht irre machen lassen. Dr. W. Brenner.

Zur Heimarbeits-Ausstellung.

Ueber die Heimarbeits-Ausstellung, die nun von Zürich nach Basel gewandert ist und den Kongreß für Arbeiterschutz, der mit ihr verbunden wurde, ist in den Tagesblättern zum Teil sehr ausführlich berichtet worden. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diese Referate um ein weiteres zu vermehren. Ueber den Sinn und Zweck der Ausstellung im allgemeinen aber hat ein in der vorletzten Nummer erschienener Aufsatz orientiert. So bleibt uns nur übrig, noch über die Eindrücke, die Ausstellung und Kongreß hinterlassen haben und ihre mutmaßlichen praktischen Resultate einiges zu sagen.

I.

Wer die weiten Räume des Mädchenschulhauses am Hirschengraben in Zürich betrat, wo die Ausstellung Saal auf Saal füllte, der hatte den Eindruck, daß er in einen sozialen Anschauungsunterricht großen Stils eintrete, der zugleich ein wichtiges Stück schweizerischer Volkskunde darstellte. Wenn man diese Produkte eines bedeutenden Teils der nationalen Arbeit sah: die kunstvollen Spitzen des ostschweizerischen Stickers, die Hüte und Körbe des Aargauer, Freiburger, Tessiner Strohflechters, die Bänder der baselländschaftlichen Seidenweber, die Kunstwerke der Berner und Neuenburger Uhrmacher, die Zigarren der Aargauer Tabakarbeiter, die Sächelchen der Berner Oberländer Schnitzler, nicht zu vergessen die Blousen, Hosen, Röcke, Hemden der vor allem in den Städten oder ihrem Umkreis zu findenden Frauen, die im Dienst der Konfektion sich abquälen — dann mußte sich auch der, dem diese Dinge nicht durchaus neu waren, sagen, daß ihm die Augen für ein Stück von dem Leben unseres Volkes in einer Weise geöffnet worden seien, wie keine Vorträge, Broschüren oder Zeitungsartikel es zu tun vermocht hätten. Die Sprache der Arbeitsprodukte selbst wurde erläutert und noch weiter veranschaulicht durch eine Fülle von statistischen Darstellungen, Karten, Photographien und dazu durch die lebenden Arbeiter selbst, die vor uns zum Teil in sehr realistisch hergerichteten Arbeitsbuden ihr Werk verrichteten. Da hätte man namentlich die Schulen hergewünscht. Wir Erwachsenen aber mußten uns sagen: Hätte man doch uns einst im Unterricht, statt uns die Höhen der Berge, die Einwohnerzahl der Städte und die Flüsse der Schweiz und ihre Nebenflüsse in Vollständigkeit einzuprägen, etwas von *diesen* Dingen erzählt, vom Leben und Arbeiten des Schweizervolks, etwa so, wie's Selma Lagerlöf in „Niels Holgersohns wunderbarer Reise" für Schweden tut, das wäre eine bessere Erziehung zur Vaterlandsliebe gewesen, als die sonst angewandten und angepriesenen Methoden und dazu eine soziale Erziehung ersten Ranges. Dann stünde der Bauer nicht so verständnislos und feindselig dem Arbeiter gegenüber, dann wäre die „Solidarität der Volksgenossen" mehr als ein halb-

wahres Schlagwort für Parteizwecke. Aber wie hätte der Lehrer solches erzählen sollen? Er wußte meistens selbst nichts davon; woher hätte er es wissen können? Erst seit kurzem haben wir ja Augen für diese Dinge bekommen. Gerade in der Schweiz hat es bis jetzt sehr stark an genauer Bearbeitung und anschaulicher Darstellung des sozialen Tatsachenmaterials gefehlt. Also öffnen sich uns für die Zukunft pädagogische und andere Perspektiven, wenn wir das Bild dieser neuartigen Ausstellung auf uns wirken lassen, die, jenem Zauberer Asmodi ähnlich, gleichsam die Dächer abhebt, unter dem ein großer Teil unseres Volkes wohnt und uns hineinblicken läßt in die stille Arbeit, die dort getan wird, die rastlose, mühselige, unter dem Stecken der Treiber, die Not und Hunger heißen, getane, vielfach durch Unrecht vergiftete und von Tränen benetzte Heimarbeit.

Man schätzt, daß in der Schweiz mindestens 130,000 Personen Heimarbeit verrichten. Rechnet man dazu die Familien, die daraus ganz oder teilweise leben, so wird klar, daß hier ein sehr beträchtlicher Teil des Schweizervolkes in Frage kommt. Einzelne unserer wichtigsten Industrien stützen sich zum größeren Teil auf Heimarbeit, so die Stickerei (53 %), die Seidenstoffweberei (51 %), die Strohflechterei (78 %), die Schnitzlerei (51 %). Dabei konzentriert sie sich bekanntlich auf bestimmte Landesteile, und zwar wieder so, daß bestimmte Industrien in bestimmten Gegenden beinahe ausschließlich herrschen. Das Hauptgebiet der schweizerischen Heimarbeit ist die Ostschweiz. St. Gallen allein beherbergt davon 24 %, Appenzell 12, Zürich 11, worauf Bern mit 9, Aargau und Baselland mit 7 folgen u. s. w. In der Ostschweiz nun herrscht die Stickerei, Seidenstoffweberei und Baumwollspinnerei. Von der Stickerei entfallen auf St. Gallen 59 %, Appenzell 15, Thurgau 13; von der Seidenstoffweberei auf Zürich 39 %, Schwyz 18 %; von der Baumwollspinnerei auf St. Gallen 32 %; von der Seidenspinnerei auf Zürich 69 %, ebenso auf Zürich von der Schneiderei und Weißnäherei je 39 und 21 %. Von dieser haben wir schon bemerkt, daß sie sich überall in und um die größeren Städte zusammendränge, aus naheliegenden Ursachen. Ich gebe noch einige weitere Notizen: Die Seidenbandweberei entfällt zu 80 % auf Baselland; die Musikdosenindustrie ist Monopol der Waadt, die Tabakindustrie des Aargaus, die Schnitzlerei des Berner Oberlandes, die Seidenbeuteltuchweberei des Appenzellischen Vorderlandes; die Strohindustrie verteilt sich auf Aargau, Freiburg, Luzern, Tessin; die Wirkerei ist in der östlichen und nordwestlichen Schweiz vorwiegend zu Hause.

Diese Angaben wollen natürlich nicht Vollständigkeit erstreben. Sie wollen nur zeigen, welch große und wichtige Gebiete unseres Volkslebens noch der Klarlegung und Bearbeitung harren. Denn die Ausstellung hat diese Arbeit natürlich bei weitem nicht zu Ende geführt. Allerlei Fragen erheben sich vor diesen Zahlen und Karten, zum Beispiel: Welchen Einfluß haben diese verschiedenen Zweige

der Heimarbeit und die Heimarbeit überhaupt auf die Sinnesweise und Lebensführung, das moralische Wesen, die physische Beschaffenheit, das soziale Denken der daran Beteiligten? Wie sind diese Industrien historisch entstanden? Was für geschichtliche oder ökonomische Gründe erklären uns, warum die Heimarbeit sich gerade an den und den Orten konzentriert, warum wir z. B. mitten im Emmental auf einmal sporadische Textilindustrie und Putzmacherei auftauchen sehen? Diese paar Fragen, die sich leicht vermehren ließen, sollen nur zeigen, wie viel Arbeit hier noch zu leisten ist. Vorerst gilt auch für die Schweiz jenes bekannte Wort, daß viele unserer Gebildeten im allgemeinen von den Verhältnissen der Fidschiinsulaner und Zulunneger mehr wüßten als von den Lebensbedingungen des arbeitenden Volkes, neben dem wir wohnen. Durch mehr Wissen geht es hier zum besser Verstehen und zur sozialen Tat. Das Wissen weckt das Gewissen.

II.

Der zweite sich sofort einstellende Eindruck der Ausstellung ist der einer großen materiellen Not. Es wird von allen Seiten her bezeugt, auch von Leuten, die nicht im Geruch des Sozialismus stehen. Man hat darum von einer „Ausstellung des Elendes" geredet und nicht ganz mit Unrecht. Auf der andern Seite hat man behauptet, die ganze Veranstaltung sei tendenziös, sie gehe bloß darauf aus, die Verhältnisse in möglichst trübes Licht zu setzen. Ich glaube auf Grund genauerer Kenntnis der Tatsachen die Behauptung als unbegründet bezeichnen zu dürfen. Die Leute, die das Material gesammelt haben, sind keine Hetzer und keine Fälscher der Wahrheit gewesen. Es waren garnicht nur Sozialdemokraten dabei, aber die Ergebnisse der bürgerlichen Sammler stimmten mit denen der sozialdemokratischen durchaus überein. Daß die Unternehmer ein schlechtes Gewissen bei der Sache hatten, geht aus der Tatsache hervor, daß sie mit wenigen rühmlichen Ausnahmen (wozu die Basler Seidenfabrikanten gehören) die Teilnahme an der Ausstellung verweigerten und ihren Arbeitern mit Entlassung drohten, wenn sie den Sammlern Angaben machten oder Arbeit lieferten, welche Drohung sie zum Teil auch ausgeführt haben. Wenn sie dieses Vorgehen mit der Notwendigkeit begründeten, sie müßten ihre Muster schützen, so ist das eine gar zu fadenscheinige Ausrede; denn diese Arbeiten (die übrigens meistens auf Originalität wenig Anspruch machen dürfen) können ja in den Läden von jedermann gekauft werden. Gewiß bietet die Ausstellung auch in Bezug auf die Löhne kein vollständiges Bild. Da und dort mag sie die Lage zu ungünstig darstellen, dafür aber an andern Orten zu günstig. Sie will gar kein vollständiges Bild der Verhältnisse geben, sondern bloß Schlaglichter darauf werfen. Und diese Schlaglichter sagen uns vorläufig genug. Es gibt eine ganze Industrie, die Leinenweberei, in der der Durchschnittsstundenlohn auf 11,1 Rappen steigt. Ein Leinenweber verdient also in der Schweiz in zehnstündiger Tagesarbeit durchschnitt-

lich volle 1 Franken 11 Rappen! Es gibt aber Leineweber, die in zehn Stunden nur 45 oder 38 Rappen verdienen, wobei nicht einmal die Spulstunden einer Gehilfin eingerechnet sind. Aehnlich verhält es sich in der Kleider- und Wäschekonfektion und der Strohflechterei. Wenn wir den Zehnstundentag zu Grund legen (also eine Arbeitszeit etwa von 7—12 Uhr vormittags und von 1½—6½ Uhr nachmittags) so stoßen wir zum Beispiel auf folgende Tageslöhne: in der Konfektionsindustrie 51, 55, 79, 96, 43, 50, 54, 30 Rappen, 1.20 Franken; in der Tabakindustrie 45 Rappen (Kinderarbeit), 1.16, 1.11 Franken; in der Seidenstoffweberei 26, 31, 81 Rappen (Spulerei nicht eingerechnet); in der Strohindustrie 15 (!), 17 (!), 25 (!), 28 (!), 32, 42 Rappen — man bedenke, daß es sich um den Verdienst eines Zehnstundentages handelt! Es ist ein Hohn, wenn in solchen Fällen überhaupt von „Lohn" geredet wird. In diesen Fällen ist sicher vielfach Ausbeutung allerschlimmster Art mit am Werke, wenn auch dann und wann das sehr hohe oder sehr niedrige Alter der Arbeiter einen kleinen Verdienst begreiflich machte. Aber man bedenke: 15, 17, 25 Rappen! — Freilich liegen die Dinge nicht überall so traurig. Wir stoßen in der Seidenbandweberei auf Stundenlöhne von 13,3, 15,5 bis 42,2; in der Stickerei von 26, 30, 33 bis 50 oder gar 60 (das letztere jedoch nur ausnahmsweise), und besonders günstig stellen sich die (zu 98 % organisierten!) Beuteltuchweber, deren Stundenlohn sich zwischen 35 und 50 und mehr Rappen bewegt. Um diese etwas höheren Löhne richtig einzuschätzen, bedarf es freilich der Erwägung von allerlei Faktoren. Es muß bei den Stickern der Anteil der Fädlerin abgezogen und darf nicht vergessen werden (worauf der „Weberpfarrer" Eugster immer wieder hinwies), daß es Zeiten gibt, in denen wenig oder nichts verdient wird. Dafür sind dann für den Heimarbeiter auf dem Land die Wohnungsverhältnisse günstiger als für den städtischen Industriearbeiter.

Im Ganzen bekommen wir doch ein Bild der Dürftigkeit, ja des Elends, des bis zum Erliegen harten Kampfes mit Hunger und Not. Aus diesem grauen Allgemeinbild heben sich einige Einzelzüge besonders bedeutsam heraus. Zunächst die Tatsache, daß es zum größten Teil Frauen- und Kinderarbeit ist, die so schlecht gelöhnt wird. Auf 100 in der Heimarbeit beschäftigte Personen kommen 71 Frauen und nur 29 Männer. Der Frauenlohn nun ist natürlich auch hier nach dem alten Prinzip bemessen, daß die Frau bei gleichen Leistungen einen Drittel bis zur Hälfte weniger Lohn bekommt als der Mann, einem Prinzip, das in den heutigen Verhältnissen gar keine vernünftige Begründung mehr findet. Aber die Frauen sind geduldig, weil wirtschaftlich sehr oft ganz unwissend, dazu schwer organisierbar und leicht zu ersetzen! Darum ist die Frau stets ein besonders beliebtes Ausbeutungsobjekt des Kapitalismus gewesen. Ebenso die Kinder. Die Kinderausbeutung durch die Unternehmer, aber auch durch die eigenen Eltern, ist in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten her

eindringlich beleuchtet worden und es ist erfreulich, daß sich dabei zwei schweizerische Pfarrer ein besonderes Verdienst erworben haben.*) Man braucht nur einen Blick auf die Photographien zu werfen, die die hausindustrielle Bevölkerung an der Arbeit zeigen, um sofort einen tiefen Eindruck davon zu bekommen, wie viel zerstörtes oder überhaupt nie recht gekanntes Kindheitsglück einen Teil dieser Not der Heimarbeit bildete. Am besten illustriert dies allerdings die Tatsache, daß es in der Strohindustrie beschäftigte Kinder gibt, die noch auf dem Schulweg ihre Strohbänder flechten müssen. Auch die ostschweizerischen und andere Lehrer wissen von solcher gequälten Kindheit zu erzählen. Also Frauennot und Kindernot redet aus diesem grauen Bild zu jedem, der Ohren hat, zu hören. — Bedeutsam ist ferner die Tatsache, daß gerade an den Gegenständen des Luxus am meisten Not und, wir dürfen es wohl sagen, Unrecht haftet. Nur einige Beispiele aufs Geratewohl: Für ein gehäckeltes Jäckchen, wie es das Kind wohlhabender Eltern trägt, bekommt die Arbeiterin, die dafür 8—10 Stunden braucht, 55 Rappen. Eine geschickte junge Frau verdient mit Knüpfen von Seidenfransen für Balltoiletten 3,8 Rappen in der Stunde. Eine dreiundzwanzigjährige Tochter stellt feine Ballhandschuhe her und erhält dafür 15,5 Rappen die Stunde, also 1 Fr. 55 Rappen im Zehnstundentag, und kann sich ja dafür durch die Vorstellung des Vergnügens entschädigen, das die feine „Schwester" der oberen Stände empfindet, die diese Handschuhe am Balle tragen wird. Feine und feinste Blusen für elegante Damen werden den armen Frauen, die sie herstellen, auffallend schlecht bezahlt. Diese Tatsachen haben gewiß vielen edeldenkenden Frauen der sozial besser gestellten Stände, die die Ausstellung besuchten, das Herz schwer gemacht. Wir können also kaum ein Kleidungsstück tragen, sei's elegant, sei's einfach (denn auch in der gewöhnlichen Konfektion steht es nicht anders) ohne daß uns Unrecht und Not daraus anblickten! So sind wir miteinander verbunden und für einander verantwortlich. Dieser Teil der Ausstellung ist ganz besonders eine eindringliche Predigt der Solidarität. — Endlich gab es eine kleine Ecke, die den religiösen Leuten zu denken geben konnte. Da waren Gebetbücher, Rosenkränze mit dem Gekreuzigten daran und andere sogenannte Devotionalien ausgestellt und sie gehörten zu den am allerschlechtesten bezahlten der ganzen Ausstellung. Für die Herstellung von Rosenkränzen z. B. bekommen einzelne Arbeiter 4,5 Rappen die Stunde, andere (und das dürfte das Höchste sein) 9,75. Diese religiöse Ecke, wie ich sie nennen möchte, war so recht ein Symbol des Verhältnisses von kirchlicher Frömmigkeit und sozialer Gerechtigkeit, wie es sehr oft bestand und besteht.

Es erhebt sich nun aber die Frage, wie viel Unrecht in diesen Löhnen steckt. Sie ist nicht so ganz leicht zu beantworten. Denn um

*) Zinsli, früher Pfarrer in Walzenhausen (Appenzell) und Wild in Mönchaltorf (Zürich).

hier ganz klar zu sehen, müßte man einmal wissen, was das Material, engros gekauft, den Unternehmer kostet, sodann, was er für das fertige Produkt erhält und was der Detailist dann noch daran verdient. Wenn wir das alles wüßten, dann würde man vielleicht da und dort zugestehen müssen, daß Unternehmer und Zwischenmeister so ungefähr zahlten, was sie könnten, wenn ihnen noch ein ordentlicher Profit bleiben sollte, im Ganzen käme man gewiß auf das Ergebnis, daß wir es mit viel kapitalistischer Ausbeutung der Schwachen und Schwächsten und viel skrupelloser Bereicherung auf Kosten hungernder Mitmenschen, Frauen und Kinder vor allem, zu tun haben, und man müßte wohl auf manche Villa schreiben: „Aus Unrecht und Not armer Menschen gebaut." Einige Zahlen, die mir jetzt nicht gerade zur Hand sind (ich schreibe in den Ferien, abseits von meiner sozialen Literatur), würden dafür den schlagenden Beweis liefern. Freilich wäre damit nur an einem Spezialfalle das Prinzip der ganzen kapitalistischen Wirtschaftsweise festgestellt, nicht der einzelne Unternehmer gebrandmarkt.

Sodann wäre auch noch genauer zu untersuchen, wie groß und von welcher Art die Not der Heimarbeiter sei. Zweifellos ist sie auf dem Lande im allgemeinen kleiner als in der Stadt. Nicht nur sind dort die Wohnungsverhältnisse günstiger, es ist oft auch landwirtschaftlicher Nebenverdienst damit verbunden. Daß sie auch auf dem Lande sehr groß werden kann, besonders in Krisenzeiten, hat auf dem Kongreß ein so kundiger und verläßlicher Zeuge wie der „Weberpfarrer" bestätigt und andere neben ihm. In der Stadt nun gesellt sich dazu noch das Wohnungselend. Daraus gehen wieder gesundheitsschädliche Folgen hervor. Es ist statistisch nachgewiesen, daß die Kindersterblichkeit in der hausindustriellen Bevölkerung um ein Erhebliches größer ist, als im Durchschnitt der übrigen schweizerischen Bevölkerung (in Appenzell J.-Rh. z. B. beträgt sie 12 % gegen 7 % in der ganzen Schweiz). Besonders haust in diesen Löchern von Wohnungen, wo oft Mann und Frau und eine Kinderschar im Arbeitsraum wohnen und schlafen, die Schwindsucht. Aber alle die Krankheiten, die in einer solchen Familie ausbrechen, die zum Teil in diesen Zuständen einen furchtbaren Nährboden besitzen: neben der Schwindsucht die Diphteritis, der Typhus, die Krätze, dazu die Masern, die Syphilis — sie übertragen sich unter Umständen auf den ahnungslosen Käufer, und das Kind der Mutter in der eleganten Villa stirbt an der Diphteritis, die sich in der schmutzigen Höhle bildete, da das Kind der armen Mutter sie bekam und davon genas. So predigt die Natur wieder das Gesetz der Solidarität, das der Mensch in seiner Borniertheit und seinem Egoismus nicht erkennt.

Auch auf diese Not nun hat die Ausstellung bloß Schlaglichter geworfen. Sie hat uns Aufgaben gestellt: die Aufgabe, sie genauer zu erforschen, auf ihren Grad und ihr Wesen, und sie zu beseitigen.

III.

Noch einen andern Eindruck hat die Ausstellung auf mich gemacht und sicher auf viele Andere. Sie ist ein Lied von der Arbeit — allerdings ein schwermütiges Lied! Sie ist es in verschiedenem Sinne.

Ergreifend groß ist gewiß manchem von uns auf dem ersten Gang durch die Ausstellungssäle wieder die Tatsache entgegengetreten, wie schwer das Joch der Arbeit auf einem großen Teil des Volkes lastet, wie sein Leben Arbeit ist, Arbeit und wieder Arbeit und wenig, so wenig Schönheit und Freude. Diese Tatsache ist uns freilich nicht unbekannt gewesen. Auch ich habe mich nicht nur überhaupt mit den Verhältnissen der Hausindustrie bekannt gemacht und trage schon längst jene klassischen Schilderungen ihres Elends aus dem „Kapital" von Marx, Kingleys „Alton Locke", den „Schrei der Kinder" von Elisabeth Barret Browning, das „Lied vom Hemde" und anderes der Art in meinem Gedächtnis, sondern habe auch Gelegenheit gehabt, vor der Eröffnung der schweizerischen Ausstellung von dem zu hören, was sie bieten werde — und doch hat mir schon lange kein soziales Bild mehr so das Herz bewegt! Ja, es klang wirklich wie ein schwermütiges Lied von der Arbeit, der harten Not der Arbeit! Allerdings auch von der Würde der Arbeit! Denn von dieser Arbeit lebt ja teilweise unser Volk. Ehrwürdig wurden mir diese Menschen, die treu und tapfer ein solches Leben leben, das fast nur Arbeit ist; ehrwürdig die Arbeit überhaupt, als ein Stück des großen Kampfes des Geistes mit der Materie und eine Offenbarung der Gottebenbildlichkeit des Menschen.

Aber neben der Würde der Arbeit drängt sich gerade hier auch ihre Entwürdigung auf. Was ist das doch für eine Arbeit! Sie muß zum großen Teil mit fieberhafter Schnelligkeit getan werden, denn sonst könnte auch der bescheidene Verdienst, den sie abwirft, nicht herausgeschlagen werden. Es ist fast unglaublich, was in solcher Arbeitshast namentlich Frauen leisten. Damit aber wirkt diese Arbeit verzehrend für den Leib und auch für die Seele. Der Arbeiter muß einzelne Fertigkeiten zu völlig maschinenmäßiger Vollendung ausbilden. Er wird selbst zur Maschine. Ob eine solche hastige Arbeit noch im Sinne der Schillerschen „Glocke" von guten Gedanken begleitet sein könne, ist mir zweifelhaft. Da entstehen doch wohl eher Gedanken der Verbitterung. Und wie soll ein Mensch Freude haben an solcher Arbeit? Er darf sie ja gar nicht so machen, daß er damit innerlich zufrieden sein könnte; sein einziges Augenmerk muß sein, sie so rasch als möglich zu Ende zu bringen. Er ist fast genötigt, auf den Schein hin zu arbeiten.*) So bringt die Arbeit ihn herunter, statt ihn zu erheben. Und dazu ist sie noch von Unrecht und wenn das nicht, doch von allerlei Quälerei ganz umsponnen. Da werden wegen Kleinigkeiten Lohnabzüge gemacht, die gelegentlich sogar mehr

*) Das bezeugen die Heimarbeiter selbst immer wieder.

betragen, als der für das betreffende Stück überhaupt bezahlte Lohn; da werden unwissenden Arbeitern sogenannte blinde Akkorde aufgedrängt, d. h. der Preis der Arbeit wird erst nachträglich festgestellt; da zwingt noch da und dort das sogenannte Truckſystem den Arbeiter, bei seinem Arbeitgeber oder Zwischenmeister zu kaufen und so um einen Teil seines Lohnes zu kommen; da herrscht noch vielfach das sweating-system,*) d. h. der Unternehmer verkehrt nur durch Zwischenmeister (sweater) mit dem Arbeiter, der diese unerbittlich „schwitzen" macht, bis zu blutigem Schweiß; da werden sogar Botengänge der Fergger dem Arbeiter selbst ganz oder teilweise angerechnet. Das alles muß die Arbeit vollends vergiften. Freilich können auch hier herzensharte Ethiker und Theologen kommen und sagen: „Auch in solchen Verhältnissen kann ein Mensch durch Liebe und Treue seine Arbeit adeln und sie als Gottesdienst betrachten." Sie muten damit diesen Arbeitern einen Heroismus zu, den sie selbst wohl schwerlich zeigen. Es gibt sicher auch Arbeiter, die ihn verwirklichen. Aber ist es recht, wenn die andern, die große Mehrzahl, darin verkümmern müssen.

Freilich haben wir auch hier nur eine Teilerscheinung der allgemeinen Verstörung und Entweihung vor uns, die der Mammonismus in Gestalt des Kapitalismus über die Arbeit gebracht hat. Aber gerade in den Sälen dieser Ausstellung kann in unserer Seele wieder so recht leidenschaftlich lebendig werden die Sehnsucht nach der Erlösung der Arbeit.

IV.

Es sind schließlich auch nationale und ethische, ja religiöse Erwägungen, die uns beim Wandern durch die Ausstellungsräume kommen.

Nationale Erwägungen: Ist es wohl ein Glück für unser Volk, daß in seiner nationalen Arbeit die Heimarbeit eine so große Rolle spielt? Ist sie geeignet, ein leiblich gesundes und seelisch kräftiges, aufrechtes, männliches Geschlecht zu erzeugen? Man darf dazu Fragezeichen setzen, auch wenn man gerne zugibt, daß bis jetzt die gute alte Schweizerart den ungünstigen Einflüssen dieser Arbeit ziemlichen Widerstand geleistet habe. Der Heimarbeiter befindet sich meistens in doppelter Abhängigkeit: einmal von seinem Arbeitgeber, dann vom Zwischenmeister oder Fergger; er leidet stärker unter den Schwankungen des Arbeitsmarktes; er ist schutzloser. Zugleich entbehrt er jener großen erzieherischen Faktoren, die in der Arbeiterbewegung tätig sind: des Zusammenschlusses mit den Arbeitsgenossen zu gegenseitiger Hilfe und zu jenem Kampf um eine bessere Zukunft, der die männlichen Eigenschaften langsam wieder wachruft. Dem Heimarbeiter droht die Gefahr, daß er in einen kleinlichen Egoismus versinkt. Unmännliche, gedrückte Art und egoistische Gesinnung sind aber eine

*) Wörtlich: Schwitzsystem (ea sprich i).

schlechte Ausstattung für den Bürger einer Demokratie. Es bleibt also, vom nationalen Standpunkt aus betrachtet, nur eine Alternative: Entweder Beseitigung der Heimarbeit (und für manche ihrer Branchen wird das der einzige Weg sein), oder Schaffung kräftiger Organisationen, was leider nur sehr schwer ist.

Es ist ein Verhängnis für unser Land, daß wir aus Mangel an Kohlen- und Erzlagern auf Industrien angewiesen scheinen, die entweder direkt korrumpierend wirken, wie die sog. Fremdenindustrie, oder sehr stark der Konkurrenz ausgesetzt sind und nur verhältnismäßig schlechte Löhne zahlen können, wie die Textilindustrie, von der übrigens auch nicht gesagt werden kann, daß sie gerade besonders geeignet sei zur Erziehung eines männlichen Geschlechtes. Desto notwendiger ist für uns einerseits der Schutz der besseren Industrien, wie z. B. der Maschinen- und Elektrizitätsindustrie, und vielleicht Schaffung neuer, moralisch und physisch günstigerer Erwerbsarten, auf der andern Seite eine energische Sozialpolitik und als ihre Triebkraft eine einflußreiche Arbeiterbewegung und starke Entfaltung der Organisation.

Zu diesen nationalen und politischen gesellen sich *ethische* und *religiöse* Erwägungen. Wir haben sie zum Teil schon gestreift. *Eine neue Ethik der Arbeit* ist es vor allem, die aus dieser neuen Erkenntnis der Dinge emporsteigt, emporsteigen *muß*. Es ist in der Ausstellung wohl manchem so gegangen, wie mir, daß ihm von einigen Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens klar wurde, daß er noch nie danach gefragt habe, woher sie eigentlich stammten. Wir sind in unserer von der Geldwirtschaft beherrschten Zeit nur auf die Frage eingestellt: „Was kostet es?“ Wir sind ganz davon entwöhnt, uns darum zu kümmern, was für *Menschen* dahinter stehen, unter welchen Verhältnissen sie die Sachen herstellen, ob diese Verhältnisse gerecht und gesund sind und wir also die Dinge mit gutem Gewissen gebrauchen dürfen oder nicht. Hierin müssen wir gründlich umdenken lernen. Der *Mensch* muß weiter zu seinem Rechte kommen gegenüber der *Sache* — was ja der ethische Sinn der ganzen sozialen Bewegung ist. Das ist auch der gute und große Sinn, der den Bestrebungen der sozialen Käuferliga zu Grunde liegt, die in dieser Hinsicht eine Verwalterin des Ruskin'schen Erbes ist. Wenn dieses neue Denken sich durchsetzt, werden nicht nur die Damen sich schämen, die zur Erlangung eines größeren Taschengeldes durch billige Heimarbeit zu Lohndrückerinnen werden, sondern auch sogenannte Wohltätigkeitsvereine einsehen, wie verkehrt es heute ist, wenn wohlhabende Damen für die Armen Näh- und Strickarbeit tun, da doch *Arbeit* das ist, was diese am meisten nötig haben. Die Erkenntnis, das Verstehen ist es, das den Menschen zum Menschen führt und umgekehrt ist es das Erwachen des Menschen, was uns die Augen öffnet für das Unmenschliche an unseren Zuständen.

Diese Gedanken werden für einen religiösen Menschen von selbst religiös. Also solche Zustände gibt es in unserer „christlichen“ Welt!

Also so weit ist es mit der Bruderschaft her! So lassen wir neben schönen erbaulichen Reden die Menschen in Not versinken! So wenig haben wir die Ethik des Evangeliums verstanden und angewendet! Wir müssen ganz anders ernst machen mit unserer Zusammengehörigkeit vor Gott, unserer Verantwortlichkeit für einander — sonst stehen wir unter einem Fluch, dem Fluch des Egoismus. So wird die „Ausstellung des Elends" eine Predigt sozialen Christentums.

V.

Und wie soll nun geholfen werden? Das war die Frage, die der Kongreß sich stellte. Es war ein glücklicher Gedanke, ganz im Sinn der modernen Pädagogik, auf die Anschauung die theoretische Erörterung folgen zu lassen. Unter der Wucht dieser Anschauung standen denn auch die Verhandlungen. Es waren vorwiegend Delegierte der Arbeitervereine, die daran teilnahmen, dazu Mitglieder der Käuferligen, Sozialreformer und nur eine kleine Zahl von Heimarbeitern selbst. Es war ein erstes Anfassen der Frage und darum bot der Kongreß mehr eine reichhaltige Aussprache, als daß er schon vom Geiste zielklaren, praktischen Eingreifens beherrscht gewesen wäre. Es kam vor allem die Not in immer neuen Tönen zur Aussprache, diese Not, die bei uns noch so wenig zu Wort gekommen war. Es wurde, wie es bei solchen ersten Versuchen zu geschehen pflegt, ein ganzes Füllhorn von Vorschlägen zur Hilfe ausgeschüttet, aber es trat noch nicht genug hervor, welche von ihnen wohl Aussicht hätten, sich in der Praxis zu bewähren. Staatshilfe und Organisation der Produzenten und Konsumenten waren die beiden festen Punkte, zu denen man immer wieder zurückkehrte. Daneben machte sich immer wieder die Stimmung geltend, daß das Beste die Beseitigung der Heimarbeit wäre — eine Stimung, die natürlich wenig Elan für eine kräftige Hilfe gibt. In Bezug auf die Organisation müßte die bekannte Tatsache wieder festgestellt werden, daß sie gerade bei diesen Arbeitern besonders schwer sei und in Bezug auf die Staatshilfe, daß es eine starke Illusion sei, von Regierungen, die ihren sozialpolitischen Eifer auf die Schaffung von Streikgesetzen konzentrieren, auf einmal so viel soziale Einsicht und Energie der Hilfe zu erwarten. Pfarrer Pflüger las dem Bundesrat und der Bundesversammlung ein scharfes, aber nicht zu scharfes Kapitel, nannte die deutsche Reichsregierung im Vergleich zu der unsrigen eine fortschrittliche und fand damit den Beifall auch der meisten bürgerlichen Mitglieder des Kongresses. Es war überhaupt für den Schreiber dieser Zeilen eine Genugtuung, wie die von ihm schon lange aufgestellte und ihm fast als Vaterlandsverrat angerechnete Behauptung, daß die Schweiz sozial und teilweise auch politisch eines der rückständigen Länder geworden sei, von allen Seiten als selbstverständlich hingestellt wurde. Wenn diese Einsicht zunimmt, ist uns schon geholfen. Daß eine starke, auch in den Bundesbehörden richtig vertretene Arbeiterbewegung das beste Mittel sei, aus der

sozialen und politischen Stagnation herauszukommen, wurde mit Recht betont. Freilich ist zu wünschen, daß in ihr mit wachsender Teilnahme am Regieren und am Leben des Volkes überhaupt auch der Geist eines engen Fanatismus, wie er gelegentlich auch auf dem Kongreß seine Stimme hören ließ, zurücktrete vor jener großen und freien Art, wie sie so erhebend und wohltuend wieder Greulich vertrat.

Der Kongreß hat schließlich dem schweizerischen Arbeiterbund den Wunsch ausgesprochen, er möge ein Aktionskomitee wählen, das seine Anregungen und Resolutionen weiter verfolge und sie zu einer gesetzgeberischen Aktion verdichte. Es hängt also zum Teil von der Tätigkeit dieses Komitees ab, was für Früchte der Kongreß zeitigt. Aber nur zum Teil, denn eine Frucht hat er doch schon jetzt getragen: er hat starke Anregung gegeben und durch Aufrollung aller in Betracht kommenden Fragen die Arbeitsziele gezeigt. Es ist mir unbegreiflich, daß ein sonst so auf der Höhe stehendes Blatt wie der „Grütlianer" so geringschätzig über den Wert des Kongresses reden kann, als sei er bloß eine matte akademische Diskussion gewesen, und ihm vorwirft, nicht Hilfe gebracht zu haben. Kann ein Kongreß das direkt tun? Auch ein Sozialistenkongreß kann nur diskutieren, Wege zeigen, Gedanken ausstreuen, das Uebrige ist Sache des sozialen und politischen Kämpfens und Arbeitens.

Das Wichtige und Große, was Ausstellung und Kongreß geleistet haben, ist dies, daß sie Vielen die Augen geöffnet und unser soziales Gewissen ein Stück weiter gebracht haben. Daraus werden sich praktische Folgen sicher ergeben. Sie haben Samen ausgestreut und sicher wird an vielen Orten die Saat aufgehen und Früchte reif werden.

Dazu kann auch „die Kirche" mithelfen. Hier ist ein Feld, wo gerade der Pfarrer soziale Arbeit organischer Art tun kann. Man wirft ja sonst den Pfarrern gern vor, sie verstünden nichts von sozialen Dingen und sollten diese andern überlassen. Ich halte diese Rede für gänzlich falsch und meine, sie sei selbst aus Unwissenheit entsprungen, nämlich aus der Unfähigkeit, einzusehen, daß zu sozialem Verständnis noch etwas mehr nötig ist, als daß man ein geriebener Praktikus sei. Aber wie es sich damit auch verhalte, niemand wird leugnen, daß hier ein Gebiet ist, auf dem zu arbeiten der Pfarrer vor vielen berufen ist. Er hat Gelegenheit, den Heimarbeitern persönlich nahe zu treten, ihre Lage nach allen Seiten hin kennen zu lernen und so auch für die Mittel zur Hilfe Verständnis zu gewinnen. Nicht jeder mag dazu Geschick oder Gelegenheit haben, aber da und dort einer wird einen großen nnd edlen Anteil gewinnen an der Hebung einer großen Not, die für uns alle ein Vorwurf ist. *) L. Ragaz.

*) In der Zürcher „Freitagszeitung" und neuerdings im „Freien Schweizer Arbeiter" haben Herr Pfarrer Blum in Mönthal (Aargau) und ein „aargauischer Pfarrer" bereits Proben verständnisvoller Beurteilung speziell unseres Gegenstandes geliefert. — Ich füge hinzu, daß ich in der nächsten Nummer ein Verzeichnis einschlägiger Literatur geben werde.

Soziale Rundschau.

Wenn unsere Leser diese Zeilen in die Hände bekommen, wird der **schwedische „Grosstreik"** wie er dort heißt, vielleicht zu Ende sein. Die moralischen und materiellen Folgen werden sich heute noch kaum übersehen lassen, aber ein Rückblick auf das gewaltige Ringen ist umso notwendiger, als wenige Tagesblätter sich mit Ernst und Gründlichkeit mit ihm befaßt haben. Auch hier ist natürlich nur eine Skizze möglich. Ueber die Entstehung des Streiks berichtet die gut unterrichtete „Soziale Praxis": Zum Kampf gab den Anstoß die Streitfrage, ob die Löhne in der Zeit der geschäftlichen Flaue im Hinblick auf das Arbeitslosenangebot herabgesetzt, oder nicht vielmehr auf einer unantastbaren Mindesthöhe erhalten werden müßten, um die Kaufkraft der Arbeiter nicht noch mehr zu schwächen und weiteren Preisstürzen den Boden zu bereiten. Das amtliche Blatt „Post Tidningen" betont in einer amtlichen Darlegung über den Generalstreik, daß die tiefere Ursache des Streiks darin gesucht werden müsse, daß man unter den Arbeitgebern die Auffassung bekommen habe, man könne nur durch eine ernste Niederlage der Arbeiter den dauernden Versuchen derselben, trotz der schwierigen ökonomischen Lage die Löhne durch beständige kleine Kämpfe zu steigern, ein Ende machen. Und endlich gibt ein Mitarbeiter des „Berliner Vorwärts" in Stockholm die Darstellung: Der Kampf richte sich lediglich gegen das Unternehmertum, das mit seinen Organisationen einen Staat im Staate bildet, und namentlich in den letzten beiden Jahren durch seine unaufhörlichen Lohndrückereien und Massenaussperrungen die Existenz der Arbeiterschaft fortdauernd gefährde und viel ärgern Druck ausübe, als der Staat mit seinen Gesetzen zu tun vermag. — Es sollten also die Arbeiterorganisationen, die in sieben Jahren von 50,000 auf über 200,000 Mitglieder machtvoll angewachsen waren, vernichtet werden und dies trotz der bestehenden Tarifverträge, die doch alle Arbeitsstreitigkeiten im Tarifgewerbe verbieten. Aber die Arbeitgeber hatten seinerzeit ausdrücklich die dem Geist der Tarifverträge direkt widersprechende Bestimmung durchgesetzt, daß „Sympathieaussperrungen" auch während der Geltung der Tarifverträge erlaubt und nicht als Vertragsbruch angesehen sein sollten!

So wurden von den Unternehmern bis Ende Juli 53,000 Arbeiter ausgesperrt und am 2. August 30,000 weitere Arbeiter. Die Aussperrung von 50,000 Eisenbahnarbeitern wurde angekündigt. Da war der allgemeine Streik einfach Notwehr. Die Arbeiter, die für die Pflege kranker Menschen und Tiere und mit Licht- und Wasserversorgung beschäftigt sind, wurden vom Streik dispensiert. Von 392,000 im Handel, Industrie und Verkehr beschäftigten Arbeitern legten 286,000 die Arbeit nieder — eine gewaltige Menge, aber leider doch nicht genug, um eine rasche Beendigung des Kampfes herbeizuführen, zumal

sich aus den Reihen der andern Stände viele Hilfsarbeiter einfanden, während eigentliche Streikbrecher selten blieben; nach vierzehn Tagen war kaum ein halbes Prozent der Streikenden und Ausgesperrten zur Arbeit zurückgekehrt. Die Unterstützung aus dem Ausland war reichlich; aber diese brüderliche Hilfeleistung aus Arbeitergeldern vermochte selbstverständlich an die acht Millionen, die die Arbeitgeber in einer Risiko- und Kreditversicherung liegen haben, nicht heranzureichen. Großartig war die Ruhe und Disziplin der Streikenden und Ausgesperrten; eine kleine revolutionäre Unterströmung war rasch versiegt. Der Arbeiter-Landesausschuß hatte von der Regierung ein Alkoholverbot gefordert. Nur wer etwas verzehrte erhielt Bier; Schnaps, Punsch und die Nationalgetränke Whisky und Aquavit gab es überhaupt nicht. Für die Ordnung in den Massen brauchte die Polizei nicht zu sorgen; das übernahmen „Ordnungsmänner" aus den Reihen der Arbeiter, denen jeder gehorchte. „Eine würdige Ruhe herrscht in den Massen, die man bei einer Versammlung überschauen, aber kaum fühlen kann. Das Volk ist ernst, wie es der Ernst der Lage erfordert; kein Rufen oder Schreien, ja auch kein Lachen gibt es da. Der schwedische Arbeiter geht zu den Versammlungen, wie wenn er zur Kirche ginge", so schildert ein Augenzeuge.

Eine Arbeiterschaft, die so kämpft, muß, wenn auch nicht gleich, so doch einmal eine große Zukunft haben.

— Ueber die **Rückständigkeit der schweizerischen Sozialpolitik** hat im Schmollerschen „Jahrbuch für Gesetzgebung" der frühere Professor an der Zürcher Universität, Dr. Heinrich Herkner, der Verfasser der „Arbeiterfrage", sich ausgesprochen. Der „schleppende Gang der sozialen Gesetzgebung in unserer Demokratie" ist leider wirklich keine sozialdemokratische Phrase. Was z. B. die Altersversicherung betrifft, so haben England, Frankreich, Oesterreich, Schweden, Norwegen, Dänemark, die Vereinigten Staaten von Amerika und der Australische Staatenbund entweder schon Gesetze für Altersversicherung oder sie bereiten solche vor. Oder sollte sie bei uns weniger nötig sein? Wir greifen aus den offiziellen „Mitteilungen der Naturalverpflegung" folgende Tatsachen heraus: Von 333 auf dem Naturalverpflegungsbureau in Muri im Jahre 1908 kontrollierten Durchreisenden waren 157 über 40 Jahre alt und von diesen 157 waren 70 über 50, 21 über 60 und 3 über 70 Jahre alt.

— Einen interessanten Beitrag zu dem Thema: **Atheismus der Sozialdemokratie** gab der christliche Verbandssekretär Christian Tischendörfer am Evangelisch-sozialen Kongreß in Heilbronn. Er erzählt: Als ich mit Liebknecht im Jahr 1897 vom Internationalen Arbeiterschutzkongreß in Zürich zurückfuhr, fragte ich ihn, ob er es wohl verantworten könne, dem Arbeiter sein Bestes zu nehmen, seinen christlichen Glauben. Er könne ihm dafür doch nichts Gleichwertiges bieten. Der Mensch müsse glauben, darauf sei er angelegt. Wenn er das organisierte Christentum, die Kirche, kritisiere, habe ich nichts

dagegen. Da mache ich sogar selbst mit. Aber das Christentum an sich habe doch mit den Schwächen und Gebrechen der Kirche nichts zu tun. Herr Liebknecht hörte mich ruhig an und sagte: „Um die Kritik an der Kirche ist es uns gar nicht zu tun. Wir brauchen einen neuen Glauben und zwar einen solchen an unser Endziel, einen Diesseitigkeitsglauben. Im Durchschnittskopf hat aber nur ein Glaube Platz. Es muß daher der Jenseitigkeitsglaube beseitigt werden, um für den Diesseitigkeitsglauben Raum zu schaffen. Auch wir stehen mit unserer Arbeit auf dem bekannten biblischen Wort: nicht sehen und doch glauben! Wir stehen und fallen mit dem Glauben an die Richtigkeit unserer Sache, schon weil wir sie nicht vordemonstrieren können. Es muß ein unerschütterlicher Glaubenssatz werden, daß sich unsere Hoffnungen mit Sicherheit erfüllen. Wir müssen den ganzen Kopf des Arbeiters gewinnen für den Glauben an eine glückliche Zukunft aus eigener Kraft. Deshalb muß auch jeder Glaube, der mit andern oder gar überirdischen Kräften rechnet, bekämpft werden."

— **Herrenrecht.** Der „Gotthardpost" schreibt ein Augenzeuge: „Ich erwartete kürzlich auf Station Schwyz-Seewen den dort um 5 Uhr 44 früh abgehenden Schnellzug. Südlich des Stationsgebäudes saß, gemütlich die Zeitung lesend, ein feingekleideter Herr auf einer Ruhebank im lauschigen Gebüsch. Eine schwarze Brille sollte diesen Herrn in Gesellschaftsanzug dem in bemerkenden Publikum unkenntlich machen. Dennoch wurde er als der wegen Unterschlagung abgeurteilte Landschreiber Rüegg von Schwyz erkannt, und derselbe sollte mit genanntem Zuge zur Abbüßung seiner Strafe nach St. Gallen abgeführt werden. Ich sah mich nach einem Polizisten um, der doch jeweilen den Arrestanten zu begleiten hat, sah aber keinen. Auf mein Befragen zeigte mir ein ebenfalls Mitreisender einen jungen, flotten Herrn in Zivil, der nördlich des Stationsgebäudes weilte, als den den Sträfling begleitenden Polizisten. Bei Einfahrt des Zuges begab sich Rüegg gemütlich in ein Coupee zweiter Klasse des Zürcher Wagens; der Polizist spazierte etwa 30 Meter hinterher, als ob sich die zwei Herren nicht kennten. In Zürich wurde gemeinsam in einem bessern Restaurant ein gutes Znüni genommen, und weiter ging die Spazierfahrt gegen St. Gallen zu." — — —

„Erst einige Tage vor der Reise Rüeggs nach St. Gallen wurde der ungetreue Bahnbeamte Künzi von Einsiedeln nach dorten abgeschoben. Stets begleitet von einem mit Revolver und Säbel bewaffneten Polizisten in Galauniform, wurde er in Seewen nicht in zweiter Klasse, sondern in die Arrestantenzelle im Gepäckwagen verladen. Kein feines Zürcher Café-Restaurant, sondern Zürichs Bahnhofgefängnis öffnete während des dortigen Aufenthaltes dem unter Bedeckung Reisenden seine Pforten." F. Sutermeister.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Zur gegenwärtigen Umgestaltung des Christentums.*)

Geehrte Versammlung!

Es ist mir die Aufgabe geworden, an dieser Hochschule systematische und praktische Theologie zu lehren, das heißt also, untheologisch geredet, in akademischen Formen an der theoretischen und praktischen Ausgestaltung des Christentums nach dem bescheidenen Maß meiner Kräfte mitzuarbeiten. Da mag es wohl am Platze sein, daß ich Ihnen, so gut ich kann und soweit die mir zur Verfügung stehende Zeit es erlaubt, zu zeigen versuche, in welchem Sinn und Geist ich das zu

*) Die nachfolgenden Ausführungen bildeten eine akademische Antrittsvorlesung, die ich zu Beginn des vergangenen Sommersemesters gehalten habe. Ich veröffentliche sie, trotz verschiedener Bedenken, um *Laien* von einer neuen Auffassung des Christentums, wie sie heute in vielen arbeitet, eine allerdings nur sehr dürftige Vorstellung zu geben. Ich sage Laien, denn die Theologen kennen sie ja im allgemeinen. Für das rechte Verständnis dieser Ausführungen muß ich aber den Leser bitten, folgendes zu bedenken: In drei Viertelstunden — soviel Zeit wird in Zürich einer solchen Vorlesung eingeräumt — läßt sich von einem so großen Gegenstand nur eine Skizze geben. Es können nicht alle „Wenn" und „Aber" erörtert werden und die Beweisführung darf bloß andeutend sein. Auch habe ich mich, was ich besonders stark betone, auf die Darstellung derjenigen Punkte beschränkt, wo gegenwärtig sich mir eine Umwandlung des Denkens und der Stimmung zu vollziehen scheint und von dem *Bleibenden* nicht weiter geredet. Daß ich an einen persönlichen, heiligen Gott, an sein naturüberlegenes Walten, die Ewigkeitsbedeutung des Guten und ein ewiges Ziel auch des individuellen Lebens, an die Offenbarung Gottes in Jesus Christus glaube, meinte ich nicht *extra* betonen zu müssen, als Professor der Theologie. Wenn überhaupt meine eigene religiöse Position mit Zurückhaltung behandelt wird, so ist zu bedenken, daß es sich um eine wissenschaftliche Vorlesung, nicht um eine Predigt handelte. Wer etwas von religiöser Keuschheit weiß, versteht, daß solche Zurückhaltung vor einem akademischen Publikum nicht Mangel an Bekennermut ist. Ich darf mich doch wohl darauf berufen, daß ich auch schon anderes veröffentlicht habe, als diese Vorlesung, und dort mein religiöses Bekenntnis zu finden ist. Das alles sage ich für die Leser, die guten Willens sind und nur an solche wende ich mich. An einer Stelle habe ich einen größeren Zusatz in den Text eingefügt, statt ihn als Fußnote zu bringen. Er ist bloß eine Unterstreichung, keine Aenderung.

tun gedenke. Daß die geistige Lage uns nicht erlaubt, ja gar nicht ermöglicht, in dieser Arbeit einfach altvertraute Pfade zu gehen, ist wohl ohne weiteres klar. Wir stehen denn auch bereits, wenn nicht alle Zeichen trügen, mitten in einer Umwandlung christlichen Denkens und Handelns, deren Tragweite noch kaum recht zu übersehen ist. Ich möchte versuchen, einige Hauptpunkte zu bezeichnen, in denen sie zu besonders deutlichem Ausdruck kommt. Ich kann ja nur eine andeutende Skizze geben, bei deren Beurteilung Sie nicht vergessen wollen, daß es sich um Werdendes handelt, das noch nicht leicht in feste Formen gebracht werden kann.

Die gegenwärtige Umgestaltung des Christentums scheint mir nur die Konsequenz und Vollendung, sozusagen die reife Frucht, einer religiösen Krisis zu sein, deren erste Ursachen weit zurückreichen, bis in die Reformationszeit hinein. Wenn ich für die religiöse Entwicklung, die das abendländische Christentum in den zwei letzten Jahrhunderten und mit besonderer Intensität in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durchgemacht hat, eine Formel finden sollte und dafür, unter Vorbehalt sofortiger begrifflicher Erläuterung, ein Bild gebrauchen dürfte, so möchte ich sagen: *Was in den letzten Jahrhunderten sich vollzogen hat, ist ein Herabsteigen der Religion vom Himmel auf die Erde.* Ich will versuchen, diese Deutung der uns in ihren einzelnen Erscheinungsformen wohlbekannten Entwicklung kurz zu erläutern und zu beweisen.

Das Christentum, wie die alte Orthodoxie es gedankenmäßig geformt hatte, stellte sich dem allgemeinen Bewußtsein dar als die *Lehre von einer übernatürlichen Welt*, zu der Zutritt zu haben zeitliches und ewiges Heil verschaffte und deren Anerkennung einen Menschen zum Christen machte. Diese übernatürliche Welt erschien nicht bloß als der menschlich-sinnlichen, empirisch faßbaren *innerlich* überlegen, *qualitativ* von ihr verschieden, sie wurde vielmehr *äußerlich* von ihr getrennt, zu ihr in einen gleichsam räumlichen, sinnlichen Gegensatz gebracht. Sie kümmerte sich wenig um ihre Gesetze und Ordnungen; sie erkannte ihre Werte nicht an; sie verlegte das Ziel des Lebens von der Erde weg ins Jenseits. Es war eine allem Kämpfen und Werden entnommene, fertige, *ruhende* Welt. Die Aufgabe des Christen war bloß, durch die Hemmungen des Weltwesens im Glauben zu ihr durchzudringen und an ihr festzuhalten. — Man darf wohl sagen, daß diese Auffassung, die in ihren mächtigen und anschaulichen Formen durch so viele Jahrhunderte den Gemütern eingeprägt wurde, immer noch das christliche und antichristliche Denken beherrscht, wenn auch oft nur halb bewußt.

Wir wissen nun, wie darüber eine Krise, ja Katastrophe gekommen ist. Die religiöse Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte stellt sich zunächst eben als der *Zusammenbruch* dieser übernatürlichen Welt des Christentums und damit in den Augen Vieler des Christentums selbst dar. Ich brauche ihre einzelnen Stadien bloß zu nennen.

Die Hüterin dieser heiligen Welt war die Kirche gewesen. In ihre Umwallung hatte die Reformation jene gewaltige Bresche gelegt, durch die eine neue Welt eindrang. Die Anathemen, die der protestantischen Orthodoxie zur Verfügung standen, erwiesen sich zu schwach, um das Dogma gegen ihre Wellen zu schützen. Das Dogma als solches, als ein Produkt der Kirche, ein Stück Kirchentum, hat ohne die Kirche kein inneres Recht und darum keinen festen Halt mehr. Es setzte sich die kopernikanische Auffassung unseres Sonnensystems durch — damit schien das Jenseits und der jenseitige Gott bedroht. Der Begriff des Naturgesetzes, überhaupt der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, wurde immer klarer herausgearbeitet und allseitiger angewendet — damit schien das Wunder im alten Sinn, in dem das Christentum doch sein Leben zu haben glaubte, beseitigt, alles naturüberlegene Schaffen Gottes geleugnet zu sein. Es kam der Sturm der Entwicklungslehre — die ewige Welt schien sich in einen Strom stetigen Werdens zu verwandeln, worin alle festen Wahrheiten in Relativitäten aufgelöst wurden. Die theologische Wissenschaft selbst zog in ihrer Bibelkritik und religionsgeschichtlichen Methode die Konsequenzen dieser neuen Gedanken und schien so das Heiligtum gänzlich zu zerstören, das zu schützen sie doch in erster Linie berufen war. Die Natur und die Geschichte, auch die sogenannte heilige, wurde aus natürlichen, menschlichen Faktoren erklärt, damit — so schien es — die Offenbarung beseitigt und Gottes Walten unnötig gemacht. Es schien überhaupt der Gottesglaube und mit ihm die ganze heilige Welt zerstört zu werden. Was sich aber als das Gefährlichste von allem darstellte: es kam eine neue Kultur auf, eine Politik, Kunst, Wissenschaft, Ethik, die ganz an der Welt und am Diesseits orientiert waren. War die Religion damit nicht unnötig geworden? Konnte man nicht ohne sie leben?

Es ist, wie ich schon bemerkt habe, unnötig, diese geistige Katastrophe — den Zusammenbruch der alten übernatürlichen Welt des Christentums — eingehender zu schildern. Wir kennen sie alle in ihren großen und kleinen Formen, ihren Kämpfen, ihrer gewaltigen Tragik. Viel weniger deutlich geworden ist den Geschlechtern, die diese Entwicklung erlebt haben, ihre andere, positive Seite. Darauf aber möchte ich nun nachdrücklich Ihren Blick hinlenken; denn es handelt sich hier um Evolutionen der Geistesgeschichte, die meines Erachtens von viel größerer Tragweite sind, als alles andere, was mit seinem Lärm die Welt erfüllt.

Dem Zusammenbruch ist ein Aufbauen parallel gegangen, dem Vergehen einer alten das Aufbrechen einer neuen Welt. Die übernatürliche Welt, die in der alten Form zusammengebrochen ist, kehrt in neuer Gestalt wieder; sie wächst, wenn ich wieder ein Bild brauchen darf, aus der Natur, aus der empirischen Welt selbst empor und über sie hinaus. Ich kann auch diese Entwicklung nur mit einigen Strichen schildern. Die moderne Philosophie,

deren Tendenzen in mancher Hinsicht am besten durch den Namen des Deskartes bezeichnet werden, arbeitet allerdings die kausale und mechanistische Denkweise und Welterklärung heraus und verschafft dem Begriff des Gesetzes seine weittragende Bedeutung, aber sie wird doch in ihren größten Erscheinungen zum Idealismus, d. h. sie proklamiert den Geist als Grund der Natur, als beherrschende Macht der Wirklichkeit, und führt diese in allen Formen auf den Geist zurück. Kant tut die umgekehrte Tat Kopernikus: er gibt dem Menschen, dem räumlich aus dem Mittelpunkt des Weltalls vertriebenen, seine zentrale Stellung zurück. Denn er ist es, der der Natur das Gesetz gibt, der die Welt aus seinem Geiste heraus schafft. In Goethes Weltanschauung und Lebensauffassung geht Gott in die Welt ein, um sie mit seiner Kraft und seinem Geist zu erfüllen, um, statt von außen her zu stoßen, von innen her vorwärts und aufwärts zu schaffen. An Schleiermachers Namen knüpft sich vorzüglich die Betrachtungsweise, die im übrigen dem ganzen Idealismus eigen ist, daß Religion nicht eine Lehre und nicht eine Einrichtung sei, sondern zunächst eine notwendige Aeußerung der Menschennatur, die als solche allerdings aus den Tiefen der Wirklichkeit stamme und ihr Wesen offenbare. Der Immanenzgedanke setzt sich endgültig im religiösen Denken fest, ohne übrigens die Ueberweltlichkeit Gottes auszuschließen. Die neu entstandene Kultur, die in der Humanitätsidee gipfelt, sucht sehr ernstlich eine religiöse Vertiefung. Sie empfindet sich in Kant, Herder, Fichte, Hegel, Schelling durchaus als eine Erfüllung des Christentums — und wir müssen ihr jedenfalls zugestehen, daß sie ihm wenigstens wahlverwandt ist. Die geschichtliche Betrachtung der Dinge, die mit Herders „Ideen" zum ersten Mal in großem Stile einsetzt, geht darauf aus, den ganzen Weltprozeß als die Entfaltung einer göttlichen Idee anzusehen, die in einem vollendeten Reich des Geistes und der Freiheit zu sich selbst komme. Die ganze Geschichte wird eine heilige Geschichte, von der die christliche nur den Gipfelpunkt bildet. In etwas veränderter Form, aus dem Idealistischen ins wenigstens formell Materialistische, besser gesagt: aus dem formell Religiösen ins Oekonomische übersetzt, ist es diese Idee, die im Marxismus die fortreißende Glut der modernen Arbeiterbewegung bildet. Hier entfaltet sich besonders deutlich ihre vorwärtsdrängende, auf Weltumwandlung zielende Tendenz. — Damit sind wir auch schon zur Gegenwart gelangt. Von ihr dürfen wir wohl sagen, daß sie im Tiefsten bewegt ist durch die Hoffnung auf eine Umwandlung des Weltwesens und insbesondere des Menschentums im Sinne einer Erlösung und Erhöhung durch das siegreiche Aufbrechen und Vordringen reinerer und stärkerer Kräfte des Geistes und Lebens. Daß sie dabei die Erde im Auge hat, beweist die Wucht der sozialen Bewegung; daß sie dafür aber doch auch eine Begründung in einer naturüberlegenen Ordnung der Dinge sucht, beweist der Umstand, daß der sozialen Bewegung eine religiöse parallel geht.

Das ist also der Gang der Entwicklung gewesen, wie ich ihn

sehe: die äußerlich übernatürliche Welt des Christentums ist zusammengebrochen, dafür hat eine Bewegung eingesetzt, die von der Welt her, in formell weltlichen und natürlichen Formen, aber freilich mit ihr innerlich überlegenen Kräften, sowohl das Weltbild als vor allem die Welt selbst ergreifen und verwandeln will. Das ist das Herabsteigen der Religion vom Himmel auf die Erde.

Diese ganze Entwicklung scheint mir in dem Erneuerungsprozeß, den gegenwärtig das Christentum durchmacht, ihren Abschluß zu finden, ihren letzten Sinn zu enthüllen. Natürlich ist es von der geschilderten Krise schon lange ergriffen und beeinflußt worden. In zwei Formen machte sie sich vor allem geltend: auf theoretischem Gebiete in dem, was man zusammenfassend die Auseinandersetzung zwischen Glauben und Wissen nennen kann, auf praktischem als die Summe der Bestrebungen, die man als praktisches Christentum kennt. Der Orientierungspunkt oder auch Streitpunkt ist in beiden Fällen die Stellung zum Uebernatürlichen im alten Sinne. Die Heerlager gruppieren sich innerhalb und außerhalb der Kirche so, daß die Einen es mit mehr oder weniger Eifer angreifen, die Andern es mit mehr oder weniger Nachdruck verteidigen. Zwischen den beiden Hauptlagern bewegen sich dann vermittelnde Gruppen hin und her. Das ist das Zeichen, unter dem die kirchlichen Kämpfe eigentlich bis auf diesen Tag stehen. Die darin auftauchenden Parteiungen: Orthodoxie, Rationalismus, Liberalismus, Vermittlungstheologie und bis zu einem gewissen Grade auch die sogenannte moderne Theologie, bewegen sich auf diesem Gebiete. Das gleiche gilt von den meisten der Bestreiter des Christentums. Sie bemühen sich um die Behauptung, richtige Fassung oder Beseitigung des Uebernatürlichen und sie bewegen sich dabei im Bannkreis des Intellektualismus, sei es, daß sie ihn, wenn auch unbewußt, vertreten, sei es, daß sie ihn bestreiten.

Die Losung vom praktischen Christentum aber bildet die Ergänzung zu diesem Streit und zugleich seine Illustration. Sie will der Einsicht Ausdruck geben, daß es gelte, vom Intellektualismus und der einseitigen Orientierung auf das Jenseits zu loszukommen. Aber diese Losung wirft gerade ein helles Licht auf die ganze christliche Orientierung: man muß dem Christentum einen praktischen Anhang geben, weil es als wesentlich nicht praktisch verstanden wird. Sonst müßte ja das Wort vom praktischen Christentum als erstaunlicher Pleonasmus erscheinen.

Ich kann meinerseits alle diese Kämpfe und Bemühungen, deren Ernst und Wichtigkeit zwar niemand verkennen wird, nur als Vorbereitung zu einer von Grund aus veränderten Orientierung des christlichen Denkens und Handelns auffassen. Diese taucht heute, wie mir scheint, in ihren wesentlichen Linien deutlich vor uns auf und ich möchte nun versuchen, diese Linien zu zeichnen, oder doch wenigstens anzudeuten.

Geehrte Versammlung! Die Sache, die wir mit einem freilich sehr vieldeutigen und etwas verbrauchten Namen Christentum nennen — es weiß ja heute jedermann, daß zwischen dem Christentum und der Botschaft Jesu ein großer Unterschied besteht — hat ursprünglich und wesentlich mit Weltanschauung nichts zu tun. Sie ist keine Lehre, Theorie oder spekulative Idee. Sie kümmert sich außerordentlich wenig um die Streitfragen, die von alters her die Philosophie beschäftigt haben, wie die nach dem Bau des Weltalls, dem Verhältnis von Geist und Materie, Leib und Seele, Mechanismus und Teleologie, der Entstehung und Entwicklung der Natur. Ob Kopernikus, Deskartes, Darwin recht haben, oder ihre Gegner, ist ihr zunächst recht gleichgültig. Wenn darüber von ihren Freunden und Gegnern die leidenschaftlichsten Kämpfe gestritten werden, in der Meinung, es gehe ihr ans Leben, so schaut sie kühlen Blutes zu, im Gefühl, daß diese Kämpfe sie eigentlich wenig berühren, daß sie vielfach nur die Aufmerksamkeit von ihr ablenken. Es handelt sich dabei nicht um ihr zentrales Wollen. Worin besteht dieses denn?

Das Christentum, möchte ich zuerst sagen, ist nicht irgend eine, sei es übernatürlich, sei es natürlich begründete Weltanschauung, sondern ein Versuch, die Welt praktisch umzugestalten, wurzelnd im Glauben, daß solches möglich und notwendig sei. Das ist aber freilich ein recht allgemeiner und farbloser Satz; ich muß sofort versuchen, ihn zu erläutern, zu vertiefen und anschaulich zu machen.

Das Christentum, möchte ich zu diesem Zwecke weiter sagen, ist sich bewußt, nicht eine feste Einrichtung, oder eine philosophische Idee zu sein, sondern ein Geschichte, eine lebendig vorwärtsschreitende, sehr reale Geschichte, deren Träger Gott und Mensch sind und die auf ein bestimmtes praktisches Ziel zustrebt. Damit ist aller Intellektualismus auf die Seite geschoben; das Christentum ist, vom Standpunkt des Menschen aus betrachtet, eine Sache des Willens. Das praktische Ziel, das es im Auge hat, muß im Glauben ergriffen und durch Arbeit und Opfer verwirklicht werden. Allerdings ist es auf der andern Seite, und in noch stärkerem Maße, eine Verheißung. Denn die innerste Triebkraft der Geschichte, von der wir reden, sind die schöpferischen Kräfte und Impulse, die von einer überlegenen Welt herkommen; sie ist Offenbarungsgeschichte, heilige Geschichte, Entfaltung eines höchsten Willens und Gutes, also Gottesgeschichte; aber sie ist zugleich völlig Menschengeschichte, und verläuft in den Formen, die wir natürlich nennen. Ihr Organ ist in der Hauptsache die sittliche Persönlichkeit, deren Wesen sich freilich ins Geheimnis und Wunder verliert, namentlich in ihrer höchsten Steigerung: im Propheten, Heiligen, Erlöser. Das Christentum glaubt, daß die innerste Linie dieser Geschichte — die wir im übrigen heute mit der ganzen Weltentwicklung zu identifizieren geneigt sind, mit Aufgabe der alten Beschränkungen — über die Propheten Israels und

Jesus laufe und von hier in die Entwicklung des Christentums hinein, allerdings nicht ohne sich hier zeitweilig unter fremdem Material fast zu verlieren.

Und welches ist nun das Ziel dieser Geschichte? Es gibt dafür ein altes Wort, das allerdings einer gewissen dogmatischen Versteinerung erlegen ist, wie es solchen alten großen Worten oft geht, das aber doch immer noch am besten, auch am menschlichsten, die höchste Absicht des Christentums bezeichnet; es heißt Erlösung. Erlösung ist aber das höchste Wort für Befreiung. In der Tat kann man nun das Wollen des Christentums nicht besser ausdrücken, als wenn man es die zentrale Freiheitsbewegung der Menschheit nennt. Das mag manchen paradox genug klingen, beim Blick auf manche Partien der christlichen Geschichte, aber an solchen Paradoxien ist die Wirklichkeit, insbesondere die Geschichte, reich; sie sind ihre Würze.

Worin besteht denn diese Befreiung? Sie ist zunächst nicht etwa politischer und sozialer Art, trotzdem sie sich auch ins Politische und Soziale hinein auswirken will. Sie bewegt sich zunächst auf der innersten Linie, um hier einmal den entscheidenden Sieg zu gewinnen. In mannigfacher Weise hat der Mensch ja in dem großen Kampf zwischen Natur und Geist, aus dem seine Geschichte besteht, für seine Freiheit gerungen: durch Begründung einer materiellen und geistigen Kultur, durch Erfindung von Werkzeug und Waffen, Schaffung von staatlicher Ordnung, Gesetz und menschlicher Sitte. Aber trotz der hierin errungenen Siege unterlag er einigen schwersten, innersten Hemmungen, die ausgedrückt werden durch die Worte: Weltangst, Todesnot, Egoismus, Sinnlichkeit, Schuldqual. Hier die innerste Befreiung zu schaffen, ist der Sinn aller Religion und aller Religionen. Das Christentum, als die Erfüllung dessen, was alle Religion im Geheimen will, hat diesen innersten Kampf mit der allergrößten Leidenschaft aufgenommen und es hat das Bewußtsein, daß auf dem Höhepunkt seiner Geschichte, in der Tat Jesu, der entscheidende Sieg gewonnen, die Erlösung gefunden sei. Das ist seine frohe Botschaft. Sie darf sich wohl so nennen, denn sie ist eine Freiheitsbotschaft und welche Kunde klingt Menschenherzen freudiger als Freiheitskunde? Von diesem innersten Sieg soll Erlösung ausgehen auf alles Weltwesen, es von Gewalt, Unrecht, Lüge und Finsternis zu befreien, Kräfte ursprünglichen, freien, gotteskindlichen Lebens aufzuschließen. Für dieses Ziel hat einer der größten Vertreter dieser Sache das strahlende Wort von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes geprägt. Es ist bezeichnend, wie auf den Höhepunkten der christlichen Entwicklung die Freiheit in den Mittelpunkt rückt. So war es in der franziskanischen Bewegung: Freiheit von der Welt, speziell der massivsten Fessel der Welt, dem Besitz, war ihre Losung, Freiheit für die Seele zur Gottes- und Bruderliebe. „Von der Freiheit eines Christenmenschen" nennt Luther diejenige seiner Schriften, die seine tiefsten religiösen Gedanken enthält. Eine bis jetzt noch in keiner Weise widerlegte These behauptet, daß

der Strom der politischen und sozialen Freiheitsbewegung, der durch die letzten Jahrhunderte zu uns her kommt, seine Hauptquelle in der Reformationsbewegung des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts habe, und zwar merkwürdigerweise gerade in derjenigen ihrer Formen, die von einer oberflächlichen Aufklärung stets als pfäffisch und despotisch verschrieen wird: im Calvinismus, insbesondere der durch ihn beherrschten englischen Reformation des siebzehnten Jahrhunderts. Jedenfalls läßt sich das Wirken dessen, auf den das Christentum sich in letzter Instanz doch immer berufen muß, unter keine bessere Kategorie bringen als die eines Befreiers. Sein ganzes Wirken kommt in ein klares Licht und ordnet sich zu einem ebenso schlichten als großartigen einheitlichen Bild, wenn man diesen Gesichtspunkt gewonnen hat. Er kam, die Menschen zu lösen von Banden des Egoismus, des Hasses, des Mammons, der seelischen und leiblichen Not, der Welt- und Lebensangst, der Theologie und Religion, der Menschen- und Gottesblindheit und er tat es, indem er sie zur Quelle der Freiheit führte und von dorther Ströme wahren Lebens erschloß. Sein oberstes Wort für Gott und den Menschen und das Verhältnis zwischen Gott und Mensch und zwischen Mensch und Mensch ist: Liebe. Das ist aber zugleich das oberste Wort der Freiheit. So ist Erlöser sein rechter Name; er ist der größte Befreier, den die Erde gesehen hat. Man wird das erst dann recht erkennen, wenn die geistige Entwicklung einmal in ihren großen Linien überschaut wird, oder wenn seine Gedanken eines Tages wieder lebendigere Mächte werden, als sie jetzt sind.

Das Christentum also der tiefste Schrei der Menschenseele nach Freiheit, ein Aufatmen von den auf ihr lastenden dunklen Mächten, ein Auftauchen der höchsten Gipfel ihrer Bestimmung, ein kühnes Erfassen ihrer höchsten göttlichen Ziele, und das alles nicht nur eigene Tat — wenn zwar auch dies! — sondern Verheißung, Gnade, Ausstrahlung einer höheren Welt, das Herabsteigen Gottes in die Menschenwelt.

Dieses Ziel ist aber der Natur der Sache nach nicht bloß dem Einzelnen gesetzt, sondern auch der ganzen Welt, darin er lebt. Es muß zuletzt für die ganze Menschheit gelten, die das Korrelat des Einen Gottes ist, es kann, mit E. W. nur in einem Reiche, d. h. einer solidarischen Gemeinschaft der Menschen, verwirklicht werden. So gelangen wir zu dem Worte vom Reiche Gottes, das, nachdem Jesus es zum Gefäß für seine Botschaft gemacht hat, doch in allen Zeiten der beste Ausdruck für das eigentliche Wollen des Christentums sein wird. Im Reiche Gottes vollzieht sich die Erlösung. Aber das Reich Gottes ist zugleich Menschenreich, die völlige Befreiung und Adelung des Menschen. Schon da, wo es zuerst auftaucht, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, bei den Propheten Israels, ist sein charakteristisches Merkmal die Betonung der religiösen Humanität. Nicht Tempel- und Altardienst, sondern Gerechtigkeit, Rein-

heit und Güte sind echter Gottesdienst, und zwar ist es vor allem der Fremdling, die Waise und Witwe, das arme, gedrückte Volk, das Gott anliegt. Eine gewaltige Wendung: der Mensch als solcher wird der eigentliche Gegenstand des religiösen Tuns, das religiöse Heiligtum, und zwar besonders seine Verbindung mit dem Mitmenschen. Jesus hat dann vollends Menschendienst und Gottesdienst auf ewige Weise in Eins gesetzt, den Menschen in die höchste Höhe gehoben und doch völlig mit dem Bruder verbunden, besonders mit dem geringen und geringsten. Und nun sollte man sich besser, als es gewöhnlich geschieht, klar machen, was das eigentlich bedeuten will. Wir sehen diese Gedanken viel zu sehr in rein kirchlichem Lichte; sie haben etwas Hieratisches*) und Unwirkliches für uns. Aber es handelt sich um sehr reelle Dinge. Es handelt sich nicht um irgend welche religiösen Besonderheiten, sondern ganz einfach um den Menschen. Vom Menschen wird hier Großes gesagt, in seinem Aufstieg soll es hier eine mächtige Stufe höher gehen. Wenn man in einem modernen Ausdruck nicht ohne weiteres eine Profanierung alter Wahrheit erblickt, darf man wohl sagen: die Befreiungsbewegung, die das Christentum seinem innersten Wesen nach ist, hat zum Ziele die größte Erhöhung des Menschen. Nicht so, daß daß es einfach den natürlichen Menschen vollendete — ihn zerbricht es in gewisser Hinsicht — aber so, daß es ihn zum Uebermenschlichen erhebt und ihn dadurch allerdings erst recht menschlich, weil natürlich, schlicht, ganz frei, mit Einem Wort: kindlich macht. Nach alter christlicher Anschauungsweise ist der Erlösungsprozeß Menschwerdung Gottes, die zugleich Gottwerdung des Menschen ist. Denn was in Jesus, dem Christus, geschah, soll in allen, die an ihm Teil haben, geschehen. Man wird diese Gedanken eines Tages vielleicht wieder besser verstehen. So viel ist klar, daß bis jetzt noch keine andere Losung erschienen ist, die den Menschen zu solchen Höhen wiese. Wenn dieser Sinn des Christentums wieder verstanden würde, wenn die darin eingeschlossenen, erstarrten, hieroglyphisch gewordenen Wahrheiten und Verheißungen lebendig würden, dann wären darin alle hohen Ahnungen, die heute die Herzen bewegen, erfüllt und überboten, aber alles — zum Unterschied von vielem modernen Wesen — großartig schlicht, quellfrisch, demütig und kindlich.

Das Christentum ist also eine lebendige Geschichte, die zwischen Gott und Mensch spielt und auf die Erlösung des Einzelnen und der Gesamtheit geht, also eine Sache nicht der Theorie, der Weltanschauung, sondern des Tuns und Erlebens — und zwar des individuellen und des kollektiven, ja zuletzt des universellen — eines Tuns und Erlebens, das keine Theorie ganz zu fassen vermag.

Das ist nun nichts Neues. Das Christentum hat immer gewußt, daß es Geschichte sei, Offenbarungs- und Heilsgeschichte, daß es auf

*) Hieratisch nennt man feierlich gebundenen religiösen Stil.

großen geschichtlichen Tatsachen ruhe und großen geschichtlichen Tatsachen entgegengehe. Aber es kam über das glühende Leben dieser Geschichte früh schon eine gewisse Erstarrung. Vom Griechentum her kam sie, dem Volk des Intellektualismus, der philosophischen Idee. Diese Geschichte wurde zu einer Lehre und Institution. Die Wahrheit von der Menschwerdung Gottes in einer Welt, wo Gottes Wille geschähe „wie im Himmel", wurde in das christologische Dogma gepreßt. Aus dem Christus, der in der Menschenwelt kämpfend, leidend, erlösend Gestalt gewinnen sollte, wurde der Gottmensch der Kirche. Auch über den Gottesbegriff kam die Erstarrung. Der Gott Jesu und der Propheten ist ein schaffender, lebendig vorwärtsschreitender Gott, ein Gott des heiligen Willens, vom Griechentum her aber kam die Auffassung Gottes als eines ruhenden Seins, einer philosophisch-abstrakten Idee, und legte sich auf alles Denken von Gott. Die Gottesgeschichte, von der wir geredet haben, wurde in eine Lehre gefaßt, wurde selbst zur Lehre. Von der Annahme dieser Lehre hing das Heil ab. Der rechte Glaube in diesem theoretischen Sinne wurde das Kennzeichen des Christen; die Liebe wurde in den Hintergrund geschoben. Der Intellektualismus kam auf in Gestalt des Orthodoxismus und in andern Formen — und im Gefolge davon alle jene Erscheinungen des Religionshasses, der Ketzerrichterei, der Unterdrückung der freien Bewegung des Geistes, die wir alle nur zu gut kennen. Gleichzeitig hatte in der katholischen Weltkirche die alte Gottesreichshoffnung eine Art Erfüllung gefunden. Sie wurde damit selbst zu einem Weltreich, das weltliche Mittel brauchte. Aus dem Weltverwandlungsdrang wurde Welteroberungsdrang, aber die Welt hatte innerlich gesiegt. *In Kirche und Dogma erstarrte die vorwärtsdrängende Bewegung des Gottesreiches.* Die Folgen brauche ich nicht zu schildern.

Dann kam das Erwachen. Es kam die gewaltige Erschütterung des alten religiösen Denkens, die wir anfangs geschildert haben; es kam das Sehnen und Drängen einer neuen Welt; es kam die Frühlingswärme eines neuen religiösen Empfindens; es kam das Hämmern der biblischen Kritik, deren wesentliches Verdienst darin besteht, das wahre gottmenschliche Leben der Geschichte aus der dogmatischen und hieratischen Verhüllung befreit zu haben. Wir lernten in den Propheten Israels eine Religion kennen, die im Walten der geschichtlichen Mächte den Schritt und die Stimme des lebendig schaffenden Gottes erkennt. Wir lernten in Jesus wieder göttliches Leben in menschlicher Form verstehen. Die Gottesreichshoffnung leuchtet in ihrem alten Sinne wieder auf. Das geschah sicher auch unter dem Einfluß der großen geistigen Bewegung der Zeit, besonders der sozialen Umwälzung. Aber wie es nun auch gekommen sei: die Erstarrung ist gewichen. Dogma und Kirche zerbrechen, zerschmelzen vollends und verjüngt steigt empor die Wahrheit von der Menschwerdung Gottes, dem Gottesreiche, dem Christus, der in der Menschenwelt erlösend fortarbeitet. Die Erstarrung ist auch vom Gottesbegriff gewichen. Gott ist uns nicht mehr das ruhende, absolute

Sein, sondern der starke, schaffende, persönliche Gott, der die Welt verwandeln will, der in der Geschichte einherschreitet und besonders in ihren Stürmen und Katastrophen seine Stimme erhebt.

Von dieser neu erwachten Erkenntnis und Empfindung aus ergeben sich eine Fülle von Veränderungen christlichen Denkens und Fühlens, von denen ich nur drei ein wenig ausführlicher darstellen möchte.

Es ist klar, daß die Geschichte, von der wir geredet haben, auf die Erde gerichtet ist. Das scheint heute zwar recht selbstverständlich zu sein, bedeutet aber doch einen gewaltigen Bruch mit der christlichen Vergangenheit. Denn zu den entscheidendsten Ereignissen der christlichen Entwicklung hat es gehört, daß diese Geschichte von der Erde zum Himmel abgelenkt wurde. Das Gottesreich wurde ein jenseitiges. Statt daß der Himmel zur Erde herabkommen sollte — was der ursprüngliche Gedanke des Christentums ist — sollte die Erde zum Himmel emporgehoben werden. Der „Himmel" wird die entscheidende Bestimmung des christlichen Denkens. Dort liegt das Ziel. Das Leben des Diesseits wird entwertet. Die diesseitige und weltliche Kultur empfängt vom Christentum nicht die ursprünglich beabsichtigte Befreiung und Erhöhung. So sehr nun auch Lebensstimmung und Lebensideal ihre alte Jenseitsrichtung verloren haben, auch im christlichen Denken und Empfinden, so ist doch noch keine durchgreifende und bewußte neue Orientierung da. Auch die Bestreiter des Christentums stellen sich meistens noch auf den alten Boden, auch ein Nietzsche, bei dem doch eine bessere Erkenntnis manchmal durchblitzt. Sie reden von der Jenseitigkeit, Sinnenfeindschaft, Weltverneinung des Christentums, dem sie ihr monistisches Diesseitigkeitskredo entgegensetzen. Sie behalten auch recht, soweit sie dabei das historisch gewordene Christentum in seiner Breite vor Augen haben. Aber ins Unrecht geraten sie, sobald sie sich dabei auf das Griechentum mit seiner Diesseitigkeit und Sinnenfreude berufen. Jede tiefere Geschichtserkenntnis stellt uns vor die Tatsache, daß die prinzipiell sinnenfeindliche Stimmung und mehr noch die herkömmliche Jenseitsorientierung nicht von Jesus und den Propheten, sondern vom Griechentum, besonders von Plato her, ins Christentum gekommen ist.*) Platos Werk ist die Ablenkung des Blickes von der irdisch-sinnlichen Scheinwelt zu dem jenseitigen Reich der Ideen, aber die Stimmung des Urchristentums ist durchaus konzentriert in der Bitte: „Dein Reich komme." Es gehört zu den gesichertsten Ergebnissen der Erforschung des Urchristentums, daß es auf einen neuen Himmel und eine neue Erde wartete, worin Gerechtigkeit wohne, auf eine neue Welt, die allerdings vom Himmel her komme, aber die Erde zu ihrem Schauplatze mache.

*) Ob Plato darin richtig verstanden worden ist, kann hier nicht untersucht werden. Was ich sagen will, ist bloß, daß diese Wirkung geschichtlich vor allem mit den platonischen und besonders den neuplatonischen Gedanken sich verbunden hat.

Es ist eine den irdischen Lebensformen und auch dem Tode überlegene Welt, gewiß; sie ist nicht aus irdischem Stoff; aber sie soll die Erde verwandeln, soll an Stelle der irdischen Gewalten, speziell des römischen Imperiums, dieser kolossalen Verkörperung des Prinzips der Macht und Gewalt, die Herrschaft Gottes setzen.

Es ist Aufgabe einer den wirklichen Problemen gerecht werdenden Darstellung der christlichen Geschichte, zu zeigen, wie dieser Sinn des Christentums mehr oder weniger zugedeckt worden ist. Bedeutungsvoll war in diesem Prozeß das Eindringen jenes Pessimismus, der die menschliche Natur und alles Weltwesen für von Grund aus durch die Sünde verderbt hält und darum mehr geneigt ist, seine Auflösung in Flammen des Gerichtes zu erwarten, als seine Umwandlung zu einer Welt, in der Gottes Heiligkeit und Liebe Gestalt gewonnen hätte. Auch dieser Geist ist im Grunde dem Griechentum eigentümlicher als dem Evangelium Jesu. Er findet nur in diesem einen wahlverwandten Zug, da auch es gegen die bestehende Welt geht. Schon Paulus, der erste Theologe der Christenheit in großem Stil, vertritt mit Macht diese Stimmung, die seither den Geist des Christentums entscheidend beeinflußt hat bis auf diesen Tag. Dazu gesellte sich der Intellektualismus, der das christliche Tun auf das Gebiet theoretischer Kämpfe, und der Individualismus, der es einseitig ins Innere des Menschen verlegte und über der Sorge um das persönliche Heil die um das Heil der Welt übersehen ließ. Das sind alles Faktoren, die den stärksten Einfluß auf das christliche Denken und Empfinden gehabt haben; Männer wie Augustinus und Luther leben in diesen Gedanken und Stimmungen. Allerdings hat der Katholizismus in Form der Kirche doch den alten Gottesreichsgedanken bewahrt, nur daß er gerade damit auch wieder vor der Welt kapitulierte. Der Protestantismus wollte umgekehrt durch Aufhebung der Kirche den christlichen Geist freisetzen, kapitulierte dann aber in anderer Weise vor der Welt, indem er ihre vorhandenen Ordnungen zu stark respektierte. Kurz: es ist eine große, vielgestaltige Geschichte, die dazu führte, daß der Weltumgestaltungsdrang des alten Christentums zwar nicht erstarb, aber zurücktrat. Sicher hat auch diese Geschichte Großes in sich getragen, Großes geschaffen. Sie ist nicht fruchtlos geblieben; sie war vielleicht in mancher Hinsicht notwendig. Besonders ist vom Himmelsglauben, der Himmelssehnsucht, der Orientierung an der Ewigkeit zu sagen, daß sie in ihrer Art eine gewaltige Kraft geworden ist, eine Kraft, ohne die auch der Weltumgestaltungsdrang des Christentums ohnmächtig geblieben wäre. Denn um die Welt aus den Angeln zu heben, bedarf es überweltlicher Kräfte. Vielleicht war die einseitige Himmelsorientierung ein Mittel, solche anzusammeln. Aber die Ablenkung vom Sinn des Christentums trat ein, sobald diese Kraft nicht das leistete, was sie sollte: eben eine Triebkraft für die Verwandlung des Weltwesens zu sein, sondern eher das Gegenteil wirkte.

Da kam die Diesseitigkeitsbewegung der durch Renaissance und

Reformation entfesselten Welt, kam der neue Drang, die Erde durch den Geist zu bewältigen, der neue Glaube an ein Reich befreiter und gehobener Menschlichkeit auf Erden. Und nun gewinnt das Christentum sein altes Strombett langsam wieder. Mit steigender Zuversicht faßt es die Welt an. Es verliert die asketische Geringschätzung der weltlichen und materiellen Arbeit. Ein neuer Begriff von Christentum und Christsein bildet sich heraus. Es ist uns eindringlich deutlich geworden, daß nicht der Mann, der Glaubensbekenntnisse unterschreibt, der asketischen Uebungen obliegt oder theologischen Spekulationen, der die Messe liest oder Kirchenbücher führt, dem Ideal des Jüngers Jesu entspricht, sondern der Mann, der Not und Elend angreift, für soziale Gerechtigkeit kämpft und im Glauben Berge des Bösen versetzt. Auch die Kreise, die sich gegen diese Tendenz im Namen des sogenannten inneren Lebens wehren, können sich dem Zwang des neuen Fühlens nicht entziehen. Die Fragen, die heute die christliche Welt in Anspruch nehmen, sind nicht dogmatischer, sondern ethischer Natur, die von Tolstoi und Nietzsche angeregten und vor allem die Frage der Fragen, die soziale. Damit stellt sich eine neue Stimmung gegenüber aller Weltarbeit ein. Sie wird nicht nur mit gutem Gewissen getan — das hatte schon die Reformation geschafft — sondern es gibt heute eine wachsende Zahl von Menschen, die mitten in der scheinbar materiellsten Arbeit, z. B. in der Beteiligung am Genossenschaftswesen, in der Schaffung besserer Wohnungsverhältnisse, sich freudig als Christen und Arbeiter für das Gottesreich empfinden. Das ist die Stelle, wo in den Kirchen der Gegenwart ein neuer Enthusiasmus aufschlägt, ein neues Frühlingsgefühl, die doch weit entfernt sind von leichtem Fortschrittsoptimismus, da sie die entgegenstehenden Mächte nur zu wohl kennen. Aber allerdings weicht damit jener Bann des Pessimismus, der sich, wie wir gesehen haben, früh schon auf die christliche Stimmung gelegt hatte. Der Mensch und das Weltwesen erscheinen, trotz aller schweren Belastung mit Not und Sünde, doch als Gottes Werk, also auf das Gute hin geschaffen, als fähig, diesen ursprünglichen Sinn ihres Wesens zu entfalten, wenn nur der Hauch wahrhaft göttlicher Kräfte des Guten über sie geht.

Zweierlei kann dieser neue Ausblick leisten, was die Gegenwart vor allem nötig zu haben scheint: er gibt ihrem chaotisch gewordenen, des inneren Einheitsbandes entbehrenden Streben ein Zentrum und ein Ziel, eine höchste Orientierung, und zugleich verheißt er ihr einen Zustrom von so notwendiger Kraft. Vor ihren großen Nöten, Aufgaben und Gefahren sehnt sie sich nach helfenden, erlösenden Kräften. Solche zu kennen, ist die Behauptung des Christentums — nach nichts scheint aber die heutige Welt heißer zu begehren, als nach erlösenden Kräften für diese Erde, für die Arbeit, für das leibliche und seelische Leben.

Daß diese Richtung auf die Erde aber nicht auf sie begrenzt zu sein braucht, nicht auf sie begrenzt sein

darf, ist selbstverständlich. Auch diese neue Orientierung hat eine Jenseitshoffnung, sie macht nicht mit dem Tod und der gegenwärtigen Weltwirklichkeit den Schlußstrich; aber ihre Jenseitshoffnung ist nicht eine Hemmung der Diesseitshoffnung, sondern ihre Fortsetzung. Beide stammen aus einem Quell: dem Glauben an die hinter den vorhandenen Weltwirklichkeiten schaffende Macht und Liebe des Gottes der Lebendigen. Freilich wird auch die Form dieser neuen Jenseitshoffnung sich dem ganzen neuen religiösen Denken gemäß umgestalten müssen, wovon hier nicht weiter geredet werden kann.

Dieses auf die Umgestaltung der Welt gerichtete Streben muß aber mit Notwendigkeit die Form der Hoffnung annehmen, denn es geht auf ein fernes, für den Verstand der Verständigen unmögliches Ziel. Daraus ergibt sich nun eine weitere große Veränderung der christlichen Orientierung: Das Christentum verlegt seinen Schwerpunkt wieder aus der Vergangenheit in die Zukunft. Die Tragweite dieser Wandlung ist noch kaum zu übersehen. Die rückwärts gekehrte Art schien dem Christentum wesentlich zu sein, denn in der Vergangenheit, schien es, lagen die Taten und Offenbarungen, auf die es sich stützte. Dort war alle Wahrheit erschienen, was konnten Gegenwart und Zukunft noch bringen? Die heilige Lehre hatte sich jener Taten und Offenbarungen bemächtigt, sie mit einem bestimmten Weltbild, bestimmten sittlichen Gedanken und organisatorischen Formen verbunden. Diese wurden alle geheiligt, wurden ein geweihtes und unantastbares Gefäß des übernatürlichen Inhalts. Von diesem Zentrum aus breitete sich die konservierende Tendenz auf den ganzen Umkreis des Lebens aus. Die Existenz des Christentums schien mit allem Bestehenden verbunden zu sein; es hing von ihm ab und schützte es. Es wurde in einigen seiner bedeutsamsten Formen die konservativste, ja reaktionärste Macht der Geschichte, umgab alles Bestehende mit religiösem Nimbus und war der selbstverständliche Feind alles Neuen. In dieser Stimmung wurde es durch den vorhin geschilderten Pessimismus bestärkt. Mag nun diese Art auch einige Erweichung gefunden haben — und ganz herrschend war sie nie! — so erscheint diese vielen bloß als eine Konzession an den modernen Geist, der konservative und rückwärts gewandte Charakter dieser Botschaft aber als das Ursprüngliche.

Aber zu den bedeutsamsten Ereignissen der letzten Jahrzehnte gehört die Wiederentdeckung des revolutionären Charakters des Christentums. Wir wissen es wieder: jene ersten Christen waren nicht Leute, die eine heilige Vergangenheit hüteten, sondern solche, die sehnsüchtig und gespannt des Kommenden harrten. Wohl hatten sie Großes erlebt, aber dieses war ihnen eine Bürgschaft des noch Größeren geworden, das kommen sollte. Weit davon entfernt, Verteidiger der bestehenden Ordnungen zu sein, erwarteten sie, erhofften sie vielmehr deren Untergang; sie galten dem Staat als Anarchisten, den Kirchen als Gottlose, der Gesellschaft als Phan-

tasten und Störer der herkömmlichen sittlichen Ordnungen. Sie hatten eine so große Hoffnung, daß sie sie einander nur ins Ohr sagen und sie literarisch in jene geheimnisvollen Symbole hüllen mußten, wie z. B. die sogenannte Offenbarung Johannis sie uns vorführt. Für sie war die Zeit der Offenbarung nicht fertig — das Größte war noch vor ihnen. Sie standen in einem frischen Strom des Erlebens göttlicher Taten und Lebenserweise; die Welt ihres Gottes mit ihren Wundern schloß sich erst noch vor ihnen auf; vor ihnen lag der vollere Tag.

Dann kam auch hier die Erstarrung. Der lebendige Fluß, der, immer voller und tiefer werdend, in die Zukunft strömte, kam in Dogma und Kirche zum Stillstand. Und das Auftauen geschah dann unter der Einwirkung der uns bekannten Faktoren. Es waren besonders auch die Entwicklungslehre und die soziale Bewegung, die das Denken und Fühlen gleichmäßig darauf hinleiteten, nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft das Heil zu suchen. Das ist mit Macht auch über das christliche Denken und die christliche Stimmung gekommen. Wir gewöhnen uns immer mehr, die geschichtliche Bewegung, die sich vor allem an den Namen Jesu knüpft, so aufzufassen, daß sie wenigstens zum Teil Weissagung ist, Weissagung und Hoffnung auf Dinge, die noch kommen, auf Kräfte und Herrlichkeiten, die noch aufbrechen sollen. Es ist also nicht alle Offenbarung der Wahrheit in der Vergangenheit abgeschlossen; die Offenbarungsgeschichte geht vorwärts und das Beste liegt vor uns. Gottes Worte sind noch nicht alle gesprochen und sein Leben hat unendliche neue Morgen. Die Propheten und Jesus haben ja von einem lebendigen Gott geredet. Sein Reich kann also nicht ein fertiges System, eine Institution, eine Summe von Lehren sein, es ist vielmehr ein Leben, das in immer neuen Formen, immer neuen Tiefen und Wunder offenbarend, jenem Ziele zustrebt, das in dem Wort von der Menschwerdung Gottes aufgeleuchtet ist. Jene Worte des Johannisevangeliums müssen in all ihrer Freiheit und Kühnheit wieder auf den Leuchter gestellt werden, die von dem Parakleten reden, der der Gemeinde Jesu Wahrheiten enthüllen werde, die Jesus, der Meister selbst, noch nicht ausgesprochen. Ein Christ ist also nicht Einer, der eine Reihe von religiösen Theorien für richtig und andere für falsch hält, nicht Einer, der gegen Darwin streitet oder gegen Marx, nicht bloß Einer, der an Gott glaubt oder an ein Jenseits — das tut der Bekenner des Islam auch — sondern Einer, der an den Christus glaubt, der die Welt erlösen wird, d. h. an Gottes Herabsteigen auf Erden in einer durch Liebe, Gerechtigkeit und Reinheit befreiten Welt. Nicht die beati possidentes aller Art, sondern die Hungernden und Dürstenden, die um einer großen menschlichen Hoffnung willen Geächteten, die Kämpfer, die Märtyrer — und hießen sie sich selbst Unchristen oder Antichristen — gehören zu diesem Typus. Man wird, wenn diese Verwandlung des Christentums in seine alte Art vorwärtsgeht, den Christen gerade

wie einst nicht mehr Aengstlichkeit, rückwärtsschauende Art vorwerfen, sondern vielleicht eher Utopismus, Phantastik, Schwärmerei, revolutionären Radikalismus; Anhängerschaft und Opposition müssen sich gänzlich verändern. *Das Christentum, so lange der stärkste Gegner der vorwärtsstrebenden Geister, wird dann als die Konzentration und Gipfelung aller höchsten und kühnsten menschlichen Hoffnung erscheinen.*

Es ist aber klar, daß diese Entwicklung durchaus ins *Laienhafte*, Humane, Sittliche auslaufen muß. Damit nennen wir die letzte der Veränderungen, die wir im Auge haben. Sie ist selbstverständlich. Die übernatürliche Welt im alten Sinne hatte zum notwendigen Korrelat das Kirchentum; die heilige Lehre bedurfte einer Institution, die sie hütete und auslegte. Die Trennung zwischen Klerus und Laien war damit von selbst gegeben. Aber das Reich der Erlösung, das in Gerechtigkeit, Güte und Reinheit sich auswirkt und nur die Erfüllung alles höchsten menschlichen Sehnens ist, muß und kann sich nur in schlichten, menschlich-sittlichen, laienhaften Formen auswirken. So erscheint es in Jesus. Da ist kein Schatten des Kirchentums, sogar am Ende der tötliche Konflikt mit ihm. Auch die Reformation wollte durchaus eine *Sekularisierung* und *Laisierung des Christentums*. Diese Entwicklung ist seither vorwärts gegangen. Eine ihrer Stadien wird bezeichnet durch die Trennung von Kirche und Staat. *Nicht daß religiöse Gemeinschaft nun aufhören müßte*, im Gegenteil, aber sie wird immer weniger die Tendenz haben, sich in besonderen religiösen Formen zu der menschlich-sittlichen in Gegensatz zu stellen. Die Erkenntnis erfaßt in allen Religionen und Konfessionen die Geister, daß Religion als Handeln auf die Welt Sittlichkeit, Humanität ist; daß das Verhältnis zu Gott sich im Verhältnis zum Menschen auswirken muß, Gottesdienst Menschendienst ist, das Gottesreich zugleich ein geheiligtes und geeintes Menschenreich — also auch hierin ein Lebendigwerden der Wahrheit, die in aller Religion dunkel sich regt, im Christentum aber zur hellsten Entfaltung gekommen ist, daß Gott Mensch werden will, damit der Mensch vergöttlicht werde.

Die gegenwärtige Umwandlung des Christentums erscheint also im Lichte dieser Auffassung als ein langsames, durch kleine und große Kämpfe und Krisen hindurch vor sich gehendes Weichen jenes Erstarrungsprozesses, der mehr oder weniger über den ursprünglichen Lebensstrom des Evangeliums gekommen war. Ich glaube, daß damit wirklich der Gesichtspunkt gefunden sei, der uns den Sinn der gegenwärtigen religiösen Bewegung im Großen und Kleinen aufschließt. Er enthüllt mächtige Perspektiven und ist wohl geeignet, dem Christentum neue Hoffnung und neues Selbstvertrauen zu geben.

In diesen Prozeß werden alle seine Formen hineingezogen und umgeschmolzen. Er ist in vollem Gange. Dabei geht jedoch nichts verloren, es wird nur umgeformt. Nicht verloren geht seine wunderbare, innerliche, naturüberlegene Art, nicht sein Individualismus, seine Verbindung

mit den großen Tatsachen seiner Vergangenheit, sein Ausblick auf eine der Vergänglichkeit überlegene Welt — alles will vielmehr erst recht Realität werden, zu vollerem, gegenwärtigerem Leben erwachen. Nicht Auflösung, sondern Erfüllung heißt dieser Weg. Unsere Ausführungen bedeuten darum auch keine Geringschätzung oder Verurteilung der Vergangenheit. Auch sie hat sich so gut um Gott und den Menschen bemüht, wie die Gegenwart. Auch auf den Wegen, die von der ursprünglichen Richtung abführten, ja auch auf Irrwegen, hat sie Großes geleistet und erfahren. Aber es ist keine Geringschätzung der Knospe, wenn wir uns über das Aufbrechen der Blüte freuen, oder der Blüte, wenn wir der Frucht harren.

Es wäre nun gewiß eine interessante Aufgabe, zu zeigen, welche Konsequenzen sich aus der neuen Auffassung für das religiöse Leben, die kirchliche Praxis und besonders auch die theologische Arbeit ergeben. Daß sie eine gründliche Umgestaltung der religiösen und kirchlichen Theorie und Praxis zur Folge haben muß, liegt auf der Hand. Ich muß mich hier aber vollends mit einigen Andeutungen begnügen.

Es eröffnet sich uns der Ausblick auf ein allmähliches Wegfallen oder doch Nachlassen dessen, was man Konflikt zwischen Glauben und Wissen nennt. Die Weltanschauungsfragen verlieren für das Christentum viel von ihrer Wichtigkeit. Die Christen sind nicht in erster Linie Leute, die eine Weltanschauung zu vertreten haben, sondern Leute, die für die Welt Großes hoffen und dafür auch schaffen wollen. Gewiß behalten an ihrem Ort auch solche Weltanschauungsfragen große Wichtigkeit. Eine Weltanschauung zum Beispiel, die die Selbständigkeit des Geistes und das Walten des Zweckes in der Welt leugnete, wäre eine Atmosphäre, worin der Christ mit seinem Hoffen und Glauben nicht leben könnte. Aber die Aufmerksamkeit des Christen richtet sich doch nicht in erster Linie darauf. Eine Vergleichung mag uns dieses Verhältnis anschaulich machen. Wenn einer ein Bürger der Schweiz ist, der für sein Volk ein Herz hat, so ist es auch nicht die Weltanschauung, die ihn darin entscheidend bestimmt. Ob er Theist, Pantheist, theoretischer Materialist, Monist sei — er arbeitet, hofft, kämpft, denkt für sein Land. So auch, wer Bürger jenes größern Reiches geworden ist, von dem wir geredet haben. Er grübelt nicht in erster Linie über das Wesen Gottes oder Christi, über Materie und Geist, Mechanismus und Teleologie — er arbeitet, hofft, kämpft für die letzten Ziele dieses Reiches und glaubt gerade darum daran. Denn aus seinem Arbeiten, Lieben und Hoffen stammt die Weltanschauung eines Menschen, jedenfalls viel mehr als umgekehrt. Ein Christ lebt in letzter Instanz von tieferen Quellen, als Weltanschauung, Wissenschaft, verständiges Denken je erreichen kann: aus dem Leben des schaffenden Gottes selbst, das ihn ergreift. An dieses reicht keine Weltanschauung heran, seis verneinend, seis bestätigend. Es ruht sieghaft und überlegen in sich selbst.

So entwickelt sich ein freies Verhältnis zur Wissenschaft. Die alte Angst ist zum frohen Zutrauen geworden; auch hier ist an Stelle des Rückwärtsschauens das Vorwärtsschauen getreten. Der so gestimmte Christ erwartet von der Wissenschaft zuversichtlich, daß sie eine fortschreitende Aufschließung der Welt seines Gottes sein werde. Er weiß, daß sie das nur sein kann, wenn sie unbehelligt ihren eigenen Weg geht. Sie ist ihm Gottesdienst und Arbeit am Gottesreich, auch wenn sie formell nichts von Gott wissen will. Sie ist ihm ein Stück Theologie. Denn alles echte Wissen muß ja im letzten Grund auch Gotteserkenntnis sein. Es ist eine Aufgabe der Theologie im engeren Sinne, zu zeigen, wie die Ergebnisse aller sogenannten weltlichen Wissenschaft sich zu dem Reich verhalten, an das der Christ glaubt. Das Ideal wäre, daß es einmal keine besondere Theologie geben müßte, weil dieses Verhältnis von selbst einleuchtete. — Daneben ist die Selbstbesinnung auf das Wesen des Christentums wichtig, wie die historische Arbeit an Bibel und christlicher Entwicklung sie vermittelt. In alledem ist die Hauptaufgabe der Theologie die Befreiung der Religion von der Theologie und Zurückführung auf ihre schlichte menschliche Gestalt oder, im Sinne unserer Ausführungen allgemeiner gesagt: die Auflösung aller Erstarrungen zu Leben — soweit Theologie das überhaupt leisten kann; denn die Hauptsache muß das Aufbrechen neuen Lebens aus der Tiefe her tun.

Was aber die praktische Aufgabe der theologischen Fakultäten betrifft, so ist klar, daß es ihnen nicht auf Stärkung des Kirchentums, Herausbildung von routinierten Predigern und Religionstechnikern ankommen kann, sondern auf Erkenntnis der Aufgaben, die dem Reiche Gottes überhaupt und besonders in der Gegenwart gestellt sind und auf Weckung von Kraft und Enthusiasmus zu tapferem Wagen und stillem Arbeiten und Dulden dafür. Denn es bleibt in allen Umgestaltungen, den gegenwärtigen und zukünftigen, der eigentliche Sinn und Wille des Christentums, seine heiße Sehnsucht, daß dieses Reich komme und damit alle Hilfe und Freude. L. Ragaz.

Der Fluch.

Das ist der Fluch in unsres Lebens Bahn:
Daß wir verhöhnen, was wir achten sollten,
Befangen sind in trügerischem Wahn,
Unbändig lieben, wo wir hassen wollten.

Das ist der Fluch: Daß wir voll Sünde sind
Und dennoch uns nach Gottes Liebe sehnen,
Daß wir voll Trotz sind und wie Rohr im Wind.
Das ist der Fluch, der Anfang aller Tränen.

Paul Altheer.

Eindrücke vom dritten schweizerischen Katholikentag in Zug.

Die Nachbarschaft des Festortes reizte mich, die kaum so leicht wieder sich bietende Gelegenheit zu benützen, ein Stück katholischen Volkslebens aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Der Katholizismus ist uns Evangelischen viel zu sehr eine fremde Welt trotz gelegentlichem Verkehr mit Katholiken, trotz dem, was wir in Büchern und Zeitungen von der katholischen Kirche lesen. Mein Besuch des Katholikentages in Zug sollte nicht Spionage im Feindesland sein, sondern eine Entdeckungsreise in große interessante Gebiete, die ich kaum anders als vom Hörensagen kannte. Ich hoffte, auf meiner Wanderung etwas von dem mächtigen Strom religiösen Lebens zu sehen, der in der katholischen Kirche fließt und dem ferne stehenden Beobachter oft verborgen bleibt hinter hohen Schutzdämmen und wucherndem Gestrüpp; hoffte, wenn das Glück günstig wäre, vielleicht gar zu der einen oder andern der Quellen vorzudringen, welche den Strom speisen. Nun kann ich freilich nicht von großen neuen Entdeckungen berichten, die zu machen mir beschieden gewesen wäre. Aber auch ohnedies glaube ich, daß der Bericht über meine Eindrücke vom Zuger Katholikentag von Interesse sein dürfte für weitere Kreise. Wie wir die eigene Sprache besser verstehen lernen, wenn wir mit einer fremden uns beschäftigen, so wird die Vertiefung in das andersgeartete kirchliche und religiöse Leben des Katholizismus uns den Blick schärfen helfen für unsere Kirche mit ihren Nöten, Aufgaben, Zielen, Kräften. Denn im Grunde genommen sind es — das fand ich durch meine Beobachtungen in Zug bestätigt — die nämlichen Lebensfragen, welche die beiden Kirchen bewegen, wenn auch ihre Lösung von verschiedenen Voraussetzungen aus und mit verschiedenen Mitteln versucht wird bei den zwei Konfessionen. Wenn nun in unserer Berichterstattung neben weitgehender Anerkennung auch die Kritik zum Worte kommt, so sei es nicht zum konfessionellen Hader geredet, sondern zur sachlichen Erörterung großer, heiliger Fragen und zur Klärung der Standpunkte in unsrer eignen Kirche.

Mein katholischer Kollege, den ich, um mich nicht unbefugter Weise einzudrängen, von meinem Vorhaben verständigt und zu Rate gezogen, hatte mir — das soll nicht unerwähnt bleiben — in zuvorkommender Weise Auskunft erteilt und mich zur Teilnahme ermuntert.

* * *

Ein überfüllter Eisenbahnzug, in dem Männer und Frauen mit den rot-weißen Festabzeichen eifrig den zu erwartenden Festbesuch und die Witterungsaussichten besprachen, brachte mich Sonntag nachmittags bei strömendem Regen in die Feststadt. Der sonst so liebliche See

lag grau unter einem grauen Himmel, und der nahe Rigi war unsichtbar hinter einem schweren Wolkenvorhang. Das Städtchen, das nach Lage und Bauart sonst so heitere und freundliche, blickte heute den Besucher ernst, fast düster an, trotzdem die Zuger ihr Bestes getan hatten, die Gäste festlich zu empfangen. Regenschwer hingen die bunten Bänder und Schleifen der Ehrenpforten und wiesen, statt lustig im Winde zu flattern und mit dem Sonnenlicht zu spielen, wehmütig nach dem bodenlosen Kot und den Pfützen auf den Straßen. Doch die Feststimmung hat unter dem wenig stimmungsvollen Festwetter nicht im mindesten gelitten, und es war kein leeres Wort, wenn die guten Zuger sich hinterher trösteten, der Andrang wäre bei schönem Wetter nur allzu stark geworden. So schon waren die Straßen gedrängt voll von Menschen aller Stände, und die kleine Stadt hatte etwelche Mühe, den gewaltigen Verkehr zu bewältigen. Die vorangegangenen und die nachfolgenden Tage der fünftägigen Veranstaltung waren übrigens vom schönsten Wetter begünstigt und am Montag, der mir zu einem zweiten Besuch in Zug noch zur Verfügung stand, kamen Stadt und Umgebung zur vollen Geltung. Für unser protestantisches Empfinden bildet übrigens die Stadt Zug mit ihrem stark mittelalterlichen Gepräge den passenden Hintergrund für den darauf sich abspielenden schweizerischen Katholikentag. Und wenn über der alten gotischen St. Oswaldkirche sich am Fuße des Zugerbergs die große neue St. Michaelskirche erhebt, wo moderne Motive mit romanischer Architektur sich mischen, wenn neben den Befestigungstürmen aus der kriegerischen Vergangenheit und neben den charaktervollen Bürgerhäusern, welche noch die Zeiten der Reformation gesehen, neuere Quartiere und moderne Villen entstanden sind, so vermag das für diesmal die Stimmung des reformierten Besuchers nicht zu stören, sondern symbolisiert sogar vortrefflich die Zwiespältigkeit der Eindrücke, die ein moderner Katholikentag des 20. Jahrhunderts ihm hinterläßt.

Der Sonntag sollte der große Volkstag sein und er ist es auch geworden trotz der Unbill der Witterung. Böllerschüsse verkündigten bald, daß der vorgesehene Festzug dennoch abgehalten werden solle. Gruppe um Gruppe zog mit Trommelschall und Pfeifen oder mit Blechmusik zu den bestimmten Sammelplätzen, Bäche und Bächlein, die in kurzer Zeit zum brausenden Strom anschwellen und den gewaltigen Festzug bilden sollten. Er wurde in der Tat zu einer imponierenden Heerschau des Schweizer Katholizismus, dieser Umzug mit seinen auf 20,000 geschätzten Teilnehmern, die, nach Kantonen geordnet, mit Fahnen und klingendem Spiel, mit hübschen Gruppen von Kostümierten, eine volle Stunde ununterbrochen vorüberdefilierten, Alte und Junge, Stadtherren und Landleute, Männer und Frauen, Klerus, Mönche, Laien. Ein Zeichen freundeidgenössischer Gesinnung, hatte das reformierte Zürich dem katholischen Zug ein Häuflein berittener Polizisten geliehen, welche voraufritten und die Ordnung aufrecht erhielten. Nicht bloß der Kanton Zug und die benachbarten

Waldstädte, auch die entfernteren Schweizergaue hatten zum Teil beträchtliche Kontingente gestellt; so Freiburg mit seinen Sennen in der Landestracht, die wie eine lebendige Mauer taktfest und wuchtig hinter ihrer Musik her anrückten; so Wallis, das in einem Extrazug an die 700 Festbesucher gesandt hatte, meist schmächtige, ärmliche Erscheinungen, Leute, für welche die Reise eine willkommene Unterbrechung eines harten Alltagslebens, aber auch ein namhaftes finanzielles Opfer bedeuten mochte.

* * *

Der schmucken neuen protestantischen Kirche gegenüber, unfern des Bahnhofs, war das gewaltige Segeltuchgebäude der Festhütte errichtet. Da versammelte sich nach Beendigung des Festzuges eine vieltausendköpfige Menge, um das reiche Menu der Ansprachen durchzukosten und gleichzeitig die wohlverdiente leibliche Erfrischung zu sich zu nehmen. In dieser Volksversammlung, wie vorher beim Umzug, schien der einzelne bald im Banne einer Massensuggestion zu stehen, der Zuhörer, und der Redner offenbar kaum minder. Man spürte die Macht der Kirche; man sollte sie spüren. Die geheimnisvolle Wirkung, die von der Masse ausgeht, ist ohne Zweifel eines der Hauptmittel, durch welche die Katholikentage wirken zur Stärkung des katholischen Bewußtseins. Wer wollte diesem Mittel grundsätzlich die Berechtigung absprechen? Es ist ein äußerliches Mittel — heißt es — wie die katholische Kirche ihrer viele benützt, auch in ihren Gottesdiensten, um die Stimmung zu beeinflussen: Kruzifix, Weihrauch, Meßgewänder. Gewiß, das sind alles Aeußerlichkeiten, und die Religion ist uns das Innerlichste. Aber auch wir Evangelischen können des Aeußern als Ausdruck des Innern, können des Sichtbaren als Darstellung eines Unsichtbaren nicht entbehren und werden es nie entbehren können. Nur der Raum, der dem Aeußerlichen eingeräumt wird, ist nicht gleich breit in den beiden Kirchen. Unsre Reformatoren haben uns für alle Zeiten den Blick geschärft für die Gefahren der Veräußerlichung, welche alle starke Ausdruckfähigkeit begleiten, und haben uns dadurch vorsichtig gemacht im Gebrauche äußerer Darstellungsmittel. Mag sein, daß wir hie und da zu ängstlich, fast linkisch sind im Ausdruck dessen, was in unsrer Kirche und ihren Gliedern lebt. Aber solche Extreme korrigieren sich von selbst, wenn nur das innere Leben gesund und stark ist. Das wird immer zu der weltgeschichtlichen Aufgabe unsrer evangelischen Kirchen gehören, den echt christlichen Gedanken zu verkörpern, daß nur in der Innerlichkeit, in der Gesinnung, absolute religiöse Werte liegen.

Wenn ich mir angesichts der großartigen katholischen „Landsgemeinde" die Frage vorlegte, was für Motive die einzelnen Festteilnehmer mögen hergeführt haben, zusammengeführt in so imposanter Zahl, wie unsre reformierten Schweizerkirchen sie nicht zusammenbrächten, so war ich mir freilich bewußt, daß es ein gewagtes Unter-

nehmen ist, eine Antwort auch nur zu versuchen. Ist man doch, wo es sich um die innern Beweggründe anderer handelt, auf bloße Vermutungen angewiesen und nun gar bei Menschen, deren Weltanschauung von der unsern so verschieden ist! Und das Seelenleben ist zudem ein so komplizierter Organismus und verschiedene Motive so mannigfach in einander verschlungen, wie die Wurzeln im Walde. Und doch drängen sich unwillkürlich allerhand Beobachtungen und Ueberlegungen auf. Die starke Beteiligung wäre kaum denkbar ohne den Glauben an die Kirche als Spenderin eines „objektiven" Segens, ohne den Glauben an die Verdienstlichkeit der Teilnahme an ihren Veranstaltungen. „Der Segen und die Ermunterung unsrer hochwürdigsten Bischöfe rufen das ganze katholische Volk zur großen Heerschau" sagt bezeichnend der offizielle Aufruf. Und so wurde es offensichtlich als der Höhepunkt der Sonntagnachmittagsversammlung in der Festhütte empfunden, als Bischof Stammler seine Ansprache damit schloß, daß er mit erhobenen Händen der dicht um die Rednerbühne gescharten Versammlung seinen bischöflichen Segen spendete, — eine Gabe, welche die Kirche den Teilnehmern mit nach Hause gibt. Ich glaube nicht weit fehlzugehen in der Annahme, daß für viele der Besuch des Katholikentages ein gutes Werk bedeutete, das nicht unbelohnt bleibe. Diese Auffassung ließ wohl einen beträchtlichen Teil der Anwesenden ohne tiefere persönliche Anteilnahme das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, als sie in Zug sich einfanden. Es mußte in der Tat auffallen, wie wenig die ganze Veranstaltung mit ihrem Straßen- und Wirtshausleben, mit ihren Konzerten und dem Festkommers des „schweizerischen Studentenvereins", der laut Programm Sonntag abends in der Festhütte abgehalten wurde, nach außen von einem gewöhnlichen Volksfest sich unterschied; wie so gar nichts von dem „pietistischen" Gepräge etwa eines Basler Missionsfestes oder einer Jünglingsvereinskonferenz der Katholikentag an sich trug. — Es wäre nun freilich ungerecht zu verschweigen, daß nichtsdestoweniger auch breite Massen innerlich beteiligt erschienen an dem, was in reicher Fülle geboten wurde von geistigen Anregungen. In Scharen lauschten die Festteilnehmer, darunter viele einfache Leute aus dem Volk, mit gespannter Aufmerksamkeit den Reden, standen unverdrossen im unerträglichen Gedränge in möglichster Nähe der Rednerbühne, wurden unwillig, wenn durch Tellerklappern aus der Festküche oder sonstige Störungen das Gesprochene verloren ging, applaudierten lebhaft, wo immer ein Redner die Saiten katholischen Bewußtseins zum Schwingen brachte. Eigentümlich war dabei, daß häufig die Erwähnung eines einfachen dogmatischen Glaubenssatzes dem Beifall rief. Sogar der Satz in einer Rede, daß Christus für uns und unser Heil gestorben sei, wurde überraschenderweise von einigen Stimmen aus der Zuhörerschaft mit gewiß wohlgemeintem aber nicht sehr passendem „Bravo" aufgenommen. Offenbar sah der Katholik in diesen Glaubenssätzen einen von außen her bedrohten Besitzstand und der Beifall galt dann

dem freimütigen Bekenntnis christlicher und katholischer Lehre. Aus allem gewann man den Eindruck, daß viele, nicht bloß Kleriker sondern auch Laien, tatsächlich persönlich innerlichen Anteil nahmen an der Feier, die ihnen den Glauben und den Mut stärkte. Für sie wird es zur Wahrheit geworden sein, was der schon zitierte Aufruf schön ausspricht: „Der Herzschlag des Katholikentages soll neue Kraft und neuen Mut, soll eine Fülle von Anregungen in alle Adern katholischen Lebens senden, und was an Edlem und Schönem daraus hervorwächst, das soll dem Wohle und Gedeihen unsres inniggeliebten Vaterlandes geweiht sein."

Die Anforderungen, welche an die physische Leistungsfähigkeit der Redner in der Festhütte gestellt waren, überstiegen fast die Grenze des Menschenmöglichen. Ganze Partien der Ausführungen gingen selbst für die Näherstehenden in der Unendlichkeit des Raumes unter. Stimmen, die kräftig eingesetzt hatten, versagten gegen das Ende. Das war unentrinnbares Naturgesetz. Im ganzen aber muß den Rednern das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie mit anerkennenswerter Gewandtheit sprachen und die Hörer zu fassen und zu fesseln verstanden. Wenn in den öffentlichen Versammlungen zuweilen mit den billigern Mitteln populärer Rhetorik gearbeitet wurde, während die „Sektionsversammlungen", soweit ich diesen beiwohnen konnte, mehr vornehm akademischen Charakter trugen, so war das in der Natur der Sache begründet.

* * *

Auch in den öffentlichen Versammlungen herrschte ein durchaus würdiger Ton und ich habe kaum etwas gehört, was für ein protestantisches Ohr beleidigend gewesen wäre, wenn auch, wie nur natürlich, die Polemik nicht unterblieb. An einem Triumphbogen war als Inschrift ein „Zuger Münz- und Wappenspruch" zu lesen: „Mit denen, welche den Frieden haßten, war ich versöhnlich." Ich vermute wohl recht, daß das Wort im Blick auf die konfessionellen Gegner dort angebracht worden war, ohne daß damit gesagt sein sollte, daß sie alle den Frieden hassen. Jedenfalls darf zugestanden werden, daß ein friedlicher und versöhnlicher Geist wehte, und daß da und dort ein Wort fiel, das zeigte, daß, trotz Syllabus und Katechismus, auch ehrliche protestantische Art als christlich anerkannt wird. Es wäre zu verwundern gewesen, wenn die Vorträge des berüchtigten Freidenkers Richter und die Aufhebung des luzernischen Urteils durch das Bundesgericht, wenn das taktlose Frohnleichnamsgedicht Widmanns nicht den verschiedenen Rednern reichlichen Stoff geliefert hätten. Einer meinte, wenn ein Büblein auf der Straße einen Juden verhöhne, so verdiene es eine Ohrfeige; Widmann, der das Heiligste der Katholiken verhöhnt habe, sei durch sein Alter vor solcher Strafe geschützt, aber er habe sich mit seinem Gedicht die Ohrfeige selbst gegeben. Ein Witz, der natürlich mit stürmischem Applaus quittiert wurde. Auch wer Wid-

mann als Schriftsteller schätzt, wird leider zugeben müssen, daß das Wort von der Ohrfeige scharf aber zutreffend ist. Von anderer Seite wurde hervorgehoben, wie Widmann mit seiner Blasphemie straflos ausgegangen sei, während ein katholischer Pfarrer im Berner Jura wegen Anführung einer Prozession verurteilt wurde. Der Herr Bischof forderte auf, gegen den Unglauben, den großmäuligen Goliath, fünf wohlgezielte Steine zu schleudern im Namen Gottes: die katholische Presse, den Stimmzettel, den Katechismus, das Gebet, das rechte christliche Vereinsleben. Die schärfste Tonart hat, so weit ich hörte, in einer Volksversammlung am Montag Redaktor Emil Buomberger in St. Gallen angeschlagen in seinem Referat über: „Recht und Gegenrecht auf konfessionellem Gebiet", worin er forderte, daß die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Bundesverfassung nicht totes Gesetz bleibe, und wo er statt dem falschen Gold der Worte das echte der Taten verlangte. In der eidgenössischen und kantonalen Gesetzgebung wußte er mancherlei aufzuzählen zum Beweis, daß die Katholiken mindern Rechts seien und protestierte laut im Namen des katholischen Volkes gegen das Jesuitenverbot. Dagegen stellte er die Behauptung auf, daß in Kantonen mit überwiegend katholischer Bevölkerung weitgehende Toleranz geübt werde gegen die Protestanten. Das sind natürlich subjektive Anschauungen, für die ohne Zweifel aus beiden Lagern Beweise und Gegenbeweise erbracht werden könnten.

Zum Schlusse des Referates wurde Toleranz für die Wahrheit gefordert, Gerechtigkeit für den christlichen Volksgeist, „den die hüstelnde Modedame der modernen Kultur in ihren Salons nicht dulden wolle." Auch der als Gelehrter rühmlichst bekannte Professor Dr. Förster in Zürich habe in der Vorrede zu einem neuen Werke klagend und mißbilligend konstatieren müssen: „Für den Nichtkatholiken muß die Wahrheit da aufhören, wo das Katholische beginnt; er darf hier nichts bejahen oder er wird wissenschaftlich nicht mehr ernst genommen." Auch von anderer Seite wurde übrigens Förster am selben Nachmittag und in der nämlichen Versammlung anerkennend zitiert.

Ich konnte das Verhältnis der katholischen Kirche zu uns Protestanten, wie es auf dem Katholikentag in Zug zum Ausdruck kam, nicht mit Stillschweigen übergehen. Aber ich betone nochmals, daß die Polemik sehr zurücktrat und sich — von wenigen Uebertreibungen abgesehen — in weisen und gerechten Schranken hielt; sich auch im wesentlichen nicht so sehr gegen den Protestantismus, als gegen den religiösen und ethischen Nihilismus richtete. Niemand wird billigerweise an der offenen Aussprache und an der Betonung des konfessionellen Standpunktes Anstoß nehmen wollen. Niemand wird sich vernünftigerweise wundern, daß die bei weitgehender Uebereinstimmung doch tatsächlich vorhandenen grundsätzlichen Differenzen zwischen den beiden Konfessionen bei einer solchen Veranstaltung zu Tage treten mußten.

(Schluß folgt.)

Walther Staub, Affoltern a./A.

Soziologisches aus Bern.

Der im Juli dieses Jahres in Bern abgehaltene siebente Kongreß des Pariser internationalen Instituts für Soziologie, kurzweg Soziologenkongreß genannt, schien nicht die Beachtung weiterer Kreise auf sich zu ziehen. Soziologie!? Ist dies denn etwas anderes als eine Art Sozialismus mit ein wenig akademischem Aufputz, wobei nicht viel herauskommt? Auch wer besser belehrt war und wußte, daß die Soziologie eine der jüngsten Wissenschaften ist und unter Verwertung von ethnographischen, naturwissenschaftlichen, historischen, nationalökonomischen, psychologischen, rechtsphilosophischen Wissenschaftselementen eine Lehre von den Formen, Eigenschaften, Gesetzen des sozialen Lebens der menschlichen Gesellschaft sein will — auch ein so Belehrter mochte vielleicht denken, mehr als ein paar abgeblaßte Theorien und abstrakte Phantasien schauten bei der Sache nicht heraus. Wer sich jedoch durch kein solches Vorurteil abhalten ließ, sondern durch das allgemeine Diskussionsthema des Kongresses „la solidarité" angezogen fühlte, bekam viel anregendes und wertvolles zu hören.

Gleich in der Eröffnungssitzung wurde von hervorragend wissenschaftlicher Seite als Grundsatz proklamiert: Jede Wissenschaft ist nur soviel wert als ihre Resultate sich im Leben bewähren, aus der Theorie in die Praxis umsetzen lassen. Man fühlte sich an die Worte Werner von Siemens bei seiner Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften erinnert, „daß die Wissenschaft nicht ihrer selbst wegen bestehe zur Befriedigung des Wissensdranges der beschränkten Zahl ihrer Bekenner, sondern daß ihre Aufgabe die sei, den Schatz des Wissens und Könnens des Menschengeschlechts zu vergrößern und dasselbe dadurch einer höheren Kulturstufe zuzuführen."

Von vornherein ward auch als Aufgabe unserer Zeit hingestellt, die verschiedenen Wissenschaften wieder einander näher zu bringen, der zum Teil heillosen Zersplitterung in lauter zusammenhangslose Einzelteile zu wehren, die großen Zusammenhänge und allgemeinen Gesichtspunkte wieder hervorzuheben. Speziell in Bezug auf die Soziologie hieß es, man solle nicht einer Zeit etwas zumuten, wozu sie noch gar nicht fähig sei. Geduld bringe Rosen. Alle großen Errungenschaften und Fortschritte auf menschheitlichem Gebiet hätten anfangs als reine Illusionen und undurchführbare Utopien gegolten und seien doch Wirklichkeit geworden, sobald die Zeit dazu gekommen und die Geister dafür reif waren. Was einer Zeit nicht gelinge, gelinge einer spätern. Reif werden lassen sei ein Grundsatz soziologischen Denkens.

Sehr belebend wirkte am Kongreß die Anwesenheit des sozialistischen frühern Mitgliedes des Pariser Gemeinderates, Eugène Fournière, und des Schöpfers des modernen Primarschulwesens in Frankreich, Professor Ferdinand Buisson, dessen Name auch in der Schweiz

bekannt ist. Zwischen ihnen entspann sich u. a. eine Kontroverse darüber, ob in der sozialen Bewegung der Gegenwart die sogenannten Reformisten oder die sogenannten Revolutionisten, die gemäßigteren oder die extremeren Elemente die Oberhand haben sollten. Da stellte sich heraus, daß der bürgerlich aufgewachsene und erzogene Herr Buisson sich zu Gunsten der Revolutionisten aussprach. Dagegen der als Sozialist aufgewachsene und erzogene Herr Fournière sprach sich aus seiner langjährigen Erfahrung zugunsten der Reformisten und gegen die Revolutionisten aus. Seine Begründung lautete: „Gewiß, es muß in der sozialen Bewegung Stürmer und Dränger, revolutionäre Drauflosgänger geben, aber nicht alles dürfen solche sein. In einer Suppe wirken eine, zwei, auch drei Brisen Salz ausgezeichnet; aber man darf nicht lauter Salz in die Suppe geben wollen. So können wir auch nicht lauter Revolutionäre unter uns Sozialisten haben; wo kämen wir sonst hin?" Darin aber waren Herr Fournière und Herr Buisson unter dem Beifall der Kongressisten einig, daß die großen Bewegungen in der Geschichte meistens durch transfuges, Ueberläufer zustande kämen: die Ausbreitung des Christentums durch den Juden Paulus, die Reformation durch den Mönch Luther, die französische Revolution durch den Grafen Mirabeau. Auch darüber herrschte Einigkeit, daß die sozialen Assoziationen und Kämpfe nicht Ziel, nur Mittel und Durchgangsstadien zur Besserung der menschlichen Verhältnisse seien und daß jede wichtige Bewegung — mit Prof. Buisson zu reden — durch Apostel propagiert werden müsse, welche unbekümmert um Organisationen, Methoden, Zahlen einzig als Träger für die Ideen wirken.

Den Höhepunkt des Kongresses bildete der Vortrag von Prof. Wilhelm Ostwald aus Leipzig, des der Zeit nach jüngsten Mitgliedes des soziologischen Institutes, über „Energétique et solidarité". Die meist nur mäßig besetzte Aula der Hochschule füllte sich da bis auf den letzten Platz. Viele mochten sich die seltene Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Mann schon nur zu sehen, der in der Wissenschaft, speziell in der Naturwissenschaft eine förmliche Umwälzung hervorgerufen hat, indem er die sogenannte Atomtheorie, welche bis vor Kurzem als einzig mögliche Grundlage der exakten Forschung und Welterklärung gegolten, als wissenschaftlich unhaltbar und ungenügend nachwies und sie durch die ganz ungeahnte neue Perspektiven eröffnende Energetik ersetzte. Und erst recht mußte es von Interesse sein, diesen gegenwärtig wohl bedeutendsten Naturwissenschafter und Kulturphilosophen — Haekel wird ja selbst von den Medizinern und Naturforschern immer weniger ernst genommen — vom exakt wissenschaftlichen Standpunkt aus über das Kongreßthema der Solidarität reden zu hören. Dies bot in der Tat einen seltenen Genuß. Schon die Person Ostwalds, mit den ebenso freundlich wie klug blickenden Augen, dem natürlich-liebenswürdigen Wesen und feinen Humor; dann die ganz freie, prägnante Art der Rede, das anscheinend spielende

Beherrschen schwierigster Fragen; die Sicherheit auf den von ihm seit Jahrzehnten beherrschten oder erst seit kurzer Zeit neu studierten Wissenschaftsgebieten; wiederum die zurückhaltende Bescheidenheit bezüglich dessen, was wissenschaftlich bekannt sei und was nicht. So z. B. wenn er sagte: „das Qualitative läßt sich aus dem Quantitativen nicht erklären; das ist nicht nötig und nicht möglich." Stundenlang hätte man zuhören mögen. Unter lebhaftestem Beifall der Anwesenden antwortete der Generalsekretär des Kongresses auf die Frage Prof. Ostwalds, wieviel Redezeit ihm gestattet sei: „So lange Sie wollen!"

Nachdenklich konnte es stimmen als u. a. in Bezug auf das Naturgesetz von der Erhaltung der Energie gesagt wurde, theoretisch sehe die Sache ja ganz schön aus und klappe ganz gut, in Wirklichkeit sei es ein sehr unvollkommenes Gesetz. Es verhalte sich mit der Konstanz der Energie wie mit einer ausländischen Banknote, die man in irgend einer abgelegenen Ecke Italiens zu wechseln genötigt sei und auf welcher so alle möglichen Abzüge gemacht würden, daß man je nachdem lange nicht den Betrag herauserhalte, auf den man nominell Anspruch hatte. Aus solchen Darlegungen hörte man deutlich den Verfasser des „Grundriß der Naturphilosophie" heraus, der über die Naturgesetze sagt: „Der Anteil unserer Erlebnisse, den wir naturgesetzlich fassen können, ist verschwindend klein gegenüber dem, wo unsere Wissenschaft noch gänzlich versagt .... eine jede Wissenschaft, auch die Mathematik, wimmelt von ungelösten Problemen." Eindrucksvoll war auch die Uebertragung der Energetik auf die Sozialethik, wonach infolge von Reibungskoeffizienten je nachdem zwei Drittel Energie verloren gehen, bis aus einem guten Vorsatz die gute Tat wird.

Nicht weniger einleuchtend war ferner was Prof. Ostwald über den Unterschied von Mensch und Tier sagte: das Tier braucht von seiner rohen Umgebung nur das, was es als Nahrung und Behausung zu seinem Fortkommen nötig hat; der Mensch geht weit über das Bedürfnis von Nahrung, Kleidung und Behausung hinaus; er braucht auch die umgebenden Energien, macht sie seinen Zwecken dienstbar und transformiert sie. In neuem Glanz, ob auch unausgesprochen, erschien da das Wort: „Machet euch die Erde untertan"; für jede Arbeit solle nur die Energie aufgewendet werden, die unbedingt dazu nötig sei; Energieen sollten nicht nutzlos verbraucht werden für etwas, das es nicht wert sei und jede frei bleibende oder frei werdende Energie sei anderswie zu verwenden." Wie auf allen Lebensgebieten sind vorab in der Wissenschaft praktische Einteilungen nötig, welche die Arbeit erleichtern; nicht Schulausdrücke, um die Professoren zu belustigen!" Noch manche Frage konnte Prof. Ostwald nur im Flug berühren und mußte sich begnügen auf sein letztes Werk „Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft" zu verweisen.

So bot der Berner Soziologenkongreß eine Fülle dessen, was

auch Theologen und Pfarrer interessieren konnte; schade, daß letztere nur spärlich vertreten waren! Was über Gegenwartsaufgaben und Zukunftsideale überhaupt gesagt wurde, erreichte oft die Höhe der biblischen Prophetenverheißungen und allerlei was über soziale Gerechtigkeit, ethischen Fortschritt, über Solidarität im Leiden, über Frauenfrage und Schule gesprochen wurde, konnte erinnern an Luk. 17, 20—21: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden . . . .

Dr. A. Meyer-Steinmann (Albligen).

Umschau.

Heimarbeit. Ich habe in meinem Aufsatz über die Heimarbeitsausstellung versprochen, noch einige Literatur über die Heimarbeit angeben zu wollen und möchte nun dieses Versprechen einlösen. Ich hebe folgende Schriften heraus: 1. Heimarbeit und Lohnfrage. Drei Vorträge von Anna Schmidt, Gertrud Dyßenfurth und Alice Salomon. 2. Bilder aus der schweizerischen Heimarbeit. Von Jakob Lorenz, Generalsekretär der Heimarbeitsausstellung. 3. Heimarbeit und Heimarbeitsausstellung, sowie der dauernd wertvolle Führer durch die Ausstellung von demselben Verfasser. 4. Die schweizerische Hausindustrie von Dr. Fr. Schuler, eidgen. Fabrikinspektor (Zeitschrift für schweiz. Statistik 1909). 5. Die Heimindustrie in der Schweiz. Herausgegeben vom eidgen. statistischen Bureau. 6. Die schweizerische Hausindustrie von Prof. Dr. J. Beck. 7. Die Stellung des Staates zur Heimarbeit von Prof. Dr. Stephan Bauer. 8. Ueber die Beteiligung der Jugend an der Heimarbeit orientieren besonders: Bericht über die gewerbliche Kinderarbeit in der Schweiz von Pfr. A. Wild und Kinderarbeit und Kinderschutz in der Schweiz von Ph. Zinsli.

An diese Literaturangabe seien noch einige andere Bemerkungen geknüpft. Es ist nach Uebersiedlung der Ausstellung nach Basel eifrig versucht worden, den Eindruck, den sie in Zürich gemacht, abzuschwächen. In den „Basler Nachrichten" z. B. hat der st.-Mitarbeiter dieses Blattes die Löhne der Heimarbeiter in ein möglichst freundliches Licht gerückt. Nur bei wenigen Kategorien anerkennt er, daß sie traurige seien, für die große Mehrzahl findet er sie ganz auskömmlich. Nun kann man sich ja darüber streiten, was auskömmlich heißt. Ein Durchschnitts-Taglohn von 2 Fr. 50

bis 3 Fr. dürfte auch auf dem Lande wohl nicht zur Ernährung einer Familie ausreichen. So hoch bringt es aber nur ein Teil der Textilarbeiter, die von der offiziellen Zahl von 92,136 Heimarbeitern überhaupt 63,725 ausmachen. Darüber vollends bringen es nur wenige von ihnen und von den Heimarbeitern überhaupt. Nun ist aber nicht zu vergessen, daß diese offizielle Zahl der Heimarbeiter nach dem Urteil der besten Kenner der Wirklichkeit nicht entspricht, der die Schätzung von Schuler, der sie auf 133,000 anschlägt, viel näher komme. Unter den Uebergangenen 41,000 sind aber gerade die am schlechtesten bezahlten Branchen der Heimarbeit besonders stark vertreten (z. B. die Strohindustrie).

Herr st. betont nun, daß der landwirtschaftliche Nebenverdienst in vielen Fällen den Löhnen aufhelfe. Gewiß, sonst wären sie ja unerträglich schlecht. Es ist dabei aber doch folgendes zu bedenken: Die Arbeitgeber werden dadurch nicht entschuldigt, soweit sie zu niedrige Löhne zahlen; denn der Lohn soll nach der Leistung bezahlt werden, nicht nach dem Kalkül, wie viel der Arbeiter noch etwa daneben verdienen könne. Sodann käme es sehr darauf an, welcher Art diese landwirtschaftliche Nebenarbeit ist. Ist sie, wie das tatsächlich sehr oft der Fall ist, die ungenügende Bearbeitung eines mit Hypotheken belasteten Gütchens, so muß fast eher die Heimarbeit für den Ausfall der Landwirtschaft aufkommen als umgekehrt. Man darf also auf diesen Trost nicht zu viel bauen. Es ist ferner nicht zu vergessen, daß der genannte Taglohn nur an höchstens 300 Tagen verdient wird, so daß im besten Falle bloß ein Jahresverdienst von 750—900 Fr. herauskommt, daß dazwischen aber oft Zeiten völliger oder teilweiser Arbeitslosigkeit treten. Nimmt man das alles zusammen, so ist keine Ursache vorhanden, die Masse der Heimarbeitslöhne genügend zu finden. Wenn endlich Herr st. Fridolin Schuler als Zeugen für den Wert der Heimarbeit zitiert, so hätte er nicht unterlassen sollen, hinzuzufügen, was dieser über ihre Schäden sagt.

Es ist sodann von verschiedenen Seiten her versucht worden, die Angaben der Ausstellung über Löhne und Arbeitszeit als unrichtig hinzustellen. Darüber ist folgendes zu sagen: Selbstverständlich sind bei der Masse der ausgestellten Gegenstände — es waren ihrer ungefähr 3000! — Irrtümer vorgekommen. Es ist den Arbeitern und Arbeiterinnen oft beim besten Willen zur Ehrlichkeit passiert, daß sie z. B. die Arbeitszeit, die sie für ein bestimmtes Stück brauchen, falsch einschätzten. Aber sie zeigten dabei durchgehends die Neigung, sie zu kurz anzugeben, was den Erfolg hatte, daß der Verdienst größer schien, als er in Wirklichkeit ist. Wenn man das weiß, dann macht es Einem keinen Eindruck mehr, wenn ausnahmsweise einmal das Gegenteil geschah. Jene Berichtigungen machen denn auch zum Teil einen sehr fadenscheinigen Eindruck. Ein starkes Stück ist es, wenn den Sammlern geradezu Fälschung vorgeworfen wird. Man darf das dann ruhig Verleumdung nennen. Man wird gut tun, sich durch solche Beschönigungsversuche, ja auch durch die wirklich vorgekommenen Irrtümer, nicht das Bild der Wahrheit trüben und das Gewissen einschläfern zu lassen. Einige Irrtümer ändern an dem Gesamtbild nichts. Es wäre denn doch gar merkwürdig, wenn auf einem Gebiete, wo überall die schlimmsten Zustände aufgedeckt worden sind, bei uns alles in Ordnung wäre. Der Zorn der Kritiker stammt wohl kaum aus dem Gefühl der Unschuld.

Wenn also diesem Teil der Kritik im ganzen wenig Wert beizulegen ist, so muß freilich nochmals betont werden, daß die Ausstellung nichts Vollständiges bieten konnte. Dazu waren die Schwierigkeiten zu groß. Die Angaben, die den einzelnen Stücken beigefügt wurden, konnten natürlich nicht immer genügendes Material zur Beurteilung der Lage des betreffenden Arbeiters liefern. Namentlich aber konnte sie dem Beschauer nicht das eigene Denken ersparen. Sie lieferte Material, die Schlüsse mußte der Besucher ziehen. Es war keine leichte Sache und sicher haben die meisten, wenn nicht alle, sich in diesem oder jenem Punkte geirrt. Das ist Nebensache; wesentlich ist bloß, daß nun weiter gearbeitet wird. L. R.

Büchertisch.

Soziale Literatur. Die Verhandlungen des XX. Evangelisch-sozialen Kongresses in Heilbronn sind erschienen (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen, Preis Fr. 3. 20).

Am Evangelisch-sozialen Kongreß pflegt eine geistige Elite sich zusammenzufinden und schon darum ist die Lektüre der Verhandlungen ein Genuß. Luxus und Sparsamkeit (Referent Graf Posadowsky), Kirche und Arbeiterstand und Geistige Strömungen in der deutschen Gewerkschaftsbewegung waren die Themata. Für die Verhandlungen wäre im allgemeinen zu wünschen, daß etwas weniger Theologen und viel mehr Arbeiter und Arbeiterführer zu Worte kommen möchten. Zu diesem Zweck müßte sich der Kongreß allerdings der Sozialdemokratie gegenüber weniger ablehnend verhalten. Das sollte insbesondere in Süddeutschland nicht schwer sein. — Aktuell ist heute wieder die Rede, die Naumann am 2. März 1908 im Reichstag über die „Hausindustrie" gehalten hat (Buchverlag der Hilfe, Berlin, 20 Cts.). Mit wenigen Worten ist da so ziemlich alles gesagt, was sich über die Hausindustrie und für die Hausarbeiter sagen läßt. — Ueber die Arbeiterbriefe aus der Tiefe und über das Jugendleben einer Arbeiterin wird in diesen Blättern bald ausführlich geredet werden. Ich möchte ganz besonders noch auf Wenzel Holek, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters (Verlag von Eugen Diederich in Jena, br. Fr. 6. —, geb. Fr. 7. 35) aufmerksam machen. Die durch ihre Schlichtigkeit und Ehrlichkeit ergreifende und packende Selbstbiographie wird für die Würdigung der Sozialdemokratie als einer weltgeschichtlichen und kulturellen Notwendigkeit bahnbrechend sein, mehr als manches theoretische Buch. Gottfried Keller sagt einmal in einer seiner Novellen, daß zu seiner Zeit jeder brave Schweizerbürger freisinnig sein mußte. Hier könnte man sagen, daß unter den geschilderten Verhältnissen jeder tüchtige Arbeiter Sozialdemokrat werden muß. — Auf jeden Religionslehrer muß dieses Buch einen niederschmetternden Eindruck machen. Was bedeutet den Menschen, die jahraus, jahrein mit der bittersten Not ringen unser Christentum, wie es von Katholiken und Protestanten gewöhnlich verkündigt wird? Man möge die Antwort selber aus dem Buch und aus den andern Arbeiterbiographien der letzten Jahre lesen. Und eines wird wieder besonders klar: Die hoffnungslose Not hat auf den Menschen die gleiche Wirkung wie die Sünde; denn ist diese die freiwillige Knechtschaft unter die Materie, so ist jene die unfreiwillige, aber mit der gleichen, das höhere Geistes- und reine Gemütsleben ertötenden Wirkung. Das wird einem besonders an dem Leben dieses sittlich empfindenden und nach Geistesbildung hungernden Wenzel Holek deutlich. Für mich ist die Summa dieses gerade durch seine Tendenzlosigkeit ergreifenden Buches die, daß nicht nur die materiell, sondern auch die geistig Reichen unserer Tage noch ganz anders ihrer Pflichten gegenüber den doppelt Armen sich bewußt werden müssen. Fr. S.

Ueber die wohl gründlichste und wirksamste Bekämpfung der Tuberkulose, über **Auskunfts- und Fürsorgestellen für Lungenkranke** unterrichtet Heft 4/5 der „Sozialpolitischen Zeitfragen der Schweiz", verfaßt von Pfarrer Reichen in Winterthur (Buchhandlung des Grütlivereins in Zürich, Preis 50 Cts.). — Ein sehr brauchbares Nachschlagehandbuch ist das vom katholischen Volksvereinsverlag M.-Gladbach herausgegebene **Verzeichnis sozialer Literatur** (7. Auflage, Preis 70 Cts.). Daß dieses Büchlein „mangelnder katholischer Gesinnungstüchtigkeit" angeklagt worden ist, gereicht ihm zur Empfehlung. Fr. S.

Das religiöse Wunder und Anderes. Drei Vorträge von Dr. Martin Rade. Tübingen, Mohr, 87 S., Fr. 2.10.

1. Das religiöse Wunder. Im 18. Jahrhundert „gab es keine Wunder mehr." „Wir kennen wieder gegenwärtige, gangbare Wunder." Die evangelische Kirche, mehr noch Aufklärung, Rationalismus und die naturwissenschaftliche Bildung unserer Tage haben freilich Vielen die Vorstellung davon ausgetrieben. Rade hält sich in seiner Ab-

handlung an die Erfahrung, nicht einfach wie Herrmann an das eine Wunder Jesus, zwischen dem und vielen Heutigem doch eine Kluft ist. Viktor Strauß ens Verse werden angeführt: Und kanns nur ein Wunder wenden, auch ein Wunder kann er senden. An seltene und dunkle Vorkommnisse, wie im Leben Joh. Christoph Blumhardts, wird „der Kürze halber" nur erinnert. — In der lebendigen Religion besteht immer auch das Gebet. Gebet ohne Bitte ist unnatürlich. Wo aber Bitte und Glaube an Erhörung, da ist Wunderglaube. Der ursprüngliche Wunderbegriff haftet am Einzelerlebnis, nachgewiesen an dem schönen Worte Kants vom bestirnten Himmel und vom Sittengesetz in uns, die ihn immer wieder mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen (aber eben in besonderen einzelnen Fällen). Hieher gehört auch die Geburt eines Kindes. — Der fromme Mensch des 20. Jahrhunderts wird aber auch Wunder tun. Nach dem, was wir vom Grafen Zeppelin wissen, wird er die Fertigstellung seines Luftschiffes als ein Wunder empfunden haben, das Gott ihm gelingen ließ. — Das Individuelle, das Reich der Geschichte ist das Gebiet des Wunders. Schon der Historiker muß immer wieder „über etwas Ungewöhnlichem stillstehenden Verstandes sein." Der religiöse Mensch vollends findet in der Betrachtung der Geschichte Bestärkung seines Glaubens, allenfalls auch Ertötung, wenn er ihn nicht mit einem kühnen „Dennoch" hindurchrettet. Schließlich lebt auch die evangelische Frömmigkeit davon, daß sich immer wieder Wahrnehmungen einstellen, daß dieses natürliche Dasein um uns her „uns zum Besten dienen muß." Religiöse Wunder sind demnach Ereignisse, die den Menschen so berühren, daß er dabei Gottes inne wird.

Rezensent, der mit Gewinn alle drei Abhandlungen gelesen hat, hält es heute nicht mehr für recht, in einer Besprechung des Wunders „seltene Ereignisse, wie im Leben Blumhardts," d. h. doch das ausgedehnte und heute freilich leider mehr von englischen und französischen ernsthaften und namhaften Forschern bebaute Gebiet des Okkultismus „der Kürze halber" nur anzutönen. Wer an einer übermäßigen, scheuen Verehrung vor dem krankt, was man Naturgesetz heißt (und das ist heute bei den meisten Studierten der Fall), dem wird sich da eine unermeßliche, ungeahnte neue Welt erschließen, die je nach Anlage auch mächtig religiös anregt. Hiebei wird freilich das mit deutscher Gründlichkeit festgehaltene eigene und fremde Vorurteil auf eine starke Probe gestellt.

2. Heidenmission, die Antwort des Glaubens auf die Religionsgeschichte. Die Tendenz des Vortrags ist aus dem Titel ersichtlich. Er enthält u. A. eine eingehende Würdigung der Ziele, welche Ernst Buß schon im Jahre 1876 in seinem Buch: „Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung" der Religionsgeschichte als einer Vor- und Mitarbeiterin einer auch wissenschaftlich wohlgerüsteten Mission gesteckt hat und die seither, wenn auch teils unabhängig von seiner Anregung, zum guten Teil erreicht worden sind.

3. Machtstaat, Rechtstaat, Kulturstaat. Vortrag auf dem deutschnationalen Friedenskongreß in Jena 1908. Es gibt überm Rhein Leute, denen das Bild eines deutschen Nationalstaates vorschwebt, zu dem alles gehören müßte, was deutsch redet, also auch mit oder ohne Willen Oesterreich und die Schweiz. Höher als solchen Nationalstaat, wie er in Frankreich und Italien z. B. heute existiert, schätzt der Verfasser den Kulturstaat. Durch Pflege deutscher Art und Bildung in Kunst, Wissenschaft, Handel, Ackerbau, Industrie, Familienleben, Sitte und Religion wird auch alle Welt mehr gesegnet, als wenn ihr mit der Faust das deutsche Wesen aufgeprägt werden sollte. Einverstanden. H. G.

Glauben und Wissen. Vortrag, gehalten in Bußnang am thurg. kantonalen Reformtag, den 22. November 1908, von Emil Schmid, Pfarrer in Tablat-St. Gallen. 24 Seiten Oktav, Preis 40 Cts. Verlag der A.-G. Neuenschwander'sche Buchhandlung in Weinfelden.

Verfasser ist Optimist. Wenn eine Großzahl der heutigen Naturforscher die Konsequenz ihrer Beobachtungen glaubt im Monismus bekennen zu müssen, der keinen persönlichen Gott kennt, so handelt es sich dabei in Pfr. Schmids Augen nur um ein Mißverständnis: Wenn sie,

diese Religionsverächter, unser Reformchristentum kennten, das da glaubt, weil sie wissen, daß ohne Jenseitsreflektionen uns doch getrost dem Tode ins Auge sehen läßt — sie würden heute noch sich zu uns bekennen.

Auch in anderer Hinsicht wird die Bedeutung des Monismus nicht richtig eingeschätzt. Verächtlich redet Schmid, in Anbetracht der verschiedenen Auffassungen im heutigen Monismus, vom Konfusionismus, nennt seine Vertreter „jenseits von Gut und Böse stehend," jedes Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühles bar. — Und andererseits ist er in der Verteidigung seines Gottesglaubens nicht freizusprechen von einem nicht hoch einzuschätzenden Opportunismus, und fast banal klingt es zu hören, daß die großen Massen, losgerissen von dem angestaunten Glauben des Vaterhauses, „eben doch auch etwas für ihr Gemüt haben müssen," und damit in Aberglauben und Spiritismus verfallen.

Diese Oberflächlichkeit in der Einschätzung des Christentums selbst wie seiner Gegner müssen wir umsomehr bedauern, als der Vortrag, an sich eine glänzende rednerische Leistung, auch im übrigen mit Geschick allem dünkelhaften Freidenkertum zu Leibe geht.

Dr. med. Th. M.

J. Nink. Ein verkannter Wohltäter. Leipzig, Deutscher Bücherfreund G. m. b. H. Einzelpreis 30 Rp.

Der „verkannte Wohltäter" ist der Sonntag. Sein Segen und seine Schönheit werden in dem Schriftchen so lebendig und volkstümlich geschildert, daß es in der Propaganda für die Sonntagssache gewiß treffliche Dienste leisten kann.

L. R.

Druckfehler. In dem Aufsatz über die „Heimarbeitsausstellung" in der letzten Nummer hat sich ein bedauerlicher Druckfehler eingeschlichen. Seite 282 (Anmerkung) muß es heißen ea sprich e nicht i. Ich habe die Anmerkung extra gebracht, weil das Wort so oft falsch ausgesprochen wird, auch von Rednern, an denen dies auffällt und störend wirkt. Und nun habe ich extra das Falsche für das Richtige ausgegeben. Uebrigens wäre wohl das Beste, wenn einfach das deutsche Wort gebraucht würde.

L. R.

Einladung.

Die vertrauliche Zusammenkunft von Freunden der religiös-sozialen Konferenz findet **Mittwoch den 13. Oktober, vormittags 9½ Uhr,** im **Hotel Rößli** in **Brugg** statt. Herr Pfr. Stückelberger in Oerlikon wird die Besprechung mit einem Referat: **„Zur Verständigung über das religiöse Motiv unseres Sozialismus"** einleiten. Nachher gemeinsames Mittagessen.

Wir laden dazu auch diejenigen Gesinnungsgenossen, die eine ausdrückliche Anmeldung versäumt haben, nochmals herzlich ein. Ueber Charakter und Zweck der Veranstaltung bitten wir nochmals unsern Aufruf in Nr. 6 zu vergleichen.

Die engere Kommission:

Ragaz. Kutter. Pfister. Liechtenhan.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Lic. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Aus der Werdezeit des Christentums.

I. Einleitendes.

Man hat das 19. Jahrhundert schon das historische genannt. Auf den im 18. Jahrhundert herrschenden Rationalismus, der seine Erkenntnisse und Ideale mit der ewig unwandelbaren Vernunft allein finden wollte, folgte eine Gegenströmung, welche erkannte, daß wir zum größten Teile vom geistigen Erbe der Vergangenheit leben, daß wir keinen Neubau aufführen, sondern nur an dem Haus weiterbauen können, das unsere Vorfahren begonnen haben. Erstaunlicher Fleiß wurde an die Erforschung der frühern Zeiten gewendet, von der Geschichte wollte man lernen. Wenn nicht die Anzeichen trügen, gehen wir jetzt wieder einer unhistorischeren Zeit entgegen. Wir kehren zwar nicht zum alten Rationalismus zurück, der Ertrag des Historizismus wird nicht verloren gehen; aber man möchte los von der historischen Belastung, man sucht mehr Unabhängigkeit vom historisch Gewordenen, man hebt das Recht der Gegenwart gegenüber der Vergangenheit stärker hervor, man sucht seine geistige Nahrung weniger mehr im Ueberlieferten als in den verheißungsvollen Kräften der Gegenwart. Man lebt unter dem Eindruck ungeheurer Umwälzungen, des Kommens neuer Zeiten, die auch neue Bedürfnisse und Aufgaben bringen.

Diese geistige Situation zeigt sich auch auf religiösem Gebiet. Suchte das vorletzte Jahrhundert die natürliche Vernunftreligion, so verfolgte das letzte die historische Erscheinung des Christentums auf ihren Ursprung zurück, deckte mit vielem Fleiß die Quellen auf und trachtete an ihnen zu trinken. Aber gerade die gesteigerte Feinheit der historischen Methode, die Kunst, eine Erscheinung in ihrer Eigenart zu erfassen und aus ihrer Zeit heraus zu begreifen, offenbarte auch den Unterschied der Zeiten und die Erkenntnis, daß wir nicht einfach die Anfänge in die Gegenwart verpflanzen können. Es schärfte sich der Blick für das, was uns Heutige von Jesus und den Aposteln trennt. Man konnte aber auch die Veränderungen, die das Christentum im Laufe der Zeiten erfahren hat, nicht einfach als Abfall be-

urteilen, man lernte sie als notwendige Entwicklung verstehen und erkannte darum auch der unserer heutigen Lage entsprechenden Ausgestaltung des Christentums, die man gern als die moderne bezeichnet, dem Urchristentum gegenüber ihr eigenes Recht zu. Und doch ist wiederum unverkennbar die überragende Größe, Kraft und Reinheit der ersten Erscheinung, von der die ganze Bewegung ihren Ausgang genommen hat; wir stehen unter dem Eindruck eines Reichtums, dessen kein späteres Stadium sich mehr rühmen kann, einer Höhe, die seither nicht mehr erreicht worden ist. Die neuen Zeiten bringen neue Aufgaben, aber das Beste, die Kraft zu ihrer Bewältigung, empfangen sie doch aus der ursprünglichen Quelle. Wir finden zu den verschiedenen Zeiten die verschiedensten Ausgestaltungen des Christentums, die mannigfaltigsten Kombinationen mit allen möglichen geistigen Bewegungen, und doch ein Gemeinsames, doch das Gefühl, daß bei Gefahr der Verflachung und der Versandung die Anpassung nie ein gewisses Maß überschreiten darf, daß wir, sobald gewisse Elemente verloren gehen, vor einer Verkümmerung stehen: die Orientierung an den Ursprüngen, der Einklang mit dem innersten Urteilen und Wollen des Stifters ist einfach unentbehrlich. Und doch müssen wir auch wieder denjenigen Recht geben, welche nach Gegenwartsreligion dürsten, welche sich nicht damit begnügen, daß Gott vor Zeiten zu den Vätern geredet habe, welche seine Stimme vernehmen und seine Hand spüren wollen im Leben und Schaffen, im Wachsen und Werden der Gegenwart. Es stellt sich uns die überaus schwierige Aufgabe der Scheidung von Schale und Kern, von Ruhendem und Beweglichem, von Ewigem und Vergänglichem, von Wesentlichem und Unwesentlichem. Ich maße mir selbstverständlich nicht an, diese Aufgabe mit ein paar Federstrichen zu erledigen. Sie läßt sich überhaupt nicht auf dem Papier lösen, sondern nur im Kampf mit den Problemen des Lebens; da gilt es, die Lebensaufgabe so zu erfüllen, daß wir von dem Wollen und der Kraft des Ursprungs soviel als möglich in uns aufnehmen und uns bewahren und zugleich unsere Zeit verstehen und ihr dienen. Was hülfe die schönste theoretische Lösung, wenn sie nicht Leben und Wirklichkeit würde!

Dieses Problem ist nicht erst uns Heutigen gestellt; wir empfinden es vielleicht besonders lebhaft, weil wir, mit unserer Jugend noch in einer historisch orientierten Zeit wurzelnd, jetzt von einer Welle unhistorischen Denkens und Fühlens erfaßt werden. Aber es stand schon vor jener Generation, die, im griechisch-römischen Heidentum aufgewachsen, das Evangelium der Sendboten Jesu Christi vernahm und ihm Recht geben mußte, ohne doch, so radikal der Bruch sein mochte, ihre Vergangenheit völlig verleugnen zu können. Aus jener Zeit möchte ich einiges erzählen, das gerade im Lichte unserer heutigen Aufgabe Interesse bieten dürfte.

Mit großer Energie hat sich die gelehrte Arbeit vor allem auf die Erforschung des Bodens geworfen, dem das Christentum entsprossen

und desjenigen, auf den es verpflanzt worden ist. Das Judentum der Zeit Jesu und die griechisch-römische Welt der ersten Jahrhunderte sollen wieder lebendig gemacht, alle die sich kreuzenden Fäden, die hin und her wirkenden Einflüsse aufgedeckt werden. Da wird Jesus oder das Urchristentum nicht als isolierte Erscheinung, als deus ex machina verstanden, da wird die Geschichte der Christenheit nicht mehr als bloßer Eroberungszug einer geschlossenen Macht oder die Geschichte der christlchen Lehre als Selbstentfaltung der christlichen Idee gefaßt. Unendlich viel komplizierter wird die Aufgabe, ein Arbeitsfeld für ganze Generationen von Gelehrten; aber auch immer reicher und interessanter wird das Bild, das sich da auftut. Gerade die Religionsgeschichte der letzten vorchristlichen und ersten christlichen Jahrhunderte fesselt die Forscher, die Philologen nicht minder als die Theologen. Aber auch dabei bleibt die Forschung nicht stehen, sie ergründet auch die ganze damalige Kultur, das Milieu, in dem die christliche Kirche groß wurde, und seine ökonomischen Verhältnisse. Deißmann durchforscht Inschriften, Papyrusfetzen und Thonscherben, um auch die unliterarischen Schichten reden zu lassen.

Wir sehen hier den gewaltigen befruchtenden Einfluß der Milieutheorie und der ökonomischen Geschichtsbetrachtung. Es gilt allerdings zu unterscheiden zwischen der Weltanschauung des historischen Materialismus und dem Forschungsprinzip der ökonomischen Geschichtsbetrachtung. Erstere erklärt ohne Ausnahme jeden Menschen völlig als Produkt seiner Umgebung, schließt die selbständige Wirksamkeit von Ideen, von geistigen Faktoren, von religiösen und ethischen Motiven aus und macht sie zum Niederschlag, zur rein passiven Begleiterscheinung ökonomischer Verhältnisse. Sie streicht somit das Schöpferische aus der Geschichte und macht sie zum reinen Mechanismus. Aber auch die Forscher, welche diese Weltanschauung, und zwar mit vollem Recht, ablehnen, handhaben mit schönstem Erfolge die ökonomische Methode, d. h. sie gehen den materiellen Ursachen, den ökonomischen Faktoren überall nach und spüren ihrem Einfluß auf das geistige und religiöse Leben nach; sie machen nicht das Ökonomische zur einzigen treibenden Kraft, aber sie leugnen seine Wirksamkeit nicht. Es gibt allerdings immer wieder Stimmen, welche auch das als unfromm betrachten und keine andern bewegenden Kräfte anerkennen wollen als allein das innere Recht und die Wahrheit des Christentums und keine andern Ursachen als den göttlichen Ratschluß. Sie weisen etwa hin auf die Versuche von Kalthoff und Kautsky, durch konsequente Anwendung dieser ökonomischen Geschichtsbetrachtung die Gestalt Jesu überhaupt aus der Geschichte zu streichen. Aber es fragt sich eben, ob diese Forscher dabei nicht allzu konsequent gewesen sind, d. h. ob sie nicht den Tatsachen Gewalt angetan haben. Doch auch wenn sie Recht hätten, darf die Angst vor dem möglichen Ergebnis eine richtige Methode ausschalten? Und sie widerspricht gar nicht einem lebendigen Gottesglauben. So gut wir auf dem Gebiet

der Natur gelernt haben, daß die Anerkennung natürlicher Ursachen die Wirksamkeit Gottes nicht ausschließt, daß Gott nicht neben, sondern in den natürlichen Ursachen und durch sie wirkt, so gut sollten wir auf dem Gebiet der Geschichte es fassen können, daß Gott wirtschaftliche Faktoren dazu braucht, geistige Fortschritte herbeizuführen. Dürfen wir für die Geschichte von geistleiblichen Wesen, die wir nun einmal sind, etwas anderes überhaupt erwarten? Wir leugnen nicht die schöpferischen Persönlichkeiten; aber sobald wir ihren Wirkungen nachgehen, so stoßen wir auf diese materiellen Ursachen; sie aufzudecken ist nicht unfromm, da es nie unfromm sein kann, den wirklichen Wegen Gottes nachzugehen. Und schließlich wird es sich auch da bestätigen, daß die gründliche Durchackerung des Erforschlichen nicht zu einer satten und dünkelhaften Alleswisserei, sondern gerade vor die Geheimnisse, vor das Unberechenbare und alles Begreifen Uebersteigende, vor das wahrhaft Schöpferische hinführt, daß hinter jedem gelösten Problem zwei neue sich auftun, so daß es der Weisheit letzter Schluß bleibt, das Unerforschliche still zu verehren.

Aber gerade die Ehrfurcht, meinen viele, müsse abhanden kommen, wenn eine Erscheinung wie das ursprüngliche Christentum in seiner klassischen Gestalt, zu der wir in einem religiösen Verhältnis stehen und auch stehen sollen, wissenschaftlich zergliedert werde und wenn man alle die zum Teil ganz profanen Faktoren aufdecke, die zu ihrer Entstehung und ihrem Wachstum beigetragen haben. Wenn man sich kühl objektiv forschend und analysierend seinem Gegenstand gegenüberstelle, könne man ihn nicht zugleich mit warmer Andacht umfassen. Diese Meinung wird nicht nur von ängstlichen, der Wissenschaft mißtrauisch gegenüberstehenden Gläubigen, sondern auch von einzelnen Forschern, wie z. B. dem vor einigen Jahren verstorbenen Basler Kirchenhistoriker Overbeck, geteilt. Es muß ihr aber entgegnet werden, daß z. B. der Physiker, der in der Spektralanalyse das Sonnenlicht auf sein Wesen hin untersucht, sich deshalb nicht weniger an der Wärme und Leuchtkraft der Sonnenstrahlen erfreut als andere Leute; auch der Botaniker lustwandelt gern in einem Park voll Blumenduft und -Pracht, auch der Chemiker atmet die Luft und genießt die Nahrung, die er auf ihre Zusammensetzung untersucht. Gerade so können wir die historische Erscheinung des Christentums in ihrem Zusammenhang mit ihrer Zeit und ihrer Abhängigkeit von derselben erforschen und darstellen, ohne daß wir im Geringsten gehindert sind, uns unter den Einfluß ihrer Lebensmacht zu stellen und uns dadurch innerlich zu stärken und zu bereichern. Die historische Untersuchung selbst macht natürlich noch nicht fromm, so wenig wie der Chemiker von der Analyse der Nahrungsmittel leben kann. Aber wie dieser durch seine Forschungen dazu kommen kann, gewisse Speisen zu meiden und andere zu bevorzugen, so kann auch die historische Forschung die wunderbare Kraft und Schönheit mancher Erscheinung offenbaren und dadurch ihre Wirkung auf Gemüt und Willen verstärken. Sie kann

uns manches in einem völlig veränderten Lichte zeigen, sie kann Idole entlarven und im Schutt vergrabene Edelsteine hervorziehen, daß sie in ungeahntem Glanze leuchten. Es kann ihr dabei mancher fatale Mißgriff passieren, und es geht nie ohne Beunruhigung oder Erschütterung des Gemütes ab, wenn sie uns zwingt, unser Urteil zu revidieren. Aber schließlich wird doch alles bloß Scheinende vor ihr vergehen, und was vor ihr bestehen bleibt, wird das Ewige sein, das was allein Wert und Kraft hat; sie wird uns näher zur Wahrheit führen und unmittelbarer vor die Wirklichkeit stellen, und nur aus der Wirklichkeit spricht der lebendige Gott zu uns. Wer der Forschung Halt gebieten möchte, weil er fürchtet, daß seine Autoritäten verblassen könnten, der möge bedenken, daß Autoritäten, die von ihren Gläubigen geschützt und gerettet werden müssen, in ihrem Fundament untergraben sind. Rechte Autoritäten sind nur die, welche uns so packen, daß wir ihnen nicht entrinnen können. Und wir sind überzeugt, daß Jesu Macht über die Menschenherzen durch keine historische Untersuchung verkürzt wird.

Wir zeichnen zuerst einige Bilder aus dem religiösen Sehnen und Leben der römischen Kaiserzeit und behandeln dann einige Fragen über den Einfluß dieses Milieus auf das werdende und wachsende Christentum.

(Forsetzung folgt.) R. Liechtenhan.

Eindrücke vom dritten schweizerischen Katholikentag in Zug.

(Schluß.)

Die Kritik, welche die beiden Konfessionen an einander üben, ist, soweit sie überhaupt ernst genommen zu werden verdient, ein Kampf widerstreitender Prinzipien. Es kommt darin die bestimmte Eigenart der beiden Kirchen zum Ausdruck. Die Stellung der katholischen Kirche in allerlei theoretischen und praktischen Fragen werden wir niemals begreifen, wenn wir uns nicht gegenwärtig halten, daß sie in wesentlichen Punkten von völlig andern Voraussetzungen ausgeht, als die unsre. Und doch ist solches Begreifen unerläßlich für den gegenseitigen Verkehr. Zum mindesten nach dem Grundsatz: tout comprendre c'est tout pardonner. Mehr noch: wenn die gegnerische Kritik zur fruchtbaren Selbstkritik anregen soll.

Alle die uns unverständlichen Urteile des Katholizismus, seine uns anstößigen Anschauungen und Bräuche, führen zurück auf einen grundlegenden Unterschied in der Auffassung von der Kirche, und der verschiedene Kirchenbegriff wieder wird seinen letzten Grund haben in

verschiedener Auffassung vom Wesen der Religion selbst in den beiden Konfessionen. Der Freiheit der evangelischen Kirchengemeinschaft steht die Autorität der katholischen Kirche gegenüber. Diese kann ihrem Prinzip nach schwer darauf verzichten, ihre Autorität durch äußere Macht zu stützen, und, wenn ihr selbst keine Mittel zu Gebote stehen, wenigstens die Staatsgewalt für ihre Zwecke zu gebrauchen. Das macht uns erklärlich, daß vom Katholiken die Strafloſigkeit Widmanns und die Freisprechung Richters durch das Bundesgericht als schweres Unrecht empfunden wurde, das seiner Kirche angetan worden sei. Wir dagegen verstehen, daß der Staat nicht anders handeln konnte, um seinetwillen nicht, und um der Religion willen nicht. Uns ist der Glaube viel zu sehr persönliche Ueberzeugung und freie Entschließung des Willens, als daß er polizeilichen Schutzes bedürfte. Uns ist die Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht bloß Staatsgesetz, sondern zugleich religiöses Postulat, indem wir dafür halten, daß das Wesen des Glaubens alteriert werde durch jeden Zwang, daß die Wahrheit sich selbst durchsetzen müsse durch die ihr innewohnende Macht. Je höher uns dieser Grundsatz steht, um so gewissenhafter sollten wir freilich auch prüfen, ob nichts in unseren kirchlichen und staatlichen Einrichtungen im Widerspruch sei mit demselben. Ist nicht das Verbot öffentlicher kirchlicher Prozessionen in gewissen Kantonen eine Inkonsequenz vom Standpunkte der Glaubensfreiheit aus, ein Fossil aus der Zeit eines überlebten Staatskirchentums, da der Protestantismus die Grundsätze der Reformation noch nicht zu Ende gedacht hatte? Das Jesuitenverbot hat seine Geschichte in unserm Vaterland und läßt sich mit der politischen Tätigkeit dieses Ordens rechtfertigen. Vom religiösen Standpunkt aus wird auch diese Bestimmung nicht unanfechtbar sein.

Nicht daß wir wähnten, mit solchen oder ähnlichen Zugeständnissen die Anerkennung der katholischen Kirche gewinnen zu können. Es sind verschiedene Prinzipien, welche sie und uns bestimmen. Und unsre Eigenart wird ihr fremd bleiben. Gerade der katholischen Kirche wird es besonders schwer werden, den Gegner zu würdigen, weil sie mit dem Anspruch auftritt, die allein seligmachende zu sein, und die absolute göttliche Wahrheit zu verwalten. Uns sollte es leichter sein, auch dem Gegner gerecht zu werden. Die freie Geschichtsforschung, welche aus dem Geist der Reformation stammt, hat uns gezeigt, daß die beiden Konfessionen, wie auch die ungezählten andern Erscheinungen der christlichen Kirchengeschichte, ihr relatives Recht haben. Das Licht der christlichen Wahrheit erscheint darin durch das Prisma des Zeitgeistes gebrochen und in seine Farben zerlegt. Hier mögen diese, dort jene Strahlen vorherrschen, wohl gar bis zur Trübung oder zum völligen Verschwinden einzelner anderer. Die Geschichte des Christentums zeigt uns, daß keine Kirche und keine Zeit umfassend genug war, die sämtlichen Strahlen göttlicher Wahrheit in voller Schärfe zu fassen und so harmonisch in sich zu vereinigen, wie

sie in Jesu Person und Evangelium ursprünglich vereinigt waren. Die einzelnen Kirchen nähern sich dem Ideal des Gottesreiches in dem Maße, als es ihnen gelingt, die christlichen Gedanken und Kräfte allseitig zu fassen und in harmonischer Einheit zum Ausdruck zu bringen im Leben. Im Ausgleich dieser Kräfte unter sich liegen Probleme für die Christenheit; in der Auswirkung derselben in der Welt Aufgaben, welche jede Kirche nach ihrer Eigenart zu lösen haben wird. Dieses Recht der Eigenart werden wir nicht allein für uns in Anspruch nehmen, sondern es auch den andern Kirchen einräumen, sofern wir in der persönlichen Eigenart, in der individuellen Verschiedenheit, etwas gottgewolltes sehen.

* * *

Zunächst das bereits angedeutete Problem: Kirche und Persönlichkeit, das in jeder Religionsgemeinschaft und zu allen Zeiten der christlichen Kirchengeschichte, wenn auch unter veränderter Form, wiederkehrt. Das Pendel der Geschichte schwingt zwischen den beiden Extremen, und schwingt in der katholischen Kirche stärker nach der Seite der Gemeinschaft und straffen Organisation, während es im Protestantismus weiter in der Richtung der Persönlichkeit und persönlichen Freiheit ausholt. Aber jede Konfession bedarf zur Ergänzung des Rückschlags nach der entgegengesetzten Richtung; sonst bleibt sie stehen.

Es ist in den Verhandlungen des Katholikentages wiederholt tadelnd vom Persönlichkeitskultus und schrankenlosen Individualismus der protestantischen Welt geredet worden. Wir blicken mit Stolz auf die frei entfalteten persönlichen Mächte in der evangelischen Kirche, in denen wir nicht bloß ein Erbe der Renaissance und Reformation sehen, sondern etwas echt christliches, ein Werk dessen, der uns den ewigen göttlichen Wert einer jeden Menschenseele glauben lehrte. In der ungehemmten Entfaltung freier christlicher Persönlichkeiten erkennen wir die besondere Aufgabe der evangelischen Kirche, von der wir nicht abstehen können, durch keine Versprechungen äußerer Macht und geschlossener Einheit für unsere Kirche. Aber durch die Kritik des Katholizismus wollen wir uns doch mahnen lassen zu prüfen, ob über der Betonung des persönlichen die Wertung der Gemeinschaft bei uns nicht zu kurz komme. Vergessen wir niemals, daß nur in der Gemeinschaft die Person wird. Die Gemeinschaft darf darum nicht verachtet werden. Die scharfe Kritik, welche Hermann Kutter und Hans Faber an der Kirche üben, will freilich nur Raum schaffen für wahre religiöse Gemeinschaft. Aber es steht zu befürchten, daß sie, ohne es zu wollen, auch das notwendige und berechtigte Moment religiöser Gemeinschaft und kirchlicher Form in weiten Kreisen der Mißachtung preisgeben und einen enthusiastischen unklaren Individualismus fördern. Denn ein solcher steht hinter Kutters Sozialismus. Wir dürfen, auch als Träger des reformatorischen Persönlichkeitsideals,

die Berechtigung der religiösen Gemeinschaft — nenne man sie nun Kirche oder sonstwie — nicht übersehen. Wir sind ihr Pietät schuldig; denn sie ist uns unentbehrlich und hat ihr Recht, nicht als Herrscherin der Seelen, wohl aber als Erzieherin, die in ihrer Arbeit an den Menschen auf deren Freiheit zielt.

Daß das Problem, wie Kirche und Persönlichkeit sich vertragen, dem Katholizismus zu schaffen macht, ist nichts neues für denjenigen, der sich auch nur flüchtig mit der katholischen Kirche beschäftigt. Die ganze geistige Bewegung, die mit dem barbarischen Wort „Modernismus" bezeichnet zu werden pflegt, zeugt deutlich genug davon. Was jedoch den fremden Besucher des Zuger Katholikentages überraschte und wohltuend berühren mußte, das war die Einsicht, mit welchem Ernst der Katholizismus sich mit diesen Fragen auseinandersetzt. Wenn nicht der offizielle, kirchliche Katholizismus, so doch der gebildete Katholik. Ganz besonders wertvoll war mir in dieser Hinsicht der Besuch der „Sektionsversammlungen", welche weit mehr als die öffentlichen Versammlungen Einblick gewährten in die Gedankenwelt des modernen Katholiken. Der beim ersten Katholikentag in Luzern vor sechs Jahren gegründete schweizerische katholische Volksverein zerfällt in eine Anzahl von Sektionen; ich greife aufs Geratewohl einige heraus: die Sektion für inländische Mission, die historische, die naturwissenschaftliche, die juristische, die Sektion für Erziehung und Unterricht, die Charitassektion u. s. w. Dieselben hielten nun ihre Spezialversammlungen in Zug, an denen wissenschaftliche und praktische Themata zur Behandlung kamen. Da am Montag Vormittag, der mir für den Besuch dieser Sektionssitzungen verfügbar war, mehrere Sektionen gleichzeitig tagten, mußte ich mir unfreiwillige Beschränkung auferlegen und wohnte teilweise den Verhandlungen der literarisch-belletristischen und der theologisch-philosophischen Sektion bei. Bevor ich einzelnes darüber mitteile, bemerke ich, daß die Verhandlungen sowohl inhaltlich als formell auf einer bemerkenswerten Höhe standen. Auch dem fremden Teilnehmer kam es nicht als eitle Ueberhebung vor, wenn der Vorsitzende der theologisch-philosophischen Sektion, Prof. Dr. Gisler in Chur, nach Verdankung an Referenten und Votanten mit der Bemerkung schloß: er habe in den letzten Jahren an mehreren internationalen Kongressen teilgenommen und dürfe sagen, daß die heutigen Verhandlungen den Vergleich mit den dort gepflogenen wohl aushalten.

* * *

In der literarisch-belletristischen Sektion sprach ein junger Schriftsteller, Eduard Corrodi aus Zürich, über „Die Stellung der Katholiken in der neuern Schweizer Literatur". Es war ein tüchtiges, von bemerkenswerter Belesenheit zeugendes, etwas pathetisch vorgetragenes Referat. Eingehend wurde zu Anfang der Gegensatz der beiden deutsch-katholischen literarischen Gruppen, der reichsdeutschen und

der österreichischen, erörtert. Die erstere lege das Hauptgewicht auf den literarischen und künstlerischen Wert der Erzeugnisse. Ihr Organ ist das „Hochland", herausgegeben von Karl Muth in München, das eine Art Bindeglied zwischen katholischer und protestantischer Kultur sein sollte, und auch Protestanten zu Mitarbeitern zählt. Die österreichische Gruppe, vertreten durch die Zeitschrift „Der Gral" (Herausgeber Franz Eichert, Wien), trägt strenger konfessionellen Charakter. Der Vortragende findet es nicht nötig, daß der Schweizer in dem Kampf, der zwischen den beiden Richtungen entbrannt ist, Partei ergreife. Doch macht er kein Hehl daraus, daß er mit seinen Sympathien im wesentlichen auf Seiten der freiern reichsdeutschen Gruppe steht. Unbefangen würdigt er die deutsche und schweizerische protestantische Literatur; redet von Goethe mit höchster Verehrung; zeigt, wie der Geist des Christentums, freilich in der einseitigen Prägung, den die Reformation ihm gegeben habe, in Albrecht von Haller, Pestalozzi, Gotthelf, C. F. Meyer wirksam sei, und weist die Bedeutung dieser Männer auch für die katholische Literatur nach. Meyer, der echte Protestant, ist ihm sympathischer als Gottfried Keller. Als Aufgabe der katholischen Literatur bezeichnet er es, daß sie stets Höhenluft atme, im Gegensatz zu den Niederungen, in welchen sich z. B. die französischen Romane mit ihrer gequälten Psychologie bewegen. Aber das spezifisch Katholische dürfe keine beengende Schranke werden; denn kein wahrer Dichter wolle sich das Recht nehmen lassen, auf das ganze Volk zu wirken.

Besonders instruktiv war die auf das Referat folgende Diskussion. Ein erster Votant, bischöflicher Kanzler Dr. Vincenz in Chur, stellt sich in ziemlich scharfe Opposition gegen die freiern Tendenzen des Redners. Er postuliert, daß für die katholische Literatur ein religiöses Centrum gesucht werde; aber es müsse ein unverwaschener Katholizismus sein, welcher darin zum Ausdruck komme. Wenn in einem Roman nur ein Satz stehe, der mit der katholischen Anschauung, z. B. mit der Auffassung von Ehe und Sittlichkeit, nicht in Einklang stehe, so könne dadurch großer Schaden gestiftet werden. Auch er anerkenne Goethe, aber man müsse zwischen dem Dichter Goethe und seiner Weltanschauung wohl unterscheiden (beiläufig gesagt, eine Forderung, die doch ihre Schwierigkeiten hätte!). Interessant war die Klage des Votanten, es sei schade, daß mancher Katholik, wenn er einmal in der Oeffentlichkeit Anerkennung gefunden habe, nicht mehr voll auf dem katholischen Standpunkt glaube stehen zu dürfen, oder ganz vergesse, Katholik zu sein.

Als zweiter ergriff Kantonsrat Bättig in Luzern das Wort: Man dürfe in unsrer Zeit, wo im Gegensatz zum Mittelalter das Laienelement sich der Schriftstellerei zuwende, nicht sofort mit „Ketzerriecherei" kommen, wenn ein Schriftsteller in fide einen andern Standpunkt einnehme als die hochwürdige Geistlichkeit. Durch die Hetzen, wie sie etwa vorkommen, werden die kleinen Talente einge-

schüchtert, und die großen treten neben aus. Bei Abweichungen von der korrekten katholischen Auffassung sollte die Kirche sich nicht ohne weiteres auf den Inquisitionsstuhl setzen, und jedenfalls ihr Urteil dadurch beeinflussen lassen, ob der Verstoß bona oder mala fide gemacht worden sei. Heute müsse sich eben jeder seinen Pfad durch die moderne Kultur selbst suchen, und da seien gelegentliche Mißtritte unvermeidlich. Um so mehr sollte man die Geister zur Freiheit erziehen. — Gewiß tapfere Worte, die uns fast protestantisch anmuten.

Von anderer Seite wurde gefordert, daß in katholischen Gymnasien mehr, als es früher geschehen sei, Gotthelf, Keller, Meyer behandelt werden; ohne dies könne der Literatur-Unterricht nicht für vollständig gelten, da die Werke dieser Männer Ausdruck schweizerischer Kultur seien. Da sei Gelegenheit, mit der Jugend die großen religiösen und kulturellen Probleme zu besprechen, und ihr so zur Klarheit des Urteils fürs spätere Leben zu helfen.

Ein Kapuzinerpater, eine sympathische Erscheinung mit klugem gutem Gesicht, bemerkte, es sei bei aller Anerkennung des „Hochland" zu tadeln, daß darin zuweilen das religiöse Gefühl verletzt werde; auch gehe es doch nicht an, daß die Katholiken sich ihre Probleme durch Protestanten — und seien es noch so gute — lösen lassen. Vom „Gral" urteilt er, daß gewisse Arbeiten, die er darin gelesen, zum größten Schund gehören, der ihm je zu Gesicht gekommen; man werde den Eindruck nicht los, daß es schwache Talente gebe, die den Schild der Religion vorhalten, sich dadurch zu decken.

Fein vermittelnd zwischen kirchlicher Autorität und persönlicher Freiheit sprach der bekannte Professor Meyenberg in Luzern, der Typus eines feingebildeten Katholiken, in dem die katholische Lehre, in allen Richtungen durchgearbeitet, zum innern Besitz der Persönlichkeit geworden ist. Die poetische Form werde von innen heraus geschaffen, aus der Gedankenwelt des Dichters. Die schöne Seele, die Goethe fordere, sei aber, im vollen Sinn, nur die christliche Seele, die Seele von Sünde gereinigt durch das Sakrament, vorwärtsstrebend im Guten. Die Künstlerseele solle durch das Evangelium und durch die Philosophie, speziell diejenige des heiligen Thomas, zur klassischen Ruhe geklärt werden. Korrekt katholische Gedanken — richtige Einblicke in das Leben Jesu und in die Geschichte der Kirche — müssen als Ferment im katholischen Dichter vorausgesetzt werden. Was er dann schaffe aus seinem Geiste heraus, das sei seine Sache. Er dürfe dann wegen abweichender Meinungen nicht sogleich verurteilt werden, sondern solle Freiheit genießen, wenn er nur zur Kommunion gehe und praktizierender Katholik sei.

Die gemütvolle Seite des Katholizismus repräsentierte in der Diskussion besonders Redaktor Baumberger in Zürich. Er fand, es werde in der Kirche etwas zu viel vivisiziert, und sie sei auf dem besten Wege, in der Kritik stärker zu werden, als im positiven Schaffen. Der katholische Künstler — Literat oder Musiker oder Maler —

müsse vor allem christlich empfinden. Wie unser Volk. Wie unsre Altvordern besonders, die überall Himmel sahen, überall göttliches Gesetz der Harmonie in der Schöpfung. In diesem Geist haben Raffael, Michelangelo, Dante, Manzoni, Deschwanden, geschaffen. Die katholische Literatur in Deutschland habe sich an der protestantischen (im weitesten Sinn) emporgerankt. „Wir wollen Parität mit der protestantischen Literatur erstreben und, wenn möglich, Superiorität."

Die Verhandlungen der literarischen Sektion boten den erfreulichen Eindruck, daß sich die Geister regen. Sie zeigten, daß der schweizerische Katholik ein gut Stück demokratisch freien Geistes auch ins kirchliche Leben hinüberzunehmen gewillt ist. Wir möchten nur wünschen, daß die kirchliche Zensur diesen frommen und freien Geist nicht hemme. Wenn die katholische Schweiz uns Männer schenkt, die unter voller Wahrung des katholischen Glaubens, uns meisterhaft — wie Gotthelf und C. F. Meyer — Menschen zeichnen und Menschheitsprobleme darstellen, so wollen wir solcher Gaben uns von Herzen freuen. Die schöne Literatur könnte so ein Band werden, das die beiden theologisch getrennten Teile der deutschen Schweiz verbindet, und jedem Teil die Gedankenwelt des andern erschließt.

* * *

Nur eine Unterfrage des Problems Kirche und Individuum, das in den Verhandlungen der literarischen Sektion in katholischer Beleuchtung uns entgegentrat, ist die an der Zuger Tagung bald bloß gestreifte, bald eingehend erörterte Frage nach dem Verhältnis des Katholizismus zur modernen Kultur und Wissenschaft. Die Ueberlieferung der katholischen Kirche, die im wesentlichen antike und mittelalterliche Weltanschauung weitergibt, muß sich auseinandersetzen mit den modernen Bildungselementen, welche durch den Katholiken des 20. Jahrhunderts unaufhaltsam eindringen in die Kirche. Die Kirche aber kann sich solchen Einflüssen nicht entziehen auf die Dauer. Denn sie ist nichts für sich, weiter nichts als die Summe ihrer Glieder, der frühern und der gegenwärtigen; und der Geist der Lebenden spricht lauter als der Geist der Toten. Aus diesen Gründen kann die Kirche nicht von der Tradition leben, sie muß auch mit der Neuzeit leben. Sie muß sich mit den außerhalb des heiligen Bezirks neu gewachsenen Gedanken auseinandersetzen, sich entscheiden, was sie davon in ihr Heiligtum verpflanzen wolle, was sie draußen wolle stehen lassen, was sie ausreuten wolle. Tradition und moderne Kultur — auch die evangelische Kirche kennt das Problem, eigentlich seit der Zeit der Aufklärung; es mußte sich einstellen, weil auch sie ihren Schatz in den irdenen Gefäßen der alten Weltanschauung übernommen hat. Auch für die evangelische Kirche wars eine brennende Frage, bis sie sich darauf besann, daß sie nicht eine Tradition zu hüten, sondern christliche Charaktere zu erziehen habe; die Frage ist für sie noch nicht gelöst, aber die Richtung, in der sie zu lösen ist, ist ihr gegeben.

Die Kulturfrage schien die Katholiken auf der Zuger Tagung lebhaft zu beschäftigen; kaum ein Redner, auch in den öffentlichen Versammlungen, ging daran vorüber, ohne sie wenigstens anzutönen. Vieles mochte freilich über die Köpfe weg geredet sein, denn der Großteil der Zuhörer schien aus derjenigen Bildungsschicht zu stammen, für welche kein Kulturproblem existiert, weil sie von Kultur, Kunst und Wissenschaft noch unberührt ist. — Volkstümlich und gut redete am Sonntag in der Festhütte der österreichische Reichstagsabgeordnete Dr. Drexel von Dornbirn, ein Kleriker, von der Pflicht der gegenwärtigen Generation sich mannhaft zu zeigen und so zu wirken, daß der spätere Geschichtsschreiber einmal ihr das Zeugnis ausstellen könne, sie habe ihre Aufgabe erfaßt und erfüllt. Unsere Zeit habe neue, große Aufgaben. Jeder Katholik finde nach Art und Neigung Gelegenheit zur Mitarbeit für die Kirche. Es sei kurzsichtig, wenn z. B. ein katholischer Vater seinem Sohn nicht erlauben wolle, Ingenieur zu werden. Ob Ingenieur oder Opernsänger, wenn er sich nur als Katholik bekenne. Man müsse sich freuen, wenn auf irgend einem Gebiet ein Katholik etwas Großes leiste! — So wurde also ausdrücklich zum Wettbewerb des Katholiken in der modernen Kulturarbeit aufgefordert. Freilich ließ die weitherzige und packende Rede doch die Frage offen, ob hier der Katholizismus ein inneres Verhältnis zur Kultur gewonnen habe, ob er zu einer positiven Würdigung derselben im Verhältnis zum Gottesreich vorgedrungen sei. Einzelne Stellen der Rede mußten doch fast den Verdacht wecken, als ob Beteiligung von Katholiken an der Kulturarbeit und berühmte katholische Namen mehr als wirksames Propagandamittel gewünscht würden; so das sonderbare Geständnis des Redners, es hätte ihn gefreut, wenn unter den bahnbrechenden Geistern auf dem Gebiet der Luftschiffahrt Katholiken gewesen wären.

* * *

In der theologisch-philosophischen Sektion, in deren Verhandlungen ich mich von der literarischen aus begab, kam ich eben recht, um noch die paar letzten Sätze eines Referates über den „Seelenbegriff nach Wundt" zu hören, worin kritisiert wurde, daß Wundt die Seele nicht als Substanz, sondern als bloße Tätigkeit fasse, wodurch eigentlich eine Zusammenfassung der einzelnen Seelentätigkeiten in einheitlichem Bewußtsein unmöglich wäre.

Aus der sehr gehaltvollen Diskussion, die sich an den Vortrag schloß, hebe ich einige Hauptgedanken hervor. Sämtliche Votanten wiesen übereinstimmend auf die Bedeutung des Aristoteles und Thomas von Aquino hin. Der Vorsitzende gestand, das Studium Wundts habe ihm erst recht die Größe und den bleibenden Wert der aristotelischen Philosophie gezeigt. Von verschiedenen Rednern, u. a. von einem Kleriker, der selbst bei Wundt gehört und in dessen Laboratorium gearbeitet hatte, wurde die Notwendigkeit betont, daß das junge theologische Geschlecht gründlich mit Experimentalpsychologie sich

beschäftige, um den Gegner mit seinen eigenen Waffen bekämpfen zu können. Von den da gewonnenen Anschauungen aus müssen dann auch die aristotelisch-thomistischen Begriffe geprüft und, wenn nötig, neu formuliert werden. Es wurde beklagt, daß moderne Naturwissenschaftler, wie Wundt, den Aristoteles und Thomas nicht oder nur oberflächlich kennen. Besonders die Philosophie des Mittelalters sei dem modernen Menschen fast fremd. Gebe es doch philosophische Lehrbücher, welche von der Philosophie des Altertums sofort zu Giordano Bruno überspringen! Man müsse übrigens bei solchem Bildungsgang und bei der gewaltigen Arbeit, welche die exakte Naturforschung erfordere, begreifen und entschuldigen, wenn der moderne Forscher oft wenig Verständnis für die Philosophie und besonders für die mittelalterliche habe. — Es mag etwas wahres daran sein, daß die genauere Bekanntschaft mit der Scholastik auch für den Protestanten nicht nutzlos wäre, und daß die landläufige Unterscheidung zwischen der produktiven Philosophie des Altertums und der Neuzeit und der bloß weiterbildenden der Scholastiker doch nicht so ohne weiteres zutreffend ist.

Interessant war mir, wie in der Diskussion über den alten und neuen Seelenbegriff sich ganz wie von selbst der Gegensatz Aristoteles (Thomas) und Kant herausdestillierte. „Magister locutus est“ (der Meister hat gesprochen): das gehe bei den Katholiken auf Aristoteles, bei den Modernen auf Kant — wurde bezeichnend genug gesagt, und gefordert, auch der Katholik müsse Kant studieren, um den modernen Strömungen auf den Grund zu kommen. Kants weltbewegende Bedeutung wurde durch diese Darstellung stillschweigend anerkannt. Daß er nur als Gegner gewürdigt wurde, ist nichts als konsequent. Hier liegen in der Tat die verschiedenen Grundlagen der beiden Konfessionen klar zu Tage. Was Jesus und die Reformatoren vom Wert der Menschenseele und von der Freiheit eines Christenmenschen gesagt hatten, daraus hat Kant uns die wissenschaftlichen Konsequenzen gezogen. Die empirische Beobachtung des Menschen und seiner Psyche ist der Schlüssel zum Verständnis der Welt; der modernen Theologie auch zum Verständnis Gottes. Darum kennt diese keine fertigen objektiven Wahrheiten, welche unverändert weitergegeben werden könnten. Nur Wahrheiten, welche durch ein Zusammenwirken von Objekt und Subjekt entstehen, und darum etwas Werdendes und in der Zeit sich Wandelndes sind. Nicht bloß die flüchtige Welt der Erscheinungen, auch die ewigen Wirklichkeiten der Geisteswelt müssen von jedem Subjekt neu erfaßt werden. Nicht durch Kirchenlehren, sondern durch persönliches Erleben, werden wir Gottes gewiß; nicht durch theoretisches Denken und metaphysische Spekulation, sondern in der praktischen Vernunft. Auf dem Gebiet des Willens wird der Entscheidungskampf zwischen Glauben und Unglauben ausgefochten. Wie ja letztlich alle „Wirklichkeit“, die höchste wie die einfachste, durch Wirken und Wirkenlassen, nicht durch Denken, erfahren wird. So

lehrt Kant uns die Religion beurteilen; und das stimmt mit Jesu Urteil überein: „So jemand will dessen Willen tun, der wird dieser Lehre halber erkennen, ob sie aus Gott sei, oder ob ich aus mir selber rede." (Joh. VII, 17.) Uns ist Kant im Verständnis Jesu und in der Begründung unsres Glaubens ein wertvoller Führer, Bahnbrecher freier Persönlichkeit und freier Wissenschaft. Weshalb wird er von der katholischen Theologie verschmäht? Weil der kantische Subjektivismus uns Recht und Pflicht gibt, in den religiösen Erscheinungen zu unterscheiden zwischen menschlichem und göttlichem, zwischen zeitlichem und ewigem. Und das widerspricht den Ansprüchen der katholischen Kirche, die Tradition ewiger unfehlbarer Lehre zu haben.

Es war ein hoher Genuß gewesen, in der Sitzung der philosophisch-theologischen Sektion den gedankenreichen und klaren Voten zu folgen und so in katholische Geistesarbeit hineinzublicken. Aber bei aller Hochachtung, die man gewann vor der gründlichen Bildung dieser katholischen Gelehrten und der würdigen sachlichen Kritik, die sie dem Gegner angedeihen ließen, blieb ein unbefriedigender Eindruck. Es herrscht in der katholischen Theologie doch noch die Scholastik, welche fertige Resultate, die alten fertigen Wahrheiten mit neuen Methoden stützen will; welche empirische Psychologie und Kant studiert, aber im Grunde nur, um den heiligen Thomas verteidigen zu können. Wenn auch einige Ergebnisse der modernen Wissenschaft anerkannt und aufgenommen werden, so will das nicht viel bedeuten da, wo doch das ganze Denken sich in antiken und mittelalterlichen Formen bewegt. — An der St. Oswald-Kirche in Zug sind ringsum auf den Flächen zwischen den Fenstern gotische Statuen von Heiligen angebracht. Einige derselben, die im Laufe der Jahrhunderte mochten schadhaft geworden sein, sind durch Barockstatuen mit den charakteristisch geschwungenen Linien ersetzt worden, welche einfach auf die alten gotischen Konsolen gestellt wurden. Verhält es sich nicht ähnlich in der katholischen Theologie mit der modernen Wissenschaft, die doch nicht recht auf die mittelalterliche Grundlage und neben die scholastischen Sätze paßt? Zudem möchten die neuen Wahrheiten den morschen Trägern aus dem Mittelalter bald zu schwer werden!

* * *

Doch könnte man einwenden: auf die theologischen Formulierungen und Begründungen kommt es eigentlich doch nicht an; darüber sollten nicht viele Worte verloren werden. Nun, die kirchlichen und theologischen Fragen gehören zum Außenwerk, das ist richtig; und die religiöse ist die zentrale Frage. Aber ebenso richtig ist, daß die Religion sich ihre Theologie und Kirche selbst schafft, und daß diese umgekehrt auf die persönliche Religiosität wieder zurückwirken.

Was war nun das für eine Art von Frömmigkeit, die der Katholikentag in Zug dem Beobachter offenbarte? Ich muß wenigstens versuchen, zum Schluß ein Bild davon zu geben. Einzelne Züge

katholischer Frömmigkeit sind da und dort in der Berichterstattung beleuchtet worden. Auch ist bereits erwähnt worden, daß es für den Reformierten, der für kurze Stunden in die ihm fremde katholische Umgebung kommt, schwierig ist, sich aus dem, was er sieht und hört, ein zutreffendes Bild zu machen von dem innersten Leben und Erleben, von den Beweggründen, von den Strebungen und Zielen, den Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden aller jener anderen, andersgearteten, andersgläubigen Menschen. Die Seele des Nächsten, ja die eigene Seele, ist ein Geheimnis. Es wird dabei bleiben: der Mensch sieht was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an. Doch es drängt uns immer von neuem, die Seele anderer zu ergründen; es ist nicht Neugierde, nicht Sucht zu richten; wir wissen, daß wir nie ein abschließendes Urteil fällen können über das Wesen eines Anderen. Aber der Geist muß andere Geister berühren, damit er sich stärke an ihnen, an ihrer positiven oder negativen Polarität. Es scheinen im Katholizismus zweierlei religiöse Strömungen neben einander herzugehen, zwei Arten von Frömmigkeit neben einander zu wohnen, wovon die eine unserer evangelischen Art verwandt ist, die andre uns fremd anmutet. Kurz gesagt: magische und persönliche Auffassung der Religion. Ob nicht stellenweise in der katholischen Kirche selbst die Frömmigkeit in einer heimlichen Umbildung begriffen sei, sich selbst unbewußt, das ist eine Frage, die durch Beobachtungen am Katholikentag leise, leise angeregt wurde.

Geradezu auffallend war es für den Reformierten, wie wenig er in allen den Veranstaltungen und Reden, auch den populären, die Heiligen und Maria nennen hörte. Man konnte fast auf den Gedanken kommen, daß sich der schweizerische Katholizismus von der Peripherie auf das Zentrum des Glaubens zurückzuziehen beginne, auf Gott und Jesum Christum, wenn er auch den umgebenden bunten Kranz der Heiligen nicht auswischen möge, weil noch vieler Augen die schreienden Farben der Heiligenlegenden lieber sehen und besser verstehen als das schlichte innige Jesusbild der Evangelien. Oder war's ein bloßer Zufall, der diesmal die Heiligen zurücktreten ließ? Wie sehr bei vielen Katholiken die Heiligen noch Gottes Stelle vertreten, und daß man ex silentio nicht zu große Schlußfolgerungen ziehen dürfe, zeigte beiläufig ein Probeheftchen, das in der Festhütte aufgelegen hatte: „Kleine Afrika-Bibliothek. Illustrierte katholische Monatsschrift, herausgegeben von der St. Petrus-Claver-Sodalität". Da schreiben gleich auf der ersten Seite des mir vorliegenden Heftchens die „Schwestern der göttlichen Vorsehung in Madagaskar" von der Gründung einer neuen Missionarstation: „Wir vertrauten fest auf St. Petrus Claver, daß er uns diesen neuen Beweis seiner Liebe zu den armen Schwarzen in Afrika geben werde. Wir riefen mit Inbrunst die heilige Theresia an, denn auch sie hatte ja große Schwierigkeiten bei ihren Gründungen. Endlich setzten wir unser Vertrauen auf den heiligen Gerhard Majella, durch welchen wir schon viele Gnaden erhalten haben . . ." Es paßt zu

dieser Auffassung der Religion, wenn in ebendem Artikel mit breiter Ausführlichkeit beschrieben wird, wie die Missionarin bei den Heiden mit der „Lehre des Kreuzzeichens“ beginnt: „Sie glauben garnicht, in welch hohem Grade interessant und rührend es ist. Die Hände all dieser guten alten Männer und Frauen müssen eben wie die der Kinder geführt werden, sie würden es sonst nicht zustande bringen und verzagt werden . . .“ Solche Schilderungen wirken nun ja geradezu abstoßend für protestantisches Empfinden. Wir wollen aber nicht vergessen, daß auch unsere Missionstraktate z. T. so populär gehalten sind, daß wir sie nicht gerne von andern als Beleg für protestantische Theologie oder Frömmigkeit benützt sähen. Wir müssen uns auch stets gegenwärtig halten, daß der Katholik diese Dinge alle, die uns fremd und vielleicht widerlich anmuten, nicht mit dem kritischen Verstand betrachtet, sondern mit dem liebevollen Blick der Gewohnheit, und daß er sie mit dem Gemüt erfaßt. Auch unser protestantisches und so leicht protestierendes Gefühl konnte die Poesie und Innigkeit des Katholizismus empfinden, wenn an der malerischen gedeckten Treppe, die zum Kapuziner Kloster hinaufführt, die in Nischen angebrachten Bildstöcke, Maria und der heilige Franziskus mit dem Jesuskind, jedes, der Feier des Tages zu Ehren, eine frische Hortensienblüte von unbekannter Hand erhalten hatte. Es hatte etwas Anmutendes, am Morgen in der Messe zu St. Oswald zu sehen, wie ein munterer Zuger Knabe mit seinem vierjährigen Brüderchen an der Hand, als ob er da zu Hause wäre, in die Kirche stürmte und hinaus und wieder herein, und wie der Kleine, der kaum mit dem großen Bruder Schritt halten konnte, im Vorbeigehen mit lieblicher Unbeholfenheit seine Verbeugung vor dem Altar einübte.

Die magische Auffassung der Religion, welche materielle Dinge, Kruzifix, Weihwasser, Altarsakrament ꝛc. in einer Weise verselbständigt, und ihnen eine Bedeutung zuschreibt, welche das Vertrauen auf den unsichtbaren Gott und die Anbetung im Geist und in der Wahrheit beeinträchtigt, wird uns trotz allem poetischen Zauber, der sie umgibt, fremd bleiben. Wir können uns die Kirche nicht mehr als Spenderin supranaturaler Kräfte denken, an die der Mensch gebunden wäre, anders als durch geistige Gemeinschaft mit ihrem geistigen Besitz.

Die persönliche geistige Religion erwies sich daneben als lebendige Kraft. In einer außerordentlich sympathisch berührenden Ansprache „über das Segenswerk der inländischen Mission“ (die unsrem protestantisch-kirchlichen Hilfsverein entspricht) begründete der Zuger Pfarrhelfer Franz Weiß die Tätigkeit des Vereins folgendermaßen: die inländische Mission sei Seelsorge. Sorge für unsterbliche Seelen sei das höchste, was es gebe. Aber jede Seele wolle in ihrer Eigenart erfaßt und behandelt sein; das sei aber nicht möglich, wenn in der Diaspora 3000—4000 Seelen auf einen Geistlichen kommen. Drum mehr Geistliche! Und würdige Gotteshäuser! Die Kirche müsse als Wohnung des „eucharistischen Gottes“ schmuck sein und müsse durch schmuckes

Aussehen zum Geiste des Besuchers sprechen. Das Problem der inländischen Mission sei nur auf ökonomischer Grundlage zu lösen. Zu dessen Lösung müsse aber tiefer gegraben werden, bis zur Quelle der Heilandsliebe. Das echte Heilandsbild der Evangelien zeige ihn in seiner unantastbaren Göttlichkeit und in seiner Menschenfreundlichkeit. Die Seelenliebe Jesu, die ihn in den Tod trieb, soll den Christen beseelen, Opfer der Heilandsliebe zu bringen. — Das sind zum großen Teil nicht spezifisch katholische, sondern echt christliche Gedanken. Es ist beiläufig gesagt bei dem Thema, das eigentlich dazu einlud, nicht ein Wort der Polemik gegen die Andersgläubigen gefallen. Ebenfalls warm religiös, ethisch vertiefend, kraftvoll nach vorwärts gerichtet, war die Ansprache des Sekretärs der deutschen Katholikentage. Er fordert Zusammenschluß aller Katholiken. Die ganze Persönlichkeit des Katholiken soll Apologie der vielfach angefochtenen katholischen Kirche sein. Nicht lamentieren und nörgeln, sondern arbeiten für die Sache Christi und des Gottesreiches. Mutig vorwärts in die Zukunft mit dem allmächtigen Gott! Das waren Worte, die auch einen Protestanten erbauen konnten.

Daß in der katholischen Kirche viel religiöse Kraft lebt, konnte der Protestant am Zuger Katholikentag mit Freuden wahrnehmen. Das zeigte ihm der Einblick in die Gedanken- und Gefühlswelt der katholischen Christen an manchen Punkten, das zeigte der Blick auf die gewaltige, praktische und soziale Arbeit auf allen Gebieten, die der katholische Volksverein mit seinen Organen treibt, und über welche von seinem Sekretär Bericht erstattet wurde.

Die praktische Tätigkeit der katholischen Kirche ist ja nicht unbekannt. Es lag mir hier daran, den Prinzipien nachzugehen, auf denen der moderne Katholizismus sich aufbaut, den treibenden Kräften, aus denen heraus er wirkt.

Die nähere Bekanntschaft mit katholischem Denken und Leben, die der Katholikentag vermittelte, ließ wohl oft kräftigen innern Widerspruch wach werden, förderte aber nichtsdestoweniger die Einsicht, daß die beiden Konfessionen in unserem Vaterland eine gemeinsame Aufgabe haben, eine jede an ihrem Teil, mit den ihr von Gott verliehenen Gaben und Kräften und trotz ihren menschlichen Schwächen zu wirken in unsrem Volke, daß Gottes Reich komme.

Walther Staub, Affoltern a./A.

Missionsfragen.

Wir hatten vergangenen Winter in den Neuen Wegen den Versuch gemacht, in möglichst unbefangener Weise, ohne irgendwelche dogmatische Einengung, die Frage der Heidenmission zu besprechen. Nicht in der Meinung, daß diese Riesenaufgabe der

gegenwärtigen Christenheit sich theoretisch bewältigen lasse. Wir wissen sehr wohl, daß gerade sie, heute wie einst, nur von Menschen wird vollbracht werden, die eine ganz bestimmte christliche Ueberzeugung treibt und entflammt. Aber es lag uns daran, den Nachweis zu leisten, wie wenig die Pflicht zur Heidenmission an eine bestimmte engere oder freiere Auffassung des Christentums gebunden ist. Es war uns Bedürfnis, laut auszusprechen, wie beschämend es ist, daß wir die eifrige, großzügige Propaganda für dieses Werk aus Gleichgültigkeit oder Unwissenheit bisher fast ausschließlich den ausgeprägt konfessionell-kirchlichen Kreisen und dem Gemeinschaftschristentum überlassen haben.

Galt es uns also, die große Frage von allgemein menschlichen Gesichtspunkten aus zu sehen, so waren unsere Ausführungen des letzten Winters doch wesentlich beeinflußt durch eine neuere Strömung in der Erforschung und Darstellung des Heidentums, besonders der heidnischen Volksreligion: Die psychologische Methode eines J. Warneck und anderer hatte uns zur Einsicht gebracht, daß es an der Zeit ist, ältere Ansichten vom Wesen des unberührten Heidentums umzudenken. Und das Resultat war das Gefühl einer doppelten Verantwortung, der unerbittlichen Missionspflicht vom rein human-christlichen Standpunkt aus gesehen.

Wie vielseitig und vielgestaltig sich das Missionsproblem vor der gegenwärtigen Christenheit auftut, beweist nun der Umstand, daß wir heute schon auf ganz anderem Weg vor die gleiche zwingende Gewissensfrage hingeführt werden. Der Führer ist diesmal weder ein Missionar noch ein Religionspsychologe vom Fach noch ein Mensch, dem ein besonderes ethisches Pathos eigen wäre, sondern ein Kolonialpolitiker, und zwar ein deutscher, Dr. Rohrbach. Es ist nicht überflüssig, diesen Missionsschriftsteller eigener Art mit einigen Worten über seine bisherige Tätigkeit einzuführen. Dr. Rohrbach war Kolonialbeamter in Deutsch Süd-West-Afrika. Im Winter 1907/08 beauftragte ihn die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in Berlin mit dem Studium der Eingeborenenpolitik der Kolonialmächte in Afrika. Im Sommer 1908 erhielt er die Mission, eine Studienreise nach China zu machen, deren Ergebnisse er schon im Laufe des vergangenen Winters in den Preußischen Jahrbüchern besprach. Der erweiterte Separatabdruck ist vor wenig Monaten erschienen als Brochure von 124 Seiten (G. Stilke, Berlin, Preis Mk. 1. 50). Seine Kolonialstudien endlich wurden vorläufig niedergelegt in dem kürzlich erschienenen, gut illustrierten Buch: Deutsche Kolonialwirtschaft, Kulturpolitische Grundsätze für die Rassen- und Missionsfragen (Berlin, Hilfe-Verlag, 108 Seiten, Preis Mk. 2. 50). Den Lesern der Naumann'schen „Hilfe" und der Christlichen Welt ist übrigens Dr. Rohrbach längst kein Unbekannter mehr. Auch sein Palästinabuch „Im Lande Jahwes und Jesus" hat s. Z. viele Leser gefunden.

Wir übergehen an dieser Stelle Rohrbachs kolonialpolitische Ge-

danken soweit sie nicht in Berührung kommen mit der Heidenmission und ihrer Praxis. Es bleibt aber genug, um seine Publikationen der intensiven Beachtung aller Missionsfreunde zu empfehlen. Wohl ist ja der Verfasser Licenziat der Theologie, und es war zu erwarten, daß er auf seinen Reisen nicht achtlos an der Missionsarbeit vorübergehen werde. Seine Schriften bedeuten aber ein Ereignis, weil eben aus ihnen in erster Linie nicht der Missionar spricht, sondern der deutsche Kolonialpolitiker. Seit Jahren ist es beklagt worden, daß in Deutschland Kolonialpolitik und Mission so wenig Fühlung miteinander gewannen. Bismarcks wegwerfendes Urteil über die Arbeit der Missionare hatte schon vor zwei Jahrzehnten auf der einen Seite schmerzlich berührt, auf der andern leider nur zu viel Beifall gefunden. Dann hatten zur Zeit des chinesischen Boxeraufstandes die Angriffe des deutschen Generalkonsuls Brandt so viel zur gegenseitigen Entfremdung beigetragen. Wohl hat sich in den letzten Jahren ein bemerkenswerter Stimmungs- und Urteilswechsel angebahnt. Der neue deutsche Kolonialdirektor Dernburg z. B. hat im Reichstag und später nach seiner afrikanischen Reise eine andere Sprache über die Heidenmission geredet. Was aber bis heute vielen fehlte, war eine eingehendere Beleuchtung der Heidenmission aus der Feder eines deutschen Kolonialpolitikers.

Dr. Rohrbach hats gewagt. In den deutschen Jahrbüchern, in der Christlichen Welt und neuerdings in seiner „Deutschen Kolonialwirtschaft", und nicht nur gewagt im Sinne einer Kritik, sondern einer positiven Würdigung aus dem Herzen eines Menschen, dem die Heidenmission als solche durchaus als unentrinnbare Verpflichtung jeder nationalen Kolonialpolitik erscheint.

Es war zu erwarten, daß Dr. Rohrbach nicht mit den landläufigen Missionstheorien vor uns hintreten werde. Dazu ist er zu wenig Missionar und viel zu sehr deutscher Politiker. In Missionskreisen wird er reichlich auf Widerspruch stoßen, auch in den Kreisen des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, in dessen Dienste er vorübergehend getreten ist. Man muß den guten Willen haben, etwas hinzu zu lernen, wenn man ohne eine Spur von Groll seine Ausführungen in sich aufnehmen soll. Dann aber kann der Gewinn nicht ausbleiben. Wir zweifeln nicht, daß die Missionspraxis in manchen Stücken auch künftig andere Wege gehen muß als die von Dr. Rohrbach gewiesenen, dies auch dann, wenn sie sich mehr und mehr herausschafft aus der Enge konfessioneller Theorien über die menschliche Seele, Bekehrung, Bedeutung des Bibelwortes und dergleichen. Aber wir haben alle Ursache uns zu freuen, daß wir hier einem neuen und verheißungsvollen Typus des Missionsfreundes begegnen. Es ist der sittlich hochstehende Kolonialpolitiker, der vom wohlwollenden Studium seines Kolonialvolks, dessen körperlicher und geistiger Veranlagung und seiner Volks- und Staatseinrichtung ausgehend, das Missionsproblem mit allem Ernst anfaßt.

Dr. Rohrbach schreibt über Afrika und China. Dort, in Afrika, ist es die Rassenfrage, die er mit rückhaltloser Offenheit bespricht, hier, in China, die Kulturfrage, d. h. die Frage, wieweit die Heidenmission der spezifisch chinesischen Geisteskultur Rechnung zu tragen hat.

Wir verweilen kurz bei seinen Ausführungen über Afrika. Mit Carlyle'scher Offenheit wird der oft so ängstlich zurückgehaltene Gedanke ausgesprochen und stets neu gewendet, daß eine Minderwertigkeit des schwarzen afrikanischen Rassentypus im Vergleich zu den Weißen besteht. Der Neger ist gut ausbildungsfähig nach der Seite der Intelligenz, der technischen und geschäftlichen Gewandtheit, „sehr mangelhaft ausbildungsfähig aber nach der Seite des moralischen Wesens". Dem „weißen Mann" wird das Recht zugesprochen, als der Herrschende in den Ländern Afrikas aufzutreten, anderseits wird ernstlich gewarnt vor einer falschen „kulturellen" Emporhebung der afrikanischen Rasse, die doch niemals bei kultureller Gleichheit im moralischen Sinn enden kann. Es ist für den Missionsfreund besonders lehrreich, wie diese scheinbar so herzlose These begründet wird. Im weiteren verlangt Dr. Rohrbach das Subordinationsprinzig im Verhältnis der schwarzen zur weißen Rasse; ohne natürlich dem einzelnen Weißen ein „Herrenrecht" zu vindizieren. Es darf dem Schwarzen nicht überlassen werden, ob es ihm beliebt zu arbeiten und wirtschaftlich produktiv zu sein. Ja er geht so weit, das Bestreben der Missionsgesellschaften, die Schulbildung möglichst zu verallgemeinern, anzufechten. Daß dies nicht gemeint ist im Sinne einer Ausbeutung, wird stets wiederholt. „In der Rassenfrage gehören wahres Wohlwollen und bewußte Strenge zusammen."

Es wird manchen befremden, wenn Dr. Rohrbach z. B. die einst so viel gescholtene Eingeborenen-Politik der Buren verteidigt. Der „liberale" Europäer hatte sich damals arg aufgeregt über die patriarchalische Beherrschung der Schwarzen durch den frommen Buren. Es ist aber doch recht auffallend, daß eben solche Leute am lautesten darüber sich beklagten, die für die Heidenmission oft sehr wenig Interesse übrig haben. Doch genug von diesem Teil der Rohrbach'schen Abhandlung.

Ganz anders ist die Fragestellung in China. Es zeugt doch wohl von großer Unbefangenheit des Urteils, wenn der gleiche Mann, der eben erst die Inferiorität der schwarzen Rasse proklamiert hatte, sehr davor warnt, die altchinesische Kultur zu unterschätzen. Im ersten Abschnitt der deutsch-chinesischen Studien giebt Dr. Rohrbach eine ganz knappe Entstehungsgeschichte und Charakteristik dieser eigenartigen ostasiatischen Kultur, die in dem Satz gipfelt: „Das confucianische, im Ahnendienst ausgedrückte Pietätsprinzip bildet im Bewußtsein der Chinesen heute noch die Angel ihres moralischen Denkens und die Grundlage ihres Verständnisses für alle staatliche und soziale Ordnung." Er fährt dann fort: „Es liegt also auf der Hand, welch ein Unfug es ist, in der Missionspredigt diese Dinge — d. h. den

chinesischen Ahnenkult, Heroen- und Kaiserkult — einfach mit den Feld-, Wald- und Wiesendämonen unterschieds- und gedankenlos in den Begriff Götzendienst zusammen zu werfen und die Proselyten so zu lehren." Das einzige Zitat sagt viel. Wir haben in Dr. Rohrbach einen Vertreter der Anschauung, daß eine Ueberpflanzung des Christentums in der Form, die es in Nordwesteuropa annahm und die uns als die vollkommenste erscheint, ein Unding ist in dem Sinn, daß jede Umbildung durch die chinesische Kultur als sträfliche Akkommodation an „heidnische" Vorstellungen abgelehnt wird.

Es ist in den Augen vieler ein gefährlicher Weg, der hier betreten wird, und Dr. Rohrbach schreckt vor keiner Konsequenz zurück. In der Tat wagt er es, Partei zu nehmen für die Missionsmethode der Jesuiten des 17. Jahrhunderts, die aus dem Schoß der katholischen Kirche selbst desavouiert wurde, und recht scharf tönt seine Kritik an der gegenwärtig üblichen Methode, die für China die Gründung von christlichen Gemeinden nach europäischen resp. urchristlichem Muster anstrebt. Es wäre wohl unrichtig anzunehmen, daß Geringschätzung gegenüber der bisher geleisteten Arbeit der Chinamissionen der Vater solcher Gedanken sei. Vielmehr ist es die längst geschichtlich erhärtete Tatsache, daß noch niemals eine starke Kultur das Christentum tale quale übernommen hat. Um eine ganz starke und tief verankerte Kultur handelt es sich aber in China trotz des politischen Zerfalls, den dieses Riesenreich im 19. Jahrhundert hat erleben müssen.

Umso wuchtiger setzen Dr. Rohrbachs positive Missionsgedanken ein. Vom „Erwachen Chinas" im letzten Jahrzehnt, ist schon Vieles geschrieben worden, kaum je aber anschaulicher, als in den beiden besprochenen Schriften dieses Kolonialpolitikers. Er verlangt verdoppelte Missionsarbeit für die nächst kommenden Zeiten. Dieselbe hat aber für China eine besondere Gestalt anzunehmen, die der möglichst starken geistigen Beeinflussung des mächtig emporwachsenden neuen chinesischen Schul- und Hochschulwesens. Nur keine Bevormundung, sondern geistige Auseinandersetzung und Mitarbeit an der Reformierung der alten in ihrer Unhaltbarbeit bekannten chinesischen Zustände. Mit größtem Eifer plädiert daher Dr. Rohrbach für die Gründung europäischer Schulanstalten in China und, von seinem nationalen Standpunkt aus, eben deutscher, d. h. vom deutschen Geistesleben beherrschter!

China steht vor gewaltigen Reformen, vor einer Regeneration von unerhörtem Umfang. Daß dieselbe in die Breite gehen wird, ist bei einem Volk solcher Arbeitskraft selbstverständlich. Daß sie sich aber auch vertiefen kann, hängt davon ab, in welchem Maß Europa mit praktischer christlicher Kulturarbeit auf dem Platze sein wird und wie weit es den europäischen Missionen gelingt, anzuknüpfen an die altchinesische, die klassisch-confucianische Kultur, die für China zur Stunde noch viel weniger tot oder im Absterben sein kann, als für uns die geistigen Mächte Griechenlands, oder des deutschen Mittelalters.

Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen aus dem Inhalt

von Dr. Rohrbachs Schriften. Sie enthalten sicherlich Manches, was der Missionspraktiker korrigieren muß. Aber es ist ja eine alte Erscheinung, daß bisweilen die fruchtbarsten Anregungen nicht von den eigentlichen Fachleuten ausgehen. Wenn man den Wert einer Missionsschrift für die Heimat danach mißt, wie weit es ihr gelungen ist, den Missionsgedanken in zwingender Größe vorzuführen, so sind diese beiden Kundgebungen des deutschen Kolonialpolitikers freudig zu begrüßen. Die Heidenmission gehört zu den Problemen unseres christlichen Gewissens, die nicht in dem Maß wirken, als sie uns einer klipp und klar löst, sondern durch die andringende Kraft, die in sie hineingelegt wird.

B. Hartmann.

Die Last des neuen sozialen Gewissens.*)

Nach **Rufus W. Weeks.**

Die „Menschen, die guten Willens sind", merken in der Gegenwart überall, wie ein neuer Gedanke in ihren Seelen aufspringt, wie ein neues Verantwortlichkeitsgefühl sie beunruhigt und sie zu einer neuen Art Tätigkeit aufruft. Wer dieses zarte Gewissen hat, kann sich nicht länger begnügen, die Verantwortung für das unglückliche Los der Massen auf die Schultern der Vorsehung abzuwälzen; er beginnt zu fühlen, daß Behäbigkeit und Luxus auf seiner Seite das Mehr ist, dem auf der andern ein Weniger entspricht, daß ihn selbst Schuld trifft, wenn Kinder unterernährt herumlaufen und Geplagte vergebens um Arbeit bitten. Auch die glückliche Mutter kann ihr Kind nicht länger mit dem alten Vergnügen liebkosen, wenn das neue Gewissen in ihr erwacht; ist sie doch durch den Gedanken an jene andern Kinder bedrückt, die zu Mangel und Elend geboren werden. Gott gibt seinem Volk ein neues Herz, aber der Befehl des neuen Gewissens ist immer noch unbestimmt, der von ihm erregte Gedanke ist längst noch nicht klar, und wir können diese göttliche Bewegung nicht in ein Handeln umsetzen, das der Kinder Gottes würdig ist, ehe die soziale Pflicht, die wir jetzt als Ruf empfinden, bestimmt umschrieben ist — ehe wir klar sehen, was Neues zu tun ist.

Wenn wir die Anfänge des neuen Gefühls und Gedankens in uns selbst studieren; wenn wir die auffallenden Ereignisse unserer Zeit, sonderlich jene, die den Notstand der Menschen offenbaren, unter dem neuen Gesichtspunkt betrachten; wenn wir auf die Aeußerungen des neuen Gewissens lauschen, die von allen Seiten herkommen: in Predigten, Leitartikeln, Aufsätzen, im Gespräch zwischen Freunden;

---

*) Aus „The Christian Socialist", Chicago, März 1909.

wenn wir diese verschiedenen Aeußerungen vergleichen, analysieren und ordnen, — so werden wir einen bestimmten Umriß der unbedingten Ueberzeugung gewinnen, die im religiösen Bewußtsein emportaucht. Freilich kann ein derartiger Umriß weder vollständig noch endgiltig sein. Von denen, die ihn zeichnen, würden auch nicht zwei in der Anordnung der Gedanken und in der Wahl der Ausdrücke übereinstimmen; wohl aber im Kerne dessen, was sie sehen und fühlen. Es ist daher nur als ein erster Entwurf aufzufassen, wenn wir eine Skizze dessen darbieten, was wir in der Seele der Menschen sich bilden sehen. Ich meine also, was alle Menschen, die guten Willens sind, anfangen zu fühlen, kann in folgenden Sätzen deutlich gemacht werden:

Die menschliche Pflicht umfaßt zweierlei: Die Pflicht des Einzelnen und die Pflicht der Gesamtheit. Die erste ist allgemein erkannt und hat sich völlig entwickelt, während die andere, die Pflicht der Gesamtheit, wenig anerkannt und kümmerlich entwickelt ist.

Die Pflicht der Gesamtheit ist nicht erfüllt, wenn sie den Widerstreit der Einzelnen einschränkt und regelt; die Gesamtheit hat vielmehr allen ihren Gliedern gegenüber eine positive und aufbauende Pflicht.

Ende und Zweck der Pflicht ist Heil. Und Pflicht der Gesamtheit ist es, alles das zu tun, was notwendig für das Heil ihrer Glieder ist, was diese nicht als Einzelne für sich, sondern eben nur gemeinschaftlich als Gesamtheit tun können.

Was ergibt sich, wenn man auf diesem Wege weitergeht und den erweckenden Antrieb auf die ganz bestimmten Tatsachen der heutigen Welt anwendet?

Die Gesamtheit allein kann allen Einzelnen Arbeitsgelegenheit verbürgen, insofern als ohne Verbürgung der Gesamtheit die Arbeitsgelegenheit der Vielen von der Diktatur der Wenigen abhängt.

Es ist daher Pflicht der Gesamtheit, gleiche Gelegenheiten für alle einzelnen zu verbürgen und einzurichten, gleiche, d. h. nach Maßgabe der angeborenen Fähigkeiten zu nützlicher Arbeit oder nach Maßgabe der bisherigen Leistungen.

Diese Gesamtheitspflicht zu erfüllen, dazu bedarf es einer ungeheuren aufbauenden Arbeit durch die Gesamtheit, einschließlich der Ordnung und Förderung des Fortschrittes in Erziehung und Gewerbe, mit dem Ziel, daß einem jeden Gelegenheit geboten ist, das Beste, was in ihm steckt, zu entwickeln.

Besonders wird es jetzt Pflicht der Gesamtheit, den Kindern Unterhalt zu verschaffen, deren Eltern ihn nicht aufbringen können, und zwar durch die Staats- oder

Gemeindeverwaltung, auf öffentliche Kosten, als bürgerliches Recht. Und zwar muß diese freie Erziehung bis zu den höheren Schulen und zur Universität fortgehen, bei allen, die dazu begabt sind.

Ferner ist es jetzt Pflicht der Gesamtheit geworden, durch die Staats- oder Gemeindeverwaltung Zweige ausgedehnter und verschiedener Gewerbe in Besitz zu nehmen und zu beaufsichtigen, so daß sie allen, die unfähig sind, Arbeit zu finden, Arbeit verschafft und vollen Lohn dafür gewährt. So wird dem sozialen Verbrechen der Beschäftigungslosigkeit ein Ende gemacht.

Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, wer empfindet: das Dargestellte ist die Pflicht der Gesamtheit, der ist auch sittlich gezwungen, soweit er kann, der Gesamtheit zuzurufen: erfülle deine Pflicht. Darin besteht die neue Art der Einzelpflicht, die noch fehlende Hälfte der Sittlichkeit.

So weit wird wohl das erwachende Volk mit Freuden folgen; aber dem nächsten werden viele ihre Zustimmung versagen. Doch logisch und praktisch ist es in dem Satz von der Pflicht der Gesamtheit, allen Arbeitsgelegenheit zu verbürgen, enthalten.

Wenn die Gesamtheit dem einzelnen Gelegenheit verschaffen soll, die beste Arbeit zu liefern und das vollste Leben zu leben, dessen er fähig ist, so muß sie mit entschiedenen Schritten die Kooperation an Stelle der Korporation (das Genossenschaftswesen an Stelle des Klassenstandpunktes) in allen den Gewerben einführen, die von Massen betrieben werden; sonst ist man ja gezwungen, einen andern mit einem Teil des eignen Arbeitsertrages zu bereichern, bloß dafür, daß man Arbeitsgelegenheit hat.

Den meisten ist es nicht gegeben, einen Gedanken zu Ende zu denken. Gründe, die gar nicht zum Bewußtsein kommen, sondern auf dem Grunde der Seele schlafen, halten den Zug der Ueberzeugung an dem oder jenem Punkt kurz vor dem Ziele auf. Wer uns aber nachdenklich oder zustimmend gefolgt ist, wird auch bald die Wahrheit des Folgenden einsehen:

Nur wer für seinen Unterhalt arbeitet, kann im emsigen sozialen Unternehmen als Kamerad anerkannt werden. Wer seinen Unterhalt aus der Arbeit anderer zieht, in Form von Rente, Zins oder Spekulation, kann kaum in den Umsturz dessen einwilligen, was ihm Unterhalt und Luxus verschafft — so wenig als ein Kameel durch ein Nadelöhr geht.

Wer alle diese Ueberzeugungen teilt und darnach handelt, ist Sozialist. Wenn er Christ ist, so ist er also christlicher Sozialist.

Der Christ mit sozialem Gewissen, der beim Pflügen noch Raine stehen läßt zwischen sich und dem vollen Sozialismus, dessen Voraussetzungen er annimmt oder duldet, muß dringend nach klarer Entscheidung verlangen. Denn der Sozialismus legt die Hand auf sein Gewissen; in diesem Kampfe gibt es keine Entschuldigung; entweder ist der Sozialismus falsch, oder seine Forderung ist erhaben, entrinnbar nur für — den Heuchler. Hier bietet sich «The Christian Socialist Fellowship» (Die christlich-sozialistische Genossenschaft) an, zu erläutern, Schwierigkeiten aufzuklären, Folgen zu zeigen, Schritt für Schritt vom einfachen Gefühl der sozialen Pflicht bis zur vollen Erkenntnis des Sozialismus.

«The Christian Socialist Fellowship» bekennt als ihren Zweck: Kirchen, Denominationen und andere religiöse Anstalten mit der sozialen Botschaft Jesu zu durchdringen; zu zeigen, daß der Sozialismus die notwendige wirtschaftliche Ausdrucksform des christlichen Lebens ist; den Klassenkampf durch Errichtung der auf Arbeit gegründeten Demokratie zu beenden und das Reich der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit auf Erden herbeizuführen.

„Die soziale Botschaft Jesu", was heißt das geschichtlich? Wir dürfen nicht erwarten, in den heiligen Urkunden ein Programm zu finden, das für die Bedürfnisse unserer so ganz andern Zeit paßt. Zwar wird ein heutiger Jünger, der Jesu Aussprüche liest, zweifellos auf Grund seines sozialen Pflichtgefühls überraschende Parallelen entdecken, aber vom gewöhnlichen Leser kann nicht erwartet werden, daß er diese Stellen in demselben Lichte sieht. Wir christlichen Sozialisten können nur dann darauf rechnen, viele andere mit fortzureißen, wenn wir allgemeine Grundsätze aufstellen, die von Jesus geheiligt sind. Zwei solche Grundsätze, meinen wir, hat er gelehrt: 1. Das allgemeine Heil ist das Ziel jeder Tätigkeit und Einrichtung. (Siehe das Wort: „Was ihr getan habt" und den wundervollen modernen kurzen, aber schlagenden Spruch: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen.") 2. Die Menschheit wird, getrieben vom göttlichen Willen, durch menschliche Mühe in eine Organisation verwandelt, die dem Heile aller dient. (Das „Reich Gottes.") Wenn irgend ein Leser diese beiden Hauptgrundsätze, die Jesus wirklich gelehrt hat, nicht annimmt, — an den wendet sich unser Aufruf nicht. Die andern aber mögen ernstlich bedenken, ob nicht diese zwei Grundsätze, angewendet auf die Gegenwart und eingekleidet in moderne Ausdrücke, auf eine Reihe von Ueberzeugungen hinauslaufen, wie sie die christlichen Sozialisten haben.

Uebersetzt von F. Israel (Leipzig).

Liberalismus und Religion.*)

Der Heidelberger Stadtpfarrer Wielandt, der sich durch ein treffliches Buch über die Arbeit der Kirche an den Suchenden unserer Tage einen guten Namen gemacht, hat eine laute und in Deutschland nicht unbeachtet gebliebene Klage erhoben, die zugleich eine Anklage ist, eine Klage über den Liberalismus, den politischen vor allem und nebenbei auch den kirchlichen, eine Anklage gegen ihn, daß er religiös so kalt sei, so gleichgültig, und damit nicht nur dem kirchlichen Leben eine Kraft der Erneuerung entziehe, sondern auch sich selbst den schwersten Schaden zufüge. Denn er raube sich damit eine Quelle der Begeisterung und ein Mittel zur Gewinnung der Gemüter. Wielandt weist darauf hin, wie ganz anders geartet der englische Liberalismus sei und richtet eine nachträgliche Mahnung an den deutschen, doch eine andere Richtung einzuschlagen und zu einer höhern Schätzung der Religion an sich und als einer Macht des öffentlichen Lebens zu gelangen.

Ich bin zur Besprechung dieses Unternehmens auf der einen Seite geeignet und auf der andern so ungeeignet als möglich. Geeignet bin ich, insofern mich einst das gleiche Problem viel geplagt hat. Ueber der Lektüre der Wielandtschen Ausführungen habe ich unwillkürlich ausrufen müssen: Partout comme chez nous; nur daß unser politischer Liberalismus doch noch um ein ziemliches kirchlicher und „religiöser" ist als der deutsche. Ungeeignet aber bin ich, weil ich längst von diesen Gedankengängen abgekommen bin. Ich habe mich viel, innerlich und äußerlich, mit dem Liberalismus herumgeschlagen; das Ergebnis war, daß ich alle Hoffnung auf ihn aufgegeben habe, worauf es auch an einem schroffen äußeren Bruch nicht gefehlt hat. Zwar der Liberalismus als Prinzip der freien Bewegung ist unvergänglicher Art; er wird in neuen Formen immer wieder aufleben und die Menschen begeistern, aber vom Liberalismus in seinen jetzigen Parteiformen kann ich kein neues Leben erwarten. Seine Zeit ist um, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß er vielleicht noch lange in diesen Formen leben wird. Schon darum kann es mir nicht mehr so wichtig sein, wie er sich zur Religion stelle.

Aber auch aus einem andern Grunde bin ich von diesem Problem gänzlich abgekommen und halte es beinahe für bedenklich, wenn es zur Diskussion gestellt wird. Einmal kommt es mir nicht mehr so sehr darauf an, ob die Menschen „Religion haben" oder nicht. Man kann „Religion haben" und doch von Gott sehr ferne sein, wie auch umgekehrt. Mir kommt es bloß noch darauf an, ob Menschen etwas

*) Der politische Liberalismus und die Religion. Eine Mahnung an den deutschen Liberalismus von R. Wielandt. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht. 150 S. Preis 80 Cts.

vom wirklichen Gott spüren und wissen und aus ihm heraus handeln. Das ist aber eine ganz andere Sache als „Religion haben".

Wielandt könnte nun freilich einwenden, so meine ers auch. Aber dann wird, wie mir scheint, sein ganzes Problem hinfällig. Denn die Religion in diesem besseren Sinne, die Gemeinschaft mit dem wirklichen Gott, fragt nichts nach politischen und anderen Parteien. Sie bricht aus heiligen Tiefen und ergreift Menschenherzen, die dafür empfänglich sind, ohne nach politischen und kirchlichen Erwägungen zu fragen. Der Verfasser möge es mir verzeihen, wenn ich gestehe, daß durch Erwägungen, wie er sie anstellt, mir der Würde und Höhe der Religion Abbruch zu geschehen scheint. Die Religion erscheint, natürlich ohne daß das seine Absicht ist, halb als Bittstellerin beim Liberalismus, halb als die Verschmähte, die ihm Vorwürfe macht. Aber was kümmert sich die wirkliche Religion um den Liberalismus? Wenn er sich in der Flachheit gefällt, so ist es sein Schade. Sie ist viel zu gut, um sich um seine Gunst zu bewerben. „Aber wenn das kirchliche und politische Leben darunter leidet?" Das ist bedauerlich, aber die Religion ist nicht dazu da, um auf solche Weise für parteipolitische Nöte aufzukommen. Oder stellen wir uns vor, die Liberalen gingen in sich und beschlössen, vielleicht auf dieser oder jener Parteitagung: „Wir wollen uns der Religion doch mehr annehmen" — könnte ein wirklich frommer Mensch daran Freude haben? Was käme dabei heraus? Eine Mehrung der Kirchlichkeit, weiter nichts. Es wäre eine Schädigung der Religion, wenn sie so infolge politischer Erwägungen wieder obenauf käme. Wir sollten viel zu stolz sein, um an solche Nützlichkeitsmotive, und seien sie auch idealer Art, wie in diesem Falle, zu appellieren. Das macht keinen oder einen schlechten Eindruck. In ihrer stolzen Erhabenheit muß die Religion vor die Menschen hintreten. Sie braucht keine Protektion. Sie fordert, sie bittet nicht. Sie bleibt, was sie ist, auch wenn alle Liberalen der Welt und alle Konservativen und auch die Sozialdemokraten dazu, nichts von ihr wissen wollen. Wenn die Vertreter der Religion diese stolze Haltung einnehmen, machen sie am meisten Eindruck — auf die Liberalen und alle andern. Das alles weiß Wielandt gewiß so gut wie ich; aber er scheint es mir ob seinem Schmerz über die religiöse Haltung des Liberalismus zu vergessen.

Was ist denn aber zu tun, damit die Religion wieder eine Macht werde? Ich möchte gegen alle Versuche, hierin etwas zu machen, am liebsten ausrufen: „Nichts ist zu tun; das hängt nicht von uns ab." Aber das wäre freilich auch einseitig. Etwas können wir tun. Wir können selbst von ganzem Herzen Gottes Wahrheit suchen und das, was wir davon erkannt haben, in uns und um uns zu einer Realität machen. Das allein wirkt und schafft. Wenn in einem Volke, in der ganzen Christenheit an manchen Orten solche Quellen des Lebens aufbrechen, dann mag Religion wieder eine Macht werden für alle

Menschen, heißen sie liberal oder anders. Das ist dann freilich nicht mehr bloß formale Religion, sondern göttliche Realität.

Das allein ist der Weg; alles andere führt nur zu menschlicher Mache, Kirchenpolitik und Veräußerlichung.

Es täte mir leid, wenn ich durch diese Bemerkungen den Verfasser verletzen sollte; es ist nicht meine Absicht. Vielleicht aber mag ihm eine solche Aeußerung gerade interessant und von Wert sein, umsomehr als sie von Einem stammt, der sich auch mit dem Problem zu schaffen gemacht und in der Sache reiche Erfahrung erworben hat. Diese Zeilen sind im Gegenteil einem gewissen Gefühl der Verpflichtung entsprungen, einen Notschrei nicht mit ein paar freundlichen Worten abzutun. Freilich müßte zu einer gründlichen Behandlung desselben noch viel weiter ausgeholt und mehr in die Tiefe gegraben werden. Wenn ich dazu Zeit hätte, möchte ich selbst über das Thema „Liberalismus und Religion" gern ausführlicher reden. Vielleicht tut es der Verfasser selbst in einer andern Schrift. Inzwischen wird sein Weckruf sicher auch Gutes schaffen. Vielleicht führt er gerade ihn selbst weiter, so weit, daß das Problem ihn nicht mehr plagt, weil es von einem viel größeren verschlungen wird, aus dem dann aber mehr Hoffnung und Zukunft aufleuchtet. L. Ragaz.

Soziale Rundschau.

Revision oder Revolution? Der Parteitag der Sozialdemokraten in Leipzig hat den Freunden der Arbeiterbewegung eine angenehme, den Gegnern eine unangenehme Ueberraschung gebracht. Diese hatten gehofft, daß bei der Besprechung der bekannten „Hofgängerei" einiger Genossen die Kluft zwischen Revisionisten und radikalen Marxisten sich aufs neue öffnen und vielleicht nicht mehr schließen werde. Aber mit einer kurzen Erklärung der „Schuldigen" ward diese einfältige Geschichte abgetan und die Versammlung wandte sich Wichtigerem zu. Die Partei scheint, des Streitens müde, sich ganz der Gegenwartsarbeit in Gewerkschaften, Genossenschaften, im Parlament und der Parteiorganisation zuzuwenden. Ob zu dieser Arbeit Zukunftsmusik gemacht wird, ist vielleicht den meisten gleichgültig.

Und doch wird die Zukunftsmusik für die praktische Arbeit der Bewegung nie ganz entbehrt werden können. Eine Partei, die kein klares und den Willen antreibendes Ziel hat, verflacht und versumpft. Es muß ihr ein Bild vor Augen stehen, des was sie und was die menschliche Gesellschaft durch ihre Arbeit werden soll. Daß Marx der Sozialdemokratie solche Ziele gesteckt hat, das politische: die Diktatur des

Proletariats und das wirtschaftliche: die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, und daß er den Weg zum Ziel ebenfalls klar aufzeigte: die Selbsthilfe — das hat der Sozialdemokratie ihre Energie und Geschlossenheit verliehen.

Dann aber hat die Kritik eingesetzt und zwar aus den eigenen Reihen. Sie ist zusammengefaßt in Ed. Bernsteins: „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie." Seine Kritik wendet sich gegen die materialistische und hegelsche Geschichtsphilosophie, gegen die Katastrophentheorie des Marxismus und gegen die Folgerungen, die aus beiden für die Taktik der Sozialdemokratie gezogen wurden. Marx und das von ihm inspirierte Kommunistische Manifest hatte die Entwicklung und die Zukunft so geschildert: die Produktionsmittel werden das Eigentum einer immer kleiner werdenden Zahl von Kapitalmagnaten, indem die Großen die Kleinen aufzehren. Auf der einen Seite die wenigen Kapitalisten (und Großgrundbesitzer), auf der andern die Masse der Besitzlosen, Ausgebeuteten, Armen, der Proletarier, bestehend aus der Lohnarbeiterschaft und den expropriierten Bauern, Handwerkern und Kleinhändlern. Diese werden durch die gemeinsame Not zum Zusammenschluß gedrängt, und durch Organisation geschult und diszipliniert, bemächtigen sie sich eines Tages der Herrschaft: die Expropriateure werden expropriiert. Da die besitzende Klasse auf ihre Macht und Rechte nicht freiwillig verzichten wird, so ist eine Katastrophe, eine Revolution unumgänglich. Da es sich bei dieser Entwicklung der Dinge um mit eherner Notwendigkeit wirkende und sich durchsetzende Tendenzen handelt, so läßt sich der Prozeß in keiner Weise durch irgend welche Reformen aufhalten, und die vornehmste, wenn nicht die einzige Aufgabe des Proletariats ist die politische Organisation, damit es auf den großen Tag gerüstet sei, der die Emanzipation durch politische Expropriation bringen wird.

Bernstein stellte sich die Aufgabe, nachzuweisen, daß die Voraussetzungen der Revolutions- und Katastrophentheorie nicht, oder nicht in dem Maß vorhanden sind, daß diese Theorie für die praktische Gegenwartsarbeit maßgebend sein dürfte. Gewiß nimmt die Zahl der selbständigen Unternehmer ab, die Zahl aber der großen und kleinen Kapitalisten nimmt mit Hilfe der rapid sich mehrenden Aktienunternehmungen beständig zu, so daß deren Expropriation immer schwieriger werden dürfte. Andererseits wächst freilich die Armee des Industrieproletariats von Jahr zu Jahr — aber es bleibt eine isolierte Klasse; Bauern, Handwerker und Kleinhändler lassen sich um keinen Preis in das Proletariat einreihen. Diese sehr zahlreichen Volksschichten gedenken keineswegs zu verschwinden und noch weniger im besitzlosen Proletariat unterzugehen; Bauern und Handwerker stellen sich als Produzenten in den Gegensatz zu den Arbeitern als Konsumenten. Aber auch die Industriearbeiterschaft ist nicht eine im Pauperismus verkommende Masse. „Der moderne Proletarier ist zwar arm, aber kein Armer." Längst hat er es auch verstanden, durch das Mittel

der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisation sich vor jenem Schicksal zu schützen. Demgemäß muß das Programm der Sozialdemokratie immer wieder revidiert werden. „Die arbeitende Klasse ist nicht für eine bestimmte sozialistische Theorie da, sondern diese ist für die Arbeiterklasse da." (George Harron.) „Die Sozialdemokratie ist die Partei, welche die sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft durch das Mittel demokratischer und wirtschaftlicher Reform anstrebt." „Man studiert die Einzelheiten der Probleme des Tages und sucht nach Hebeln und Ansatzpunkten, um auf dem Boden dieser die Entwicklung der Gesellschaft im Sinne des Sozialismus vorwärts zu treiben." Darum neben der politischen Arbeit Ausbau des Gewerkschafts- und Genossenschaftswesens, ja sogar eventuell Zusammenarbeiten mit andern Parteien und Richtungen.

Es scheint, daß heute diese reformistische Richtung in der Arbeiterschaft an Boden gewinnt. Die Tatsachen sind eben stärker als die Theorien. Aber neuerdings hat der alte Marxist Karl Kautsky sich gegen diese Lehre vom allmählichen Hineinwachsen in den Sozialismus mit einer Schrift: „Der Weg zur Macht" gewandt. „Soviel ist sicher, daß die Sozialdemokratie eine revolutionäre Partei ist als Verfechterin der Klasseninteressen des Proletariats, weil es unmöglich ist, diesem in der kapitalistischen Gesellschaft zu einem befriedigenden Dasein zu verhelfen." Aber in der Folge wird seine Darstellung, die die Notwendigkeit einer Revolution beweisen soll, zu einer Rechtfertigung mindestens der revisionistischen Taktik. Wenn Kautsky nachweist, wie die Macht der Unternehmerverbände stets wächst, das Aktienwesen überhand nimmt, der Arbeiter bedrängt ist durch das Sinken des Reallohnes (trotz gleichzeitigem Steigen des Geldlohnes), durch den Import und die Konkurrenz ausländischer unorganisierter Arbeiterscharen, durch die Abwendung und Gegnerschaft der Kleinbauern, Handwerker und Kleinverkäufer, wenn er hinweist auf die Komplikation der sozialen Frage durch den Weltverkehr, die Weltpolitik, und die Industrialisierung der Völker des Ostens — was beweist das alles anderes, als daß die westeuropäische Arbeiterschaft — das ist doch tatsächlich heute das „Proletariat" — weiter als je von der Aussicht entfernt ist durch eine Revolution die Macht an sich reißen zu können, daß sie alle Ursache hat, durch zähe, mühsame Einzelarbeit Schritt für Schritt für die Verbesserung ihrer Lage zu arbeiten. Wenn Kautsky die Revolution als Folge eines europäischen Kriegs erwartet, wenn nicht gar erhofft, so ist das doch nicht mehr als eine verzweifelte Verlegenheitsprognose. Und wenn er selber sagt: „Wir wissen, daß wir die historischen Situationen nicht nach Belieben schaffen können, daß unsere Taktik ihnen angepaßt sein muß" — was ist das anderes als Revisionismus?

Dennoch ist es vielleicht etwas Besseres als Eigensinn, wenn Kautsky die Revolution im Sozialismus betont. Er will damit sagen, daß es sich eben im letzten Grund nicht um einzelne wohltätige Re-

formen innerhalb der jetzigen Gesellschaftsordnung, sondern um eine Umwälzung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse handelt, eine so totale Umwälzung, wie sie seinerzeit der Liberalismus mit seiner Gewissens- und Gewerbefreiheit, mit seinen Menschenrechten und Konstitutionen vollzogen hat. Das muß festgehalten werden. Aber wir bedürfen nicht nur einer ökonomisch-politischen Revolution (die vielleicht als „Evolution" kommen wird) sondern noch mehr und in erster Linie einer psychischen. Es bedeutet eine vielverheißende Ueberwindung des Materialismus, wenn jetzt in sozialdemokratischen Schriften immer mehr betont wird, daß die Arbeiterschaft, wenn sie fähig sein soll die Produktion selber in die Hand zu nehmen, der Befreiung von Phrasentum und Selbstsucht und der Erziehung zu Selbstbeherrschung und Opfersinn bedürfe. Noch mehr vielleicht aber bedürfen die andern Klassen der Revolution der Köpfe und Herzen. „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist". Die Schätzung des Eigentums und des Geldes insbesondere, der Sachen überhaupt muß sich völlig wandeln. Sie müssen vom Thron steigen und den Menschen dienen. Dann die Arbeit: die Arbeit ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um der Arbeit willen. Die Beziehung von Mensch zu Mensch: „Alles was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen" — wieviel Revolutionäres steckt nur in diesen paar Gedanken!

— **Lohnämter in der Hausindustrie.** Unsere Freude über Schaffung von Lohnämtern in der deutschen Heimindustrie (s. Juniheft) war verfrüht. Der Staatssekretär des Reichsamts des Innern hat sich, entgegen der Reichstagskommission, im Namen der verbündeten Regierungen gegen die Lohnämter erklärt. In England aber ist unterdessen die Arbeit für die Lohnämter so weit gediehen, daß, wie die „Soziale Praxis" meldet, diese Einrichtung in der Hausindustrie Englands voraussichtlich noch in dieser Parlamentssession Gesetzeskraft erlangen werde. Das Unterhaus hat sie beschlossen und das Oberhaus werde wohl nachfolgen. Die Bestimmung lautet so: „Für besonders des Schutzes bedürftige, von niedrigen Löhnen bedrückte Hausindustrien werden Lohnämter (trade boards) errichtet, in denen unter Vorsitz eines Beamten Vertreter der Arbeitgeber und der Arbeiter sich über die Löhne verständigen. Diese so vereinbarten Löhne werden veröffentlicht und gelten als Mindestsätze. Kein Unternehmer, der diese Festsetzung außer acht läßt, erhält Aufträge von der Regierung. Unternehmer, die die Mindestlöhne achten, kommen auf eine weiße Liste und werden öffentlich empfohlen. Nach Umfluß einer gewissen Zeit können diese Löhne durch Gesetz für allgemein bindend erklärt werden; wer dagegen verstößt, wird mit beträchtlichen Geldstrafen belegt.

Fr. Sutermeister.

Mark. 8, 2.

Er stand an fernen heiligen Gestaden
Und sah des heilsbegier'gen Volkes Not;
Nicht Seelenspeise nur, dem Leib auch Brot
Gab er, der sich mit jeder Not beladen!
Mich jammert des Volks!

So steht er heute noch und schauet bange
Des Mammons schweren Druck, der Arbeit Last,
Die Menschen jagt in würdeloser Hast, —
Da steigt's in ihm empor mit heißem Drange:
Mich jammert des Volks!

Wo sind die Jünger, die ihm gleich nur sinnen
Dem Volk zu brechen reiner Wahrheit Brot?
Die einer Welt zum Trotz, gestützt auf Gott
Nur das Verstehen suchen zu gewinnen:
Mich jammert des Volks!

H. Luther.

Lesefrucht.

Das hohe Lied der Liebe (1. Kor. 13), in Ephesus unter Nero gedichtet für die armen Heiligen von Korinth, ist nicht mit Korinth zu Grunde gegangen. Unter schweigenden Schutthalden und grünen Weinbergen liegt heute in den Terrassen zwischen dem Block von Akrokorinth und dem Strande des Golfes die Pracht des neronischen Korinth für immer vernichtet: Trümmer, graufige Reste, Untergang. Die Zeilen jenes Liedes aber haben den Marmor und die Bronzen der Kaiserzeit überdauert, weil sie ein unantastbares Asyl hatten in den Verborgenheiten des Volksgemüts. Die korinthischen Christen, welche andere Paulustexte verloren gehen ließen, haben diese Blätter gehütet; Abschriften sind genommen und verbreitet worden; um die Wende des ersten und zweiten Jahrhunderts ist der erste Korintherbrief schon in Rom bekannt und auch die anderen Paulusbriefe laufen wohl schon damals in den christlichen Großstadtversammlungen der Mittelmeerküsten um, zusammen mit den Evangelien und den andern Vätertexten als Erbe und Schatz verwahrt, von den Irrtexten gesondert, immer mehr zusammenwachsend zu den Büchern, zuletzt zu dem Buche der heiligen Schriften des neuen Testamentes.

Nicht blind gegen die Gefahren, die das als Buch gewertete Buch in sich schloß, werden wir doch bekennen dürfen: Dieses Buch des neuen Testaments ist der wertvollste sichtbare Besitz der Christenheit, bis auf den heutigen Tag.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Um seiner seelischen Tiefen und Weiten willen ist das Buch des Ostens ein weltöstliches, ein Menschheitsbuch, ist das antike Buch ein ewiges Buch.

Und um der Erlösergestalt willen, die, begleitet von der Masse der Befreiten, segnend und tröstend, mahnend und erneuernd aus dem Buche heraustritt, jeder Generation der Mühseligen und Beladenen neu sich offenbarend, von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsend, ist das neue Testament das Buch des Lebens.

(Aus A. Deißmann, Licht vom Osten. 2. Auflage. S. 297 f.)

Umschau.

Wer hat recht behalten? Wer sich so oft als einen „unpraktischen Idealisten" hinstellen lassen muß, darf wohl gelegentlich darauf aufmerksam machen, wo er die praktischen Dinge besser beurteilt hat als die „Praktiker". Als nach den deutschen Reichstagswahlen vom Februar 1907, die der Sozialdemokratie eine schwere Niederlage gebracht hatten, sich ein allgemeiner Jubel darüber erhob, daß sie nun „vernichtet" sei und zugleich behauptet wurde, jetzt erst werde eine Periode flotten sozialpolitischen Fortschritts einsetzen, da haben wir in den Neuen Wegen (1907, Nr. 4) vorausgesagt:

1. Diese Aera sozialpolitischen Fortschritts werde nicht eintreten, sondern das Gegenteil; 2. die Sozialdemokratie werde sich unter dem Einfluß der Niederlage regenerieren; 3. die sozialdemokratische Flut werde verstärkt wiederkehren. Das alles ist so prompt eingetroffen, wie wir selbst nicht erwartet hätten. Der sozialpolitische Fortschritt hat zur — Reichsfinanzreform geführt, die ein Hohn auf alles soziale Denken ist. Die Sozialdemokratie hat sich gesammelt, geläutert und an Stelle des Dresdener ist der Leipziger Parteitag getreten mit seinem überraschenden Siege der Besonnenheit. Und zum Denken ist die sozialdemokratische Flut wiedergekehrt. In einer Reihe von Reichstags- und Landtagswahlen haben sie überraschende und glänzende Erfolge errungen, die alle früheren weit überholten und die Gegner in Staunen und Bestürzung versetzen. Wenn jetzt Wahlen wären, so würden sie zweifellos als die stärkste aller Parteien in den Reichstag einziehen und die höchste Zahl der Mandate, die sie früher besessen, um 50 % vermehren. Wir sehen: es ist kein Anlaß, eine Rückwärtsbewegung zu erwarten. Der Sozialismus und die Sozialdemokratie sind mehr als je das Problem. L. R.

Das Obige wird bestätigt durch den **machtvollen Fortschritt des Sozialismus in aller Welt.**

In Finnland beherrscht er das Parlament, in Dänemark ist er seine stärkste Partei, in Nordamerika der Mittelpunkt der politischen und kirchlichen Diskussion. In Frankreich sitzen drei Sozialisten im Ministerium und einer von ihnen ist Ministerpräsident. Vor allem aber ist die Bewegung in England auffallend, von der noch kürzlich Einer, der tat, als wisse ers (Dr. Förster) behauptete, kein Mensch rede dort vom Sozialismus, was freilich seit langem nicht richtig ist. Hier folgt ein tiefgreifendes sozialreformerisches Gesetz dem andern. Ihre Krone ist das sogenannte Budget, das in Wirklichkeit ein Steuergesetz bedeutet. Es ist in starkem Gegensatz zu der deutschen „Reichsfinanzreform" auf dem Grundsatz aufgebaut, daß die starken Schultern auch die schwereren Lasten tragen sollen,

ob welcher Zumutung die steinreichen Landlords in ebenso laute Klage ausbrechen wie die deutschen Konservativen. Es wird ihnen wenig helfen. Auch das liberale Bürgertum und die Kreise der Intellektuellen sind von dieser Welle neuen sozialen Denkens weithin erfaßt. Dazu gesellt sich eine starke religiös-soziale Bewegung.

So schreiten die großen Völker des Westens auf neuen Bahnen tapfer vorwärts. Und wir Schweizer? L. R.

Zwei Mene Tekel für Kirchentum und Klerikalismus dürfen wir nicht unerwähnt lassen.

Da ist erstens die Ferreraffäre. Zwar hätten wir über sie am liebsten geschwiegen, da genug darüber geredet worden ist. Aber sie ist durch die bekannte von den Sozialdemokraten (und Andern) gestörte Versammlung der „Christlich-Sozialen" in Zürich in ein Stadium getreten, das unsere Aufmerksamkeit verdient.

Gewiß durfte man sich über die Erregung freuen, die der offenbare Justizmord, der an einem einzelnen Manne in einem entlegenen Lande verübt worden ist (denn daß es ein solcher ist, wird wohl nicht zu bezweifeln sein), entfesselt hat. Diese Tatsache wird nicht ohne Wirkung bleiben. Man braucht sich darin auch nicht durch den Gedanken beirren zu lassen, daß es Dinge gibt, die dieser Erregung noch viel mehr verdienten, wie die im Kongostaat geschehenden Greuel und anderes mehr, auch nicht durch die Uebertreibungen und Ausschreitungen, zu denen die Volksbewegung führte.

Nun aber die Zürcher Versammlung! Daß die dabei vorgekommenen Ausschreitungen zu bedauern sind, versteht sich von selbst. Aber Eins ist doch nicht zu vergessen: die Verteidigung eines so schweren Vergehens gegen Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Gedankenfreiheit, wie die Hinrichtung Ferrers nach allgemeinem Urteil ist, durch die katholische Presse, besonders die „Neuen Zürcher Nachrichten", war eine starke Zumutung an die protestantische und schweizerische Bevölkerung. Dazu geschah diese Verteidigung in einem provokatorischen Ton. Diesen schlug auch die Einladung zu der Versammlung an. Die Erbitterung darüber war groß und allgemein, auch bei solchen, die sich von allen kulturkämpferischen Tendenzen gründlich frei wissen. Dazu lud man in den größten Saal Zürichs ein, das Lokal, das sonst die Sozialdemokratie benützt, mitten in ihrer Hochburg Außersihl. Man wollte demonstrieren, seine Macht zeigen, wollte durch Affront imponieren. Aber der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. Die Rechnung mißglückte. Die Macht war auf einer andern Seite. Die Herausforderung hatte gewaltigen Zorn erzeugt und das Resultat ist bekannt.

Man soll sich nicht darob verwundern. Wer die Volksleidenschaft reizt, muß auf ihre undisziplinierten Ausbrüche gefaßt sein. Wer durch Politik imponieren will, kann leicht in der Politik Fiasko machen, namentlich in geistigen Dingen. Ob der spanische Katholizismus nun wohl viel erfreuliche Frucht davon ernten wird, daß er Ferrer beseitigt hat?

Der springende Punkt ist für uns der fanatische Haß gegen die „Pfaffen", der bei diesem Anlaß zum Vorschein gekommen ist. Ich glaube, man wäre imstande, Priester, die in solche tobenden Massen gerieten, umzubringen.

Das ist gewiß ein Mene Tekel. Wir stehen, wie mir scheint, am Beginn schwerer Gerichte, die über die Kirche kommen werden.

Auch über die protestantische! Denn täuschen wir uns nicht: der Haß gilt, nur in milderem Grade, auch ihr. Das zeigt sich in der Austrittsbewegung, die die kirchlichen Kreise in Deutschland mit Schrecken erfüllt. Nachdem frühere Versuche, die Arbeiterschaft zu einer Massenauswanderung aus der Kirche zu bewegen, im Großen und Ganzen mißlungen sind, wachsen jetzt die Zahlen der Ausgetretenen bedenklich an. Wir machen heute nur auf die Tatsache aufmerksam und behalten uns vor, ausführlich auf sie zurückzukommen. Auch sie ist ein Mene Tekel! Möge sie von denen überlegt werden, welche sich erlauben, alle die für „unreif" zu erklären, die sehen, daß es auf den bisherigen Wegen nicht weiter gehe. Sie könnten mit ihrer „Reife" eines Tages übel erwachen. L. R.

Der Branntweinboykott der deutschen Sozialdemokratie ist eine so wichtige Etappe in dem Emanzipationskampf der deutschen Arbeiterschaft, daß wir den Be-

schluß des Leipziger Parteitags hier wörtlich wiedergeben. „Die von der agrarisch-reaktionären Reichstagsmehrheit beschlossene Erhöhung der Branntweinsteuer bezweckt, einen großen Teil der durch wahnsinnige Rüstungspolitik verursachten Reichsausgaben den Schultern der Aermsten aufzuerlegen. Zugleich soll durch Aufrechterhaltung der Kontigentierungspolitik auch fernerhin den Großgrundbesitzern auf Kosten der Branntweintrinker ein Extraprofit von über 50 Millionen zugesichert werden. Um dieser verbrecherischen Volksausbeutung zu begegnen und zugleich um dem durch den Branntweingenuß verursachten körperlichen und moralischen Schaden weiter Volksschichten entgegenzuwirken, richtet der Parteitag an alle Parteigenossen und Arbeiter die Aufforderung, den Branntweingenuß zu vermeiden. Die Parteigenossen und die Parteipresse werden aufgefordert, diesen Beschluß in energischer Weise zur Durchführung zu bringen." F. S.

Ueber die in voriger Nummer angezeigte Zusammenkunft von Freunden der **religiös-sozialen Konferenz** ist in mehrere Tagesblätter die Nachricht gedrungen, die religiös-sozialen Pfarrer hätten sich organisiert; natürlich wird das jedermann so verstehen, als sei eine neue kirchliche Partei gegründet worden. Davon ist aber in Wirklichkeit gar keine Rede. Es handelt sich bloß um endgültige Konstitution einer Kommission, welche die religiös-sozialen Konferenzen vorbereiten und dem bisher an allzugroßer Formlosigkeit leidenden Unternehmen das notwendige Minimum von Form geben soll. Unsere Bestrebungen glauben wir dann am wirksamsten zu vertreten, wenn wir alle parteimäßige Organisation meiden. L.

Büchertisch.

Die Abschaffung der Armut durch die Wiederherstellung des gleichen Anrechts an die Erde. Ein Aufruf an die weißen Sklaven der Besitzenden von Gustav Büscher. Verlagsmagazin in Zürich, 1909.

„Fortschritt und Armut" heißt das berühmte Buch des Amerikaners Henry George, das zum ersten Mal in weithin Aufsehen erregender Weise die Forderung aufstellte, daß Grund und Boden verstaatlicht werden solle, weil er von rechtswegen der Allgemeinheit gehöre. Diese Ueberführung in staatlichen Besitz soll nicht etwa durch eine Art gewaltsamer Expropriation geschehen, sondern einfach dadurch, daß durch eine Steuer die gesamte sogenannte Bodenrente weggenommen würde, d. h. aller Ertrag des Grundbesitzes, der nicht aus der Arbeit des Besitzers stamme, sondern aus einem Wert, den der Boden erst durch die Arbeit der Gesellschaft gewonnen. Diese Steuer wäre die einzige, die der Staat dann überhaupt noch erhöbe (die „single tax") und sie bedeutete so viel als Gemeinbesitz des Bodens. Diese Maßregel, meint George, würde alle gesellschaftlichen Uebel heilen.

Es ist ein glänzendes und mächtiges Buch, das stets zu den bedeutsamsten Erzeugnissen sozialer Literatur gerechnet werden wird. Wer einmal unter seinem Eindruck gestanden ist, hat sich in der letzten Zeit öfters fragen müssen, warum diese Ideen so wenig mehr die soziale Diskussion beschäftigten. Nun finden sie in Gustav Büscher einen leidenschaftlichen Anwalt. Sein Appell ist es wert, gelesen und zu Herzen genommen zu werden. Es ist durchaus gut, daß die Bodenreformideen großen Stils unter uns wieder mehr erwogen werden. Es lebt in ihnen eine eigene Kraft. Und die Zustände unserer Städte, besonders im Wohnungswesen, werden dafür sorgen, daß sie wieder mehr in den Vordergrund rücken. In Büschers Schrift sind die wichtigsten Argumente ihrer radikalen Anhänger in gedrängter Form beieinander zu finden.

Zum Hauptpunkt möchte ich nicht definitiv Stellung nehmen, aus dem einfachen Grunde, weil ich darüber selbst noch nicht im Klaren bin. Nur einige Einwände muß ich äußern, über die ich nicht wegkomme; bin aber der besseren Belehrung durchaus zugänglich. Nicht daran zweifle ich, daß ein sehr großer Teil unserer heutigen sozialen Misere aus dem Mißbrauch von Grund und Boden stammt und daß es ein vom

idealen Standpunkt aus berechtigtes Verlangen ist, wenn er für die Gemeinschaft in Anspruch genommen wird. Aber ich zweifle daran, ob der von den Bodenreformern Georgescher Richtung vorgeschlagene Weg gangbar ist. Ob er nicht doch noch stark zu jenen utopistischen Versuchen gehört, die vom Standpunkt einer abstrakten Gerechtigkeit aus mit einem Allheilmittel die soziale Frage lösen wollen, statt den durch die Entwicklung selbst gegebenen Weisungen nachgehend aus dem Vorhandenen das Künftige zu schaffen, die also mechanisch, statt organisch vorgehen? Ob die „single tax" die Wirkungen hätte, die ihre Befürworter erwarten? Es braucht zu diesem Experiment ungeheuren Glauben; es wäre ein salto mortale, wie noch nie einer gemacht worden ist. Ist auch nur eine Spur von Aussicht vorhanden, daß eine solche Maßregel in einem ganzen Land oder auch nur einem schweizerischen Kanton durchgesetzt werden könnte? Jedenfalls nur, wenn eine sozialistische Mehrheit vorhanden wäre. Aber wie soll diese zustande kommen? Durch bloße Agitation für die Idee? Wer treibt so viel Glauben an diese auf? Und wenn all diese praktischen Schwierigkeiten nicht wären, so hätte ich noch meine Bedenken. Die Lösung wäre mir zu mechanisch. Eine Abstimmung und die soziale Frage gelöst! So pflegt es in der Geschichte nicht vorwärts zu gehen und es ist gut, daß es nicht so geht. Das Beste an der sozialen Bewegung ist das große sittliche Arbeiten und Ringen, das sie erfordert, die hohe sittliche Aufgabe, die sie stellt. Diese Frucht würde durch eine solche mechanische Lösung verscherzt.

Ich meine also, es sei doch richtig, wenn wir auf den Wegen weiter gehen, die sich uns jetzt geöffnet haben: wenn wir die Industriefrage auf ihrem eigenen Boden zu lösen versuchen, durch Sozialisierung und Demokratisierung der Industrie; das Genossenschaftswesen mit Macht fördern; den Staats- und Munizipalsozialismus so weit führen, als möglich und wünschenswert ist; die politische Organisation des Sozialismus stärken; das System der Versicherungen ausbauen; vor allem an der Weckung eines neuen Geistes arbeiten. Es schiene mir Willkür, diese Wege zu Gunsten eines Experimentes zu verlassen, das doch etwas Künstliches an sich trägt. — Freilich soll die Bodenreform darob nicht zu kurz kommen. Das Ideal Büschers anerkenne ich durchaus. Ich meine nur, daß wir andere Wege zu ihm suchen müssen. Es sind ja in der letzten Zeit wieder Bestrebungen, die zur Bodenreform gehören, allgemeiner erwacht: Ankauf von Grund und Boden durch die Gemeinwesen zum Zweck kommunaler Errichtung von Wohnungen; Einführung der Wertzuwachssteuer; die Gartenstadtbewegung u. a. m. Sie ermangeln freilich des großen Stils, aber vielleicht kommen wir auf diesem Wege am ehesten weiter, dem Ideal entgegen.

Büscher wird mich vielleicht einen Ungläubigen schelten und sagen, man sehe an mir wieder, wie diese Theologen seien. Sie bekennten sich zu einer Sache, die utopischer sei als irgend etwas anderes — denn das sei das ursprüngliche Christentum — sie gäben vor, an das Reich Gottes auf Erden zu glauben und schreckten doch vor jeder kühnen Reform des Bestehenden zurück. Ich glaube, daß mir Büscher damit Unrecht täte. Ich stehe an Kühnheit der Zukunftshoffnung keinem nach. Nur kann man in gutem Treuen über die Wege zu den hohen Zielen verschiedener Meinung sein.

Ich lasse mich auch, wie gesagt, gern belehren und bekehren; jedenfalls freue ich mich, wenn diese große Frage wieder in Fluß kommt. Dazu möge Büschers Aufruf kräftig mithelfen. Ich wünsche ihm diesen Erfolg von Herzen. Es stehen auch, abgesehen von dem Hauptthema, gute Dinge darin, z. B. über die gegenwärtige innere Situation der Schweiz u. a. m. Vielleicht das Beste daran ist der Zorn und die Leidenschaft, die das Ganze durchflammen. Daß sie echt sind, beweist schon das Vorwort, ein offener Brief an die Finanzdirektion des Kantons Zürich, worin der Verfasser ankündigt, daß er die Steuern nicht bezahlen werde, weil das Steuersystem, das sie fordere, ungerecht und unsittlich durch und durch sei. Ein solcher Mann hat das Recht, gehört und ernst genommen zu werden. L. R.

O. Hetoliczka. Individualität und Persönlichkeit. W. Krafft, Hermannstadt (Ungarn). 22 S.

Die Probleme der Persönlichkeitsmoral beschäftigen heute sozusagen jeder-

mann. Was heißt, Persönlichkeit sein? Heißt das, sich nach Belieben ausleben? Darf ein Christ sich zum Persönlichkeitsideal bekennen? Oder umgekehrt: kann ein Mensch, der sich dazu bekennt, sich zugleich zum christlichen Ideal bekennen? Das sind alles Fragen, die heute viele bewegen. Der Verfasser der obigen Schrift, ein siebenbürgischer Theologe und Schulmann, beantwortet sie aus reicher und freier Bildung in vorzüglicher Weise. Daß sie der siebenbürgisch-sächsischen Jugend gewidmet ist, mag als Hinweis darauf dienen, daß sie gerade jungen Menschen, die von den vorhin genannten Problemen bewegt werden, gute Dienste zu tun vermöchte. Sie sei lebhaft empfohlen. L. R.

Heinrich Lhotzky. Die Zukunft der Menschheit. 3 Bändchen zu je 50—60 Seiten. 1. Die Entwicklungsfrage. 2. Die religiöse Frage. 3. Die Freiheitsfrage. Das Bändchen fein gebunden Fr. 1.—, zusammen kart. Fr. 2.50, geb. Fr. 3.50. Berlin, Karl Curtius.

Heinrich Lhotzky gehört zu den geistigen Führern der Gegenwart, mag er auch bloß einer kleinen, allerdings immer größer werdenden, Gemeinde bekannt sein. Wir hätten ihn schon lange gern vielen bekannt gemacht, denen er noch ein Fremder ist, wenn wir dazu Zeit gefunden hätten. Vielleicht tut es jemand aus unserem Leserkreise. Zur Einführung in Lhotzkys Art würde ich nun allerdings nicht gerade das Werkchen empfehlen, das hier angezeigt werden soll, sondern seine größeren Bücher, „Weg zum Vater" und „Religion und Reich Gottes". Doch könnte es auch sein, daß gerade diese an Umfang bescheidenen, an Gehalt aber reichen Hefte geeignet wären, diesem oder jenem die nähere Bekanntschaft mit ihm zu vermitteln.

Es wäre verkehrt, wenn man an die Schriften Lhotzkys eine systematische Schablone heranbringen wollte. Es gäbe dann gerade in diesen Heften vieles zu kritischen Bedenken Anlaß. Man kann sich fragen, ob Lhotzky der „Entwicklung" nicht zu viel Vertrauen schenke, ob er die Notwendigkeit des Kampfes und Bruches, der vorwärtsführenden und gewöhnlich durch die Passion führenden Tat nicht zu wenig betone, ob er überhaupt nicht zu optimistisch sehe; man kann die Macht und Art des Bösen anders beurteilen; kann in der Verwertung von scheinbaren Ergebnissen der Naturforschung vorsichtiger sein. Aber darauf kommt es nicht so sehr an. Die Hauptsache ist, daß aus allen Worten Lhotzkys ein erfrischendes, sieghaftes Leben bricht, ein Strom von Befreiung, Hoffnung und Sonnenschein. Es sind neue, morgenhelle Aussichten, die er öffnet, Gedanken von großer Kühnheit und Originalität, die doch so schlicht vorgetragen werden, daß sie uns als ganz selbstverständlich anmuten. Eine besondere Gabe besitzt Lhotzky, die ältesten Geschichten der Bibel so neu und jung zu machen, als passierten sie heute unter uns. Andererseits weiß er das neue Naturbild so zu deuten, daß es wie vom Glanz des Schöpfungsberichtes der Bibel übergossen wird, ohne irgendwie der modernen Naturforschung Abbruch zu tun oder den biblischen Bericht umzudeuten. Vor allem aber ist er ein Befreier. Kurz, die Bekanntschaft mit Lhotzky kann für einen Menschen ein Erlebnis sein. L. R.

Gott und die Seele. Ein Versuch über die Grundlagen der Religion v. Richard A. Armstrong. Nach der 4. englischen Ausgabe übersetzt von Alma Titius. Göttingen. 159 Seiten. 2 Mark. Vandenhoek und Rupprecht. 1909.

Ein sehr vernünftiges Buch, zu vernünftig nach meinem Geschmack. Es ist eine Apologie nicht des Christentumes, sondern der Wirklichkeit Gottes, der sich als Kraft und Gerechtigkeit und Liebe fortlaufend offenbart. Mir macht es immer den Eindruck, wenn ich solche oft freilich sehr feinsinnigen Tifteleien über das wirkliche und wahrhaftige Vorhandensein Gottes lese, als ob der Autor mehr seine Einsicht und Vernünftigkeit verteidigen wolle gegen Leute, die ihn um seines Glaubens willen für unvernünftig halten. Mit andern Worten, es fehlt solchen Büchern das heilige, lodernde Feuer, das in hellen Flammen aus dem entzündeten Herzen herausschlägt und alles spintisierende Tasten verzehrt und einfach grell und groß in die Welt der Tatsachen hineinleuchtet, daß Alles sein rechtes Licht und seinen rechten Schatten bekommt. Immerhin, das Buch bietet für manchen, der in die Lage kommt, sich nach links und rechts auseinandersetzen zu müssen, gute

Winke und Ratschläge, wie man das Unfaßbare faßbar und das Unsagbare sagen kann; ein Hilfs- und Bestimmungsbuch also, nicht aber ein Buch der Selbstvertiefung und der stillen Stunden. H. B.

R. Kabisch. Das Gewissen, sein Ursprung und seine Pflege. Göttingen, Vandenhoek & Rupprecht, 66 S., 1906.

Das Schriftchen stammt von dem Verfasser des Romans „Heimkehr Gottes", der in den Neuen Wegen (1908 Nr. 8) mit Recht warm empfohlen worden ist. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, zuerst den Roman gelesen hat, der zwei Jahre später erschienen ist, den berührt diese Arbeit wie ein philosophischer Kommentar zu der Dichtung. Jedenfalls ist auch diese Schrift sehr empfehlenswert. Die Frage, wie es sich denn eigentlich mit dem Gewissen verhalte, ob es wirklich die Stimme Gottes sei oder bloß ein Kulturprodukt, ob es absolute oder nur relativ gültige Urteile fälle, bewegt heute ja viele. Hier findet sie eine sorgfältig begründete Antwort. Daß diese noch einfacher formuliert werden könnte, ist freilich meine Ansicht, doch hindert mich das nicht an einer warmen Empfehlung dieser Verteidigung des Gewissens als des Gottes im Menschen. L. R.

Selbsterziehung. Von P. Dubois, Bern, A. Francke. Preis Fr. 4.—.

Das von E. Ringier aus dem Französischen übersetzte Buch behandelt ethische Probleme auf deterministischer Grundlage. Von Interesse ist die Stellung des Verfassers zum Christentum. Alle Stellen des Buches, die davon handeln, beweisen, daß er im wesentlichen nur die katholische Kirche kennt, daß ihm aber die Ethik des protestantischen Christentums, insbesondere diejenige unserer modernen Zeit, unbekannt ist. Wenn der Verfasser sagt, daß die Christen den Lohn für ihre guten Taten erst im Jenseits erhoffen, und daß dieser Lohn vielfach der Ansporn dazu ist, gutes zu tun, so bezieht sich dies eben hauptsächlich auf die Bekenner des katholischen Glaubens, keinesfalls aber bildet diese Ansicht einen notwendigen Bestandteil der christlichen Lehre überhaupt. Beim Lesen des teilweise sehr schönen Buches hat man durchaus den Eindruck, daß es aus innerem Bedürfnis heraus von einer kraftvollen, praktischen Persönlichkeit geschrieben ist zu dem Zwecke, der Fülle von innerlich unglücklichen Menschen den Weg zum Glück zu weisen. Sein Beruf als Arzt gibt dem Verfasser besonders gut Gelegenheit, der Ursache menschlichen Unglücks nachzugehen. Daß Dubois aber durch sein Buch dieses hohe Ziel erreicht, muß bezweifelt werden. Seine Ethik ist entstanden auf Grund seiner persönlichen, sicher für weite Kreise wertvollen Erlebnisse, aber ziemlich unbeeinflußt von der gewaltigen Arbeit, die Menschen aller Zeiten auf diesem Gebiet geleistet haben.

Felix Moeschlin, „Die Königschmieds", Berlin 1909. Verlag von Wiegandt und Grieben. (G. K. Sarasin.) M. 4.50.

Die kleine Schweiz hat in den letzten Jahren auf dem Gebiet der Erzählung große Produktivität gezeigt; rasch nach einander sind gute epische Werke an die Oeffentlichkeit getreten; als eines der besten ist ohne Zweifel das Werk eines jungen Baslers anzusehen, das durch Komposition sowohl wie erzählerischen Reichtum und ganz eigene Schlichtheit der Darstellung geradezu von verblüffender Treffsicherheit ist.

Und doch hat sich der Dichter keine leichte Aufgabe gestellt. In 14 Kapiteln erzählt er Größe und Verfall einer Familie; mit Sepp König und seinem stolzen Hof hinten im Leimental hebt die Geschichte an; dem jungen Schmied ist sein Hof sein Alles und sein spät geborener Sohn Viktor sein Abgott; mit dem alternden, invaliden Viktor, der zum Brandstifter am verlotterten Erbgut der Väter wird und selbst dabei umkommt, schließt sie. Dazwischen liegen die Lebensläufe der drei vor Viktor geborenen Töchter Sepps, ihre Heiraten, ihre Eheschicksale, und liegt vor allem Viktors Entwicklung, die von vielversprechenden Anfängen zum bösen Ende führt.

Schon sein Eintritt ins Leben vollzieht sich auf eigene Weise. Während der Doktor im Oberstock eine Frühgeburt einleitet, sinnt Sepp im Erdgeschoß nach, was er wohl vorzöge, das Leben der Frau ohne Sohn oder den Sohn ohne das Leben der Frau. Und während sich in Gewissensnöten sein bäuerlich egoistisches Ich mit dem bessern herumschlägt, erfahren wir seine ganze Ehegeschichte bis hieher. Er endigt den Kampf und entscheidet sich für das Kind;

die Frau stirbt. Viktor soll, so weiß es die bigotte Tante einzufädeln, ein Heiliger, zum mindesten Geistlicher werden. Aber das Geistlichsein vergeht ihm, nachdem seine Heiligkeit und sein Glaube bei der Durchführung der Klosteraufhebung droben zu Mariafels zu Schanden geworden sind; er hatte ein Wunder gehofft! Er wird ein begehrter junger Landmann; zur Freude des Alten ist der Hof gerettet. Sinnlichkeit und Geldsucht lassen ihn das liebliche Fini verlieren und die dralle herrschsüchtige Lydia von jenseits der Grenze gewinnen. Der Vater gibt noch bei Lebzeiten den Hof an den Sohn ab; sein weiteres Schicksal ist das des König Lear, der bei der verstoßenen Tochter ein Obdach findet, schließlich aber doch auf freiem Felde stirbt; Viktor selbst hat die Hölle im Hause; die Kinder arten nach der zänkischen, rohen und unordentlichen Mutter; durch gewagte Spekulationen sucht Viktor dem Ruin seines Hofes zu begegnen und im Alkohol seinen Mißmut zu vergessen; so trifft ihn ein Unfall, der ihn in der Folgezeit im eigenen Hause nur noch zum Geduldeten macht, denn er ist arbeitsunfähig. Sein Unglück treibt ihn seiner Jugendliebe in die Arme; von Lydia und ihrem Anhang dabei überrascht, wird er während einer dem erregten Auftritt folgenden Krankheit gänzlich ausrangiert, und wie ihm auch der letzte Sohn, der allein ihm gleicht, gestorben ist, da zündet er den Hof an, um ihn nicht an seine bittersten Feinde, die Partei seiner Frau, fallen zu sehen.

Zwischen all diesen Ereignissen, die nur schwer knapp anzugeben sind, ohne daß sie in ihrem ursächlichen Zusammenhang zerrissen werden, schlingen sich dann noch die Lebensfäden von Nebenpersonen durch, die bei aller Episodenhaftigkeit von hoher Bedeutung sind: der Onkel Pfarrer, der den Bauern erlaubt, das Heu am Sonntag einzufahren, und der bei der Lust des Mähens am Herzschlag hinsinkt; die bigotte Tante Anna, der nach Jahrzehnten aufgeht, daß sie aus Uebergewissenhaftigkeit ihren Geliebten verlor und ihr Leben verpfuschte; Hans Dürler, der Schwiegersohn Nr. 2, der seine herzkranke Frau nach Mariafels wallfahren schickt, um sie der Anstrengung erliegen zu machen und dann Sepps Lisbeth nehmen zu können, und der dann doch zu spät kommt und erst nach fast zwei Jahrzehnten später mit Lisbeth wieder zusammentrifft zu einem bescheidenen Liebesabend; sie alle sind mit einer wundervollen Charakteristik hingestellt an ihren Platz, und keines könnte man missen.

Und damit kommen wir zur literarischen Bewertung des Buches. Es kommt viel Häßliches darin vor, kein Zweifel. Aber das Auf und Ab des Lebens ist mit einer solchen Selbstverständlichkeit und epischen Schlichtheit geschildert, der Ton ein so herzlich naiver und treuherzig berichtender und an den entscheidenden Stellen so knapp, das Ganze so durchwärmt von einer großen Liebe zur Scholle und Verehrung der Natur, daß man erst bei wiederholtem Lesen diese Vorzüge so recht gewahr wird. Man braucht sich deshalb den Blick für kleine Schwächen nicht trüben zu lassen. So halte ich es z. B. für ein gefährliches Experiment, dasselbe Motiv zu wiederholen und zwei Liebespaare sich nach Jahren an den Ueberresten ihrer Glut die alten Knochen wärmen zu lassen. Aber gerade das ist nicht zu ändern, ohne dem Buch Wesentliches zu nehmen: eine bei allem Naturalismus doch starke Betonung auch des Idealen in den Liebesbeziehungen der bäuerlichen Menschen. Alles in allem ein vollsaftiges Werk! Hoffentlich läßt sich der Dichter Zeit zum folgenden! E. J.

„Der Stern" nennt sich das neugeschaffenene Organ der „Freundinnen junger Mädchen." Das Werk derselben bedarf keiner Empfehlung mehr. Als Redaktorin zeichnet Frl. M. Stähelin. Eine herzliche Liebe zu den so vielfach schutzlosen und unerfahrenen Mädchen, deren sich die „Freundinnen" annehmen, spricht auch aus dem „Stern". Der Inhalt ist natürlich sehr einfach gehalten. Vielleicht dürfte er, ohne an wirklichem Jesusgeist zu verlieren, noch etwas freier werden. Er würde dann an Zugkraft für die Jugend gewinnen. Es sollten ein solches Blatt auch Mädchen, die nicht streng pietistisch erzogen worden sind, mit Freuden lesen können. Das Blatt sollte also imstande sein, bei allem Ernst der religiösen Position doch alles Enge und Unjugendliche zu vermeiden. Nach diesem Gesichtspunkt wären m. E. die Geschichten und religiösen Betrach-

tungen zu beurteilen. Die „Bibelfragen" aber würde ich weglassen, da sie eine mechanische Art, die Bibel zu behandeln, begünstigen.

Diese Ausstellungen entspringen nicht der Kritiksucht oder einem Parteivorurteil, sondern dem warmen Interesse am Werk der „Freundinnen." Das Blatt ist ja noch jung, und seiner Redaktion zuzutrauen, daß sie es auf die Höhe bringen wird. Es ist ein Unternehmen, das der schönsten Entfaltung fähig ist und sie verdient. Wir wünschen ihm viel finanzielle und literarische Unterstützung. Der „Stern" kostet Fr. 1.— jährlich für die Schweiz und Fr. 1.50 (bei Bezug von mehr als fünf Exemplare Fr. 1.25) jährlich für das Ausland und ist zu beziehen bei Frau Lüscher-Wieland, Leonhardstr. 2, Basel. L. R.

Zur Besprechung eingegangene Schriften.

Die Redaktion verpflichtet sich nicht zur Besprechung aller eingegangenen Schriften. Die mit * bezeichneten sind schon vergeben; die übrigen werden denjenigen zur Rezension übergeben, die sich dafür bei Herrn Pfarrer Liechtenhan melden.

*J. Hauri, Die Religion, ihr Wesen und ihr Recht. Populäre religionsgeschichtliche Vorträge. Berlin, Skopnik. Preis Fr. 6.75.

G. Anrich, Der moderne Ultramontanismus. Tübingen, Mohr. (Rel.-geschichtliche Volksbücher, IV, 10). Preis 70 Cts.

E. Simons, Ein Vermächtnis Calvins an die deutsch-evangelischen Kirchen. Ebenda. Preis Fr. 1.10.

S. Eck, Johann Calvin. Rede bei der Calvin-Feier der Universität Gießen. Ebenda. Preis Fr. 1.10.

*H. Windisch, Der messianische Krieg und das Urchristentum. Ebenda. Fr. 2.70.

*P. Wernle, Johann Calvin. Akademischer Vortrag. Ebenda. Preis Fr. 1.10.

R. Bürkner, Altar und Kanzel. Geschichte des Gotteshauses. Ebenda. (Rel.-geschichtliche Volksbücher III, 11). Preis 70 Cts.

*M. Maurenbrecher, Von Nazareth nach Golgatha. Untersuchungen über die weltgeschichtlichen Zusammenhänge des Urchristentums. Berlin-Schöneberg, Verlag der Hilfe. Preis Fr. 5.40, geb. Fr. 6.75.

*H. Gressmann, H. Gunkel, H. Schmidt, W. Staerk: Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt, erste Lieferung. Göttingen, Vandenhoek und Rupprecht. Preis des ganzen Werkes in 1. Subskription (28 Lieferungen) zirka Fr. 30.—.

Graf Posadowski, Luxus und Sparsamkeit. Ebenda. Preis Fr. 1.—

H. Schachenmann, David Fr. Strauß als Dichter. Zürich. Volksschriftenverlag des Vereins für freies Christentum. (Aug. Frick.) Preis 40 Cts.

K. Munding, Pflichten und Rechte der Genossenschaftsangestellten im Lichte der Genossenschaftsidee. Basel, Verlag des Verbands schweiz. Konsumvereine.

E. Grimm, Theorie der Religion.

E. Renkewitz, Passionsbetrachtungen der Brüdergemeinde.

E. Rolffs, Was wir an der Bibel haben. Zwölf Predigten.

J. Smend, Zwölf Festpredigten.

J. Herzog, Durch Ernst zum Frieden.

Th. Haering, Unser Glaube an Christus im täglichen Leben.

R. Seidel, Der unbekannte Pestalozzi, der Sozialpolitiker und Sozialpädagoge. Zürich, Orell Füßli. Preis 50 Cts.

*L. Koehler, Ueber das Lesen zur Unterhaltung und Erbauung. Volksbücherei Affoltern a. A. Preis 25 Cts.

*J. Daab und H. Wegener, Das Suchen der Zeit Blätter deutscher Zukunft. 5 Bände. Gießen, Töpelmann. Preis Fr. 3.40.

Redaktion: B. Hartmann, Pfarrer in Chur; Liz. R. Liechtenhan, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); L. Ragaz, Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn Liechtenhan zu senden. — Druck von R. G. Zbinden in Basel.

Aus der Werdezeit des Christentums.

II. Aus der Religionsgeschichte der römischen Kaiserzeit.

Manchen Zeitgenossen ist das Christentum seines orientalisch-semitischen Ursprungs halber verdächtig oder verächtlich. So weit diese Anschauung in germanischem Rassendünkel begründet ist und auf eine romantische Wiederbelebung des altnationalen Heidentums abzielt, gedenken wir uns nicht mit ihr auseinander zu setzen. Aber sie hat allerdings den Finger auf eine auffallende Tatsache gelegt: es ist doch verwunderlich, daß die aus dem Osten stammende christliche Religion von den westlichen Völkern nicht als ihrem innersten Wesen fremd abgewiesen, sondern in verhältnismäßig so kurzer Zeit angeeignet worden ist. Das ist umso auffälliger, da doch der antiken Welt die Religion eine nationale Angelegenheit war.

Wenn wir dieser merkwürdigen Tatsache nachgehen, so finden wir, daß das Vordringen des Christentums nur eine Welle eines größeren Stromes ist, der damals von Osten nach Westen floß. Man könnte über die ganze damalige Religionsgeschichte die Ueberschrift setzen: die Wanderung orientalischer Religionen nach Westen. Und der Inhalt dieser Geschichte ist nicht der Kampf Christi mit den Göttern Griechenlands und Roms, sondern der Wettstreit der orientalischen Religionen um die Herrschaft über die Bevölkerung des römischen Reiches.

Der Austausch griechischer und orientalischer Kultur hatte seit Alexander dem Großen lebhaft eingesetzt. Sein Vorstoß war nicht nur ein politischer Eroberungszug, sondern ein gewaltiges Vordringen griechischer Kultur nach Osten. Wenn auch sein Reich nach seinem Tode zerfiel, so setzte sich doch in den von seinen Feldherrn, den sogenannten Diadochen, gegründeten Staaten in Kleinasien, Syrien und Aegypten der Hellenisierungsprozeß fort, Antiochia und Alexandria wurden Centren griechischer Bildung. Das wurde auch nicht anders, als 200—300 Jahre später die Römer das Erbe Alexanders antraten.

Auch sie waren vorher von griechischer Kultur durchdrungen worden und hatten ihre Götter mit den griechischen verschmolzen. Und als nun nach der schweren Zeit der Bürgerkriege das Kaisertum errichtet wurde, eine Zeit des Friedens einkehrte, ein gewaltiges Netz guter Straßen das ganze Reich umspannte, Handel und Verkehr einen neuen Aufschwung nahmen und die Bewohner der verschiedenen Reichsteile in bisher unerhörter Weise unter einander gewürfelt wurden, da wurden alle Teile des Reiches von einer einheitlichen Kultur umfaßt, deren sichtbarste Grundlage die überall gesprochene und verstandene griechische Sprache war.

Diese einheitliche Weltkultur war der fruchtbarste Boden für eine kosmopolitische Stimmung, wie sie schon durch die Philosophie der Stoiker genährt worden war. Man fühlte sich als Mensch, nicht mehr in erster Linie als Grieche, Syrer, Aegypter u. s. w. Die Kehrseite dieses Universalismus ist ein gesteigerter Individualismus, der sittliche Inhalt des Einzelnen ist nicht mehr durch die Zwecke des Staates bestimmt, man strebt nach reinem Menschentum, wie es sich im Ideal des „Weisen" darstellt, es beginnt die bewußte Kultur einer harmonisch durchgebildeten Persönlichkeit und einer den äußern Dingen überlegenen Innerlichkeit. Und in einzelnen Vertretern vermag dieser Humanitätsgedanke nicht nur die nationalen, sondern auch die sozialen Schranken zu durchbrechen.

Aber gerade diese Auflösung des nationalen Bewußtseins war den alten Religionen gefährlich, die ja ganz auf nationaler Grundlage ruhten. Die Römer waren zwar wie schon Alexander tolerant und ließen die unterworfenen Völker bei der Ausübung ihrer Volksreligion unbehelligt. Die einzige Reichsreligion war der Kaiserkult, genau ausgedrückt die göttliche Verehrung des Genius, des Schutzgeistes des Kaisers als des Repräsentanten der das ganze Reich beherrschenden Gewalt, einer Art zweiter Vorsehung. Aber dieser Kaiserkult hatte höchst offiziellen Charakter und war nicht geeignet, das religiöse Bedürfnis zu befriedigen. Und wenn auch der Dienst der alten Götter mit der juristischen Peinlichkeit, die den Römern in diesen Dingen eigen war, immer noch vollzogen wurde, so war doch die alte Naivetät, die Anteilnahme des Gemütes vergangen. Man opferte den Göttern mehr wie man dem Staate Steuern zahlt, nicht wie man einem Freunde Geschenke macht. Der alte Polytheismus war höchstens noch bei der von der Bildung unberührten Schicht des Landvolks eine Lebensmacht. In den Städten war die philosophische Aufklärung zu weit verbreitet.

Diese war zwar nur zum kleinsten Teil Atheismus im heutigen Sinne. Sie ließ die Volksreligion bestehen, aber sie brachte ihr nicht mehr kindlichen Glauben entgegen, sondern suchte sie umzudeuten. Homer stand zwar in hohen Ehren, aber sein handfester Polytheismus war der Zeitbildung so fremd geworden, daß man sich nur mit allegorischer Erklärung zu helfen wußte. Es herrschte ein philosophischer

Monotheismus, welcher die alten Götter nur als verschiedene Erscheinungsformen, als Personifikationen verschiedener Funktionen der allumfassenden Gottheit auffaßte. Dieser Monotheismus war „Synkretismus", er anerkannte in aller religiösen Ueberlieferung tiefe Weisheit, alle Volksreligionen galten ihm nur als verschiedene Einkleidungen derselben universalen religiösen Wahrheit, ihre Götter wurden einander gleichgesetzt und verschmolzen; spekulative Gebäude wurden errichtet, die aus Elementen der verschiedensten Religionen zusammengesetzt waren. Allerlei phantastische Mischreligionen entstanden, aber es waren doch nur künstliche Gebilde.

Gewiß war dieser Monotheismus ein Fortschritt, eine wichtige Vorbereitung auf das Christentum, aber doch nicht fähig, den religiösen Trieb zu befriedigen. Er stammte aus andern Wurzeln als der jüdisch-christliche; er war ein Produkt der Reflexion. Diese oberste, umfassende Gottheit war doch zu sehr eine Schöpfung des menschlichen Denkens, ein Gott von der Menschen Gnaden; er war eine Alles durchdringende Weltseele, nicht eine in der Geschichte wirkende und schaffende Macht, nicht ein gerechter Richter und liebender Vater, der zum Herzen und Gewissen spricht. Die von ihm redeten, hatten sich allerlei Gedanken über ihn zurechtgelegt, aber sie waren nicht von ihm gepackt und hingerissen wie die Propheten und Jesus. Das Verhältnis zur Gottheit war weniger Dank und Vertrauen, Liebe und Hingabe, als überlegte andächtige Betrachtung. Die alten Schranken waren durchbrochen, aber auch die alte Kraft war verloren.

Eine Zeit lang konnte diese philosophische Religion befriedigen, aber nicht auf die Dauer. Das religiöse Bedürfnis erwachte mit neuer Gewalt. Der Versuch des Augustus, das alte Heidentum wieder zu beleben, war von Anfang an zu ästhetisch und literarisch. Auch der Neuplatonismus, die höchste und reinste Form dieses philosophischen Monotheismus war nichts für die einfachen Leute. Alle die Künste der Abstraktion und Spekulation konnten ihnen die Gewißheit nicht geben, nach der sie mehr als je verlangten. Die letzten Fragen nach dem Woher und Wohin waren über die Menschen gekommen. Auf die raffinierte Genußsucht der ersten Kaiserzeit war der Ekel über die Nichtigkeit dieses ganzen Lebens gefolgt, ein neuer Ernst, ein vertieftes ethisches Streben erfaßte die Gesellschaft. Man fühlte, daß man in einer Zeit des Niedergangs lebte, eine pessimistische Betrachtung der Welt nahm überhand, die Astrologie stand hoch in Ehren und verbreitete den Glauben an eine hilflose Knechtung der Menschen unter die Gestirnmächte. Mit dem Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit und Schuld war die Sehnsucht nach Kraft, nach Reinigung und Erlösung, mit der Empfindung des gegenwärtigen Elends ein leidenschaftliches Begehren nach fester Ewigkeitshoffnung erwacht. Die Seele will sich erheben über die traurige Wirklichkeit und sucht Berührung mit göttlichem Leben. Die neue Zeitrichtung spricht sich auch in der Philosophie aus; diese sucht ethische Vertiefung und wendet ihr Interesse wieder

viel lebhafter den religiösen Fragen zu, sie rechnet Frömmigkeit zu den unentbehrlichen Kennzeichen vollen Menschentums. Die Philosophen verkündigen als Straßenprediger ihre religiösen und sittlichen Ideale und werden Seelsorger in den vornehmen Häusern.

Dieses neu erwachende religiöse Bedürfnis sucht nun Befriedigung in den orientalischen Religionen. Kleinasien, Syrien, Aegypten waren die eigentlichen Träger der produktiven Arbeit, sie besaßen aufsteigendes Volkstum, das beständig nach Westen vordrang. Aus den östlichen Provinzen rekrutierte sich die Armee und der Sklavenstand, die Syrer waren das eigentliche Handelsvolk, das sich nicht nur in Rom, sondern auch noch weiter nach Westen, in die spanischen, gallischen und germanischen Provinzen ausbreitete. Das römische Volkstum war nicht mehr stark genug, sich diese fremden Elemente zu assimilieren; es ließ sich mit der orientalischen Kultur überschwemmen, und die Ueberlegenheit derselben offenbarte sich vor allem auf religiösem Gebiete.

Schon im Jahre 205 v. Chr. wurden die Römer durch ein Orakel veranlaßt, das Heiligtum der phrygischen Göttin Kybele, einen schwarzen Meteorstein, aus Pessinus in Kleinasien nach Rom zu holen und ihr samt ihrem Gefährten Attis göttliche Ehren zu erweisen; jährlich wurde das Fest der Ankunft dieser Gottheiten in Rom begangen. Kybele, auch die „große Mutter" genannt, ist die Mutter Erde; ihr Geliebter Attis, der Gott der Frühlingsvegetation, hat nach der Sage durch Selbstentmannung den Tod gefunden und ist von der Göttin betrauert worden, dann aber wieder zu neuem Leben erwacht. Es spiegeln sich hier die klimatischen Verhältnisse der Heimat dieser Gottheiten. Auf einen rauhen Winter folgt dort ein plötzlich hereinbrechender Frühling, aber die rasch aufblühende Vegetation welkt bald wieder dahin in der Sommerhitze. Wenn die Winterstürme durch die unermeßlichen Bergwälder heulten, so war es nach phrygischem Glauben Kybele, die von einem Löwengespann gezogen, durch die Wildnis schweifte, ihren toten Geliebten zu suchen und zu beklagen; unter dem Klange wilder Musik zogen auch die Bewohner des Landes durch die Wälder, um am Schmerze ihrer Gottheit teilzunehmen und dann auch ihre Freude an der Wiedererweckung des Geliebten zu teilen. Das Hauptfest der Totenklage um Attis und seiner Wiederbelebung dauerte mehrere Tage und war mit reichen Ceremonien verbunden. Die Totenklage wurde mit betäubender Musik und wilden Tänzen begangen, welche die Priester in Ekstase versetzten; sie brachten sich in diesem Zustand Wunden bei und besprengten mit ihrem Blute den Altar und die Mitfeiernden; einzelne weihten sich, auf dem Gipfel der Raserei angelangt, durch das Opfer der Selbstentmannung dem ständigen Dienst dieser Gottheiten. Nach einem Ruhetag folgte dann das Jubelfest der Wiederbelebung des Attis, ein Tag wildester Ausgelassenheit, eine Art Karneval. Die Erweckung des Gottes galt den von diesem Enthusiasmus Angesteckten als Gewähr ihrer eigenen Unsterblichkeit.

Anfangs brachten die gemessenen Römer diesem aufgeregten Kultus nur Verachtung entgegen. Den römischen Bürgern war der Eintritt in die Priesterschaft der Kybele verboten, ihr Dienst wurde von Phrygiern besorgt, die das ganze Jahr auf ihrem Tempelbezirk auf dem Palatin beschränkt blieben und nur an den jährlichen Festen vor die Oeffentlichkeit traten. Aber diese Religion wurde immer populärer und der Kaiser Claudius (41—54) war genötigt, die noch bestehenden Schranken aufzuheben. Die Feste wurden jetzt aufs Glänzendste gefeiert; eine besondere Bruderschaft hatte die Aufgabe, die heilige Fichte auf das Fest zu fällen und nach Rom zu bringen; sie übte zugleich das Amt der Feuerwehr. Neben dem öffentlichen Fest gab es noch geheimnisvolle verborgene Feiern, sogenannte Mysterien; sie bestanden aus Waschungen und heiligen Mahlzeiten, welche den Eingeweihten mit den Gottheiten in Gemeinschaft bringen und ein Pfand der Unsterblichkeit darbieten sollten; sie waren offenbar auch mit Eröffnung geheimer Lehren der Kybelepriesterschaft verbunden. Sowohl diejenigen, die bloß das Phantastische und Superstitiöse suchten, als auch die nach tieferer Weisheit Begehrenden kamen so auf ihre Rechnung.

Der Kybelekult hat sich auch mit andern Religionen verbunden, so mit der Verehrung der kilikischen Kriegsgöttin Ma, welche die Römer mit ihrer Bellona identifizierten. Ihre Priester, fanatici genannt, erregten durch ihre schwarze Kleidung, die furchtbare Wildheit ihrer Ekstasen und Selbstverwundungen besondere Aufmerksamkeit. Besonders enge Verbindung ging der Attiskult mit dem später zu nennenden Mithrasdienst ein. Aber auch mit jüdischen Elementen scheint sich diese Religion durchsetzt zu haben, sodaß unter ihrem Einfluß Attis, der ursprünglich hinter Kybele zurückgetreten war, zu der Würde des höchsten Himmelsgottes emporstieg.

Weniger phantastisch und wild erregt, aber dem Grundgedanken nach verwandt war die ägyptische Religion der Verehrung von Isis und Osiris oder Serapis. Sie war die offizielle Staatsreligion der Diadochendynastie der Ptolemäer und von Anfang an stark von griechischem Geiste beeinflußt. Sie breitete sich schnell in Griechenland und Italien aus und scheint ihre Popularität dem Glanz ihrer Feste und allerlei geheimnisvollen Ceremonien verdankt zu haben. Das eine der großen Feste war dasjenige der Eröffnung der Schiffahrt; Isis war die besondere Schutzgöttin der Schiffsleute, die ihre Verehrung überallhin verbreiteten. Das andere war die Totenklage um Osiris und Freudenfeier seiner Auferweckung. Osiris ist Sonnen- und Totengott zugleich, nämlich die Sonne, die am Tag über die Welt der Lebendigen dahinzieht und Nachts das unterirdische Totenreich durchwandert: der nach dem Mythus getötete, in die Unterwelt gesunkene, von seiner Gattin Isis betrauerte und wieder erweckte Osiris ist ursprünglich die Abends untergehende und Morgens wieder erstehende Sonne. Auch hier war das Schicksal des Gottes für seine Verehrer Gewähr ihrer eigenen Unsterblichkeit. Isis, deren sittlicher Charakter früher

etwas zweifelhafter Art gewesen — sie war die besondere Schützerin galanter Abenteuer — nahm immer mehr den Charakter der reinen und keuschen Gottheit an, die von ihren Verehrern Reinheit verlangte. Und gerade weil diese Religion keine feste Lehre verkündigte, ließ sie sich leicht mit allerlei monotheistischen und pantheistischen Spekulationen verbinden. So wandte sie sich an Phantasie, Verstand und Gewissen zugleich.

Waren diese sterbenden und auferstehenden Gottheiten dem menschlichen Herzen näher, war deshalb die Gemeinschaft mit ihnen leichter zu finden als mit den in olympischer Ruhe thronenden des alten griechisch-römischen Heidentums, so zogen umgekehrt die syrischen Baale, deren Dienst durch Soldaten, Sklaven und Kaufleute verbreitet wurde, durch ihre unerreichbare Hoheit an. Allerdings war damit auch Superstition niedrigster Art verbunden, heulende und tanzende Derwische bettelten in Rom herum und die kultische Prostitution blühte an ihren Heiligtümern. Als nach dem Tode des Kaisers Caracalla (217) sein nächster Verwandter Avitus, der Priester des Sonnengottes Elagabal zu Emesa in Syrien, zum Kaiser ausgerufen wurde und nur die einzige Sorge kannte, seinen Gott auch in Rom mit dem unsinnigsten Pomp und allerlei unsittlichem Wesen aufs höchste zu verehren, da erregte er den heftigsten Unwillen der ehrenwerten römischen Bürger. Aber auch eine gereinigte, mit allerlei erhabenen Gedanken babylonischen Gestirndienstes durchsetzte Priesterreligion siedelte sich an den Heiligtümern dieser alten Himmels-, Gewitter- und Sonnengötter an. Der Abstand zwischen Gott und Mensch wurde besonders tief empfunden. Aus der Beobachtung der Unwandelbarkeit der Gestirnbewegungen war eine tief ehrfürchtige Versenkung in den Gedanken der Ewigkeit entsprossen. Das Gefühl der Kleinheit und Unwürdigkeit, das Verlangen nach Reinheit und Vergebung, die Hoffnung auf Erlösung von der Knechtschaft niedriger Sternmächte und Versetzung in die glückselige ewige Lichtsphäre des Fixsternhimmels wurde da gepflegt und erhielt neue Nahrung. Alle Inbrunst der Verehrung und Kühnheit der Spekulation konzentriert sich auf diese alten syrischen Naturgötter, bis sie zu der Höhe des allmächtigen und ewigen Herrn des Schicksals emporstiegen. „Eine einzige, allmächtige, allumfassende, ewige, unaussprechliche Gottheit, die sich zu fühlen gibt in der Natur, deren glänzendste und mächtigste Kundgebung jedoch die Sonne ist, das ist die letzte Ausprägung, in der sich die Religion der heidnischen Semiten und unter ihrem Einfluß diejenige der Römer vollendet" (Cumont).

Die allerstärkste Konkurrenz bereitete jedoch dem Christentum die Religion der Mithrasmysterien. Es gab eine Zeit, wo man sich fragen konnte, ob die antike Welt Christus oder Mithra gehören werde. Renan hat behauptet, wenn durch irgend einen Zufall das Christentum am Vordringen wäre gehindert worden, so wäre die europäische Kulturwelt mithrasgläubig geworden, und er fügt bei, das

Ergebnis wäre nicht sehr viel anders ausgefallen; die Menschheit wäre vielleicht etwas reicher an männlichen Tugenden, aber ärmer an Mitleid geworden. Das ist natürlich Uebertreibung; in den Ländern, die für die geistige Kultur in Betracht kamen, Griechenland, Macedonien und dem westlichen Kleinasien wurde der Mithrasdienst nie populär, während das Christentum gerade dort seine intensivste Verbreitung fand; ein Wettstreit zwischen Christentum und Mithrasdienst finden wir nur in den westlichen Provinzen; aber auf ihn haben sich diejenigen Kaiser gestützt, die sich dem entscheidenden Vorstoß des Christentums unter Konstantin entgegenstemmten. Und richtig ist, daß im Mithrasdienst die edelsten Tendenzen des sterbenden Heidentums noch eine herbstliche Blüte getrieben haben.

Mithra ist ein persischer Gott; aber sein Dienst ist nicht identisch mit der alten persischen Religion, der Lehre Zarathustras, die unter allen antiken Religionen die strengste ethische Färbung besaß und auf das Spätjudentum großen Einfluß ausübte. Mithra, der von den Ariern schon vor ihrer Trennung verehrt wurde, trat in der altpersischen Religion hinter Ahura-Mazda, dem Gott des Lichtes und Haupt der guten Mächte, völlig zurück, rückte aber wieder in den Vordergrund, als die persische Religion nach Westen vordrang und sich dabei mit allerlei babylonischen und kleinasiatischen Elementen verband. Im östlichen Kleinasien und Armenien war sie heimisch und dort haben die Römer sie kennen gelernt; die beständigen Partherkriege führten die Legionen in jene Gegenden, und die Armee ist ja die Hauptstütze des Mithraskults gewesen.

Der scharfe Dualismus und ethische Charakter der Religion Zarathustras war beibehalten, und als Lichtgott konnte Mithra auch jene pantheistische Sonnenverehrung, von der wir vorhin sprachen, an sich ziehen. Der Dualismus war für eine Zeit, die der sichtbaren Welt so pessimistisch gegenüberstand, besonders anziehend. Die Lehre vom ursprünglichen Gegensatz von Gut und Böse, der sich mit dem von Licht und Finsternis deckte, war doch eine klare Antwort auf die Frage nach dem Ursprung des Bösen, welche die antike Welt so sehr beschäftigte. Mithra war nicht nur der Schöpfer und Spender des natürlichen Lebens, sondern auch der Urheber der Wiedergeburt. Er stellte an seine Anhänger eine radikale Forderung, er appellierte an ihr Gewissen, er weckte das Bedürfnis nach Sühne und Reinigung. Allerlei Reinigungstaufen und vor allem die Bluttaufe kamen diesem Bedürfnis entgegen. Bei dieser Taurobolium oder Krobolium genannten Ceremonie, die übrigens auch im Gefolge des Kybelekults häufig vorkam, stieg der Büßende in eine Grube; darüber wurde ein Lattenverschlag gelegt und darauf ein Stier oder Widder geschlachtet; das Blut des Opfertiers rieselte auf den Büßenden, dieser trank es und benetzte sich damit den ganzen Körper. Dem in die Mysterien Einzuweihenden wurden allerlei Proben der Standhaftigkeit auferlegt, Wahrheit und Gerechtigkeit, Halten des gegebenen Versprechens galten

als die Haupttugenden, ein eigener Ehrbegriff und Solidaritätsgedanke verband die Eingeweihten, die sich als Soldaten ihres Gottes fühlten und in seinem Dienste die Verpflichtung zum Kampf gegen das Böse auf sich nahmen. Dabei vertrauten sie auf die Hilfe ihres Gottes, des „Unbesieglichen". Durch mystische Mahlzeiten, in denen die Kirchenväter eine teuflische Nachahmung des Abendmahls erblickten, versicherten sie sich der Gemeinschaft mit ihrem Gott und besaßen sie eine Bürgschaft dafür, daß er nach dem Tode ihre Seele auf der Reise ins Jenseits geleite und vor allen bösen Geistern schütze. Symbolisch-dramatische Darstellungen sollten bei den in Höhlen oder Krypten gefeierten Mysterien ähnlich wie bei den berühmten griechischen Mysterien von Eleusis die Unsterblichkeitshoffnung nähren. Auf das Hauptfest dieser Religion, den „Tag der unbesiegten Sonne", d. h. der Wintersonnenwende hat später die christliche Kirche das Weihnachtsfest verlegt.

Fragen wir, wodurch denn diese orientalischen Religionen so großen Einfluß ausübten, so ist in erster Linie zu betonen, daß sie sich in höherm Maße als der angestammte Glaube und Kultus der Griechen und vor allem der Römer an Phantasie und Gefühl, an Verstand und Gewissen zugleich wandten. „Die Verehrung der Götter Roms war Bürgerpflicht, diejenige der fremden Götter Ausdruck eines persönlichen Glaubens." (Cumont.) Bei den Römern war der Priesterdienst Staatsamt, in den orientalischen Religionen Lebensberuf, Hingabe der ganzen Persönlichkeit in den Dienst der Gottheit; Erhöhung ihrer Ehre, begeisterte Propaganda für ihre Verehrung wurde zum Lebensziel der Priester; Andacht, Begeisterung, Enthusiasmus bis zur Raserei, wie sie hier sich bemerkbar machten, entsprachen viel mehr den Bedürfnissen eines gesteigerten Individualismus. Bereicherung, Reinigung, Erlösung und ewige Erhaltung der eigenen Persönlichkeit durch religiöse Kräfte, durch Gemeinschaft mit der Gottheit waren hier viel eher zu finden.

Dazu waren diese orientalischen Religionen ausgezeichnet mit dem Reiz des Fremdartigen und Geheimnisvollen und mit dem Nimbus des Uralten. Anhänger desselben suchten den Nachweis anzutreten, daß auch die Weisen Griechenlands ihr Bestes nur aus den altgeheiligten Traditionen des Orients geschöpft hätten. Während es leicht ist, dem heutigen Geschlecht zu imponieren, wenn man nur einen alten Ladenhüter als ungeahnte neue Entdeckung ausgibt, so war es damals gerade umgekehrt. Was sich nicht als uralte Wahrheit ausweisen konnte, fand wenig Anklang. Als weiterer Anziehungspunkt ist zu nennen, daß diese Kultgenossenschaften und Mysterienvereine, die sich um die orientalischen Gottheiten sammelten, das Bedürfnis nach religiöser Gemeinschaft weit mehr befriedigten. Volks- und Kultgemeinschaft waren ehemals eins gewesen; damit wars unter der Römerherrschaft zu Ende und diese fremden Kulte traten in die Lücke.

In den Wettstreit dieser Religionen ist das Christentum eingetreten, indem es an die Stelle der nicht unbeträchtlichen Propaganda

der jüdischen Diaspora trat. Wenn uns sein Sieg nicht so selbstverständlich geworden wäre, müßten wir uns billig über ihn wundern; trug es doch auch allerlei Elemente in sich, die ihm im Wettkampf mit den andern orientalischen Religionen zum Nachteil gereichen mußten. Zwar gegen den Vorwurf, eine neue Religion zu sein, der offenbar häufig ertönte, konnte man sich einigermaßen durch die Berufung auf das alte Testament, in das man seine christliche Anschauung hineinzudeuten verstand, wappnen. Aber es wurzelte nicht in einem alten Volkstum, das doch den Konkurrenten trotz allem Universalismus einen natürlichen Rückhalt gab. Schwerer noch wog die Exclusivität des Christentums, während diese heidnischen Religionen tolerant waren. Es fiel keinem Menschen ein, es als Untreue gegen Isis zu betrachten, wenn er sich neben ihren Mysterien auch in diejenigen des Mithra einweihen ließ. In dem glanzvollen Tempel des „Jupiter Damascenus" von Heliopolis (Baalbek) in Syrien standen die Bilder aller möglichen Gottheiten. Nur der Christengott duldete keine andern neben sich und stempelte Apollo und Athene, Kybele und Mithra ꝛc. zu bösen Dämonen. Die größten Schwierigkeiten jedoch bereiteten sich die Christen durch den nach heidnischer Meinung ganz unbegreiflichen Starrsinn, mit dem sie den Kaiserkult verweigerten. Sie kamen dadurch in den Geruch des Anarchismus, und es waren gar nicht nur die schlechtesten Kaiser, die sie deshalb verfolgten, während z. B. der Mithrasdienst seine Erfolge der engen Verbindung mit dem Kaiserkult verdankte.

Aber gerade diese äußern Nachteile begründeten auch die innere Ueberlegenheit des Christentums, gaben ihm größere Wucht und Geschlossenheit, riefen einer strafferen Organisation, erzeugten ein lebendigeres Gemeinschaftsgefühl, eine energischere Kraftentfaltung. Gerade die Exklusivität war ja der Niederschlag einer besonderen Kraft und Wärme der Ueberzeugung, während der antike Synkretismus mit seinem Allesverstehenwollen den Ernst der Wahrheitsfrage verflüchtigte, der Einfachheit und Naivetät entbehrte und etwas Gezwungenes und Künstliches an sich trug. Die Ueberlegenheit des Christentums wurzelt aber am meisten in der Kraft der lebendigen Persönlichkeit, in der es seinen Ursprung hat. Jesu wunderbare Einfachheit und majestätische Größe gewann doch am meisten Gewalt über die Herzen und vermochte die Sehnsucht der Zeit am besten zu stillen. Aber freilich, den Sieg hat das Christentum auch nicht ohne starke Konzessionen an seine Umgebung zu erfechten vermocht. R. Liechtenhan.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Suchen und Finden Gottes in Kunst und Religion.*)

Das menschliche Individuum wird Mensch im Vollsinn des Wortes, wenn es zum Gottsucher wird. Ich erfasse meine wahre Bestimmung in dem Momente, da ich — nach den Worten Gottfried Kellers — anfange zu lauschen, „wo des Lebens Quellen rinnen", ja zu lauschen, wie jener Jüngling, von dem Keller in seinem Gedicht: Der früh Geschiedene — singt:

„Er war geschaffen, durch das All' zu schweifen,
Mit hellem Mute und gestählten Sinnen,
Zu lauschen, wo des Lebens Quellen rinnen,
Und forschend jeden Abgrund zu durchstreifen,"

und dann weiter:

„Er blieb gefesselt an das tiefe Moor
Theologie, die Notdurft zu erwerben,
Im Nacken hart der Armut scharfe Klauen."

„Da öffnet' ihm der Tod das Sonnentor;
Der Jüngling säumte nicht, das Licht zu schauen,
Und jungfräulichen Geistes hier zu sterben!"

In diesem Gedicht wird das künstlerische Sehnen und Drängen, das uns zu den Quellen des Lebens, zum Urgrund des Alls führt, gegenübergestellt der religiösen Beschäftigung, die vor allem in der Form der Theologie und des Pfarramtes eine Fessel bedeute, ein flügellahmes Vegetieren, eine prosaische Gottferne. Offengestanden, ich habe mich immer gewaltig geärgert und in meinem tiefsten Wesen gekränkt gefühlt ob dieser „Keller'schen Schätzung" der Theologie. Denn zum Ersten sind wir ja alle selber uns des Unterschiedes bewußt zwischen Theologie als Wissenschaft und religiösem Leben und Erleben. Theologie kann Fessel sein, religiöses Erleben aber ist — ich will vorläufig einmal sagen: so gut ein Suchen der Lebensquellen wie der künstlerische Aufschwung der Seele. Zum Andern aber (und hier muß ich Persönliches bekennen) habe ich selber die Entwicklung, den Uebergang durchgemacht von der Kunst zur Theologie. Nicht Elternwille hat diesen Entschluß in mir gereift, Theologe zu werden, sondern ein tiefes Unglücklich- und Unbefriedigtsein mit dem, was das künstlerische Ge-

*) Es folgt hier ein Vortrag, der am 30. August d. J. in Attisholz bei Anlaß eines Konventes der solothurn. reformierten Pfarrer gehalten wurde. Er ist nicht durch mühsame wissenschaftliche Arbeit zustande gekommen, sondern recht impulsiv aus eigenem Erleben heraus von der Seele geschrieben. Das mag seine Schwäche sein. Er wird viele Angriffspunkte bieten. Und manchen wird manches unbegreiflich scheinen — weil sie es nicht so erlebt haben. Den Zweck meines Vortrages sehe ich erfüllt, wenn nur einige Leser durch ihn zur Ueberzeugung kommen, daß in den höchsten Fragen nicht das Nachahmen und Kopieren, sondern nur das eigene Suchen und Erleben Wert hat. V. P.

nießen und Schaffen mir bot einerseits, und ganz bestimmte Lebenserfahrungen anderseits. Ob es im Wesen der Kunst liegt, den zur Ewigkeit geschaffenen Menschen nicht völlig befriedigen zu können, oder ob es an mir lag, die Kunst in ihrer Göttlichkeit nicht gänzlich erfaßt zu haben? (Beides mag der Fall sein!)

Nun, an einem nebligen Oktobertage schritt ich mit der Büchermappe wieder zur Schule, in die dritte Klasse des Obern Gymnasiums — ein schwerer Gang. Und ich habe Theologie studiert. Habe ich in diesem Studium das gefunden, was ich suchte? Ja und Nein. Zuerst das Nein: Das Universitätsstudium hat mir sozusagen alle festen Positionen genommen, die im Elternhause waren geschaffen worden. Ja, die Hochschule hat nicht nur am ererbten religiösen Besitz gerüttelt, sondern hat auch die selber erworbenen und gemachten Gotteserfahrungen mir ins Zweifelhafte, Ungewisse verzogen. Der Historismus mit seiner relativen Schätzung aller welt- und religionsgeschichtlichen Tatsachen, mit seiner Unmöglichkeit absoluter, ewig gültiger Maßstäbe, die rein subjektive, anthropologisch-psychologische (ja sogar pathologische) Betrachtung des religiösen Phänomens, die immer wieder an objektiver Wahrheit zweifeln läßt — diese Mächte sind wie ein kalter Reif gefallen auf das Frühlingsland des Glaubens. Und wenn dann noch zu all' diesen — Ismen die materialistische Beurteilung alles Wirklichen in unsere Seele sich einschleicht und uns im Banne hält, dann steht der Theologe wohl am Abgrund, fern von Gott, taub geworden für das Rauschen der Lebensquellen. Wer von uns hätte nicht unter diesem negativen Erfolg des Theologiestudiums gelitten! —

Aber all' diese Kämpfe werden doch reichlich aufgewogen durch das Große und Herrliche, was die Universitätsjahre uns gebracht haben, was wir während des Studiums an Gottsuchen und Gottfinden erleben durften. Freilich, die Gotteserfahrungen selber, sie werden gemacht unabhängig von der Universität, sie sind unser innerlichstes, persönlichstes Werden, sie resultieren aus unserer speziellen äußern und innern Lebensführung, und das Theologiestudium vermag höchstens diese unabhängig von ihm gemachten Erfahrungen ins klare Bewußtsein zu erheben, gedanklich zu ordnen, zu reinigen und zu läutern. Die wissenschaftliche Theologie ist immer nur das purgatorium unserer im praktischen Leben und Kämpfen gemachten sittlichen und religiösen Erlebnisse.

Das Große, Dankenswerte der Universitätsjahre liegt also nicht darin, daß sie direkt zum Gottsuchen und Gottfinden uns verholfen hätten, sondern vielmehr: in einer gewaltigen Befreiung, die sie uns erleben ließen. Im Theologiestudium wurde uns alles Nebensächliche in der Religion wie vom Sturmwind hinweggefegt; zuerst erschraken wir, aber siehe, aus dem leeren Raum, der vorher mit allen Unwichtigkeiten angefüllt war, trat hervor das Wichtige, das Eine, worauf es ankommt im religiösen Leben, das Wesen der Sache.

Befreiung von allem Ballast, Finden des Wesentlichen, Zerschlagen aller Schalen und Hüllen, Gewahrwerden des Kernes — in diesen Vorgängen sehe ich persönlich den unsagbaren Gewinn meines Studiums. Es führte mich nicht zu Gott, aber es erlöste mich vom Komplizierten und öffnete mir das Auge fürs Einfache im Gottsuchen, und erleichterte und ebnete mir so den Weg zu Gott. Um statt vielen ein Beispiel zu nennen: Welche Erlösung für uns war doch das Aufgeben des Verbalinspirationsglaubens, welches Glück, die Bibel historisch-kritisch lesen zu dürfen; welche Fülle von Gotterleben vermag aus dem alten Testamente uns entgegenzuströmen, sobald wir die alten Kategorien der Inspiration begraben und mit geschichtlichem Sinn und intuitivem Nachempfinden die religiöse Entwicklung Israels verfolgen.

Die zweite Wohltat und entscheidende Förderung brachte mir das Theologiestudium in Schleiermacher, speziell in seinen „Reden über die Religion." In diesem Buche erschloß sich mir das tiefste Wesen des religiösen Lebens, die Geburtsstunde, das Anfangsstadium alles Gottsuchens: Das Erfassen Gottes in Anschauung und Gefühl. Und wem von uns wäre nicht die „Imitatio" des Thomas a Kempis, dieses weltabgewandten, und doch wiederum so praktischen Mystikers, ein treuer helfender Freund gewesen in seiner religiösen Entwicklung!?

Wir sehen, Theologie ist nicht Fessel, kein sumpfiges Moor, von dem es kein Auffliegen gibt, sondern in ihrem oft öden und spröden Gehäuse, da sprudelt — wenn man nur hineinhört — quellendes Leben: Suchen und Erfahren Gottes.

Meine eigene Vergangenheit läßt mir das Thema meines Referates als das Problem meines Lebens und Denkens erscheinen: Der Mensch zum Gottsucher geschaffen — ich wollte Künstler werden und bin Theologe geworden, aus diesen einfachen, meiner persönlichen Entwicklung entsprungenen Tatsachen ergibt sich der Titel meiner folgenden Ausführungen: Vom Suchen und Finden Gottes in Kunst und Religion.

In folgende drei Gedankenkreise suche ich einzudringen:

I. Gott — und das Suchen Gottes.

II. Das Gemeinsame im künstlerischen und im religiösen Erleben.

III. Die Eigenart und der Fortschritt der religiösen Erfahrung gegenüber der ästhetischen.

I. Gott — und das Suchen Gottes.

Ich gehe aus von einem in der „Christlichen Welt" jüngst erschienenen Aufsatze (Nr. 34 dieses Jahrganges) über „Religiöse Gewißheit." Einleitend wird in diesem Artikel Soeren Kierkegaard zitiert, jene Stelle in seinen Reden, die über die religiöse Ungewißheit handelt. Der Grundgedanke dieser Ausführungen ist folgender: „Gott

als Schöpfer dieser sichtbaren Welt ist da, in jedem Augenblick, wenn ein Sperling stirbt, und wenn der Retter des Menschengeschlechts geboren wird; aber — er ist ein verborgener Gott, er hält sich still, als wäre er nicht da: Unwahrheit, Gewalt und Unrecht siegen — und er sieht zu .... Ist das nicht das furchtbarste? ....."

Diese Form der religiösen Ungewißheit durchzittert die ganze Religionsgeschichte. Sie ist letztlich die Kollision des Gottesglaubens mit der harten Weltwirklichkeit. Gottes Existenz und seine Eigenschaften stehen dem Bewußtsein fest, und dieses fertige, kompakte Glaubens- und Gedankengefüge hat sich nun auseinanderzusetzen mit den empirischen Vorgängen und Erfahrungen innerhalb der Wirklichkeit. Der Gottesgläubige sieht Leid, Krankheit, Sünde, findet diese Mächte — nach seiner subjektiven Schätzung wenigstens — ungerecht verteilt oder zu stark und häufig auftretend, und nun entsteht der Zweifel, nicht etwa an Gottes Existenz, sondern, im allerschlimmsten Falle, an Gottes Güte und Gerechtigkeit: das Problem der Theodicee.

Erinnern wir uns, wie das Buch Hiob an diesem Problem sich zerquält, um die Lösung in stummer, aber heroischer Resignation zu finden, denken wir an die Weltanschauung, gegen die Hiob ankämpft, an die ebenso glatte und bequeme, als gedankenlose und ungerechte Vergeltungstheorie der Juden, die ja bekanntlich als Schema der Beurteilung die ganze alttestamentliche Geschichtsschreibung beeinflußt hat, denken wir an Paulus, der im Römerbrief dieses Problem der Theodicee auch berührt in besonderer Beziehung auf Sünde, Gnade, Prädestination. Ueberall in der Menschheitsgeschichte dieser wühlende Zweifel angesichts der unbegreiflichen ungöttlichen Wirklichkeit. (In neuerer Zeit mit atheistischer Spitze: Schopenhauer, Widmann u. a.).

Dieses Problem der Theodicee nun, es tritt in unsern Tagen gänzlich zurück hinter der Frage nach der Existenz Gottes. Der Zweifel an der Gerechtigkeit und Güte des höchsten Wesens ist abgelöst und überwuchert worden durch den Zweifel an Gottes Wirklichkeit. Hinter allen Ungewißheiten früherer Geschlechter stand die strahlende Gewißheit: Gott ist. Dieses eherne Fundament wankte sozusagen nie, weder im alten Israel, bei Hiob, noch in den Kämpfen und Fragestellungen der christlichen Kirche.

„Ich glaube an Gott, Schöpfer Himmels und der Erde", dies ist doch die grundlegende Wahrheit, der unumstößliche Obersatz der ganzen vor-kantischen Theologie, der Ausgangspunkt des Thomas von Aquino, die Grundlehre auch der religiösen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, das erste Dogma unserer katholischen Schwesterkirche. In Lotze, Fechner, neuerdings in Bolliger haben wir — allerdings moderne — Fortsetzer dieser objektiv-theozentrischen Weltanschauung.

Abgesehen von diesen Ausnahmen fußt nun aber der moderne Protestantismus auf der Erkenntnistheorie Immanuel Kants, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts als Gegenstück der politischen Revolution in Frankreich eine Revolution im Geistesleben der europäischen Menschheit bedeutete. Die ganze Wirkung Kants auf das Denken der Neuzeit möchte ich bezeichnen mit der Formel: Umwandlung des Objektivismus in Subjektivismus. Die Grenzen des Erkennens sind bei Kant gesteckt hart vor dem „Ding an sich", bei Fichte schon wird der letzte Schein eines erkennbaren und beweisbaren Objektiven hinweggetan, und als erfahrbare Wirklichkeit bleibt nur zurück das „Ich", das aus sich heraus ein „Nicht-ich" setzt, diese Welt, die nicht objektiv, unabhängig vom Subjekt existiert, sondern vom Subjekt, aus seinem Pflichtbedürfnis heraus, selbst geschaffen ist, als vorobjektiviertes Material der Pflicht. Daß mit Kant alle Gottesbeweise, die bekanntlich im Mittelalter untrügliche Gültigkeit hatten, gefallen sind, sei nur im Vorbeigehen erwähnt. Und wenn Kant mittels seiner „praktischen" Vernunft, nachdem er die „theoretische" in ihre engen Möglichkeiten zurückgewiesen hat, wiederum zu den Größen: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit gelangt, so sind diese Größen eben doch nicht vernunftmäßig, logisch bewiesen, sondern nur praktisch-sittlich gefordert. Der religiöse Mensch unserer Tage, der in Kants Denken geschult ist, entbehrt aller gewissen, objektiven Tatsachen, nach denen er, als Wahrheitssucher doch auch, zu allermeist, verlangt; und das ist seine Tragik, nach meiner Empfindung und Erfahrung wenigstens. Ja, diese verzweifelte Unsicherheit ist durch jene Umwälzung in der Erkenntnistheorie geschaffen, vielmehr als durch die Errungenschaften und Dogmen der modernen Naturwissenschaft, vielmehr auch als durch die ganze atheistische Literatur der Neuzeit.

Der religiöse Mensch nach Kant hat viel Religion, viel religiöses Empfinden, viel Ewigkeitssehnsucht, viel Gottsuchen, aber alle diese Dinge flattern — um ein Bild jenes Aufsatzes der „Christlichen Welt" zu gebrauchen — „hilflos im Winde wie Herbstfäden", sie wehen gen Himmel und binden sich dort nirgends zusammen; der objektive Halt fehlt, den der Gottsucher und Wahrheitssucher zugleich unbedingt fordert. Z. B. Schleiermacher: Seine Dogmatik will nicht mehr sein, als die Beschreibung des christlichen Selbstbewußtseins, sozusagen eine „anthropologische Theologie", Ritschl's Lehre ist von Werturteilen bestimmte subjektive Erfahrungstheologie, Herrmann, in seinem Denken durchaus Kantianer, stellt seinen ganzen Glauben auf das religiös-persönliche Experiment. Entspricht all' diesen subjektiven Erfahrungen eine objektive Wirklichkeit, von der sie herkommen und auf die sie hinzielen, kurz gesagt: Ist Gott?

Diese unruhigen Fragen begleiteten mich wie ein stilles Leid während meines Studiums, und wenn dann gar die materialistischen Ideen, die naturalistischen Theorien, die medizinischen Ansichten über

das religiöse Phänomen den modernen Gottsucher anpacken, dann möchte er wohl verzweifeln. Entsetzliche Perioden unseres Lebens, da alles uns sich relativiert, da wir die Erfahrungen der Propheten, unsere eigenen frommen Gefühle, die Weihestunden unseres Lebens ausschließlich medizinisch-pathologisch zu erklären versucht waren. Wer von uns hätte nicht Schleiermacher und Ritschl einmal in der Feuerbachschen Verzerrung gesehen? Gewiß, der Kampf gegen die Feuerbachsche Erklärung des religiösen Phänomens gehört zu den hartnäckigsten und schwersten im theologischen Studium, und er beginnt immer wieder aufs neue. Wohl, es ist wahr, gerade diese nachkantischen Theologen, sie haben das religiöse Erlebnis der Reformation, die Tatsache, daß Religion persönliche Gotteserfahrung und nicht äußerliche Lehre von Gott sei, wieder ausgegraben, aber mit einem gewaltigen Unterschied: Bei den Reformatoren war die Wirklichkeit Gottes das Primäre, unzweifelhaft gegebene, er ist wirklicher als ich, er alles, wir nichts; seit Kant dagegen, der alle Gottesbeweise gestürzt hat, ist der Mensch und seine subjektive Erfahrung das Grundlegende und zur Wirklichkeit Gottes gelangt man durch Beschreibung dieser subjektiv-religiösen Erfahrung. Früher hieß es: Gott ist, folglich erfahre ich ihn, der Religiosus unserer Zeit sagt: Ich erfahre Gott, folglich ist er.*)

Die Probleme und Zweifel, die in dieser letztern Formulierung stecken, sind oben erwähnt. Menschen, die religiös intensiv erleben und dabei kein systematisches Bedürfnis und keine kritische Ader haben, mögen in keine Konflikte kommen; wer aber neben dem subjektiven Erleben den Drang nach objektiver Wahrheit, nach absoluten Maßstäben in sich trägt, ein solcher kommt in bedrückende Kollisionen, in Fragen und Zweifel hinein. Für mich müßte religiöse Erfahrung sofort jeden Wert verlieren, wenn Albert Lange recht hätte, der in seiner „Geschichte des Materialismus" das religiöse Leben ins Gebiet der (allerdings notwendigen) Illusion verweist, gar erst, wenn Feuerbachsche Gedanken, die gerade bei Schülern Ritschls etwa durchblitzen, meiner sich bemächtigten. Die Gotteserlebnisse der Menschheit, meine eigenen religiösen Erfahrungen, seien sie noch so schön und herrlich, sie müssen wahr sein, wenn sie mich befriedigen wollen, d. h. ich muß glauben können, daß meinem subjektiven Sehnen ein objektives Ziel der Sehnsucht entspreche, daß das religiöse Wasser, das mich überströmt, aus einer wirklichen Quelle kommt, daß mein Gottsuchen nicht nur etwa — um einmal ganz materialistisch zu reden — das zufällig religiöse Funktionieren meines Gehirnes ist, ich muß glauben können, mit Schleiermacherschen Termini gesprochen, daß im frommen Erleben

*) Erinnern wir uns hier, daß der moderne Gottsucher auch stark unter den Einflüssen der Renaissance, Goethes, auch Nietzsches steht. Der Persönlichkeitskultus, ja die Persönlichkeitsduselei hat uns alle erfaßt, ohne unsern Willen, und von diesem Gesichtspunkt aus gesehen ist Kants Erkenntnistheorie gleichsam die theoretische Rechtfertigung dieses modernen Ich-Menschentums.

der „Indifferenzpunkt“ in mir mit dem „Indifferenzpunkt“ außer mir zusammenstoße.

Das Glaubensbekenntnis der christlichen Kirche beginnt mit dem Satze: Ich glaube an Gott, den Schöpfer ꝛc. . . . . Gleichsam von oben herab wird diese Fundamentallehre als unerschütterlich hingestellt; Gott, abgesehen vom ich, gewisser als alles, ja wissenschaftlich objektiv erkennbar. Das Glaubensbekenntnis des modernen Menschen, es muß anders lauten, es baut sich auf von unten her, es geht den entgegengesetzten Weg: „Ich glaube an mein Suchen Gottes, ich glaube an meine religiösen Erfahrungen, ich glaube, daß meinen göttlichen Regungen die Wirklichkeit Gottes, jene hervorrufend, entspreche, ich glaube, daß mein subjektives Sehnen ein objektives Ziel der Sehnsucht hat. Ich lasse mir, mit festem Willensentschluß, meinen Drang nach Gott, nicht vermaterialisieren, ich kann es nicht ertragen, daß mein religiöses Heimweh, meine sittlichen Erlebnisse ins Gebiet der Illusion gehören, bloß schöne Dekoration der harten Weltwirklichkeit; ich suche Gott, aber ich setze mein Suchen nur fort, wenn ich weiß, daß er mich von oben her lockt, ich will nur dann religiöses Leben, wenn es sich zusammenfassen läßt in die subjektiv-objektive Formel Duhm's: „Ich eile Gott zu, indem ich von ihm gezogen werde, und doch eile ich“. (Vorlesung über das „Wesen der Religion.“)

Und weiter, wenn der moderne Gottsucher auf seine Umwelt schaut, muß sein Glaubensbekenntnis lauten: „Ich glaube, daß die Geschichte der Menschheit trotz all' ihrem Irrationalen, trotz ihren Unbegreiflichkeiten und Grausamkeiten, trotz ihren Triumphen der Ungerechtigkeit und Gemeinheit, daß diese Geschichte einen Sinn hat, ein Ziel, unter Zweckgedanken vorwärts geht, ‚teleologisch‘ sich entwickelt; ich glaube, und will glauben mit Paulus Röm. 11: Gott, von ihm, durch ihn, zu ihm sind alle Dinge . . . . Ich glaube, daß die ganze Weltgeschichte im Grunde genommen Religionsgeschichte ist, d. h. ein großes Ahnen, Tasten, sich Ausstrecken und Suchen nach den Quellen des Lebens, nach Gott; ich glaube, daß der Wissenschaft letztes Ziel das Fühlen des Ewigen ist, wenn sie ‚im Gewirr der Meinungen dem Rythmus des Geschehens lauscht‘ (‚sub specie aeternitatis‘ in Windelbands Präludien), ich glaube, daß alle Künstler, bewußt oder unbewußt Gott suchen, wenn sie im Stillen Anschauen das Ewige im Vergänglichen aufspüren, oder in spontanem Schaffensdrang dieses Ewige auf Leinwand, in Marmor oder in Tönen wirklich werden lassen; Ich glaube, daß die Kunst in ihrem tiefsten Wesen nicht Spielerei, nicht Unterhaltung, auch nicht bloßes Können, bloße Technik sei, sondern Lauschen auf die Quellen des Lebens. Ich glaube, daß das historisch sich entwickelnde religiöse Leben innerhalb der Geschichte hoch oben ein Ziel hat, immer weiter hinaufführt in das Verstehen Gottes, (der ist!) bis wir ihn schauen; die Religionsgeschichte nicht nur eine Phase, etwa gar eine Kinderkrankheit der Menschheit, sondern ein

wirkliches Hinaufsteigen zu Gott, der uns zu sich zieht. Ja, ich glaube, daß die ganze Menschheitsgeschichte von den Uranfängen an ihrer innersten Bestimmung nach ein Fragen ist nach dem Urgrund alles Seins, ein Versuch, frei zu werden von der Vergänglichkeit und dem zeitlichen Wesen, in ihrem letzten Grund ein Suchen, und — wenn sie am Ziel ist — ein Gefundenhaben Gottes.

Uns heutigen Menschen ist das Glauben unendlich schwer gemacht. Frühere Geschlechter hattens einfacher, denen die Wirklichkeit Gottes unerschütterlich feststand. Wir müssen sie ableiten von unten her aus der oft so harten Weltwirklichkeit. Wenn der moderne Mensch glaubt, dann ist sein Glaube nie ein bequemes Fürwahrhalten, sondern ein mühsames, immer von Neuem sich Aufraffen, ein Willensakt, der durch keinen Naturalismus, Relativismus und Materialismus beirrt, an der Echtheit seines Gottsuchens und in der Folge davon am Sein Gottes festhält, ein trotziges Dennoch, das allem Schein, allen Widerständen entgegen sprechen kann: Zu ihm sind doch alle Dinge.

Fest steht der moderne Gottsucher in dieser Welt nur dann, wenn er seine subjektiven Erfahrungen als wahr erkennt, und sie zu binden vermag an eine objektive, überweltliche Macht."

Damit schließe ich meinen ersten Gedankenkreis über „Gott, — und das Suchen Gottes." Ich gehe über zum zweiten Teil, indem ich ihm folgende, ich denke, von jedem befürwortete These an die Spitze stelle: Die vornehmsten Pfadfinder zu Gott sind die Künstler und die Religiosi. Aesthetisches Erleben und religiöse Erfahrung erfassen die Wirklichkeit Gottes am tiefsten. Sie gehen in ihrem Suchen Gottes ein Stück weit miteinander, dann trennen sich die Wege. Ich hätte also zunächst zu reden:

II. Von dem Gemeinsamen im künstlerischen und religiösen Erleben.

„Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
„Nenns Glück, Herz, Liebe, Gott,
„Ich habe keinen Namen,
„Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch,
„Umnebelnd Himmelsglut."

Diese Worte Goethes beschreiben das ästhetische Erleben, sind aber zugleich der reinste Ausdruck religiöser Erfahrung, wenigstens eines Teiles dieser Erfahrung ihrer Geburtsstunde. Das Suchen Gottes beginnt (allerdings verallgemeinere ich hier subjektives Erleben!) im Gefühl. Die „Ahndung" von Fries, „Anschauung und Gefühl des Unendlichen" Schleiermachers, das Hinunterlauschen nach den Quellen des Lebens, das Wittern des Einen hinter und über dem Vielen, des ewigen Urgrundes hinter den vergänglichen Wechselfällen der Welt, das Unmittelbare, das Unbewußte und Unterbewußte, mit einem Worte: die Mystik ist die Mutter aller Kunst und eine wichtige

Teilerscheinung des religiösen Lebens. Ich möchte zwar nicht behaupten, daß der mit diesem mystischen Sinne nicht Begabte (denn um Gabe, um „Gnade" handelt es sich!) zu Gott nicht kommen könne. Wir wollen keine Methode der Gotteserfahrung; aber das steht mir doch fest, daß jedem, dem dieses Mystische, das Schauen und Ahnden abgeht, tiefe Freuden im Gotterleben vorenthalten sind. Man mag dies sträflichen religiösen Egoismus nennen, geistliche Genußsucht; mit solchen Schlagworten hingegen wird man die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die größten Gottesmänner Mystiker waren und solche Weihestunden kannten, und daß zum Mindesten eine „mystische Periode" in jeder tiefern religiösen Entwicklung sich finden wird. Wer Begegnungen mit dem Unendlichen, wie sie Schleiermacher als „bräutliche Umarmung" schildert, in seiner Entwicklung erlebt hat, wen die gottinnige Mystik eines Angelus Silesius schon selber bezwungen, wer in der „Einleitung" Boelsches zu seinem „Angelus" sich selber gefunden hat, wer schon untergetaucht ist in die tiefe Mystik des Mittelalters, der weiß sich in dieser Mystik, in diesem Schauen und Ahnden, eines Gottesbesitzes sicher, den er nicht entbehren und verlieren möchte.

Darin besteht das Gemeinsame des ästhetischen und religiösen Erlebens: In der Berührung des Gefühls, im Erwachen des innern Auges, im geruhigen Anschauen des Bleibenden im Wechsel, des reinen Bildes aller Dinge, in der Ahnung des Seins hinter dem trüben Schein, im Suchen und Finden der wahren. ewigen Wirklichkeit hinter der trügerischen vergänglichen Weltwirklichkeit.

Ich rede also hier vom künstlerischen Erleben und nicht vom künstlerischen Schaffen. Ich rede von der Kunst als passivem Empfinden, und nicht vom spontanen Herausetzen dieses Empfindens. Das Aktive, das „Können" in der Kunst macht allerdings den Künstler zum Künstler. Die Verobjektivierung, das Herausstellen des innern Erlebens, gleichsam das Technische ist ja das Merkmal des Künstlers. Die ganze greifbare, sichtbare und hörbare Kunst ist nicht entstanden durch das passive ästhetische Erleben, sondern durch das aktive spontane Schaffen. Millionen fühlens, und zehn vermögens zu sagen und zu malen und in Töne umzusetzen.

Dennoch halte ich das „Können" in der Kunst für das Sekundäre, ich stelle das Herausetzen des künstlerischen Erlebnisses aus der Welt des Subjekts in die objektive Wirklichkeit in zweite Linie. Das Passive, die Mystik, sie sind, wenn ich so sagen darf, der Mutterschoß, die Quelle aller Kunst, eine wichtige Teilerscheinung nicht aller, aber gerade der tiefen religiösen Entwicklung.

Wie sieht nun der Aesthetiker, der künstlerisch empfindende Mensch die Wirklichkeit an? Ein Bild, das der berühmte Steinhausen in einem Vortrag gebrauchte, möge hier zur Veranschaulichung dienen: Auf dem Kehrichthaufen einer Dorfstraße

liegt eine Glasscherbe. Der Philister geht vorüber: Scheußlicher Kehrichthaufe, häßliche Scherbe! Das ästhetisch geschulte und schauende Auge aber freut sich an dem Farbenspiel, das die Sonnenstrahlen in der Glasscherbe hervorgezaubert haben. Mit tiefer Liebe versenkt sich dieser mystische Aesthetiker in die unscheinbarsten, nebensächlichsten, dem Prosaiker verachtenswert scheinenden Phänomene der Wirklichkeit, und verklärt sie mit dem goldenen Schein des Schönen, der in seinem eigenen Gemüte wohnt. Er schaut, und schaut, und vertieft sich, und so wird sein Glaubensbekenntnis, wenn das Schauen ihm überhaupt Zeit läßt zum Formulieren, ein monistisches, oder religiös ausgedrückt, ein pantheistisches. Ueberall, auch im Dunkelsten und Schwärzesten, sieht er „der Gottheit lebendiges Kleid". Dieses ästhetisch-pantheistische Glaubensbekenntnis ist ja bekanntlich klassisch zusammengefaßt in den viel zitierten Worten Goethes:

„Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße,
„Im Kreis das All' am Finger laufen ließe!
„Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,
„Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
„Sodaß, was in ihm lebt und webt und ist,
„Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Es liegt in dieser künstlerisch-monistischen Lebensauffassung etwas überaus beglückendes für das schauende Gemüt; und wäre das Ziel des menschlichen Lebens das Glück, die in sich selber versöhnte Stimmung des Ich, dann wollte ich persönlich beständig beharren in diesem friedevollen monistischen Glaubensbekenntnis: Gott ist überall und alles, alles ist von der Gottheit durchwaltet. Eine immerwährende Seligkeit wohnt uns inne, wenn wir imstande sind, diesen ästhetisch-religiösen Monismus als die unser ganzes Leben begleitende „Musik" festzuhalten, und ich beneide Boelsche, den Mystiker unter den Naturphilosophen, wenn er reden kann von diesem „Sonnenglauben", der jede Scherbe im Straßenkot zu einem Brennpunkt des Alls macht, der zu allen Menschenscherben, dem Betrunkenen im Rinnstein, dem nackten Irrsinnigen in seiner Tobsuchtszelle und dem fliehenden Mörder spricht: „Auch in dir ist Gott", der zu der Dirne am Zaune spricht: „Siehst Du nicht, wie über deinem Kinde die Engel singen!" ...

Haben wir bei diesen letzten Worten nicht unwillkürlich an Jesus denken müssen, an seine Art, durch die scheinbar schmutzigsten Hüllen hindurchzuschauen, und den göttlichen Funken, der in allem Lebendigen schlummert, aufzuwecken? Hat nicht dieses Sehen des Vaters allüberall, in allen Naturvorgängen, in der Blume wie im fliegenden Vögelein, etwas von diesem ästhetischen Monismus, von diesem religiösen Pantheismus an sich? Nur, daß dieser Glaube Jesu an die Immanenz Gottes getragen war von der mächtigen Ueberzeugung seiner Transcendenz. Ob die Weltanschauung und Naturbetrachtung Jesu, ob seine Art, die Wirklichkeit zu schauen und die Menschen

zu behandeln, dieses ästhetische Moment in sich trägt? Ich lasse die Frage offen.

Der ästhetisch begabte Mensch ist Monist inbezug auf die Natur und die ganze ihn umgebende Wirklichkeit; er legt in alles hinein das Schöne, und dieses Schöne ist ihm Gott, der allem innewohnt. Alles den Sinnen Wahrnehmbare wird vom künstlerisch Schauenden verklärt. *Kunst ist verklärte Sinnlichkeit*, dieses Wort im weitesten Sinne. Mit dem einen Schönen wird die mannigfaltige Vielheit des Wirklichen wie mit einem Heiligenschein umrahmt. Der Aesthetiker ist Monist und Pantheist inbezug auf die Außenwelt, *Monist auch — in seinem ethischen Empfinden und Denken.*

Eine dualistische Ethik, die Kluft zwischen Gut und Böse, ein Kampf zwischen sich entgegenstehenden Mächten *erträgt die künstlerische Lebensauffassung nicht. Der Aesthetiker will Frieden*, und Frieden findet er nur in der Schließung alles Zwiespältigen, in dem Schauen und Fühlen *einer Kraft*, und wenn er überhaupt die Tatsache des Bösen anerkennt, so muß er es, seinem innersten Bedürfnisse nach, auffassen und definieren als ein „noch nicht" des Guten, wie es der ästhetisch-empfindende, zu Pantheismus so sehr geneigte Schleiermacher getan hat. Bei diesem Punkte fühlen wir als religiöse Menschen, als Christen: *Das Bündnis des künstlerischen mit dem religiösen Erleben fängt an sich zu lockern.* Der Anfang des Weges ist durchaus derselbe: Kunst und Religion werden geboren im Gefühl, im Unbewußten und Unterbewußten. Die Mystik als Ahnen, Suchen und Erfahren des Ewigen im Vergänglichen, sie ist die Wiege der Kunst; und einem religiösen Werdegang ohne diese Stunden des „Eins-Seins mit dem Unendlichen, des Ewigseins in einem Augenblick", ohne diese, wenn auch leis rauschend, mystische Unterströmung, mangelt ein Hauptsächliches.

Aber schon in der Art, wie der Künstler die Wirklichkeit ansieht, vor allem aber, wie er ethisch empfindet, entfremdet er sich von dem Werdegang der Religion und bleibt hinter ihm zurück. Damit berühre ich nun allerdings bereits den dritten Gedankenkreis meines Referates. Das pantheistische Glaubensbekenntnis, der Monismus in Natur und Weltanschauung, vor allem aber das monistische Denken in ethischen Fragen, dies alles wird beim *religiös wachsenden* Menschen höchstens *vorübergehende Welt- und Lebensauffassung* sein, einem Gemütsbedürfnis entsprungene *Zugabe*, höchstens das *Vorrecht gewisser Weihestunden*, liebliche Musik, die Ruhepausen des Lebens ausfüllend. Wäre das Ziel meines Lebens die Erfüllung meiner persönlichen Neigungen und menschlichen Wünsche, dann würde ich mir einen herrlichen Landsitz kaufen, um dort das geruhige Leben eines schauenden Aesthetikers zu führen. Ich glaube, *man fände einen Frieden* im monistisch-pantheistischen Denken. An goldigem Sommerabend

unter rauschenden Bäumen „Religion machen",*) in mystischer Versenkung eine Begegnung suchen mit dem Unendlichen, mitten in der Endlichkeit — das brächte Befriedigung, inneres Glück, zweifellos.

Der religiöse Mensch aber, vor allem der vom Evangelium Jesu erfaßte, er bleibt hier nicht stehen; den großen Frieden, das Gotterleben, das als Ahnung und Bestimmung zugleich in seiner Seele ruht, hat er noch nicht. Er fühlt es: die künstlerische Gotteserfahrung berührt den Kleidsaum der Gottheit. Ihn treibt es weiter, zum Herzen Gottes. Es brennen so viele Fragen in seiner Seele, die durch die Kunst vertuscht oder in täuschende Antworten umgewandelt werden. Er steht unter dem sein Gewissen treffenden Eindruck: Die Kunst breitet den trügerischen Schleier der Schönheit über die ganze Wirklichkeit hin; ich will den Schleier wegreißen und dann doch, ohne diese Verschleierung, zu Gott kommen!

Inwieweit ästhetisches und religiöses Gotterleben eins sind, darüber mag man sich streiten; ich habe meine Ansicht ausgesprochen. Aber dies steht doch wohl fest, daß das Suchen und Finden Gottes in der Religion, vorab in der Religion des Evangeliums, an einem Punkte, früher oder später, dem ästhetischen Gotterleben sich entfremden muß, um eigene Wege zu gehen.

Das Thema meines Referates wird sich also erschöpfen mit einem dritten und letzten Abschnitt, den ich überschreibe:

III. Die Eigenart und der Fortschritt der religiösen Erfahrung gegenüber der ästhetischen.

In drei Punkten will ich diesen letzten Abschnitt behandeln:

1. Ich gehe aus von einer Stelle in Prof. Bertholets Vortrag über „ästhetische und christliche Lebensauffassung," gehalten an der XIII. Studentenkonferenz in Aarau 1909. Dort sagt Prof. Bertholet (S. 29 des jüngst erschienenen Berichtes, Verlag von A. Franke, Bern): „Ich ging ..... an einem Winternachmittage durch tiefen Wald. Die hohen Buchen standen schon wie verträumt, eingewiegt vom geisterhaften Wehen eines dämmerigen Schleiers, in den die bereiften Aeste der Wipfel ihre silberne Schönheit hineingewoben. Er deckte den Zauber der kommenden Nacht, die feierlich schön wie ein großes Schweigen, aus der Erde aufzusteigen schien. Die Luft war kühl, jeder Atemzug eine Lust, jeder Blick ein Genuß, und das Gehen wurde mir unsagbar leicht. Mir war, als wollte ich lange, endlos genießend weitergehen. Und wie ich mir diese Lust dachte, immer und immer nur so weiter und weiter, da mit einem Male ergriff es mich, wie das Gefühl eines

*) Jene Stelle vom „Religion machen" in Schleiermachers Briefen läßt allerdings noch eine andere Erklärung zu, als die oben vertretene.

Verstoßenen und Bettelarmen, wenn nicht der Wald so vieler Schönheit sich einmal lichte und ein warmer Lichtschein aus der Behausung eines Lebendigen mir entgegenleuchte, der mir etwas von Menschlichkeit künde und von Freundlichkeit wie den Gedanken an ein Vaterhaus, wo mir aufgetan wird, und wo mir die Liebe entgegenströmt, persönliches Lieben..... persönlich, jenes Letzte, Höchste, nach dem die menschliche Seele dürstet..... ‚Abba, lieber Vater'."

Und noch eine kleine Stelle aus Bertholets Vortrag (S. 28 unten): „Kunst..... wir können zu ihr kein Herz fassen, und sie hat kein Herz für uns. Wir stehen ihr gegenüber, wie Michelangelo seinem Mose, in den er seine ganze Kunst gelegt hat: er bestürmt ihn: ‚parla' ‚sprich', und er bleibt stumm. Wir müssen zu dem Letzten, zu dem wir unsere Zuflucht nehmen, sprechen können: ‚ich laße dich nicht, du segnest mich denn.'"

Wenn ich diese Gedanken Prof. Bertholets kurz zusammenfassen will, so sage ich: Das Suchen Gottes kann nicht stehen bleiben beim ästhetischen Pantheismus; die Probleme und Nöte der menschlichen Persönlichkeit müssen zu ihrer Linderung und Lösung gleichsam eine „Gegenpersönlichkeit" finden; nicht nur einen schönheitdurchwalteten Allgeist, sondern — ein Vaterherz.

Und hier stehen wir — mit einem Schlag — im Zentrum des Evangeliums Jesu. Das Durchbrechen durch den ästhetischen Pantheismus, und der durch einen Willensakt, durch eine Glaubenstat bewerkstelligte Anschluß an den persönlichen Gott, der, wenn auch immanent, dennoch von allem transzendent über dem Weltgeschehen erhaben, Freund und Vater ist, dies — meine ich — sei der erste gewaltige Schritt der religiös-christlichen Erfahrung über die bloß ästhetische hinaus. Der persönliche Gott darf also nicht „von oben herab" Dogma sein, sondern er ist das notwendige Postulat des religiösen Individuums, das im Glauben an die unpersönliche Allgottheit der Kunst den vollen Frieden nicht findet.

2. Aber nicht nur den Pantheismus überwindet der christlich-religiöse Mensch dadurch, daß er durch das Unpersönliche des Kunstideals hindurchdringt zum persönlichen Gott, nein, auch über die ästhetisch-monistische Betrachtungsweise der Wirklichkeit schreitet die religiöse Erfahrung hinaus. Dem christlich-religiösen Menschen steht die Wahrheit über der Schönheit. Der Künstler sieht die Welt, wie es seiner „schönen Seele" entspricht, der Religiosus will die Welt sehen, wie sie ist. Der Aesthetiker schaut die Wirklichkeit im Dämmerlicht der Schönheit, der Christ im blitzartigen Tageslicht der Wahrheit. Kunst ist Morgendämmerung, alle Phänomene der Wirklichkeit stehen in derselben, helldunklen Beleuchtung, keine Gegensätze, alles mit dem aus der schwindenden Nacht und dem nahenden Tag gewobenen Schleier

bedeckt. Religiöse Erfahrung auf ihren höhern Stufen ist Tag, die Sonne der Wahrheit ist aufgegangen; wer im Evangelium Gott zu erleben sucht, der nennt die Dinge der Wirklichkeit bei ihrem Namen, er sieht in der ihn umgebenden Welt Risse, Sprünge, Gegensätze, sich bekämpfende und sich gegenseitig ausschließende Tatsachen. Der ästhetische Monismus wandelt sich in der christlichen Erfahrung zu einer der Wahrheit weit mehr entsprechenden dualistischen Betrachtungsweise der Weltwirklichkeit.

Wenn dieser künstlerische Monismus in der Beurteilung der objektiven Welt eine Unwahrheit in sich birgt, so ist er in Anwendung auf das spezielle Gebiet des Ethischen Lebens eine direkte Gefahr, und — nach meiner Meinung wenigstens — die gewaltigste Hemmung sittlichen Fortschrittes. Ich persönlich muß Ethisch dualistisch denken, sonst gehe ich Ethisch zu Grunde. Das paulinische Schema von Fleisch und Geist, das Bild Platos von den beiden Pferden, deren eines, weiß, feurig, aufwärts stürmt, während das andere, das Schwarze, müd' und träg', den Wagen zurück- und hinunterreißen will, der Dualismus, wie ihn Foerster so lebendig in seinen Schriften fixiert hat, — in diesen Gedankengängen sehe ich für mich persönlich die beste und einzige Möglichkeit, sittlich zu wachsen.

Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit des ethischen Wachstums muß den Gottsucher, entgegen seinen Gemütsbedürfnissen, entgegen seinen ästhetischen Allüren, immer wieder zur radikalen Spaltung in „gut und böse", „rein und unrein", veranlassen. Das monistische Bedürfnis muß unterdrückt werden zu gunsten des ethischen Individuums, das zu seinem Fortschreiten die dualistische Betrachtungsweise postulieren muß.

Allerdings will ich hier einräumen, ohne nach meiner Meinung mit dem Vorhingesagten in Widerspruch zu kommen, daß das Auge Gottes, der Blick der allerhöchsten Wahrheit, möglicherweise die ganze Wirklichkeit, auch die ethische, wenn ich mich so ausdrücken darf, „monistisch sieht". Aber für uns Menschen, so lange wir noch auf dieser Erde sind und zu kämpfen haben, ist es notwendige Wahrheit, die Welt und ihre Geschichte dualistisch zu sehen, und auf dem Gebiete der Ethik ist diese dualistische Betrachtungsweise sogar Lebens- und Wachstumsbedingung.

Dieser Gedankengang ließe sich auch noch so formulieren, durch Herbeiziehung eines bis jetzt noch nicht genannten Begriffs: Die Sünde hat im künstlerischen Erleben keine Bedeutung und keine Stätte, das erhellt schon aus dem bekannten Worte, daß es keine Sünde gebe, als die Sünde wider den guten Geschmack. Die Religionsgeschichte aber, und ich denke, unser aller Leben beweist, daß die Sünde in der religiös-sittlichen Entwicklung einen Hauptfaktor bedeutet.

Nur im Vorbeigehen möchte ich noch auf einen wichtigen, mit

dem Gesagten zusammenhängenden Punkt aufmerksam machen und ihn zu bedenken geben: Kennt das ästhetische Suchen Gottes die Forderung der Selbstverleugnung, diesen Grundbegriff des Evangeliums Jesu? Liegt nicht hier vielleicht der fundamentalste Unterschied zwischen der monistischen Ethik des Künstlers und der dualistischen der Religion, Griechentum und Christentum, Goethe und Jesus! Denken wir an die scharfen Worte des Heilandes vom Ausreißen des Auges und vom Abschlagen der Hand. Lieber häßlich und gut, als ästhetisch vollkommen und schlecht. Sind diese Worte Jesu nicht eine harte Forderung an uns moderne Menschen, der christlich-sittlichen Gotteserfahrung wegen das ästhetische Suchen Gottes fahren zu lassen. Hierüber ließe sich vieles denken und sagen. Ich verweise auf die diesbezüglichen Ausführungen von Dr. Joh. Müller in seinem Buche: die Bergpredigt, Seite 138, ff...

Fasse ich diesen zweiten Punkt noch einmal kurz zusammen: Die religiöse, christlich-sittliche Erfahrung schreitet über die bloß ästhetische hinweg durch die von der Wahrheit geforderte dualistische Betrachtungsweise der Wirklichkeit, insbesondere aber durch den von der sittlichen Not des Individuums postulierten Dualismus in der ethischen Beurteilung.

3. Wir kommen zum Dritten und Letzten und zugleich Wichtigsten, was die Eigenart und den Fortschritt des religiös-christlichen Gotterlebens gegenüber dem bloß künstlerischen ausmacht. Ich will diesen letzten Punkt, weil ohne weiteres jedem einleuchtend, so kurz wie möglich zu formulieren suchen:

Das ästhetische Erleben Gottes bleibt doch schließlich eingeengt in den Rahmen des Ich, ist von Haus aus egoistisch und aristokratisch. Abgesehen davon, daß das künstlerische Erleben das Vorrecht Weniger, einer Elite der Menschheit ist, abgesehen davon, daß die Kunst in ihren Werken doch nur den Besitzenden oder geistig Höchststehenden sich mitteilt, abgesehen von alledem: der genießende Aesthetiker ist Egoist. Jener junge Theologe hatte eine feine Beobachtungsgabe für die Vorgänge seines Inneren, als er in einer Diskussion über diese Fragen, wenn auch in einer gewissen jugendlichen Unreife, äußerte: ich setze mich so gern ans Klavier und spiele Schumann und Mozart, auch ist es mir eine Lust, selber zu komponieren, aber immer, wenn ich mich künstlerisch beschäftige, spüre ich, wie die Liebe zum Nebenmenschen in mir erkaltet.

Das ästhetische Gottsuchen verharrt im egoistischen Aristokratismus, das christlich-sittliche Wachstum findet seinen Abschluß, seinen Gipfel, seine Krone im Sozialismus, d. h. in der Bruderliebe. Es brennt ein Haus:

der Aesthetiker ergötzt sich am wogenden, farbensprühenden Flammenmeer, der Christ eilt, sucht zu löschen und rettet.

* * *

Vom Suchen und Finden Gottes in Kunst und Religion. Zum Schluß möchte ich noch zwei Männer der Vergangenheit vor unser geistiges Auge stellen: Franciscus von Assisi und Jeremia, der Prophet. Des Franciscus ästhetisch-religiöse Weltbetrachtung wird heute viel gerühmt. Sein Gottsehen allüberall, in der ganzen Wirklichkeit. Wie ein Kind soll er durch die Welt gegangen sein, Schönheit aufnehmend und Schönheit ausstrahlend. — Aber das Leben dieses Franciscus weist noch andere Kräfte und Werte auf: Seine Sündenerkenntnis, seine sittliche Not, seine sittlichen Siege, und als Vollendung, seine selbstverleugnende Bruderliebe. Naumann hat recht, wenn er in seinen „Sonnenfahrten" sagt, daß von Franciscus nur die schöne Seele übrig geblieben sei. Und Naumann sieht im Geiste diesen Franciscus, wie er irgendwo in einer Ecke der Kirche zu Assisi kniet und unsichtbar betet, daß der Geist der Bergpredigt Jesu in der Welt nicht gänzlich untergehe, der Geist der Bergpredigt, der im sittlichen Kampf und in der Bruderliebe das Gottfinden ermöglicht.

Jeremia, die andere Gestalt: Dieser Prophet, der geborene Lyriker, von Haus aus eine künstlerische Natur, eine „schöne Seele" im Tiefsinn des Wortes. Aber seine Liebe zum Volk, sein Eifer für Jahve, sein Brennen für Wahrheit und Gerechtigkeit, sie haben ihn herausgerissen aus seinem harmlos-naiven Leben der schönen Neigung, und ihn hineingestellt in eine mühevolle Märtyrerwallfahrt. „Da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz." Liegt nicht gerade in dieser Geschichte des Märtyrers unter den alttestamentlichen Propheten die Eigenart und der Fortschritt des religiös-sittlichen Gotterlebens gegenüber dem bloß ästhetischen Suchen Gottes besonders klar zu Tage, als historische Wirklichkeit? Ja, das Kreuz, und zumal das Kreuz auf Golgatha, ist doch der Weisheit letzter Schluß und die Lösung unseres Lebensproblems. Im Verstehen und Ueben des Kreuzes sind wir Gott am nächsten.

Wenn ich vor Jahren im Symphoniekonzert in Basel mitspielte, und die Klänge mich umrauschten, und ich schwelgte in der Schönheit der Töne, da geschah es etwa, daß in meinem Innern einer aufstand, ein aus der Jugendzeit altbekannter Freund, der Mann von Nazareth, und es war mir, als sähe ich ihn durch den hellerleuchteten Saal wandeln, einfach und ernst, und er winkte mir mit der Hand, und ich hörte sein Wort: „Komm', und folge mir nach." B. Pfister.

Gemeinschaftsglaube und irdischer Besitz.*)

Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselbigen eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird: sollte er das nicht viel mehr euch tun, o ihr Kleingläubigen?
Matth. 6, 28—30.

Diese eigenartige und wunderbare schöne Stelle ist aller Wahrscheinlichkeit nach einer der authentischsten Aussprüche Jesu, die im Neuen Testament vorkommen. Wie uns einige der ersten neutestamentlichen Forscher unserer Tage bezeugen, ist aller Grund dazu da, anzunehmen, daß dieser Abschnitt der Heiligen Schrift zu der ältesten Schicht gehört, die uns die Lehre unseres Herrn aufbewahrt hat. Wenn sie Recht haben, so ist diese Schicht in Wirklichkeit der älteste Teil des Neuen Testamentes, sogar älter als die Briefe des Apostels Paulus. Ihr wisset ja ohne Zweifel alle, daß die Evangelien in ihrer jetzigen Form späteren Datums sind, als einige der andern Schriften des Neuen Testaments; aber dies bezieht sich nicht auf die Worte, die meinen heutigen Text bilden. Nach dem Urteil unserer besten modernen Forscher sind wir hier also am Urquell des Christentums. Dieses herrliche Wort steht allem Anschein nach gerade so da, wie es ursprünglich von unserm Meister ausgesprochen wurde, ohne irgendwelche Beimischung anderer Gedanken. Es ist ein einzelnes Bruchstück der Wahrheit, das einen Teil der Logia oder Worte Jesu bildete, von denen man annimmt, sie seien von Matthäus, dem Zöllner, aufbewahrt und nachher in die Evangelien nach Matthäus und Lukas aufgenommen worden. Dies ist wahres Christentum; dies ist der Geist unseres Meisters; und dies zeigt, welche Art von Lebensauffassung er von seinen Jüngern erwartete.

Aber was sagt es uns? Meint Jesus, daß wir für uns selbst vollkommen sorglos inbezug auf unsere Zukunft sein sollen, daß wir uns in unsern Gedanken nicht abplagen dürfen um Nahrung und

---

*) Wir veröffentlichen diese Predigt des Pfarrers Campbell am City Temple in London und empfehlen sie der Aufmerksamkeit unserer Leser aus zwei Gründen: erstens und hauptsächlich, weil sie einen interessanten Versuch darstellt, die vielumstrittene Stelle der Bergpredigt auf eine neue Art auszulegen, zweitens und nebensächlicherweise, um auf den berühmten Prediger der „neuen Theologie" und des religiösen Sozialismus aufmerksam zu machen, dessen Wirksamkeit sich über die ganze englisch sprechende Welt erstreckt. Wir werden, sobald die Zeit es uns erlaubt, mehr von ihm und dem religiösen Sozialismus in den angelsächsischen und romanischen Ländern berichten. Die Predigt ist der religiös-sozialistischen Wochenschrift „The Christian Commonwealth" die in London erscheint, entnommen.

Kleidung, sondern es einzig Gott überlassen sollen, uns mit dem Nötigen zu versorgen wie es die Vögel und die Blumen tun? Ich habe diese Auslegung schon gehört. Es ist in der Tat von sachkundigen und durchaus nicht feindseligen Kritikern der Lehre Jesu gesagt worden, daß wir hier ein Beispiel vor uns hätten von dem, was wir seinen unpraktischen Idealismus nennen. Aufgewachsen in einer lachenden Gegend, sagen sie, wo alle Lebensbedürfnisse leicht und ohne viel Arbeit befriedigt werden konnten, vermochte Jesus nicht, sich eine Welt wie die unsrige vorzustellen mit ihren schroffen Gegensätzen von Reichtum und Armut und ihren Zehntausenden von Hungernden. Es war in Galiläa wie in einigen tropischen Ländern von heutzutage: eine sehr geringe körperliche Leistung genügte, um das zum Leben Notwendige zu beschaffen, und wenn einer einfach war in seinen Ansprüchen, konnte er sie auch sicher befriedigen. Unser Text könnte daher von diesem Gesichtspunkt aus als eine Mißbilligung der Begehrlichkeit und Warnung gegen die Mühen und Sorgen, die sich so leicht mit der Anhäufung materieller Güter einstellen, aufgefaßt werden. Auf der andern Seite gibt es heute Leute, Anhänger der christlichen Wissenschaft und andere, welche behaupten, daß Jesu Ausspruch wörtlich zu verstehen sei. Gott wird für unsere leiblichen sowohl als für unsere geistigen Bedürfnisse sorgen, wenn wir ihm bloß vertrauen und den letzteren in unsern Gedanken mehr Raum geben als den ersteren.

Man muß zugeben, daß beide Auffassungen sehr viel für sich haben. Es ist wahr, daß der junge galiläische Bauer nichts von den Verhältnissen der modernen industriellen Zivilisation wußte. Er sprach nur von dem, was er kannte, von dem, was er um sich her sah und nicht von dem, was nach Jahrtausenden geschehen oder nicht geschehen konnte. Aber, geben wir auch zu, daß dem so gewesen sei, so liegt der Fall doch nicht ganz so, wie es den Anschein hat. Das schöne Galiläa kannte eben die grausen Gespenster Hunger, Schmutz und Krankheit. Die Unzufriedenheit der Zeit, welche das Volk sehnsüchtig ausschauen ließ nach dem Kommen des Reiches Gottes, hatte ihre Ursache zum größten Teil in Leiden dieser Art. Und wenn ihr zurückgehet in die Geschichte dieses Volkes, so werdet ihr finden, daß es schon oft so gewesen war und daß beredte Führer des Volkes es ausgesprochen hatten als Vertreter der Armen und Unterdrückten. Nehmt zum Beispiel den Bauernpropheten Amos: „Höret und zeuget im Hause Jakobs, spricht der Herr, der Gott Zebaoth. Ich will beides, Winterhaus und Sommerhaus, schlagen und sollen die elfenbeineren Häuser untergehen und viele Häuser verderbet werden. Höret dies Wort, ihr fetten Kühe von Basan, die ihr auf dem Berge Samarias seid und den Dürftigen Unrecht tut und unterbietet die Armen und sprechet zu euerm Herrn: Bringet her, lasset uns saufen. Höret dies, die ihr den Armen unterdrückt und die Elenden im Lande verderbet und sprechet: Wann will denn der Neumond ein Ende haben, daß wir Getreide verkaufen und der Sabbath, daß wir Korn feil haben mögen und den Epha ringern

und den Sekel steigern und die Wage fälschen, auf daß wir die Armen um Geld kaufen und die Dürftigen um ein paar Schuh unter uns bringen und Spreu für Korn verkaufen. Der Herr hat geschworen wider die Hoffart Jakob: Was gilt es, ob ich solcher ihrer Werke ewig vergessen werde."

Diese Worte wurden in demselben nördlichen Israel gesprochen, in dem Jesus Jahrhunderte später die Worte meines Textes sprach, und es war in der letzten Periode bedeutend ärmer als in der ersteren. Sie haben auch etwas überraschend Modernes. Es ist der Gegensatz zwischen selbstischem Luxus und hoffnungsloser Armut. Galiläa hatte schon damals seine Vergnügungsjäger, und ob sie schon keine Automobile besaßen, so verfügten sie doch über prächtige Wagen und Häuser von Gold und Elfenbein. Die fetten Kühe von Basan, wie der Prophet sie verächtlich nennt, waren schlechte Frauen, die Maitressen reicher Männer, Harpyen, die die Armen des Nötigsten beraubten. Es war nicht nur eine schöne Redewendung, sondern eine einfache Tatsache, daß sich Kornringe bildeten, gerade wie sie jetzt in Chicago gebildet wurden, die die Preise in die Höhe trieben; die Lebensmittel wurden gefälscht, wie Amos es sagt, es wurde Geld gemacht durch Verkauf von Ausschußweizen. Und, was das Schlimmste war, die Menschen wurden in die Sklaverei verkauft, weil sie ihre Schulden nicht zahlen konnten; durch Pfandverschreibungen wurden sie dem Gläubiger ausgeliefert; und handelte es sich auch um die kleinste Schuld — der reiche Wucherer konnte immer darauf zählen, daß ihm die Gerichte zu Willen waren. Zweimal erklärt Amos, daß die Armen um Silber und die Bedürftigen um ein paar Schuhe gekauft werden können, und er wußte wohl, was er sagte. Schuldner konnten billig gekauft werden. Es ist daher klar, daß Galiläa schon lange die ganze entsetzliche Grausamkeit unserer modernen sozialen Probleme gekannt hatte, sogar bis auf den feindlichen Gegensatz zwischen den Vertretern des Kapitals und der Arbeit. Auch brauchen wir nicht bis zu Amos zurückzugehen, um das herauszufinden. Nehmet Jesu eigenes Zeugnis: „Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Witwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor! Darum werdet ihr desto mehr Verdammnis empfahen. . . . . Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet die Münze, Dill und Kümmel, und lasset dahinter das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben. Dies sollte man tun und jenes nicht lassen."

Aus dieser Art von Vorwürfen geht klar hervor, daß es auch in Jesu Tagen des Leidens und der Ungerechtigkeit genug gab und daß er die religiösen Führer anklagte, daran mitschuldig zu sein. Wie stimmt das mit dem kindlichen Vertrauen, das in meinem Text zum Ausdruck kommt? „So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht viel mehr euch tun, o ihr Kleingläubigen."

Die Sache liegt nicht so einfach, soweit es sich um den Einzelnen handelt, und aus Jesu Anklage gegen diejenigen, die ihre Frömmigkeit zum Deckmantel grausamer Begehrlichkeit machten, geht deutlich hervor, daß Jesus es wußte. Wie viel würde es den Arbeitslosen helfen, die diesen Morgen hier sind! Was den praktischen Wert des einfachen Glaubens anbetrifft, den die Anhänger der christlichen Wissenschaft und die Theosophen predigen, sich auf Jesus berufend, dürfen wir das allgemeine Prinzip zugeben, ohne uns darauf zu sehr zu versteifen. Hätte Jesus selbst es für allgenügend angesehen, so hätte er die Pharisäer nicht anzuklagen brauchen, daß sie die Armen unter dem Deckmantel der Frömmigkeit ausbeuteten. In Wirklichkeit verlangen jene, die durch die Not gedrückt werden und ein Leben eintöniger, mechanischer Arbeit führen müssen, daß die Last ihnen zuerst von den Schultern genommen werde, bevor sie auch nur anfangen können, auf Gott zu vertrauen, wie Jesus es beschreibt. Ihr werdet bald verstehen, wie ich das meine.

Bis jetzt habe ich mich bemüht euch zu zeigen, daß Jesus die Probleme der Armut mit ihrem Gefolge von Elend aller Art sehr wohl kannte. Darum, was immer die Bedeutung des schönen Wortes ist, das meinen Text bildet, eines ist sicher, daß Jesus nicht meinte, der Arme brauche nichts zu tun als auf Gott zu vertrauen für Nahrung und Kleidung, und daß ihm dann alles Nötige zufalle. Wie schon angedeutet, glaube ich durchaus, daß es wirklich eine Stufe religiöser Erfahrung gibt, auf der die Menschheit eine absolute Herrschaft über die sogenannte materielle Welt erreicht und darum sicher sein darf, alle ihre leiblichen Bedürfnisse im Ueberfluß befriedigen zu können. Aber wenige haben je diese Höhe erreicht, und der großen Masse der Menschheit ist sie ein unbekanntes Land. Hieltet ihr es wirklich für möglich — würde Jesus es für möglich gehalten haben — daß ein unterdrückter Arbeiter irgend einer unserer großen Bevölkerungszentren, der Tag und Nacht um einen elenden Hungerlohn zu arbeiten hat, daß er, erschöpft und unterernährt, seine Seele genügend anzuspannen vermöchte, um es mit der Verwirklichung dieser höheren Wahrheit zu versuchen? Nein, es ist nicht möglich, es wäre denn durch ein Wunder, und Jesus hätte es auch nicht für möglich gehalten und hielt es auch damals bei so manchen seiner Umgebung nicht für möglich. Zwinge einen Menschen, das Leben eines Tieres zu leben, und du erdrückst und lähmst auch das Göttliche in ihm. Jesus wußte das alles auch, besser als du und ich, und dennoch sagte er: „So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, sollte er das nicht viel mehr euch tun, o ihr Kleingläubigen!“

Diese Worte sind eben zur ganzen Menschheit gesprochen worden und von dem Augenblick an, wo wir das erkennen, wird uns ihr Sinn klar. Es ist eine einfache Tatsache, daß, gerade so wie es genug Erde und frische Luft gibt für das Gras und die Blumen, so auch genug Nahrung und Kleidung da ist für alle, Mann, Frau und

Kind, wenn wir nur einander aus dem Wege gehen oder uns gegenseitig helfen wollten, statt daß wir einander stoßen und einander vor dem Licht stehen und umbringen. Es brauchte weder Hunger, noch Not, noch freudlose Arbeit zu geben, wenn wir es nur dazu brächten, daran zu glauben und danach zu handeln. Und warum tun wir es nicht? Weil wir so wenig Glauben haben aneinander, an die Fruchtbarkeit der Erde, und so wenig Glauben an Gott. Ihr sehet, Jesus hatte durchaus Recht. Er sah ganz deutlich, wie es um die arme alte Erde bestellt war, auch wie es heute um sie bestellt ist. Die Menschen heften ihren Blick auf die Güter dieser Welt, als ob sie ein Endzweck sein könnten, was sie nie sind und nie sein dürfen. Es ist etwas Schreckliches und Böses, daß irgend ein menschliches Wesen sollte den ganzen Tag und jeden Tag daran denken müssen, sich die Nahrung zu beschaffen. Solche Ueberlegungen sollten im Leben eines Gotteskindes eine ganz untergeordnete Rolle spielen, wir sollten an höhere Dinge, als die Befriedigung unserer tierischen Bedürfnisse denken und denken können. Und es wäre auch keiner mehr aus Nahrungssorgen zu seelentötender Sklavenarbeit verdammt, wenn nicht unsere ganze Kultur sich in allererster Linie um zeitliche Güter sorgte. „Warum sorget ihr um diese Dinge?“ sagt Jesus. Sie sind nicht das Leben. „Das Leben ist mehr denn die Speise und der Körper mehr denn die Kleidung.“ Wenn nicht alle Welt dächte und handelte, als ob der Besitz materieller Güter das Leben ausmachte, so gäbe es nicht die entsetzlichen Eiterbeulen, an denen unsere Gesellschaft krankt. Der Mensch ist in einem furchtbaren Irrtum befangen und die Folgen sind entsetzlich. Wir haben immer Angst, Angst, daß nicht genug da sei. Und wir sind begehrlich, darauf aus, so viel von den materiellen Gütern als nur möglich für uns zu erhaschen und zu behalten und leben in fortwährender Angst, unser Nachbar möchte sie uns wegnehmen; so bemühen wir uns beständig, sie vor ihm zu schützen oder ihn dessen zu berauben, was er schon hat. Und die Folgen dieser tollen Jagd nach Dingen, die in sich wertlos wären und als Mittel zum Zweck dienen sollten, starren uns täglich und stündlich ins Gesicht. Wir haben die Gegensätze von Reichtum und Armut und alle die moralische und geistige Erniederung, die sie nach sich ziehen. Ja, Jesus hatte Recht, und so wunderbar Recht, daß er im zwanzigsten Jahrhundert in London geredet haben könnte, statt vor alten Zeiten in Galiläa. Was er uns mit diesem Worte sagen will, ist also etwas, das niemand leugnen kann, der das Problem einmal recht ins Auge gefaßt hat: daß der Mensch zum mindesten so gut wie die Blumen des Feldes ausgestattet ist mit den Gaben der Natur und daß er noch in einem höheren Sinne so schön sein könnte, wenn er nur Glauben hätte an sich, an eine tiefere Bedeutung des Lebens und an den Gott, der es gibt.

Aber es nützt nichts, davon zu reden, als ob wir dieses Ideal erreichen könnten, ohne einander zu Hilfe zu kommen, oder als

ob es genügte, den Verkürzten zu predigen, sie sollten auf Gott vertrauen für die materiellen Güter, die wir andern ihnen entziehen. Wir müssen alle miteinander uns danach richten. Wir müssen versuchen, es allen Menschen begreiflich zu machen und sie müssen zusammenstehen, daß dies möglich ist. Wir müssen immer und immer wieder der Menschheit dieses Wort Christi vorhalten, das auch heute noch in jedem Herzen antönen würde, wenn wir nur Zeit hätten, darauf zu hören. Wir sind alle eine Einheit, wir sorgenbeschwerten Kinder des Höchsten, und als ein Ganzes müssen wir unsere Vollendung und Freude suchen. Lasset uns doch statt gegeneinander zu kämpfen uns zur gegenseitigen Hilfe vereinigen und Gott wird für unsere materiellen Bedürfnisse sorgen, gerade wie er das Gras des Feldes kleidet. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." Wie Oliver Lodge in seinem neuesten Buche „Der Mensch und das Universum", so schön sagt:

„Es ist soviel angeborene Güte in der Menschheit vorhanden und um sie zum Treiben und Blühen zu bringen, braucht es nicht viel mehr als rein äußerliche Sorgfalt, dieselbe Sorgfalt, die man auf einen Garten in so reichem Maße verwendet. Die Pflanzen selbst besorgen alles, das Blühen und Reifen, wenn der Gärtner sie nur der Sonne und dem Licht aussetzt und ihnen Parasiten und Unkraut fernhält. Lasset dies einmal für die Menschheit geschehen und sie wird reich aufblühen; sie wird die Pflege hundertmal vergelten."

Ich hoffe, daß wir jetzt ganz erfaßt haben, was Jesus mit diesen schönen und tief inhaltsreichen Worten meinte. Sie waren nicht der Ausfluß eines schalen und gedankenlosen Optimismus. Sein Protest gegen die Pharisäer war eine Aufforderung, das Unkraut und die Parasiten zu entfernen, die Oliver Lodge als Hemmnisse des Seelenwachstums bezeichnet. Gottes Gaben sind reich genug, aber wir mißbrauchen sie oder enthalten sie einander vor, ohne zu merken, daß wir dadurch uns selbst arm machen. Laßt die tiefere Seele zu ihrem Recht kommen, öffne sie der Himmelssonne, räume die giftigen Pflanzen weg, die um sie her aufschießen, bewässere sie mit menschlicher Teilnahme und brüderlicher Liebe und überlasse das Uebrige Gott. „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen" und lernet daraus. Sie entfalten sich von innen heraus mit der geheimnisvollen Kraft des Lebens, von der wir nicht wissen, wie sie wirkt; sie wachsen dem Himmel zu, weil das Licht sie ruft, und so tief liegt das Bedürfnis nach dem Himmel in ihnen, daß, wenn sie in Dunkelheit eingeschlossen sind, sie blindlings nach ihm hintasten. Ist es nicht so mit uns und der ganzen Menschheit, wie wir sie kennen? Können wir ohne Gott sein? Haben wir je ohne Gott sein können? Ist nicht die Sehnsucht nach Vereinigung mit ihm die tiefste Sehnsucht unserer Natur und die innerste Triebkraft jedes Impulses zum Guten? Wie wenig kennen die Menschen

sich selbst. Es ist ebenso wahr, daß wir alle uns nach Gott strecken, wie das die Blumen des Feldes dem Gesetze ihres eigenen Selbst folgend, der Sonne zuwachsen. Fraget, warum jedes kleinste Bächlein in der Welt dem fernen Meer zustrebt und zueilt und ihr habet gezeigt, warum die stürmischen Kämpfe unseres menschlichen Lebens so sind, wie sie sind. Das Wasser muß seinen Grund finden; der Mensch muß Gott finden.

Dies ist also der Grundgedanke der weisen und lieblichen Worte Jesu. „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen", und: schauet auch, wie sie vergehen können. Wir Kinder des Höchsten sind hier, damit wir unsere Seelen wachsen lassen oder vielmehr, wir sind hier, daß Gott sie in uns wachsen lasse und durch uns eine Schönheit zum Ausdruck bringe, seltener und wunderbarer als die der Blumen des Feldes. Alles was der ewige Geist braucht, ist Spielraum. Gott will in dir, wie er es bei den Lilien tut, einen Glanz schaffen, der nur dir eigen sein kann und der doch sein eigenes göttliches Wesen ausdrückt. Aber wie, wenn die Seele gefangen ist im Dunkel der Unwissenheit, materieller Not und freudloser Arbeit? Es gibt in den Verhältnissen unseres täglichen Lebens heutzutage tausend Dinge, die unsere Seele einengen, gerade wie in Jesu Tagen, und es ist heute so wahr, wie er es damals als wahr erkannte, daß der Fehler an uns liegt. Gottes Reichtum ist so groß wie unsere Bedürfnisse; wir sind es, die ihn einschränken. Wir reden viel von Materialismus und viel davon ist ein falsches Gerede. Unter diesen irdischen Lebensbedingungen braucht die Seele eine richtige und angemessene materielle Ausrüstung, wenn sie wachsen soll. Hungere ein Kind aus, oder säe den Samen der Krankheit in seinen Körper; gib ihm eine häßliche und düstere Umgebung; kette es an eine eintönige, freudelose Arbeit, mit der es sein tägliches Brot verdiene, laß es in beständiger Ungewißheit leben, ob es auch nur imstande sei, sie weiterzuführen, laß es ohne Verteidigungsmittel gegen Krankheit und Alter, und die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß das Tier in ihm mächtiger werde als der Engel. Es wird eine Pflanze werden, die nicht blüht. Wie könnte es anders sein! Jesus sah deutlich, wer die Schuld trug an solchen Dingen in seiner Zeit und er sprach es aus. Gottes Gnade ist auch inbezug auf die irdischen Güter groß genug für die Bedürfnisse, sowie die Erde fruchtbar genug ist für das Wachstum der Pflanzen, und was dem Wachstum der Pflanzen hinderlich ist, verhindert auch das Wachstum der Seele. Bedenket dies, ich bitte euch, alle miteinander. Der Sinn der Worte Jesu ist: Gott will das seine tun, wenn ihr das eure tut. Er hat Gaben im Ueberfluß; das Leben ist reich genug; wir sind es, die das Wirken der göttlichen Güte einschränken. Wenn Gott bei den Blumen und beim Gras Schönheit schaffen kann aus irdischen Dingen, kann er nicht dasselbe tun für die Menschen, o ihr Kleingläubigen! Ja, er kann es und wird es, wenn nur du und ich ihm nicht mehr im Wege stehen, oder um es noch besser auszudrücken,

wenn wir ihn durch uns handeln lassen, indem wir das menschliche Leben reiner, klarer und edler machen.

Wollt ihr helfen? „Schauet die Lilien auf dem Felde" — sie wachsen in frischer Luft und Sonnenschein; die menschliche Natur wächst unter den gleichen Verhältnissen, tatkräftig unterstützt durch brüderliche Liebe. Ja, schonet die Lilien auf dem Felde und vielleicht lehren sie euch mehr, als ihr es euch je gedacht hättet.

„Und das Kind, das ich dir gab?"
Sagte Gott zu mir.
„Das Kind, für das ich gestorben bin
Und das ich dir anvertraut?
Wie sind die Blumen erblüht
Deren Keim ich ihm in die Seele gelegt,
Die lieblichen, lebenden Wunder der Jugend,
Der Hoffnung und Freude und Wahrheit?"

„Des Kindes Wangen sind blaß,"
Sagte ich zu Gott.
„Es weint vor Hunger und Kälte des Nachts;
Seine Füßchen sind müde vom Wandern
Auf den schmutzigen, kalten Straßen der Stadt;
Es hat keine Blumen zum Spielen.
Und die Blumen, die du in die Seele ihm pflanztest, sind tot."
„Du Tor", sagte Gott.

Das ist die Quintessenz der Botschaft Jesu. Hier ist sie eingeschlossen. Wenn die Welt nicht ist, wie sie sein sollte, so müssen du und ich helfen, sie so zu machen, wie sie sein soll und dazu braucht es mehr als andern Moral zu predigen. Wir sind selbst fehlbar, solange wir müßig dasitzen trotz Elend und Erniedrigung um uns her. Wo immer ihr eine verkümmerte Seele findet, fraget euch, was Gott aus dieser Seele hat machen wollen, und was schuld ist, daß sie es nicht geworden ist. Wenn ihr einen trefft, der einen schlechten Gebrauch macht von seinen edlen Anlagen, fraget euch, was den Strom in das falsche Bett geleitet habe! Wenn ihr jemand zu einem Leben verurteilt sehet, das euch verhaßt wäre und das für denjenigen, dessen Los es ist, nicht anders als mühsam und freudlos sein kann, fraget Gott, ob er von euch erwarte, daß ihr ein wenig Sonnenschein hinein traget! Wie seltsam, daß die Leute nicht die in die Augen springenden Widersinnigkeiten sehen, die direkt vor ihnen liegen. Gott wird verhöhnt, solange ein einziges menschliches Wesen leiden muß, damit ein anderer emporkommt. Es gibt in unserer heutigen Welt so viel schreckliches Unrecht, das gesühnt zu werden verlangt, Schändlichkeiten, die ausgetilgt werden sollten. Wer wird es tun, oder etwas daran tun? Warum nicht du? Niemand anders hat eine größere Verpflichtung es zu tun und Gott will, daß es getan werde. Duldet nichts, das dem Geist Christi zuwider ist, wie althergebracht oder festbegründet es sein möge. Ihr müßt euch eurer Religion nicht bloß freuen, ihr müßt sie üben und sie üben heißt mehr als nur eure eigenen Tugenden pflegen, obgleich dies natürlich auch dazu gehört. Es bedeutet einen

Gottesdienst der Liebe, einer Liebe die wie die Liebe Jesu nicht vor dem Kreuze zurückschreckt, damit eine neue Menschheit aus dem Grabe der Unwissenheit und des Hasses auferstehen möge und ihr Erbteil beanspruche an dem Leben, das nie alt wird und nie stirbt, dem Leben aus Gott. Uebersetzt von Clara Ragaz.

Soziale Rundschau.

Die Wertschätzung der Kirche. An den Vortrag von Professor Drews am letzten evangelisch-sozialen Kongreß über das Thema: „Die Kirche und der Arbeiterstand" hat sich eine Diskussion über den Wert der organisierten Landeskirche angeschlossen, die in der „Christlichen Welt" ihre Fortsetzung fand. Da diese Diskussion von deutschen Verhältnissen ausging, wollen wir hier nur wenig auf sie eintreten. Aber weil die Frage vom Wert und Unwert der Kirche auch unter uns lebhaft diskutiert wird, so soll hier mit einigen Worten von der Wertschätzung der Kirche die Rede sein. Vielleicht geben sie Anlaß zu einer nützlichen Diskussion in den „Neuen Wegen."

Die Fragen sind: Wie soll die Kirche von denen, die in ihr arbeiten, geschätzt werden? und wie wird sie von denen, für die sie arbeiten soll, geschätzt?

Die Kirche kann von uns, die wir in ihr arbeiten, nicht hoch genug geschätzt werden; und zwar aus folgenden Gründen:

1. Einmal gewährt diese Einrichtung einer Anzahl Personen (möchten es auch immer Persönlichkeiten sein!) die Zeit und die Mittel, sich ganz mit dem religiösen Problem zu beschäftigen. Das ist in unserer Zeit der Veräußerlichung und Spezialisierung aller Arbeit ganz unschätzbar.

2. Ferner bietet die Kirche die Möglichkeit, alle Zeit- und Lebensfragen, unbeeinflußt von irgend welchen politischen oder andern Interessen durchzudenken. Sie ist in den Streitfragen der Gegenwart die objektive Richterin, indem sie keinen andern Maßstab kennt als die Wahrheit in der Liebe. Deshalb ist sie in den Stand gesetzt, in vielen Konflikten das rechte Wort zu finden und auf eine Lösung hinzuarbeiten, die ein Fortschritt ist.

3. Unsere Volkskirche kann auch deshalb nicht leicht überschätzt werden, weil ihren Berufsarbeitern alle Türen mit wenig Ausnahmen offen stehen. Und wie wertvoll ist, daß sie die Jugend religiös beeinflussen kann!

Das alles sind geradezu wundervolle Möglichkeiten, neben denen alles, was an der Organisation der Kirche ausgesetzt werden kann, mir unbedeutend und kleinlich erscheint. Diese Möglichkeiten sind freilich ebenso viele Aufgaben, die kurz so formuliert sein mögen:

Zu Punkt 1: Pfarrer darf nur werden, wem es mit der Religion ernst ist. Der Pfarrer hat sich auf die religiöse Arbeit zu konzentrieren und, wo er zu einem humanitären Werk Hand bieten muß, weil niemand sonst die Initiative ergreift, soll er doch sobald als möglich solche Arbeit andern Händen übergeben, um Kraft und Zeit wieder ganz jener zuzuwenden.

Punkt 2 kann nicht gewissenhaft genug genommen werden. Freilich wird der kirchliche Berufsarbeiter bald merken, daß die Kirche eine ecclesia militans ist. Es werden sich ihm auch einige Türen schließen, dafür aber vielleicht hundert andere erst recht weit auftun (Ev. Mark. 10, 29 und 30).

Die Aufgaben aus Punkt 3 ergeben sich, wenn von der Wertschätzung der Kirche im Volk geredet wird. Davon ist freilich genug gesagt und geklagt worden. Wenn auch bei uns nicht, wie in Norddeutschland, 30,000 Arbeiter offen mit der Kirche brechen, so ist doch die innere Abkehr eine weit verbreitete. Neben dem liberalen Bürgertum sind es die Arbeitermassen mit wenigen Ausnahmen, die an der Kirche vorbeigehen. Und von den Konfirmanden sind es gar nicht immer die schlechtesten, die früh von der Kirche sich abwenden. In wenigen Jahren ist in der Schweiz die Armee der Industriearbeiter um 60,000 angewachsen. Damit erfährt auch das Heer der Unkirchlichen einen gewaltigen Zuwachs. Soll es so weiter gehen?

Aus der Erkenntnis dieser Not hat Drews in dem genannten Vortrag unter anderem gefordert:

„Wir müssen alle Kraft daran setzen, unter unsern Arbeitern — unter unsern Gebildeten vielleicht nicht weniger — dem geistlichen Stand und der Kirche wenigstens die Achtung zurückzuerobern."

Ich glaube, daß dies ein ganz schiefer Weg ist. Sicher hat Drews es durchaus nobel und gut gemeint, dafür zeugt der übrige Inhalt seines Vortrages. Aber wie ein Mensch in eine schiefe innere Verfassung kommt, wenn er es darauf anlegt sich Achtung zu erobern, so nicht weniger die Kirche. Nein, wir müssen selbstlos sein und für die Kirche, wenn sie uns auch noch so lieb ist, gar nichts wollen. Sie darf uns nichts sein als Organisation, Instrument zum Handeln. Die Achtung kommt dann ganz von selber, denn sie wird doch nur den Selbstlosen zu teil. Wir dürfen, um mit Traub zu reden, „die Leute nicht immer aus der Welt herausholen wollen für uns, für diesen kirchlichen Kreis, für die kirchliche Arbeit, statt daß wir sie darin lassen, dort in den großen Verbänden der natürlichen staatlichen Welt und dort als Pfarrer unsere Ehre darein setzen mitzuwirken . . . Die Achtung wird der Pfarrer nie bekommen, wenn er „Pfarrer" und „Pastor" bleiben will, sondern nur, wenn er sich wirklich einmal bewußt hineinstellt in die weltliche Konkurrenz und hier gar nichts anderes sein will, als einer der mithilft, mitredet und mitratet . . . Wer heute der Kirche einen Dienst tun will, der wirke nicht für diese Kirche, sondern der wirke in der Welt."

Von hier aus werden wir die Arbeit recht angreifen, die Drews vorzüglich so formuliert: „Wir müssen ein immer tieferes Verständnis für die Arbeiterbewegung, für die Psyche unserer Arbeiterbevölkerung uns zu erarbeiten suchen. Nichts muß man unserer Kirche so laut, so eindringlich ins Ohr, ins Gewissen rufen, als dies: Lerne verstehen! lerne die Menschen ringsher verstehen, die vor deiner Türe stehen. Nichts wird unsere Kirche so sicher aus den Banden ihrer Starrheit und ihrer Rückständigkeit erlösen als die große Kunst des Verstehens. Unsere Kirche ist eingestellt von Anfang an auf bäuerliche Menschen, im 19. Jahrhundert ist ihr ein neues, anders geartetes Geschlecht heraufgewachsen. Daß sie dieses Geschlecht wirklich völlig verstehe, wer wollte es behaupten? Lerne verstehen, das gilt den Geistlichen, den akademischen Theologen und den Kirchenregierungen."

Soweit Drews. Als ein Pfarrer letzthin in einem ländlichen Arbeiterverein bei Anlaß der Novemberfeier eine Ansprache über die Notwendigkeit der Organisation hielt, sagte der Präsident nachher zu der Versammlung: Die Anwesenden seien jedenfalls alle mit ihm einig, daß sie nie geglaubt hätten, daß ein Pfarrer so reden könne. Diese etwas naive Aeußerung zeigt, daß die Lohnarbeiter es heute noch von den Pfarrern gar nicht erwarten, daß sie sich in ihre Lage hineindenken und für die Hebung und Sicherung ihrer Existenz arbeiten. Und doch sollte nur schon, abgesehen von der christlichen Bruderliebe, die Dankbarkeit dafür, daß wir Pfarrer eine regelmäßige ausreichende Einnahme und ein gesichertes, geräumiges und gesundes Wohnen haben, uns die lebhafteste Teilnahme einflößen für die große Masse derer, die diese schönen und notwendigen Dinge nicht haben und noch erkämpfen müssen.

Das Verstehen der Welt rings um uns, die lebendige Teilnahme an dem was in ihr vorgeht und die gerechte Beurteilung aller Verhältnisse in ihr vom Evangelium aus wird auch den Jugendunterricht so untheologisch und so fruchtbar fürs Leben machen, daß unsere Konfirmanden mit Dankbarkeit an ihn zurückdenken und, wenn vielleicht nicht aus Gründen des Verstandes, so doch aus einem richtigen Gefühl heraus der freidenkerischen Propaganda widerstehen werden. Aber darüber hat v. Greyerz so viel Gutes gesagt, daß wir uns ein weiteres ersparen können.

Naumann und die evangelisch-soziale Bewegung. In dem schon erwähnten (seither in erweiterter Gestalt als Sonderabdruck aus dem Protokoll des evangelisch-sozialen Kongresses erschienen) Vortrag über „Die Kirche und der Arbeiterstand" hat Drews die Klage erhoben, der Viele, die Naumanns Entwicklung verfolgt haben, beistimmen werden: „... Und ein anderes Schmerzliches trat in jenen Tagen hinzu. Die Kirche verlor Friedrich Naumann. 1897 gab er sein Frankfurter kirchliches Amt auf. Auch er konnte dem Reiz der Politik nicht widerstehen. Nur zu früh gab er sich an die einengende Aufgabe einer politischen Parteigründung hin, und im richtigen Gefühl,

wie wenig sich das Kirchliche und das Politische miteinander decken, verzichtete er bewußt auf seinen Beruf in der Kirche. Und darüber verloren wir seine wundervolle Kraft. Was wir von ihm erhofften, war für's Erste nicht eine politische Partei, sondern ein doppelter Dienst, den er unserer Kirche und damit unserm Volk tun sollte: Einmal sollte er — ein Kingsley Deutschlands — unsere Gebildeten die ganze Arbeiterbewegung „verstehen" lehren, und sodann sollte er die dem Atheismus verfallenen oder zutreibenden Arbeiter „verstehen lehren, was eigentlich Religion, was Christentum sei, soweit dies überhaupt durch die Macht des Wortes einer glaubensvollen Persönlichkeit möglich ist. Unsere Hoffnung ist gescheitert." . . .

Naumann antwortet hierauf in der „Hilfe": „Einige Freunde haben das wie eine Art Vorwurf empfunden, ich selbst aber gebe dem Vortragenden völlig recht: es war eine Lebensentscheidung, bei der tatsächlich wertvolle Anfänge im Stiche gelassen werden mußten. Damals war die Zeit noch nicht recht reif für evangelische Propaganda größern Stils, und ich war von Wichern her viel zu sehr sozialpolitisch beeinflußt, um ein parteiloser Glaubensverkündiger werden zu können. Inzwischen aber wächst eine Schar jüngerer Theologen heran, die das mit bessern Kräften neu versuchen, was wir damals liegen lassen mußten. Die Reden von Liebster, von Bröcker, Lic. Naumann und Fuchs bezeichnen im Zusammenhang mit Traubs Ausführungen eine neue Strömung innerhalb der Kirche, die sicher in der Zukunft noch viel von sich reden machen wird, weil sie jetzt beim Erlöschen des ältern Materialismus zur richtigen Stunde kommt. Gott segne euch; ihr sollt es besser machen, als wir es konnten!" Fr. Sutermeister.

Umschau.

Die Wahl Liechtenhan's nach St. Matthäus in Basel hat im In- und Ausland ziemliches Aufsehen erregt. Zahlreiche Zeitungsartikel haben sich damit beschäftigt. Auch die „Neuen Wege" dürfen nicht mit Stillschweigen an diesem Ereignis vorübergehen. Bedeutet es doch einen Sieg der Sache, die wir vertreten und eine unerwartete Genugtuung für die vor einem Jahr erlittene Niederlage.

Es ist allerlei, was uns an dieser Wahl freut.

Wir freuen uns, daß unser Freund nun auf einen Arbeitsplatz gestellt ist, der seinen Fähigkeiten und Neigungen entspricht. Es ist kein leichtes, aber ein interessantes und zukunftsvolles Feld!

Wir freuen uns, daß Liechtenhan von Sozialdemokraten vorgeschlagen worden ist. Diese Tatsache ist es besonders, die vielerorts solches Aufsehen erregt hat. Rade erwähnt sie in der „Christl. Welt" mit dem Ausruf: „Und solches geschieht! Geschieht in der Kirche!" Uns freilich kommt das nicht so erstaunlich vor. Abgesehen davon, daß wir in der Schweiz ja einige sozialdemokratische Pfarrer haben, ist Liechtenhan schon im letzten Herbst auch von Sozialdemokraten portiert worden und wäre auch gewählt worden, wenn diese in der Münstergemeinde so viel zu sagen hätten, wie zu St. Matthäus. Aber wenn wir nicht über diese Tatsache staunen, so freut sie uns doch. Warum, brauchen wir nicht zu sagen.

Fast mehr noch freute mich persönlich

etwas Anderes, etwas, das in Basel völlig neu ist: daß dort nun einmal wirklich ein Pfarrer gewählt worden ist, der von vorneherein zu keiner der zwei Parteien und überhaupt zu keiner Partei gehört. Zwar giebt es in Basel schon jetzt eine Anzahl Pfarrer, die innerlich über dem Parteienwesen stehen, aber äußerlich sind alle irgendwo eingereiht. So wird der Schein aufrecht erhalten, als ob es nicht möglich sei, auch ohne die Zugehörigkeit zu einem der beiden Lager in Basel Pfarrer zu sein. Und schwer genug ist es gewesen! Die Stellung Liechtenhan's ist nun ein sichtbarer Beweis, daß das möglich ist; sie ist gleichsam das Symbol eines neuen Stadiums der kirchlichen Entwicklung Basels und wird als solches die heilsamste Wirkung tun. Das ists, was wir letztes Jahr auch gewollt haben.

Immerhin könnte es sich vielleicht doch nur um eine Ausnahme handeln, die für die kirchliche Lage nicht symptomatisch wäre. Aber dem ist nicht so. Damit kommen wir auf das, was mich persönlich, und wohl auch manche andern, fast am meisten freut: das ist die Stellung, die die Positiven von St. Matthäus zu der Sache eingenommen haben. Die Stelle war durch einen ausgezeichneten Vertreter ihrer Partei besetzt gewesen. Daß die Positiven in der Matthäusgemeinde zu dem vorhandenen, Herrn Pfarrer Benz, noch einen Pfarrer brauchen könnten, ist offenkundig. Dazu gibt man in Basel nicht gern einen ererbten Besitzstand auf. Trotzdem haben die Positiven die Selbstüberwindung besessen, die Stelle ohne Kampf, ja mit einer gewissen Begeisterung, den Sozialdemokraten (oder „Religiös-Sozialen") abzutreten. Leute, die nie an edle Motive menschlichen Handelns glauben können, mögen versuchen, dieses Verhalten aus kluger diplomatischer Berechnung zu erklären. Aber sie irren sich. Es waren edle, die edelsten Motive. Es war eine Art von Motiven, die man besonders im kirchlichen Leben oft nicht zu kennen scheint: nämlich religiöse. Die Positiven, von weitschauenden, wahrhaft freigesinnten Männern beraten, sagten sich, daß es ein unfrommes Tun wäre, wenn man das Anpochen der Sozialdemokratie an die Tore der Kirche überhören wollte. Daneben haben sie bedacht, daß eine Kirche, wie die baslerische, die im Begriffe steht, sich aus einer Staatskirche in eine Volkskirche zu verwandeln, eigentlich Gott danken sollte, wenn der größere Teil des Volkes, die Arbeiterschaft, in ihr einen Platz begehrt.

Das ist wirklich frommer und freier Geist zugleich. Wenn er in der Kirche zunimmt, stellen wir das Feuer gegen das Kirchenwesen ein. Jedenfalls ist dieses Verhalten ein Zeichen, daß wir über die Parteimisere grundsätzlich hinaus sind — und es steht ja nicht allein da; die Redlichen und Einsichtigen aller Lager wissen, daß es ein Neues zu pflügen gilt.

Wir wünschen der Matthäusgemeinde, daß sie, die schon bisher in manchem Stück vorbildlich war, in stets wachsendem Maße eine Leuchte werde, auf die Viele voll Freude schauen können, ein Stück kirchlichen Zukunftslandes in der Gegenwart. L. R.

Angesichts der nahenden Weihnachtszeit ist es vielleicht am Platz, wieder einmal an einige **soziale Pflichten der Käufer** zu erinnern. Sie lauten: Bestelle Arbeiten, die auf Weihnachten fertig werden sollen, nicht erst in den letzten Wochen vorher! (Mit dieser Mahnung komme ich allerdings selbst auch zu spät.) Mache deine Einkäufe nicht erst in den letzten Tagen vor der Weihnacht! Wenn du das, was du suchst, nicht erhältst, so begnüge dich lieber mit dem, was du vorrätig findest und verlange nicht, daß man dir genau das Gewünschte in dieser verkehrsreichen Zeit extra kommen lasse! Versende deine Pakete nicht so spät, daß die Postbeamten am 24. Dezember sich abhetzen müssen und an der Weihnacht so erschöpft sind, daß sie das Fest gar nicht genießen können! Verschicke auch keine unnützen Neujahrskarten und riskiere es, solche die du erhältst unerwidert zu lassen; der Andere schickt dir dann von selbst nächstes Jahr keine mehr. Ich sage nichts gegen einen Gruß an die Lieben in der Ferne; aber bei denen, welchen du in den nächsten Tagen mündlich gratulieren kannst, laß es unbedingt bleiben und verbiete es auch deinen Kindern! Halte es nicht für entwürdigend, ein Paket selbst nach Hause zu tragen, selbst wenn es dich einige Anstrengung kostet; es ist entwürdigender, wenn du die Geschäftsangestellten um

deiner Bequemlichkeit willen damit durch die Straßen keuchen lässest! Laß nicht ein ganzes Lager vor dir ausbreiten, um schließlich nur eine Kleinigkeit zu kaufen! Und endlich: Denke nicht, ob du diese Regeln befolgst, mache nichts aus. Es ist genug an den Leuten, die nicht zu ihrer Befolgung zu bringen sind; vermehre ihre Zahl nicht! Bei dir ist es noch schlimmer als bei ihnen, weil du es doch mit bösem Gewissen tust. Suche lieber auch andere dafür zu gewinnen!

Dann noch etwas, das weniger direkt mit den sozialen Pflichten des Käufers zu tun hat: Plage deine Kinder nicht mit Weihnachtsarbeiten! Es ist recht, wenn sie mit ihren kleinen Künsten jemand eine Freude machen können und die Seligkeit des Gebens neben der des Nehmens schon früh erleben. Aber laß es nicht zur Plage, zur Quelle der Tränen, zur Störung ihrer Schularbeiten oder gar zur Wurzel der Nervosität und zum Ruin der Augen werden! Es ist nicht nötig, daß sie jedem Onkel und jeder Tante eine Weihnachtsarbeit machen, die sprechen ja doch nur ein paar offizielle Dankesworte, die nicht von Herzen kommen, verschließen das Geschenk in die Tiefen einer Kommode und wissen übers Jahr nicht mehr, von wem sie es haben. Es gibt genug Menschen, denen man mit weniger Mühe größere Freude bereiten kann. L.

Büchertisch.

Jeremia. Von Pfarrer Lic. R. Liechtenhan. Religionsgeschichtl. Volksbücher II. Reihe. 11. Heft. 1909. Preis 65 Rappen.

Das kleine Büchlein von 48 Seiten ist eine ausgezeichnete Einführung in das biblische Buch Jeremia, mehr noch eine vorzügliche Hinführung zu dem Propheten Jeremia. In geschichtlicher Folge wird behandelt, was wir aus dem Leben des Mannes wissen, und alle die bedeutenden Worte, die uns von ihm unter dem Geröll der „Ergänzerreden" verschüttet überliefert sind, werden ans Licht gezogen und in ihren ursprünglichen Glanz gehoben. Wer von L. geleitet, sie las, dem werden sie bedeutend und nicht mehr vergehen. Aber die Arbeit greift darüber hinaus. Wie aus der wortseligen Breite des Buches die spärliche Köstlichkeit der Prophetenworte herausgearbeitet ist, so hebt sich dann wieder aus den Worten der Mann hervor, der ganze köstliche, ergreifende, hinreißende Mann Jeremia mit dem Kinderglanz seiner weichen, reinen Seele, mit der Tapferkeit seines Protestes, mit dem Erschütternden seiner Klage um die entschwundene Freude, mit der Furchtbarkeit seiner Anklage wider den Gott, der ihn hinterging und er ließ sich hintergehn (20, 7), mit der ewigen Größe des völligen Gehorsams gegen Gott.

Kurzum, das Büchlein leistet, was es soll, und wir haben weder in deutscher, noch in englicher Sprache seines Gleichen. Man kaufe es darum, man lese es, lasse sich von ihm in die Bibel einführen und suche an seiner Hand ein Stück von der Seele des Mannes zu ergreifen, der der Menschlichste unter den Propheten war und der in einer Zukunftsbildung von ihnen allen den Menschen der Vertrauteste sein wird. L. Köhler.

Die bedingte Verurteilung. Von Joh. Heußer, Bezirksrichter. Verlag der Buchhandlung des schweizer. Grütlivereins. (Sozialpolitische Zeitfragen der Schweiz. Herausg. von Pflüger. Heft 7). 50 Cts.

Im Kanton Zürich kommt am 12. Dez. ein Gesetz zur Abstimmung, das die bedingte Verurteilung einführt. Daß es scharfer Opposition begegnet, hat die bedauerliche Stellungnahme des liberalen Parteitags und die Haltung des Bauernvertreters Bopp im Kantonsrat gezeigt. Die Opposition ist umso gefährlicher, als sich ihre Träger als Hüter von Recht, Ordnung und Moral aufspielen. Hier ist wieder einmal ein Fall, wo die Pfarrer sich in die Politik nicht nur einmischen dürfen, sondern sogar sollen. Wir empfehlen allen, die sich informieren möchten, Heußers Schrift. Namentlich die Angaben über die Erfolge in andern Ländern und die mitgeteilten Fälle, wo die Richter das Fehlen der bedingten Verurteilung bedauerten, werden überzeugend wirken können. Möge in dieser Adventszeit christlicher Geist der Milde

sich mächtiger erweisen als der heidnische Geist des Vergeltungsrechtes! L.

J. Hauri, **Die Religion, ihr Wesen und ihr Recht.** Populäre religionsgeschichtliche Vorträge. Verlag von C. Skopnik, Berlin 1909, Preis 5 M.

Auf Weihnachten 1908 hatten wir Dr. Hauris populäre philosophisch-naturwissenschaftliche Vorträge anzeigen dürfen, die unter dem Titel „Die Welträtsel und ihre Lösung" ausgingen. Wir haben uns nicht getäuscht. Ihr Erfolg war kein geringer. Die Zahl der Gebildeten, denen das Buch ein Führer wurde, ist groß. Vielleicht wird Hauris zweites Buch, das nach kaum einem Jahre dem ersten folgte, „Die Religion, ihr Wesen und ihr Recht", nicht ganz so rasch sich eine größere Lesergemeinde schaffen. So intensiv und mannigfaltig gegenwärtig das religiöse Suchen ist, so sind doch noch nicht so viele geneigt, durch eigentliche Denkarbeit sich Klarheit in den religiösen Fragen zu verschaffen. Man möchte eher meinen, daß eine intellektuelle Ermattung viele zur religiösen Stimmungswelt zurücktreibt. Dies aber wird nicht dazu angetan sein, religionsgeschichtliche Studien willkommen zu machen. Wir hoffen aber, daß die Leser der Neuen Wege eine Ausnahme bilden. Ihnen empfehlen wir dieses neue Buch Hauris sehr eindringlich als ausgezeichnete Ausführung eines wichtigen Stückes von dem Programm, das wir vor drei Jahren für unsere Zeitschrift aufstellten.

Der Verfasser formuliert das Programm seines Vorgehens in dem Satz: „Eigene Arbeit kann auf religiösem Gebiet keinem erspart werden. Nur weil wir so oft den Menschen diese Arbeit zu ersparen suchen, nur darum sind so viele an der Religion irre geworden." Ihm ist wahre Religion ein Gottfinden auf dem Wege des Lebens, ein Erleben Gottes, das niemals allen beschieden sein wird, sondern nur denen, „die von der Not des Lebens, insbesondere von ihrer sittlichen Not, sich innerlich bedrängt fühlen." Da ist das bloße Nachsprechen und die billige, rein gefühlsmäßige Erhebung von vornherein gerichtet.

Daß religiöse Töne überall die Luft durchziehen, von Häckel und Bölsche bis Bebel, vom orthodoxen Katholizismus und protestantischen Konfessionalismus bis zu dem großen Christentumshasser F. Nietzsche, das versteht niemand ruhiger zu erörtern als Hauri. Eine fast unbeschränkte Belesenheit reicht ihm das Material gleichviel ob er von Buddha spricht und den alttestamentlichen Propheten, oder von den modernen Surrogaten für die Religion, Strauß, Schopenhauer und Nietzsche. Man vertraut dem Führer und überwindet so auch die mühsamen Stellen des Weges ohne Ermüdung. Was aber die Hauptsache ist: In das beängstigende Durcheinander der religiösen Töne der Gegenwart: Buddhismus und Pessimismus, Monismus und Kulturglaube, christliches „stirb und werde!" und Nietzsche — in alles hinein bringt Hauri klare Leittöne. Aus ihm spricht nicht der Stürmer, auch nicht der Enthusiast, sondern der Mensch feinster Bildung und erstklassiger Denkfähigkeit, der Beobachter gereifter Art. Er ist ebenso frei von apologetischer Aengstlichkeit wie von allzu neuzeitlicher Ungeduld. Eine wohltuende Klarheit und Treffsicherheit des Urteils liegt über allem, und das, mein ich, tut so furchtbar not in unsrer Zeit religiösen Suchens und Tastens. Endlich spricht hier der Mann, der weiß, was er an Jesus hat und daß alles religiöse Suchen irgendwo im Dunkel endet, das an ihm vorbeischaut. Es wird mancher Weihnacht mit mehr Dank und Zukunftshoffen feiern, der sich durch Hauris neues Buch hat vorbereiten lassen. B. H.

Redaktionelle Mitteilung.

Das Inhaltsverzeichnis zum 3. Jahrgang wird, weil sonst diese Nummer die Gewichtsgrenze überschritte, erst dem Januarheft beigelegt und wird austretenden Abonnenten auf Verlangen gratis nachgeliefert.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

GTU Library
3 2400 00334 7675

v.3
1909

Neue Wege

v.3
1909